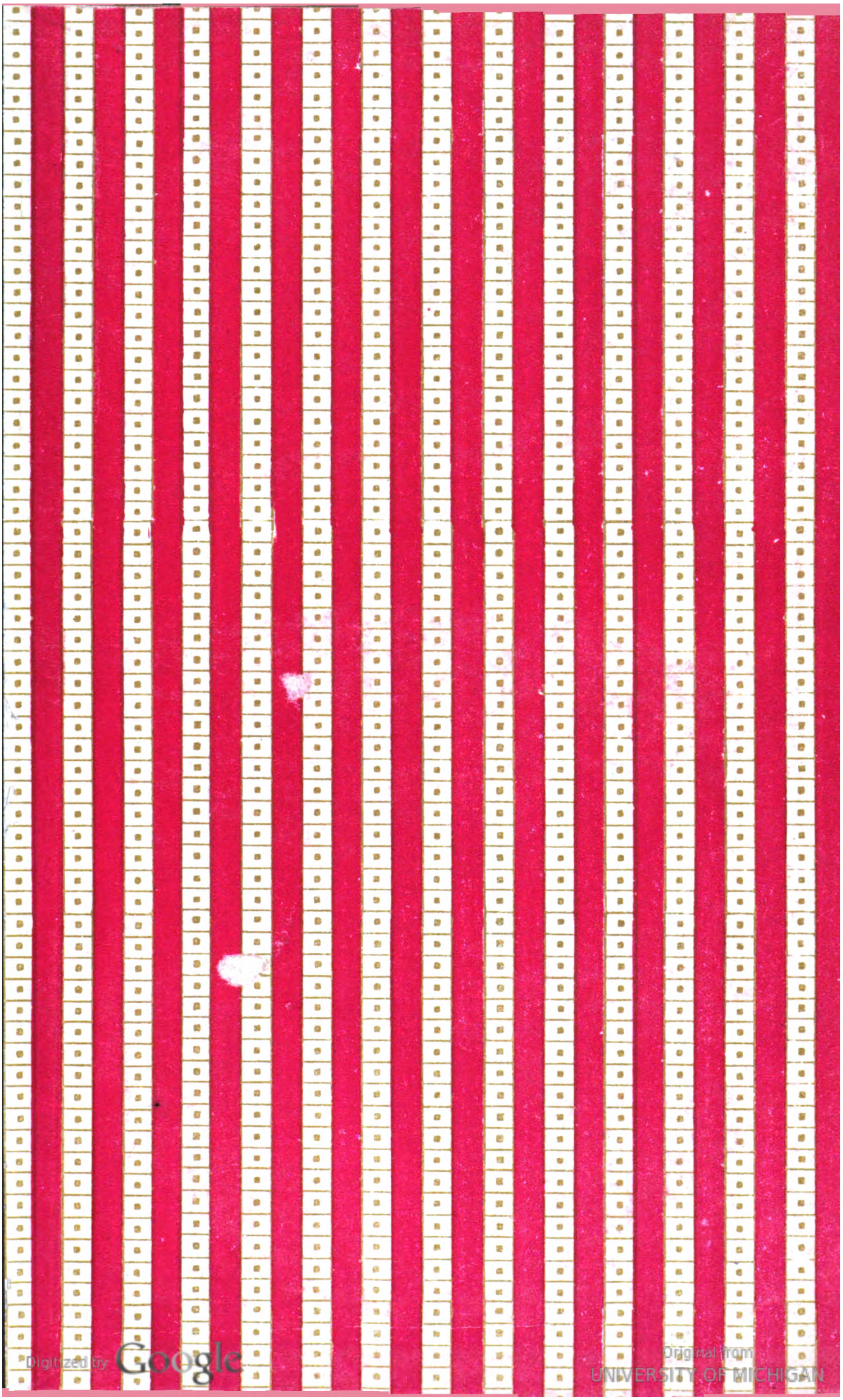
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte

62. Jahrgang. 124. Band. 2. Teil

Juni bis August 1918

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

830.6
.W53
v.124
pt 2

Verzeichnis der Mitarbeiter

Altmann, Wilhelm, Prof. Dr., in Berlin-Friedenau, 559. Bäte, Ludwig, in Melle (Hannover), 353. Bloch, Werner, Dr. phil., in Berlin, 563. Bödewadt, Jacob, in Berlin-Südende, 335. Böttcher, Alfred, in Jena, 340. Bröger, Karl, in Nürnberg, 572. Claudius, Hermann, in Hamburg, 413. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 390. Dyck, Jacob, im Felde, 472. Ehmig, Paul, Ministerialbaurat, in Schwerin, 573. Eidlitz, Walther, in Wien, 583. Elster, Alexander, Dr. jur., in Jena, 414. Enderling, Paul, in Stuttgart, 440. Findeisen, Kurt Arnold, in Plauen i. V., 351. Geiger †, Albert, 339. Gerhard, Hans Ferdinand, Dr. phil., in Ratzeburg i. Lbg., 354. Goebel, Fritz, Prof. Dr., in Hannover, 417. Greim, Mathilde, in Darmstadt, 441. Hagen-Thürnau, Carl, Dr. phil., i. Berlin-Südende, 562. Hardung, Victor, in St. Gallen, 301, 453. Heckel, Adolf, in Nürnberg, 436, 450. Heyne, Hildegard, in Leipzig, 584. Höfer, Conrad, Prof. Dr. phil., in Eisenach, 363, 428. Knapp, Martin, Dr. phil., in München, 473. Kohfeldt, G., Prof. Dr., in Rostock, 437. Koenig, Alma Johanna, in Wien, 334. Kröger, Olga, in Wien, 482. Kullberg, Emil Frithjof, in Hamburg, 401, 539. Kunze, Wilhelm, Oberamtsrichter, in Salder, 320, 558. Lorenz, Felix, in Berlin-Friedenau, 321. Lüdtke, Franz, Dr. phil., in Berlin-Pankow, 416. Massé, Grete, in Hamburg, 501. Meißner, Carl, in Berlin-Wilmersdorf, 341. Petzold, Alfons, in Gries bei Bozen, 381. Pogge, Günther, in Hamburg, 548. Raff, Helene, in München, 372, 549. Reyhing, Hans, in Ulm a. D., 517. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 398, 498, 602. Steinmüller, Paul, in Stralsund, 516. Stoffregen, Götz Otto, im Felde, 566. Stona, Maria, Schloß Strzebowitz in Mähren, 427. Warburg, Ernst, in Berlin-Friedenau, 567. Weer, Reinhard, Gerichtsassessor, in Frankfurt a. M., 362. Wegwitz, Franz, in Dresden-N., 587. Zeromski, A. von, in Hamburg, 532.

Generated on 2019-02-03 00:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt des hundertvierundzwanzigsten Bandes

2. Teil. Juni bis August 1918

Beiträge nach der Reihenfolge

Die Schwestern Montagnini. Roman von Vict. Hardung 301, 453
Beim Abschied. Gedicht von Wilhelm Kunze 320
Unbekannte Kunstschätze. Aus der Sammlung der Bibliothek der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin. Von Felix Lorenz 321
Bahnfahrt. Gedicht von Alma Johanna Koenig 334
Erinnerungen an Timm Kröger. Ihm und uns zum Gedächtnis. Von Jacob Bödewadt 335
Der Gang ins Paradeis. Gedicht von Albert Geiger . 339
Neuland: Kreuzigung — Nachtigall — Heimkehr. Aus den Gedichten eines Kriegsblinden. Von Alfred Böttcher 340
Estland. Von Carl Meißner 341
O mein Flandern! Skizzenblätter aus Nordfrankreich. Von Kurt Arnold Findeisen 351
Abendsonne. Gedicht von Ludwig Bäte 353
Posthalter und König. Erzählung von Hans Ferdinand Gerhard 354
Tote Freunde. Gedicht von Reinhard Weer 362
Aus dem Briefwechsel Carl Alexanders von Weimar mit Joseph Victor von Scheffel. Zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages des Großherzogs am 24. Juni 1918. Herausgegeben von Conrad Höfer 363, 428
Der Münchner Waldfriedhof. Von Helene Raff 372
Die Abendwolke. Gedicht von Alfons Petzold 381
Von Kunst und Künstlern 382, 489, 594
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen) 398, 498, 602
Elins Liebe. Erzählt von Emil Frithjof Kullberg . . 401, 539
Meiner Frau und meinen Kindern aus dem Felde. Gedicht von Hermann Claudius 413
Lasset neue Kindlein zu uns kommen! Von Dr. Alexander Elster 414
Die junge Mutter. Gedicht von Franz Lüdtke 416
Rudolf Hermanns. Von Prof. Dr. Fritz Goebel 417
Spruch. Von Maria Stona 427
Daheim. Gedicht von Adolf Heckel 436
Zur 700-Jahr-Feier der Stadt Rostock. Von Professor Dr. G. Kohfeldt 437
Michael Kohlhaas. Gedicht von Paul Enderling 440
Wertheim am Main. Von Mathilde Greim 441
Der Herr Kassier. Von Adolf Heckel 450
Abschiedslied. Gedicht von Jacob Dyck 472
Die Scherenkünstlerin Emma Eggel. Von Dr. Martin Knapp (München) 473
Frau Magdalene und ihre Mutter. Von Olga Kröger . 482
Alma. Eine Geschichte aus den letzten Tagen der Goethes. Von Grete Massé 501
Abschied — Im Balkangebirge — Mons. Drei Gedichte von Paul Steinmüller 516
Die Schwäbische Alb. Von Hans Reyhing (Ulm a. D.) 517
Alfred Lichtwarks Berliner Studienjahre. Von A. von Zeromski (Hamburg) 532
Im Ruhequartier. Gedicht von Günther Pogge 548
Erwin Kurz. Ein Künstlerleben und -schaffen. Von Helene Raff 549
In tiefster Not. Gedicht von Wilhelm Kunze 558
Der Tondichter Friedrich Klose. Von Prof. Dr. Wilhelm Altmann 559
Der Einsiedler. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . . . 562
Der neue Stern. Von Dr. Werner Bloch 563
Reiterlied. Gedicht von Götz Otto Stoffregen 566
Neue Wiener Miniaturen. Von Ernst Warburg 567
Zweites Gesicht. Gedicht von Karl Bröger 572
Gewissensfragen und Gemütsprobleme deutscher Hausbaukunst. Von Ministerialbaurat Paul Ehmig (Schwerin) 573
Meer. Gedicht von Walther Eidlitz 583
Max Klingers Chemnitzer Rathausbild. Von Hildegard Heyne (Leipzig) 584
Franz Werfel. Von Franz Wegwitz 587
Andromache. Aus Franz Werfels deutscher Nachdichtung der Troerinnen des Euripides 593

Beiträge nach dem Abc

Abendsonne. Gedicht von Ludwig Bäte 353
Abschiedslied. Gedicht von Jacob Dyck 472
Alma. Eine Geschichte aus den letzten Tagen der Goethes. Von Grete Massé 501
Andromache. Aus Franz Werfels deutscher Nachdichtung der Troerinnen des Euripides 593
Bahnfahrt. Gedicht von Alma Johanna Koenig 334
Beim Abschied. Gedicht von Wilhelm Kunze 320
Briefwechsel Carl Alexanders von Weimar mit Josef Victor von Scheffel. Zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages des Großherzogs am 24. Juni 1918. Herausgegeben von Conrad Höfer 363, 428
Chemnitzer Rathausbild, Max Klingers. Von Hildegard Heyne (Leipzig) 584
Daheim. Gedicht von Adolf Heckel 436
Der Einsiedler. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . . . 562
Der Gang ins Paradeis. Gedicht von Albert Geiger . 339
Die Abendwolke. Gedicht von Alfons Petzold 381
Die junge Mutter. Gedicht von Franz Lüdtke 416
Dramatische Rundschau. Von Friedrich Düsel 390
Drei Gedichte von Paul Steinmüller (Abschied — Im Balkangebirge — Mons) 516
Elins Liebe. Erzählt von Emil Frithjof Kullberg 401, 539
Emma Eggel, Die Scherenkünstlerin. Von Dr. Martin Knapp (München) 473
Erinnerungen an Timm Kröger. Ihm und uns zum Gedächtnis. Von Jacob Bödewadt 335
Estland. Von Carl Meißner 341
Frau Magdalene und ihre Mutter. Von Olga Kröger . 482
Gewissensfragen und Gemütsprobleme deutscher Hausbaukunst. Von Ministerialbaurat Paul Ehmig (Schwerin) 573
Hermanns, Rudolf. Von Prof. Dr. Fritz Goebel . . . 417
Im Ruhequartier. Gedicht von Günther Pogge 548
In tiefster Not. Gedicht von Wilhelm Kunze 558
Kassier, Der Herr. Von Adolf Heckel 450
Kunstschätze, Unbekannte. Aus der Sammlung der Bibliothek der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin. Von Felix Lorenz 321
Kunst und Künstlern, Von 382, 489, 594
Kurz, Erwin. Ein Künstlerleben und -schaffen. Von Helene Raff 549
Lasset neue Kindlein zu uns kommen! Von Dr. Alexander Elster 414
Lichtwarks, Alfred, Berliner Studienjahre. Von A. von Zeromski (Hamburg) 532
Meer. Gedicht von Walther Eidlitz 583
Meiner Frau und meinen Kindern aus dem Felde. Gedicht von Hermann Claudius 413
Michael Kohlhaas. Gedicht von Paul Enderling . . . 440
Münchner Waldfriedhof, Der. Von Helene Raff . . . 372
Neue Stern, Der. Von Dr. Werner Bloch 563
Neue Wiener Miniaturen. Von Ernst Warburg 567
Neuland: Kreuzigung — Nachtigall — Heimkehr. Aus den Gedichten eines Kriegsblinden. Von Alfred Böttcher . 340

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Seite

O mein Flandern! Skizzenblätter aus Nordfrankreich. Von Kurt Arnold Findeisen 351
Posthalter und König. Erzählung von Hans Ferdinand Gerhard 354
Reiterlied. Gedicht von Götz Otto Stoffregen 566
Rostock, Zur 700-Jahrfeier der Stadt. Von Professor Dr. G. Kohfeldt 437
Schwäbische Alb, Die. Von Hans Reyhing (Ulm a. D.) 317
Schwestern Montagnini, Die. Roman von Victor Harding 301, 453
Spruch. Von Maria Stona 427
Tondichter Friedrich Klose, Der. Von Prof. Dr. Wilhelm Altmann 559
Tote Freunde. Gedicht von Reinhard Weer 362
Weltkrieg, Der. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen) 398, 498, 602
Werfel, Franz. Von Franz Wegwitz 587
Wertheim am Main. Von Mathilde Greim 441
Zweites Gesicht. Gedicht von Karl Bröger 572

Literarische Rundschau

Ardenne, Baron von, und Dr. Hans Helmolt: Buch vom Großen Krieg 494
Berchem, E. v.: Das Siegel 493
Bloem, Walther: Zu seinem 50. Geburtstag 496
Blunck, Hans Fr.: Sturm überm Land 387
Boll, Dr. Franz: Die Geschichte und das Wesen des Sternglaubens und der Sterndeutung. (Aus Natur und Geisteswelt) 598
Burger, Fritz: Einführung in die moderne Kunst 494
Carlyle: Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte 596
Die Welt Max Klingers 599
Dürers Zeichnungen 599
Ebrard, Prof. Dr., und Dr. Liebmann: Johann Konrad Friederich 597
Einstein, Dr. Alfred: Geschichte der Musik. (Aus Natur und Geisteswelt) 598
Enking, Ottomar: Der Tod vor dem Tore 600
Faber, Kurt: Unter Eskimos und Walfischfängern . . . 598
Förster, Hans: Die malerischen Vierlande 388
Gnirs, Dr. Anton: Alte und neue Kirchenglocken 495
Goltz, Joachim Freiherr von der: Deutsche Sonette . . . 386
Grautoff, Dr. Otto: Baltische Sagen und Märchen . . . 389
Hardung, Victor: Gedichte 384
Havemann, Julius: Gedichte 384
Hedin, Sven: Bagdad-Babylon-Ninive 597
Hildebrandt, Dr. P.: Das deutsche Schwert 600
Köhler, Paul Ernst: Vom Baume des Lebens 385
Kutscher, Arthur: Das richtige Soldatenlied 496
Lagarde, Erinnerungen an 491
Lehmann, Dr. Edw.: Die Lehren und Auswirkungen der Mystik im Heidentum und Christentum. (Aus Natur und Geisteswelt) 508
Lichtwark, Alfred: Hamburgische Aufsätze 596
Mackay, Dr. Freiherr von: Völkerführer und -verführer 599
Meertheimb, Margarete von: Die Toten siegen 600
Müller, Hans: Die Kunst sich zu freuen 598
Mundt, Dr. Albrecht: Die Welt des Islams 496
Pieper, Dr. Otto: Spuk 599
Reisert, Karl: Deutsche Lieder 389
Riedler, Dr. A.: Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft 495
Schaukal, Richard: Heimat der Seele — Kriegslieder aus Österreich 386
Scheffen, Pastor: Die Liebesarbeit für unsre Feldgrauen . 492
Schlösser, Siegfried: Sonette aus dem Schützengraben . . 387
Schottmüller, Dr. Frida: Bronzestatuetten und Geräte . . 493
Schulze, Prof. F. A.: Große Physiker. (Aus Natur und Geisteswelt) 508
Schweinfurth, Georg: Im Herzen von Afrika 492
Steindorff, Ulrich: Kriegstaschenbuch 493
Sternfeld, Richard: Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg 493
Unger, Arthur W.: Wie ein Buch entsteht. (Aus Natur und Geisteswelt) 598
Vollbehr, Ernst: Bei der Heeresgruppe Kronprinz . . . 495
Waldmann, Emil: Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte 599

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Bruno Frank: »Die Schwestern und der Fremde« — August Strindberg: »Die Folkungersage« — Melchior Lengyel und Ludwig Biro: »Die Zarin« — Adolf Paul: »Lola Montez« — Ludwig Fulda: »Die Nichtige« — Alfred Möller und Lothar Sachs: »Meine Frau, die Hofschauspielerin« — Karl Sternheim: »Perleberg« — Heinrich Mann: »Variété« — Molière-Strauß: »Der Bürger als Edelmann« — Alexander Girardi † — Oskar Sauer † — Guido Thielscher vierzigjähriges Bühnenjubiläum 394

Kunstblätter und Einschaltbilder

Juni:

Das schöne Mädchen von Lille.
Fechner, Hans: Großherzog Carl Alexander von Weimar.
Liebermann, Max: Blühender Kastanienbaum.
Müller, Erich: Aus einer kleinen Stadt.
Oenike, Karl: Wiesenhang im Riesengebirge.
Prentzel, Hans: Alte Burg.
Sterrer, Robert: Gemma Boic.
Wehrle, Paul Jos.: Spätsommertag auf dem Hohen Schwarzwald — Aus dem Murgtal (Schwarzwald) — Lahnpromenade in Ems.

Juli:

Büttner, Erich: Arno Holz.
Frost, Martin: Vor dem englischen Lager im April 1918.
Gette, Oswald: Gletschersee im Hochgebirge — Waldstimmung.
Hermanns, Rudolf (Hannover): Blick auf das Pantheon in Paris — Herbststurm in der Heide — Spätnachmittag.
Hoffmann, Richard (Siegen): Am Waldrand.
Hoelscher, Richard: Hessische Kindergruppe.
Lindenschmitt, Hermann: Berta.
Orlik, Emil: Erinnerung an Magelang.
Thiele, Otto: Blumenhalle.

August:

Altheim, Georg: Tal bei Nieder-Ramstadt — Wixhausen.
Damenbildnis. Originalaufnahme von H. C. Kosel (Wien).
Koch, Max: Alt-Potsdam — Floxblumen im Babelsberger Hofgarten — Heilige-Geist-Kirche in Potsdam — Hindenburg.
Kurz, Erwin: Garbenbinderin vom Waitzfelder Brunnen in München — Katharina von Saalfeld (Marmorrelief).
Prölß, Friedrich: Musikzimmer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paul Joſ. Wehrle: Spätſommertag auf dem Hohen Schwarzwald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band 124. II — Juni 1918

Die Schwestern Montagnini

Roman von Victor Hardung

IV

Bäuerle, für den es nur eine, seine Heimatstadt auf der Welt gab, hatte die gute Gewohnheit, alles zu sammeln, was über irgendein Ereignis in ihrem öffentlichen Leben Auskunft gab. Und darüber war das Theater zu mehr als seinem Rechte gekommen. Die Zettel aller möglichen Erstaufführungen waren, säuberlich mit jeder erreichbar gewesenen Besprechung geordnet, da zu finden, und Gemma las Namen, deren Ruhm eine Welt verkündet hatte. Und vor den vergilbten Papieren dünkte sie das Treiben, dem auch sie sich überantwortet, ein endloser Tanz von Schatten, für eine kurze Stunde vom Lichte erleuchtet und dann vergangen in Nacht, während andre aus Dunkel ins Licht und wieder den Dahingegangenen nachdrängten. Da hatte ihr Bäuerle ein vergriffenes Bändchen überreicht, eine Ausgabe des Dramas, die der Dichter selber gebraucht und mit Glossen ausgestattet hatte. Ein Blatt, von seiner Hand geschrieben, war dem Buche angeheftet, und darauf hatte er vermerkt, wie er sich die Heldin seiner Dichtung denke. Gemma war es, als wende er sich an sie, als vernehme sie seine Stimme von einem andern Gestade her, und sie fühlte, daß es doch kein Versinken gebe, daß alles miteinander verkettet ist, Geschlecht mit Geschlecht, daß die Lebenden die Stimme der Toten vernehmen müssen, wollen sie diese Erde für einen Frühling besitzen, und daß diese Toten, wo sie sind, ewig leben.

Tag für Tag fuhr Gemma mit einem Vorortbähnchen in die Stadt zur Probe, die ein graugewordener Schauspieler leitete, Felix Dornstein, wie er im Verzeichnis der Mitglieder genannt war, ein wortkarger, vierschrötiger Gesell. Was er mit einer leisen, sanften Stimme sprach, war meist von ätzendem Hohn durchtränkt, und seine müden Augen leuchteten auf, wenn er, geduldig und höflich scheinend, eine Kritik üben konnte, die wie Scheidewasser brannte. Gemma hatte ihn gleich zu Anfang gebeten, die Bühnengassen, wo unbeschäftigte Schauspieler mit ihrem Anhang zuhauf standen und unbekümmert draufloschwatzten, säubern zu lassen.

»Säubern?« hatte er wiederholt und kurz aufgelacht. »Sie gefallen mir, Fräulein!« Und dann hatte er sich den Müßigen zugewendet: »Herrschaften! Die Gassen sind bis auf die letzte Spur von Ihnen zu säubern. Wir haben hier Anfänger, die sich erst nach und nach an den Umgang mit Ihnen gewöhnen können — was ich begreife. Wer kunstsinnig ist, für den stehen die Logen offen. Also säubern Sie die Bühne von

 Copyright 1918 by Georg Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihrer angenehmen Gegenwart — bald — wir müssen arbeiten.«

Man hatte spöttisches Lachen vernommen, unverständliches Getuschel, Türen waren irgendwo zugefallen, und dann war die Bühne von den Müßigen frei gewesen.

Den Leander gab ein ungewöhnlich hübscher junger Schauspieler von einem weichen Gesicht, das, wenn man es nahe betrachtete, kleine Züge der Schlaffheit entdecken ließ. Gleyre, wie er sich nannte, sprach mit einer wohllautenden Stimme, beim Versuch aber, diesen natürlichen Wohlklang noch zu steigern, ward er aufdringlich süßlich, und die Augen Dornsteins wollten nicht aus dem Funkeln kommen. »Nehmen Sie an,« sprach er ihm sanft zu, »ich hätte Ihnen mir nichts dir nichts eine Maulschelle verabreicht — das lassen Sie sich doch nicht so ohne weiteres gefallen? Nehmen Sie es immerhin nochmals an, und sprechen Sie dann aus dieser Stimmung heraus. Honig vom Berge Hymettos, gerne — aber kein Sacharin! Pfui Teufel, wer mag das Zeug fressen!«

Dieser Hohn verdroß den Schauspieler nicht wenig, und Gemma spürte, wie er aus dieser Verdrossenheit heraus jetzt wirklich natürlich sprach, und konnte ein leises Lächeln nicht verhehlen.

»An dieser Stelle hast du nichts zu lächeln, Montagnini,« hatte der Schauspieler sie wütend angefahren. Im selben Augenblick war der Regisseur aufgestanden, hatte Gleyre zu einer bestimmten Stellung verhalten und ihn dann mit seiner leisen und doch so entschieden klingenden Stimme gewarnt: »Nicht ein Wort haben Sie in das Spiel hineinzureden, Herr! Ob Fräulein Montagnini zur Zeit oder zur Unzeit lächelt, das zu entscheiden ist und bleibt einzig und allein meine Sache. Mögen Sie zu der Dame stehen, wie Sie wollen — auf du und du, daß Sie es wagen dürften, ihr so zu raten — hier bin ich, nur ich ihr Lehrer und Richter!«

Gemma war bei der Frechheit, die sie mit dem Du des Schauspielers überfallen, totenblaß geworden, und ihre Hände hatten geflogen. Sie empfand, daß sich der Regisseur ihrer menschlich annahm. »Ich kenne diesen Herrn nur dem Namen nach,« sagte sie, auf den Partner deutend, »und ich habe kein Verlangen nach mehr. Jedes Du, das mir von seinesgleichen zugeworfen wird, schmäht mich, und ich hoffe, daß es in diesem Berufe Menschen gibt, die mich verstehen und davor schützen werden.«

Gleyre wollte antworten, aber ein Schluchzen der Wut verschlug ihm die Stimme. Der Regisseur hatte Gemma unverwandt betrachtet, als spiele da eigens für ihn ein erlesener Gast, vor sich hingemurmelt: »Menschen; ja, gibt es irgendwo Menschen?« und dann gemahnt: »Weiter, Herrschaften, weiter! Wir müssen mit diesen Präliminarien, so notwendig sie zu sein scheinen, doch einmal aufhören. Also Gleyre ...«

Von der Hand des Dichters hatte Gemma über die Hero gelesen: »Es ist mehr ihr Inneres, das sich früher nicht zur Liebe hinneigte und das nicht ohne Widerstreben nachgibt, als daß sie ein Äußeres fürchtete.« Und dann hatte er von dem neuen Gleichgewicht des Gefühls in dem erwachten Weibe gesprochen, von dem höchstgesteigerten, dem dämonischen, die ganze Welt vergessenden Tauben und Blinden, das ein Weib befällt, wenn eine wahre Liebe Beziehung auf die Sinne bekommen habe. Ach, Gemma wußte das zu deuten! Sie sah nicht den Schauspieler Gleyre, der ihr, die ihn gemeistert wie niemals eine Frau in seinem von Weibern verwöhnten und früh verdorbenen Leben, scheu aus dem Wege ging — in diesen Stunden der Probe, auf der Bühne war er die Gestalt des Dichters. Und sie konnte sich nicht genugtun, ihr Gefühl zu künden, unbewußte, erwachende Zärtlichkeit, selig seiner Liebe sicheres Verlangen, Qual und Elend.

Dornstein wies ihr sorglich jede Bewegung an, woher sie zu kommen, wo sie zu stehen, wohin zu gehen, wie sie sich zu den Mitspielern zu stellen, welche Gebärde für den Augenblick die stärkste Ausdrucksgewalt habe. Aber ihr Wort, ihre Rede ließ er unangetastet. Und nach der letzten Probe hatte er der schönen Griechin, wie sie mit den leuchtenden Augen, zitternd von der Leidenschaft ihres Spiels noch auf der Bühne verharrte, die Hand geboten und mit einem traurigen Lächeln geforscht: »Fräulein Montagnini, wie sind denn Sie nur in diesen Stall geraten? Erschrecken Sie nicht,« hatte er dann gebeten, »in unserm Rotwelsch nennen wir jede Bühne so. Ich höre, Sie treten hier bei uns zum ersten Male öffentlich auf? Es gibt Menschen, die nicht klein genug sind für das, was sie umgibt —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das, fürchte ich, ist und bleibt Ihr Fehler.« —

Bäuerle hatte seine Verwandtschaft für den Abend aufgeboten, da das Freie literarische Theater eröffnet werden sollte, war bei allen Kritikern von Ruf vorgefahren, thronte aufrecht inmitten dieser müd und melancholisch dreinschauenden Herren und freute sich des Hauses, das von einer festlich geputzten Menge bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Dann stand Gemma in ihrer dunklen Schönheit im Gewande der Griechin zum erstenmal vor fremden Menschen, still bewegt vom priesterlichen Dienst, abwehrend alles Menschlich-Alltägliche, den Göttern nahend und im selben Augenblick ihr Herz dem Lieblichsten dieser Erde überantwortend — zu Tod und Verderben. Ihre Stimme mit den tiefen Untertönen, zärtlich und leidenschaftlich, war für diese Hörer eine Musik, die sie durstig tranken. Genußfroh, wie die Bewohner der alten Stadt waren, empfanden sie mit den Sinnen und rechneten nicht mit dem Verstande nach, ob sie so und nicht anders hätten empfinden dürfen. Und so war ihnen das Schicksal der Heldin, wie es Gemma deutete, nahe wie ein eignes.- Diese Schauspielerin, mit Augen, die jeden Ausdruck spielten, mit der erst herben und so bald zärtlichen, weichen, hingebenden Gebärde, wie sie zum Weibe erwachte und nichts andres mehr war als ein in süßer Trunkenheit wandelndes Weib — sie war ihnen in ihrer Seligkeit und ihrem Elend ein unvergeßliches Sinnbild für die dämonische, höchstes Glück und tiefstes Verderben bringende Gewalt des Gefühls.

Gemma hatte in einem Zustand der Entrückung gespielt, wie er sie überfallen konnte, wenn sie sich des Gefühlsgehaltes einer dichterischen Gestalt zu bemächtigen gewußt und ihre Seele darauf gestimmt hatte. Und hier war sie es selber, die selig und elend eigne Schmerzen kündete. Im Traume sah sie, wie unter den aufgehenden Lampen eine Menge zu ihren Füßen saß, die sie irgendwo fern im Schatten geglaubt, nur nicht so nah; sie schaute plötzlich Hunderte von Gesichtern, die ihr zulächelten, vernahm Klatschen und Stampfen, ging an Spielgenossen und Theaterarbeitern vorüber, ohne sie zu kennen, lief dem Direktor in den Weg, der vor ihr aufhüpfte, sich die Hände rieb und lachte: »Ein großer Tag, Kindchen, unberufen, ein großer Tag!«, und war in ihrem Zimmer, wo sie Nettchen fand, die ihrer wartete. Der Raum war mit kostbaren Blumen überfüllt, und das Zöflein erzählte, während es Gemma von dem Bühnenstaate und in das Straßenkleid half, es habe sie auch gesehen, und es sei keiner gewesen, der nicht eines Sinnes mit all den andern: das Hoftheater selbst habe heute keine derartige Künstlerin.

Am Ausgang für die Schauspieler wartete Bäuerle mit dem Wagen inmitten einer Menge von Bekannten, die Gemma, welcher das alles fremde Menschen waren, Glück wünschten. Und dann ward sie heimgetragen, vernahm aus einer verschleierten Ferne heraus ihren Hausherrn, der diesen Abend mit wenigen ähnlichen verglich, da auch ein neuer Stern aufgestiegen, ließ sich von Nettchen umsorgen und sank in einen Schlaf, der sie in eine Landschaft mit Tempelhallen, Säulen und Lorbeeren führte, und das Licht dieses Landes war um sie, als sie zum Morgen erwachte.

Bäuerle hatte sich empfehlen lassen, er habe einen Gang in die Stadt tun müssen, und so nutzte Gemma den hellen, frischen Vormittag zu einer Wanderung ins Freie. Die Bäume hatten nur noch wenig Laub; da und dort arbeitete ein Bauer auf dem Felde, das Frost und Schnee dem Pfluge noch nicht versperrt hielten. In einem Wirtsgarten voll buntleuchtender Georginen saß ein Alter bei einem Kruge Wein und blies die Flöte. »Kommen Sie näher, schönstes Fräulein,« bat er, als er das fremde Mädchen an der Hecke verweilen und lauschen sah: »Ich hab' in so manchem Konzert vor Kaisern und Königen samt allem Hofstaat mitgespielt, und so schön ist's doch nie gewesen wie jetzt, da ich nur vor dem zu spielen brauche, der mir gefällt.«

»Und so gefall' ich Ihnen?« lächelte Gemma.

»Ich hab' noch ein paar gute Augen im Kopf,« beteuerte der Alte. »Schade nur, daß Sie mich fragen dürfen, ob Sie mir gefallen; denn das fragt wohl kein Mädchen einen j u n g e n Mann. Aber Gott befohlen! Der Wein wird doch alle Jahre wieder jung und tröstet auch ein altes Herz.« Und der Alte gab eine fröhliche Weise zum besten und dann ein schwermütiges Volkslied, und eine Magd aus dem Hause fiel ein:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hat mein Schatz mich verlassen,
Sind die Straßen voll Stein —
O du Schatz über alle Maßen,
Wo magst du wohl sein?

Ging auf und ging nieder,
Ging dreimal ums Haus —
Kommt mein Schätzlein nicht wieder,
Schaut ein andres heraus.

Will schelmen und scherzen —
Das darf doch nicht sein!
Hab' ein Schätzlein im Herzen,
Und das läßt niemand ein.

So grab's in den Garten,
So trag's in die Truh —
Sieben Schätz', die drauf warten,
Und doch keiner wie du!

»Und doch keiner wie du ...« flüsterte Gemma, indes der Alte der Weise noch eine zierliche Schleife anhängte. »Ja,« meinte er dann und hob sein Glas: »Was man nicht haben kann, das ist immer das Beste. Aber wollen Sie gesund bleiben und lange leben, dann laufen Sie nicht dem Himmel zu, wo er auf die Erde zu kommen scheint, und mögen Sie noch so flinke Füße haben. Wo die Hähne hinter dem Berge krähen, da sind die Menschen auch Menschen, und Flügel haben sie nirgendwo. Zur Gesundheit!«

Zum Mittagsmahl war Bäuerle heimgekehrt, und ein dicker Pack Zeitungen war seine Beute. Über die Eröffnung des Freien Theaters war noch in der Nacht geschrieben worden, und Gemma las mit dem Gefühl, als habe ein andres Wesen sich ihrer Hülle bemächtigt gehabt, von der jungen Schauspielerin, die da aus dem Dunkel als ein strahlender Stern aufgestiegen sei. Man wisse nicht, was man mehr bewundern solle: die holdselige Unbekümmertheit des liebenden Mädchens oder seine Leidenschaft im Schmerz, an dem es sterbe. In dieser Darstellung habe man wahrhaft gefühlt, wie ein Wesen vergehen könne vor Leid. Und Gemma ward beschrieben, wie nur diese alten Kenner eine Schönheit zu schildern verstanden, und Scham verdunkelte des Mädchens Blick. Der alte Bäuerle ahnte nichts von diesem Gefühl — in dieser Stadt eines alten Hofes und prunkvoller Feste empfanden es die Frauen der Gesellschaft als eine Huldigung, wenn sie den Preis ihrer Schönheit derart vor der breiten Öffentlichkeit vernahmen. Und so nickte er Gemma aufgeräumt zu: »Jetzt werden die Operngläser teuer werden! Denn wenn unsre Kavaliere heute lesen, was sie da beim Killinger zu schauen bekommen — Fräulein, Sie werden sich noch vierteilen müssen, wollen Sie allen Einladungen in der Gesellschaft gerecht werden!«

»Ich werde nirgendwo hingehen,« wehrte Gemma, und Bäuerle starrte sie an und hob die Hand ans Ohr, als habe er nicht recht gehört. »Sie werden ...«

»Ich bin im Leid,« erklärte das Mädchen, und da der Alte sie nicht zu verstehen schien, fuhr sie fort: »So sagt man bei uns, wenn man einen geliebten Menschen verloren hat. Zu Ostern wollten wir heiraten, mein Bräutigam und ich. Ostern ist noch nicht gekommen, aber ihn deckt schon der Rasen. Und ist man im Leid, so will's die Sitte bei uns, daß man eine Zeitlang allen Gesellschaften fernbleibt. Ich achte solche Bräuche, weil sie aus menschlichem Bedürfnis heraus geworden sind.«

»Sie können sich im Kleide die Trauer anmerken lassen,« meinte Bäuerle. »Aber gerade Sie dürfen der Gesellschaft nicht aus dem Wege gehen — hierzulande nicht. Denn sie erst, sie nur verbürgt und verbrieft einen Ruhm, und Ihr Geschick wird Sie noch interessanter machen —«

»Mein Geschick kümmert nur mich,« wehrte Gemma schroff. Und Bäuerle, der gewohnt war, daß in dieser Stadt die Öffentlichkeit von einem Menschen, der sie in Anspruch nahm, alles und mehr zu wissen verlangte, und daß von dem also Betroffenen auch das letzte aufgeboten zu werden pflegte, um im Munde der Leute zu bleiben, verstand dieses Mädchen nicht, das sich stolz verschloß, wo Neugier ihm zu nahen trachtete.

»Sie eine Schauspielerin!« erstaunte er.

»Weshalb muß gerade eine Schauspielerin im bürgerlichen Leben noch besonders interessant tun?« lenkte Gemma mit einem Lächeln ein, im Bedauern, den alten liebenswürdigen Herrn angefahren zu haben.

»Wir sind so hierzulande,« antwortete Bäuerle. »Und wenn ich die Zeitungen recht lese, ist man in andern Großstädten kaum anders. Da erwartet man von einem Menschen, mit dem sich die Öffentlichkeit beschäftigen soll, daß er sich ihr auch völlig gebe. Aber Sie wollen auf einer einsamen Insel sitzen und allenfalls an Sonn- und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Festtagen Besuche bei uns gewöhnlichen Sterblichen machen.«

»Wirst du gastlich aufgenommen, mußt du nicht gleich wiederkommen,« scherzte Gemma. »Ich bin, was ich bin, und muß meine einsame Insel haben. Und muß ich der Gesellschaft durchaus interessant sein — vielleicht bin ich's ihr gerade dann, wenn ich mich fern von ihr halte. Im Ernst, Herr Bäuerle, ich kann nicht.«

»Sie werden es noch lernen,« versicherte der Alte. »Haben Sie nur erst einige Monate unsre Luft geatmet!«

Die Abendpost brachte Gemma in einem unsauberen Umschlage ein auf schlechtem Papier verschmiert gedrucktes Blatt, die »Kunstschau«, das für einen rot und blau umrahmten Bericht die Aufmerksamkeit forderte. Und da las Gemma, daß der Direktor Killinger augenscheinlich die Absicht gehabt habe, an einem abschreckenden Beispiel jene Sucht der Theaterleiter lächerlich zu machen, irgendeiner Schauspielerin blindlings alles Genie zu glauben, wenn sie nur recht weit hergelaufen komme und dabei nicht versäumt habe, für beredte Fürsprache zu sorgen und sich wie eine Zirkusdame im Reklamewagen umherfahren zu lassen. »Einheimische Kräfte von wirklicher Begabung liegen auf der Gasse; aber diese Darbenden und Notleidenden müssen vor einem reichen Dämchen zurückstehen, das sich erdreistet, mit einem für Liebhaberaufführungen artig ausreichenden Talentchen vor das Publikum einer Stadt zu treten, die berechtigt und verpflichtet ist, Anforderungen zu stellen. Hätte ihr Partner, der verdienstvolle Herr Gleyre, nicht den Abend gerettet — trotz dem unerhörten Aufwand an mehr oder minder freundschaftlich gebungenen Händen wäre das Fräulein schon beim ersten Auftreten in wohltätige Vergessenheit versunken. Wohltätig für das schmerzlich enttäuschte Publikum und für sie.« Immerhin, hieß es weiter, Herr Killinger habe noch Zeit und Gelegenheit, seinen verhängnisvollen Irrtum einzusehen und einen bösen Fehler gutzumachen — das verlange der Ruf der alten Theaterstadt. »Veritas« war der Erguß unterzeichnet, und Gemma las ihn zwei-, dreimal, um sich zu vergewissern, daß wirklich sie gemeint war. Das Erstaunen über die Frechheit eines Dunkelmannes, die Unverfrorenheit eines elenden Skribenten war so arg, daß sie die Beleidigung kaum als solche empfand und über ihre eigne Verblüffung unversehens laut auflachte.

»Dahinter steckt der Fabian, der ...« meinte Bäuerle, dem derselbe Bericht zugeschickt worden war, am Morgen beim Frühstück, als Gemma beiläufig des Angriffs gedachte. »Recht, daß Sie das Gezeter kühl läßt und Ihnen den Appetit nicht verdirbt.« Der Alte rieb sich die Hände und machte spitzbübische Augen. »So etwas gehört von jeher zu jedem guten Erfolge in dieser unsrer Stadt und drückt ihm erst das Siegel auf. Wir haben hierzulande immer so etwas wie diese »Kunstschau« gehabt. Ihr Herausgeber ist von der Konfektion weg zur öffentlichen Meinung gekommen, und Sie müssen mir den Spaß machen und mit mir bei ihm vorfahren. Im Reklamewagen ...«

»Vorfahren bei einem Preßkosaken?« wehrte Gemma. »Wir würden uns etwas vergeben, wollten wir ihn beachten.«

»Beachten? Verachten! Und das möchte ich ihm nach Herzenslust sagen,« meinte Bäuerle. »Wenn Sie wüßten, wie mich so ein kleiner Handel anregt! Wollen Sie durchaus nicht anders, so warten Sie im Wagen draußen, bis ich mein Geschäft beim Herrn Verleger Katzkopf abgewickelt habe.«

»Ich weiß nicht,« wandte Gemma ein. »Mir liegt das alles so fern, erscheint mir so unwichtig und unwirklich.«

»Unwirklich?« lachte Bäuerle. »Sie müssen unsern Katzkopf gesehen haben — er wiegt gut seine drei Zentner und braucht einen eigens vernieteten Schreibstuhl, dieser Vertrauensmann aller mißgesinnten, neidischen Mimen, der von ihnen und ihren Hintermännern alles aufnimmt, wenn sie ihm vorher das bare Geld für soundso viele Nummern auf den Tisch legen. So kommt er zu seiner Auflage und auf seine Rechnung.«

»Weiß man das, so ist er doch samt seinem Blättlein gerichtet, und seine Angriffe sind eine Empfehlung,« meinte Gemma.

»Zugegeben,« gestand Bäuerle. »Und doch gibt es noch immer Urteilslose, die den gedruckten Buchstaben wie ein magisches Zeichen achten. Und schließlich ist er das auch, und ein böser Zauberer kann Unheil genug damit heraufbeschwören. Und deshalb möchte ich nicht Katzkopf Katzkopf sein lassen. Im Gegenteil — ich möchte ihm einmal gründlich das Geschäft verderben.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Und könnte ich nicht aus dem Spiel bleiben?« bat Gemma. »Ich möchte auf die Bekanntschaft des Herrn verzichten.«

»Wenn Sie nicht anders wollen,« gab Bäuerle klein bei. »Aber der Mann hätte Ihnen Freude gemacht — so etwas sehen Sie nicht alle Tage.«

»Gottlob,« dankte Gemma lächelnd.

»Schließlich — kann ich mir auch das Vergnügen ersparen, ihn aufzusuchen, wenn ich Ihnen den Burschen doch nicht vorstellen darf,« meinte Bäuerle. »Der hätte sich gewunden, wie ich ihn kenne; fürchtet er doch, so frech er sich in seinem Blättlein gebärdet, wie die Pest jeden Beleidigten und zittert Tag und Nacht vor Vitriolattentaten. Aber ich hätte nicht lockergelassen, und er hätte sich Ihnen präsentieren müssen. Dafür such' ich jetzt einen andern Jüngling von der Konfektion auf, einen blutigen Feind unsers Katzkopf. Der hat seinen Ehrgeiz, und einmal ist eine Vorortbühne auf ihn hereingefallen und hat ihm seinen Schmarren gespielt. Da hat die »Kunstschau« dem toten Löwen noch einen Tritt versetzt. Der Mann — Krabetzky heißt er — treibt sich für sein Leben gern hinter den Kulissen herum und hat mir einmal geklagt, so eine Theaterzeitschrift, das sei seine Idee gewesen, und die habe ihm sein früherer Kollege Katzkopf gestohlen. Der soll jetzt auch zu seinem Rechte kommen und muß mir eine herausgeben — ich helfe ihm! Genau nach dem Muster der »Kunstschau«, nur daß sie in den Himmel erhebt, was dort gesteinigt und niedergeknutet wird. Und mit dem Gleyre soll sie gleich anfangen! Der Krabetzky ist beweglich und geschmeidig, kommt überall herum, steckt seine Nase in jeden Handel und muß so mit seinem Tratsch und Klatsch den Katzkopf elend ausstechen. Für solche Hahnenkämpfe habe ich zeitlebens eine Schwäche gehabt.«

So geschah's; und von dem Auftreten Gemmas schrieb sich eine neue Zeit für die Winkelliteratur der Stadt her. Neben der »Kunstschau« trat eine »Schaukunst« auf den Plan. Und da jeder, der in dem neuen Blättlein in den Himmel erhoben ward, seine Neider, und jeder, der dort zur Hölle verstoßen wurde, seine Gönner hatte, so war der Stoff für beide gegeben, und ein Krieg entbrannte, bei dem sich Bäuerle in seiner Rechnung nur insofern täuschte, als beide Herausgeber auf die Kosten kamen. Er argwöhnte bald, daß sie sich, edle Seelen, die sie waren, über alle Klüfte weg die Hand gereicht hatten, heimlich unter einer Decke steckten, sich gegenseitig ihres Gebietes versicherten und zusammen im verborgenen Kämmerlein ausmachten, was sie einander öffentlich an den Kopf werfen wollten, damit jedes Blättlein seinen anregenden Stoff habe und ein Feuerlein am andern entzündet bleibe. Die »Kunstschau« verharrte bei Gleyre; die »Schaukunst« brach ihre Lanze für Gemma.

Als kräftigster Geldgeber stand hinter dem Direktor Killinger ein Verleger Brunner, durch Viehlieferung für das Heer zu Geld und Gut gekommen und durch seine ehrgeizige, gesellschaftliebende Frau, die schon um ihrer außergewöhnlichen Körperfülle nicht zu übersehen war, an die Literatur geraten. Mit dem Instinkt für jeden Vorteil wußte er bald, was die Glocke geschlagen hatte. Da gab es Schriftsteller zuhauf, die sich der genialen Pose beflissen, Alltäglichkeiten wie Orakelsprüche von sich zu geben verstanden und Dramen bauten, in denen die Welt als ein wüstes Tollhaus von verzerrten Gestalten wimmelte. Die mochten sich gehaben, wie sie wollten — als tiefste Erkenntnis und Deutung der Seele ward jede wahnwitzige Gebärde dem einen Schöpfer vom andern angerechnet, die sie es liebten, so genannt zu werden. Und der Schauspieler gab es mehr als genug, die mit todernstem Gesicht das Getue äffisch zu verdeutlichen beflissen und so auf die billigsten Wirkungen aus waren. Dabei hatten sie wieder diesen Kreis von beteiligten Literaten für sich, die auch die verrücktesten Verrenkungen als die höchsten Offenbarungen der Seele feierten und betriebsam beflissen waren, dem großen geduldigen Haufen diese selbe Meinung einzuhämmern. Und andre Schriftsteller wieder gab es, die Brunner heranzog — am Feuilleton geschulte Gesellen, die aus der Enge ihres armseligen Herzens heraus nichts andres abzuwandeln wußten als die Störung und Zerstörung der Ehe. Da betrog der eine den andern, da wurden Betrüger und Betrügerin aufs neue betrogen — und das Exempel ward dermaßen kreuz und quer abgewandelt, bis so ziemlich das Einmaleins durchprobiert war. Das alles geschah von den Rechnern ohne Aufregung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit dem überlegenen Lächeln des Wissenden. Und es waren deren nur zu viele, die sich von dieser Pose täuschen ließen und die Welt für wirklich nahmen, wie sie dieses Gelichter, geschmeidig und glatt in der Form und dabei innerlich völlig verödet und leer, als die wahrhaft bestehende zu schildern vorgab. Den wenigen Einsamen jedoch, in denen der Gesang der Sphären nachklang, kam Brunner nicht nahe. Denn sie wollten gefunden werden wie alles Kostbare auf dieser Erde, und der ehemalige Viehhändler war kein Sucher. Er blieb bei Leuten, denen er nahe war und nahe bleiben konnte, die er verstand und die ihn verstanden, und für sie setzte er sein Geld ein, um es hoch verzinsen zu können.

Dergestalt sollte auch das Kapital, das er Killinger vorgeschossen hatte, seinen Ruhm, oder was er darunter verstand, mehren. Unter der Hand wußte er den einen und andern der Aktionäre zu bestimmen, ihm diese Anteile zu überlassen, und eines Tags hatte er die volle Macht in seinen Händen. Doch ließ er diese seine Gewalt Killinger zunächst nur sanft fühlen. Er und seine Trabanten hatten es nicht schwer gehabt, dem eine Sendung als Bahnbrecher aufzureden, nachdem sie ihn in allen Blättern vorzeitig mit Lorbeerkränzen um dieser seiner denkwürdigen Aufgabe willen behängt hatten. Als Killinger diese Einsicht gewonnen hatte, da ließ der Hauptaktionär den Direktor mählich merken, daß er, der Herr Verleger, im Besitz war und ein Recht zu fordern hatte und forderte. Rechnete man ab, was man von klassisch gewordenen und der alten Theaterstadt irgendwie nahe gewesenen Dichtern mit einbeziehen mußte, ward der Spielplan nach und nach von Autoren des Brunnerschen Verlages und etlichen Ausländern bestritten. Diese junge Kunst indes, wie sie sich nannte und gern nennen hörte, hatte doch ihre Widersacher — Menschen, die sich meist aus dem Gefühl heraus, es drohe ihnen da Verlust und Verödung, gegen die neue Botschaft auflehnten und dabei Zuzug aus den Kreisen jener Mißvergnügten hatten, die auch gern bei Brunner gegastet hätten, aber nicht in die Tafelrunde aufgenommen worden waren. Und so brachte der erste Abend, der einem Autor dieses Verlages gewidmet war, einen heillosen Spektakel. »Blaubärtin« hatte der Literat sein Machwerk benamset und als Symbol des Weibes, so stand in einem schwulstigen Vorbericht zu lesen, einen Vampyr geschildert, der beglückte, solange als man nur von seinen Sinnen und nichts von seiner Seele wissen wollte. Wen aber diese Neugier plagte, der ward mit einem schleichenden Gift zu Tode gequält. Man sah auf der Bühne im Halbdunkel des Hintergrundes einen trübseligen Reigen grauer, schlotternder Gestalten solcher Herkunft, der Ach und Weh seufzte, indes die Heldin in einem Kosewinkel vorn ihrem neuesten Galan auf dem Schoße saß, eine Zigarette rauchte, Champagner schlürfte und lachend die Zähne zeigte, wie ein Reklamebild für das beste Mundwasser.

Ein fröhliches Fräulein hatte lustig in diese Szene hineingelacht, etliche Ergriffene hatten es mißbillig angezischt, neue Lacher waren wach geworden, neue Entrüstung. Dann war über einem greulichen Durcheinander, über tollem Gelächter und wütender Gegenwehr der Vorhang gefallen. Damit war für gar manchen wohlfrisierten Müßiggänger der Weg gewiesen. Im Freien literarischen Theater konnte man seine Hetz haben, von der man in der Gesellschaft erzählen durfte. So hatte denn diese Bühne bald ein treues Publikum, das an manchem Abend begierig auf die Sturmzeichen lauerte, um sich angenehm aufzuregen, nach Herzenslust mitzujodeln, zu strampeln und zu schreien und eine unblutige Schlacht zu schlagen. Nach dem ersten Spektakel hatte sich Brunner heimlich die Hände gerieben und dann den bestürzten Killinger und dessen Gesellschaft mit den Autoren seines Verlages zu einem ausgiebigen Gastmahl geladen. Dabei wurde dem Direktor und seinen Schauspielern so viel von ihrer Mission vorgeredet, bis gar ihnen, die doch alle ein Erkleckliches zu schlucken vermochten, der Kopf nebelte und nicht wenige selber an diese Sendung zu glauben begannen. In diesem Glauben arbeiteten sie besessen drauflos, die vermeintliche neue Kunst, die im Grunde so wenig von ihnen forderte und ihnen doch so viel zu geben schien, unter Dach zu bringen, indes der Verleger Brunner Auflagen um Auflagen drucken lassen konnte und den Göttern für jeden neuen Spektakel dankte.

In diesem aufgeregten Meer gab es aber stille, schöne Inseln. Die tauchten auf, wenn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich Killinger in einem lobenswerten Eigensinn, worin ihn sein Regisseur Dornstein beharrlich bestärkte, zum heimlichen Mißvergnügen Brunners und seiner Anhänger darauf versteifte, alle Kräfte an die würdige Wiedergabe des Werkes eines dem Tagesgeschrei entrückten Meisters zu setzen. Dafür brauchte er Gemma, und ein guter Instinkt warnte ihn, sie in irgendeinem der umstrittenen Stücke der Neuerer der Menge auszuliefern. So war sie bei dem Geschrei, das so oft das Freie Theater füllte, bloßer Zuschauer, und heimlich war es auch Dornstein, der bei solchen Gelegenheiten die Schauspieler ungehemmt ihre wilden, genialitätsüchtigen Sprünge machen ließ und seinen Hohn über das groteske Gebaren hinter den sanftesten Fragen und scheinbar beistimmenden Bitten um gütigen Aufschluß versteckte, was sich der Darsteller da und dort denke, weshalb er sich so und nicht anders äußere, und befriedigt nickte, mochte die Antwort, wie immer, vom fettesten Kauderwelsch nur so triefen. Immerhin mußte Dornstein derart den Ruhm hinnehmen, mit zu den Bahnbrechern und Pfadfindern für eine neue Kunst zu zählen.

Galt es aber, einem Meister gerecht zu werden, dann duldete der Regisseur keine störende Geste. Dann goß er seinen Hohn wie Scheidewasser aus, und der anmaßendste Gesell vermochte den sanften und milden Betrachtungen des Spielleiters nicht zu widerstehen, knickte zusammen und hatte, wie das mit Gleyre meist geschah, Tränen ohnmächtiger Wut zu verbeißen. Nur Gemma ließ er gewähren und konnte ihr, im dunklen Zuschauerraum sitzend, mit verschränkten Armen still zuhören, um ihr nach einer Szene höflich zu sagen, welche Stellung und Bewegung den Eindruck des Dichterwortes noch zu steigern vermöge. Sie spürte, daß er ihr wohlwollte, und ließ sich die Befolgung seines Rates angelegen sein.

So ward sie mit dem Handwerkszeug zum Kunstgewerbe ausgerüstet, hatte sie Bäuerle einmal scherzend berichtet, und mit ihr war der Erfolg. Trat sie auf, gab man ein dem Modeurteil entrücktes Werk, dann waren andre als die zum Stammpublikum geworbenen Zuschauer im Theater. Als Käthchen von Heilbronn hatte Gemma nach der Hero ihren zweiten Sieg gehabt. In ihr waren die holdeste Einfalt und alle Ahnung der süßesten Geheimnisse gewesen, helle Heiterkeit und Schatten der Schwermut in ihren Augen, zärtlichste Hingabe und selige Gewißheit des Besitzes in ihrem Lächeln. Man hatte die Dichtung wieder und wieder geben können, und, durch die Besprechung der Blätter neugierig gemacht, hatte sich auch der Intendant der Hofbühne eine Aufführung angesehen. Bäuerle, der so manch eines Theaters Blüte und Niedergang als naher Zuschauer miterlebt hatte und insgeheim der Freien literarischen Bühne keine lange Dauer zutraute, war gleich am nächsten Tage bei dem hochmögenden Herrn vorgefahren, um für seinen Schützling zu werben. Ja, hatte der zugestanden, es sei kein Zweifel, daß hier eine Begabung zu schätzen sei, wie sie nur selten der Bühne geschenkt werde. Aber gerade jene Rollen, wofür das Fräulein berufen, die seien nicht nur einmal am Hoftheater besetzt. Schon jetzt sei der Streit darum in seinem Verbande schlimmer als unerquicklich — was würde erst werden, ziehe so sieghaft die Jugend ein ...

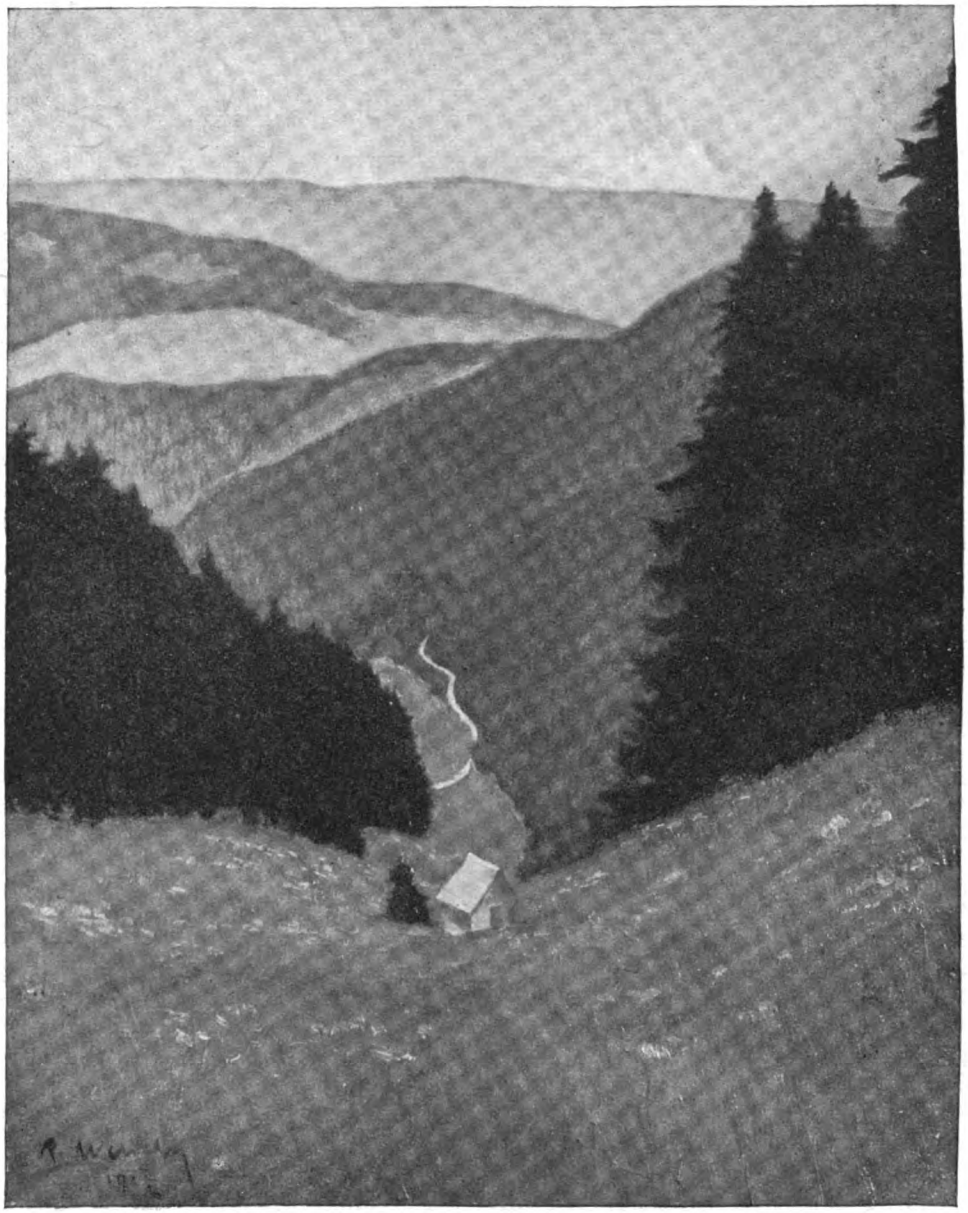
Sie würde siegen, hatte Bäuerle beteuert. Jeder Mensch werde alt und müsse beiseitetreten, zumal da, wo Jugend zu bestimmten Aufgaben unerläßlich sei.

Ob sie siegen würde? hatte der Intendant gezweifelt. »Für einen Abend — vielleicht. Aber unsre Damen — das sollten Sie wissen — haben überall ihre Beziehungen, Familien der Gesellschaft, wo sie verkehren, alte Freundschaften, hochmögende Bekanntschaften aus jungen Tagen, die sie immer noch mit Augen aus jener Zeit schauen, Menschen, die in ihnen schöne Erinnerungen verehren — und ich scheue deren Geschrei. Was, glauben Sie, dürfte ich dem Fräulein zu spielen geben, wenn ich es wirklich zu verpflichten vermöchte? Rollen von geringer oder gar keiner Bedeutung. Und dabeizustehen und zu sehen, wie ein andrer Tag für Tag das zu tun beansprucht, was einem selber von Rechts wegen vor allem andern obläge — sehen Sie darin einen Gewinn für Ihren Schützling?«

»Alles andre eher,« hatte Bäuerle zugestimmt. »Aber so denke ich mir eine Anstellung auch gar nicht. Die Jugend an ihren rechten Ort und das Alter an seinen.«

»Alter, Alter ...« hatte der Intendant matt gelächelt. »Unsre Herrschaften kleben an ihrem Sitze.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Paul Jos. Wehrle: Aus dem Murgtal (Schwarzwald)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

»Dann mag man sie samt ihrem Stuhl hinwegtragen und pensionieren,« hatte Bäuerle geraten. »Das Hoftheater wächst sich sonst noch zum Pfründhause aus.«

Ein Achselzucken war des Intendanten Antwort gewesen, und Bäuerle verdachte es Gemma aufs neue schwer, daß sie sich, der es doch so leicht gemacht worden war, Fäden zu ziehen und zu knüpfen, trotz allen Einladungen von der Gesellschaft fernhielt. Mit den zahlreichen Verwandten und Angeheirateten zwar, die ihm Sonntags das Haus füllen mußten, wußte er immer die eine und andre einflußreiche Persönlichkeit einzuschmuggeln und sie Gemma, die sich an solchen Tagen von sorglosen und fröhlichen Menschen wie von einem liebenswürdigen Hofstaate umgeben sah, zu nähern. Aber dieses eigenwillige Mädchen schwieg, wenn man vom Theater sprach, war herb und stolz, wo einer darauf wartete, daß es ihm mit einem feinverhüllten Wunsche, einer in ein Kompliment eingekleideten Bitte nahen möchte. Und jene, die Bäuerle zu Gemmas Förderung angeeifert, verstanden sie nicht, da sie ihr Verhalten an der Art maßen, mit der ihre Dienste von andern beansprucht zu werden pflegten. Da half kein guter Rat Bäuerles, zu dem er sich so oft an den schönen Abenden, wenn sie zu Hause musizierten, hinreißen ließ. »Ich fürchte, wir beide werden nicht alt zusammen,« hatte er einmal halb lustig, halb wehmütig geklagt. »Dieses Freie Theater ist auf die Dauer kein Schauplatz mehr für Sie — diese lächerlichen Spektakel werden den Radaumachern selber einmal zuviel, sie bleiben weg, und Killinger kann von vorn anfangen, nachdem er für den Brunner und seine Autoren Bresche geschlagen hat. Diese Kerle werden jetzt wahrhaftig schon von einer ganzen Reihe von Bühnen in Gnaden angenommen, als welche tun, der Literatur zu dienen und dabei stillvergnügt rechnen, daß derartige von Geschrei umflogene Machwerke dem braven Publikum in der Provinz als Blüte zeitgenössischen Geistes erscheinen, die es gerochen haben muß, will es mitsprechen.«

Wir werden nicht alt zusammen, hatte Bäuerle gescherzt, und Gemma wußte, daß er wahr gesprochen. Das war nicht das Theater, an dem sie sich, allen Berufsgenossen fremd und nur von Dornstein begriffen, dennoch wohlfühlte, ihren genau umzirkten Platz wahrte und für das üble literarische Getue um sie herum nur einen unbeteiligten Zuschauer abgab. Dort wäre sie auf dem Posten geblieben, und dieser Posten, das durfte sie sich zugestehen, wäre kein verlorener gewesen. Aber da war unter den verstiegenen Huldigungen, den schüchternen und den frechen Briefen, die jede Post brachte und die unweigerlich ins Feuer flogen, einer gewesen, der vom jüngsten Inhaber des Cafés Bäuerle kam, einem Urenkel ihres Gastgebers. Den hatte sie mit seiner Braut, einer üppigen, zärtlichen Blondine von einer hellen, rosigen Schönheit, in dem sonntäglichen Kreise um ihren Hausherrn kennengelernt, und die Blicke des jungen Mannes, eines glattgescheitelten, rundlichen Gesellen, hatten sie fortan nicht lassen mögen. Der aber schrieb kurz und bündig, jetzt erst, in letzter Stunde, aber gerade noch zeitig genug, habe er erkannt, was zu ihm gehöre — sie, Gemma und keine andre. Am selben Tage noch hatte er seinen Brief wieder in Händen mit einer Nachschrift, daß Gemma auch nicht die leiseste Empfindung davon habe, zu ihm zu gehören. Nie und nimmer. Er möge sich an keinem so schönen und gottgesegneten Menschenkind, wie es ihm in seiner Braut vertraue, versündigen, sondern sich den verhängnisvollen Irrtum einen Augenblick eingestehen und ihn mit ihr, Gemma, tot und begraben sein lassen. Die Antwort war ein zweiter Brief, ein leidenschaftliches Gestammel: wenn man Gemma gesehen habe, wie er, als Hero und Käthchen, dann wisse man, wo ein schönes, gottbegnadetes Menschenkind weile. Auch dieses Schreiben wanderte sofort zurück, ohne irgendeine Nachschrift indes.

In diese Tage fiel eine Aufführung des »Gyges«. Es war der Schmerz einer begnadeten Schauspielerin, die dabei ein stolzes, keusches Weib war, das alle die Blicke spürte, die sie entblößt schauen wollten, was aus dieser Rhodope mit einer stillen Gewalt sprach und die Hörer ergriff, daß sie schweigend lauschten und ihr Beifall erst zum Schluß aufzustürmen wagte. Gleyre als Gyges hatte, vom Hohn des Regisseurs zur Wut gereizt, ohne Übertreibungen gesprochen, und ein junger Darsteller, in dem alle Musik der Verse widertönte, war zum erstenmal in einer größeren Rolle beschäf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tigt worden und hatte als Kandaules für die Herrlichkeit des Dichters und so für sich das schönste Zeugnis ablegen können. Auch dieses Drama konnte immer wieder gegeben werden, und Gemma hatte vollauf Muße, sich für die Portia im »Kaufmann von Venedig« vorzubereiten.

Mit einem traurigen Lächeln hatte sie darüber quittiert, daß ihr gerade die Darstellung der Rhodope, wie sie in den Besprechungen als die tiefste Offenbarung wahren Weibtums gepriesen wurde, die ärgste Menge jener leidigen, mehr oder minder verhüllten Anträge brachte, die sie fortgesetzt belästigten. Darunter war auch ein neuer Brief des jungen Bäuerle gewesen, der sie beschwor, ihn nicht unglücklich werden zu lassen. »Machen Sie niemand unglücklich,« hatte sie dazu geschrieben, »so werden Sie nicht unglücklich,« und das Schreiben unverweilt zurückgesandt. Aber der Erfolg, den sie wünschte, blieb aus. Denn eines Abends war ihr Hausherr mißgestimmt heimgekommen, hatte schweigend gegessen, ein Glas Wein hinuntergestürzt und war dann aufgeregt im Zimmer auf und ab geschritten.

»Was sagen Sie dazu, Fräulein Montagnini,« hatte er Gemma unvermittelt gefragt, »wenn ein Mensch plötzlich verrückt wird? Da hab' ich einen Enkel, der seit kurzem das Café führt. Ausgezeichnet, das muß ihm der Neid lassen! Und dem hat die Verwandtschaft für eine Braut gesorgt — gütig, schön, wohlhabend — Herz, was willst du noch mehr? Sie haben das Mädchen hier gesehen — es muß einer vom tollen Hund gebissen sein, der ein so reizendes Geschöpf mißachten möchte! Aber mein Enkel bringt's fertig! Der will nichts mehr von dem Mädchen wissen, und ich hab' meine liebe Not, daß die Sache nicht an die große Glocke gehängt und eine gottsträfliche Dummheit unheilbar gemacht wird. Er achte Linda und wünsche ihr von Herzen alles Gute — wie's so heißt —, aber er habe erkannt, daß sie seine Seele nicht vollende. Seele vollende — buchstäblich, das hat er mir gesagt. Ja, wir Kaffeesieder werden anspruchsvoll! So lachen Sie doch, Fräulein Montagnini — ich möcht's von Herzen gern und bring's nicht fertig!«

Gemma hatte den alten Herrn mit schwimmenden Augen angesehen, und dann hatten ihr helle Tropfen an den Wimpern gehangen. »Undankbar zu sein wider seinen Willen!« hatte sie geflüstert. »Wie muß es jenes Mädchen quälen, das er mit seinem Gefühlsrausch behelligt, um ein andres, das seinem Herzen wirklich nahe ist und bleiben möchte, von sich zu stoßen!«

Bäuerle war verblüfft stehengeblieben, die Hände auf dem Rücken gefaltet, und hatte Gemma angesehen. »So denken Sie sich die Sache! Sie glauben, daß schon eine andre im Spiele sei? — Gewiß, wie könnte das auch anders sein! Und Sie meinen, die halte meinen Enkel für einen Burschen, der den dümmsten Streich seines Lebens machen möchte, und gehe ihm weit genug aus dem Wege? Ja, woher wissen Sie denn das?«

»Ich weiß es,« hatte Gemma mit versagender Stimme geantwortet und war hinausgegangen.

Der alte Bäuerle hatte ihr starr nachgeschaut, den Kopf geschüttelt, ein Glas Wein gegen das Licht gehalten und wieder ungetrunken niedergesetzt. »Wir werden nicht alt zusammen ...« hatte er vor sich hingemurmelt. »Wenn man so manches Jahr hat wie ich, dann sollte man niemand Neues mehr liebgewinnen — es geht zu bald ans Scheiden. Und das Kind da mag und kann nicht einmal darauf warten — jetzt nimmer! Das verabschiedet sich schon, bevor ich die Reise antrete. Das weiß ich seit heute abend.«

Der Frühling war in den Lüften. Veilchenduft hauste in den Hecken am Fuße der Weingärten, silbriges Grün flimmerte am Gezweig über einem stillen Bächlein. Gemma hörte die Stare lärmen, sah sie geschäftig vor den Nistkästen in den von neuem Safte schimmernden Bäumen, vernahm die Finken, wie sie, von einem plötzlichen Jubel gepackt, übermütig schlugen, und die braune Wiese unter ihrem Fuße wurde licht und hell und war an einem schönen Morgen golden von Schlüsselblumen durchwirkt. Ostern war nahe, und fern lag ein Grab und deckte ihn, der gewartet hatte, daß sie auf diesen Tag sein eigen werden wolle. Heimat, o Heimat! War die noch auf dieser Erde, wo Trutz nicht mehr weilte? In eine Wolke von Traurigkeit hüllte Gemma dieser junge Frühling, quälte sie mit Heimweh, und der Weg wär' aus der Welt gegangen, hätte sie den ihrer Sehnsucht einschlagen wollen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie spielte die Portia und begriff nicht, daß sie um ihrer innigen, warmleuchtenden Heiterkeit willen gefeiert wurde. Der üblichen zudringlichen Briefe gab es schon einen Pack am Morgen nach der Vorstellung, und Gemma ließ es in ihrer dumpfen Müdigkeit geschehen, daß Nettchen sich des Geschreibsels annahm und es lustig seufzend verbrannte. »Ach, Fräulein, wenn Sie ein Herz hätten — Sie könnten morgen Frau Gräfin sein!«

»Mir wäre wohl, hätte ich keins,« hatte Gemma mit einem traurigen Lächeln geantwortet, und das gute Kind hatte sie erschrocken angeschaut und ihr dann, die Augen voll Wasser, mitleidig die Hand geküßt.

Am Nachmittag war Gemma ein Besuch gemeldet worden — eine Dame. In der kleinen Bibliothek neben dem Wohnzimmer trat ihr die schöne Blondine, die verschmähte Braut des jungen Bäuerle, entgegen, schlug den dichten weißen Schleier zurück, zeigte ein von Tränen überströmtes Gesicht, sank aufschluchzend auf einen Stuhl und barg den Kopf in den Händen.

»Weinen Sie nicht,« bat Gemma. »Schauen Sie mich an. Ich verlasse diese Stadt bald, und ich will nicht, daß jemand zurückbleibt, der glauben könnte, ich habe ihm sein Glück zerstört. Ich will nicht!«

Ein scheuer Blick traf Gemma, und in den verweinten Augen glomm das zage Fünklein einer Hoffnung auf. Da war Gemma auf die Verschmähte zugetreten, hatte sie an sich gezogen und getröstet: »Ich bin gegen Abend zurück, und Sie warten hier, daß ich Ihnen gute Nachricht bringe. Ich will's!«

Mit der Vorortbahn war Gemma in die Stadt gefahren, und im Café Bäuerle rückten etliche Köpfe zusammen, als die von jungem Ruhm umglänzte und doch so zurückgezogen lebende Schauspielerin eintrat und in einem Winkel, wo sie nicht den Blicken der Gäste ausgesetzt war, Platz nahm. Bäuerle selbst war mit einem verlegenen und doch frohen Gesicht gekommen, sie nach ihren Wünschen zu fragen.

»Ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen,« belehrte ihn Gemma. »Zunächst -- habe ich Ihr Wort, das Wort eines Mannes, daß Sie mir eine Bitte erfüllen?«

»Tausend für eine,« beteuerte Bäuerle.

»Nur eine,« wehrte Gemma. »Hab' ich Ihr Wort — uneingeschränkt?« Und sie lächelte ihm verheißungsvoll zu, wie nur eine Schauspielerin zu lächeln vermag, die in einer Rolle triumphieren möchte.

»Sie haben es,« bestätigte Bäuerle.

»Ich hab' es ...« wiederholte Gemma, und das Lächeln schwand aus ihrem Gesicht. Bäuerle sah bestürzt die dunklen Augen des Mädchens, wie sie ihn stolz und streng anflammten. »So fordre ich denn von Ihnen, gutzumachen, was noch gutzumachen ist, und Ihrer Braut alle Schmähungen und Kränkungen abzubitten. Ich verlasse diese Stadt — ja, meines Bleibens ist nicht länger mehr hier. Heimweh hab' ich, und ich hasse jeden, der mir das Herz noch schwerer machen möchte. Sie, ja Sie! — Ihre Braut wartet draußen beim Großvater auf Sie — eilen Sie, damit Sie aufs neue besitzen, was Sie wahnsinnig verschmähen wollen. Auch Gottes Geduld kann zu Scherben gehen, und Sie haben sie auf eine harte Probe gestellt.«

Unter den herben Worten Gemmas war Bäuerle bleich geworden, seine Lippen zuckten, und seine Hände zitterten. »Also das?« murmelte er. »Und Sie hassen mich —«

»Ich habe Ihr Wort, daß Sie meine Bitte erfüllen!« drängte Gemma.

»Sie hassen mich ...«

»Eilen Sie, gutzumachen, wo Sie schuldig geworden, und ich werde Ihrer als eines wahrhaften Mannes gedenken, der stark genug war, zu bereuen,« mahnte Gemma.

»Und Sie werden mich nicht mehr hassen?« bat Bäuerle.

»Wenn Ihre Braut mich bittet, Sie zu achten,« versprach Gemma. »Eilen Sie, damit ein Mensch, der Sie aufrichtig liebt, nicht länger Qual leidet. Wer sind Sie, daß Sie das ruhigen Blutes ansehen dürften?«

Sie war hinausgegangen. Eine weiche, duftige Kühle umfing sie, in der alles, wie zu einem festlichen Empfange geputzt, schimmerte. Die Türme standen in lichten Schleiern, eine Glocke schlug die Stunde, nahe und ferne fielen ein, und der Nachhall war in den Gassen. Kinder jauchzten, Tauben flogen, gurrten zu Gemmas Füßen, und ihr Gefieder schillerte golden, blau und purpurn in der blassen Sonne. Ein Pferd wieherte, eine Drehorgel ward laut, und zu einer Weise aus einer alten Oper gesellte sich eine helle Mädchenstimme hoch von einem Giebel her und jubelte dem nahen Frühling zu.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann war Gemma im Theater und fand den Direktor in seinem Schreibzimmer. »Gut, daß Sie kommen,« begrüßte er Gemma. Sie können gleich den Vertrag für die neue Spielzeit unterzeichnen. Sie sind anständig genug, um es nicht zu mißbrauchen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie trotz allem mein Stolz sind, und Ihr Vertrag ist danach, mein liebes Fräulein. Lesen Sie!«

Gemma hatte das Papier beiseitegeschoben. »Zürnen Sie nicht, Herr Direktor,« bat sie, »aber ich bin zu einsam in dieser Stadt und —«

»Was sind Sie?« Killinger war aufgefahren und kramte unruhig in einem Stoße von Broschüren. »Was sind Sie? Einsam? Sie? Und die ganze gute Gesellschaft wäre froh, wollten Sie ihr die Ehre gönnen. Sie? Haben Sie sich schon anderswo verpflichtet, daß Sie mich im Stich lassen wollen? Warum nicht! Ihren jungen Ruhm haben Sie dahin, und jetzt hält Sie nichts mehr bei einem Theater, das mit den Tausenden nicht nur so um sich werfen kann!«

»Sie mißverstehen mich,« wehrte Gemma traurig. »Ich werde nicht vergessen, was ich hier Gutes erfahren habe. Und verpflichtet habe ich mich nirgendwo.«

»So bleiben Sie,« entschied Killinger. »Ich tue ein übriges, runde Ihre Gage noch weiter auf und verpflichte mich, Stücke herauszubringen, die Sie vorschlagen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte und bitte Sie, mir nicht zu zürnen, wenn ich dennoch nicht bleiben kann.«

»Kann, kann,« wetterte Killinger. »Gewiß können Sie, wenn Sie nur wollen. Aber ich kann nicht, heißt's allemal, wenn eine vertrackte Liebesgeschichte dahintersteckt. Und das bei einem Mädchen, begabt, schön und klug, wie Sie. Nein — dumm, wie Sie, sollte ich sagen!«

»Sagen Sie es nur,« lächelte Gemma traurig. »Ja — ich hab' Heimweh nach meinem Liebsten, und der ist tot. Hier diese Stadt ist mir zu froh. Ich sehe zuviel lachende Gesichter und habe das Gefühl, als müßten bald alle Straßen voll davon sein. Jetzt, da der Frühling nah. So bin ich einsam.«

»Und werden es bleiben,« mahnte Killinger. »Können Sie vor sich selber davonlaufen? Überlegen Sie wohl, was Sie da anstellen wollen.«

»Ich hab's überlegt,« beharrte Gemma. »Von Herzen danke ich Ihnen für alle Förderung und werde Sie nicht vergessen.«

»Sehr liebenswürdig,« knurrte Killinger. »Und wohin führt der Weg, wenn ich fragen darf?«

»Wohin?« wiederholte Gemma. »Irgendwohin — in ein kleines Städtchen, wo ich das Meer nahe habe.«

»Und wo Sie doch auch spielen möchten?« forschte Killinger.

»Spielen?« Gemma sah den Direktor fragend an. »Das hatte ich wahrlich vergessen.«

»Ich denke, wir begegnen uns noch einmal, wenn Sie etliche Jahre weiter sind. Und deswegen — wenn Sie ans Meer möchten —, ich hab' da im Norden einen lieben alten Bekannten, der in seiner kleinen Universitätsstadt auch den Sommer über spielt, bis zu den großen Ferien. Der hat einen Professor hinter sich, einen grauen Theaterschwärmer, und läßt sich's wohlsein, bei wenig Geld und viel Essen und Trinken. Und im Sommer fliegt dem manch ein erlesener Vogel zu, um für etliche Monate im Hanfsamen zu sitzen. Dem schreib' ich heute noch, daß er sich eines Gänschens annehme und es stopfen und nudeln möge, bis es sein Herz nicht mehr fühlt. Einverstanden?«

»Muß es denn sein, daß ich weiterspiele?« sann Gemma.

»Sie können das fragen? Sie? Das Theater läßt Sie nicht mehr, und möchten Sie es hundert- und tausendmal lassen! Nein,« beteuerte Killinger, »Sie sind ihm verfallen, und die Sie einsam sind, nur dort werden Sie es nicht sein, einer Menge gegenüber, die Sie nicht kennen, und der Sie doch für eine Stunde nahe sind wie Ihrer eignen Seele.« —

So geschah's, daß sich Gemma zum Abschied rüstete. Ob sie Nettchen mitnehmen möge auf ihre Fahrten, hatte Bäuerle geforscht. Das Mädchen hatte bitterlich geschluchzt, als es von Gemmas Entschluß, zu scheiden, vernommen hatte. Gemma rührte die Anhänglichkeit des feinen Geschöpfes, und sie bedeutete Bäuerle, daß sie froh sei, wenn Nettchen das Opfer bringen und ihretwegen die Heimat lassen wolle.

In den Zeitungen ward der Verlust der jungen Schauspielerin unter erklecklichem Wortaufwand beklagt und die Hoffnung ausgesprochen, der Aufenthalt am Meere möge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie so kräftigen, daß sie bald gesund und froh dorthin zurückkehren könne, wo man ihr gern eine dauernde Heimat bereite. Als Gemma zum Abschied das Käthchen gab, voll Einfalt, Schelmerei und ihres Weges zum Geliebten nachtwandlerisch sicher, da wollten die Zuschauer das Haus nicht verlassen, und der eiserne Vorhang mußte schließlich niedergehen, um sie zu mahnen, das Spiel sei zu Ende.

Am Vorabend der Abreise hatte Bäuerle noch einmal für einen festlich geschmückten Tisch gesorgt, und zum Schluß hatten sie jenen Walzer gespielt, der in seiner süßen, lockenden Melodie voll leiser Schwermut nur unter diesem sanften, weichen Himmel erblüht sein konnte. Dann hatte Bäuerle Gemma an sich gezogen und ihr bewegt gestanden: »Ich danke Ihnen, Kind, für all die schönen Stunden, die Sie mir geschenkt haben. Mir, der ich schließlich doch ein alter Mann und auf die Güte meiner Nebenmenschen angewiesen bin. Und nicht zuletzt danke ich Ihnen dafür, daß Sie meinen Enkel wieder auf den rechten Weg gewiesen haben — jetzt, zu Ostern, heiratet er, wie's geplant war. Gott behüte und segne Sie bis an Ihr seliges Ende!«

Am Bahnhofe erwarteten Killinger und sein Regisseur Dornstein das Korbwägelchen. Sogar Gleyre hatte sich mit einem schweren Strauß dunkler Rosen eingefunden und überreichte ihn Gemma feierlich als Abgesandter des Personals. Dornstein hatte für ein Körblein mit feinem Backwerk gesorgt, wie es als Ruhm der Stadt galt. Und Killinger hatte alle Theaterzettel, auf denen Gemma genannt war, mit den Zeitungsberichten, die von ihr sprachen, in eine Seidendecke binden lassen und bot ihr das Buch mit einem fünffach versiegelten, dickleibigen Briefe: Rückständige Gage. »Ich bin wohl noch nicht lange genug Direktor, liebes Fräulein,« spottete er gutmütig, »daß ich mich herbeilasse, Ihnen offen zu gestehen: Sie haben mir brav Geld gemacht. Und ich möchte nicht, daß es je heiße, ich habe Ihnen dafür nur vergütet, was ich für eine Anfängerin vorgesehen. Ihr gutes Guthaben — hier ist's!«

Bäuerle ließ von Nettchen ein ganzes Kistchen mit Pasteten, silbern gewickelten Würstchen, getrockneten Trauben und Nüssen und Mandeln in den Wagen tragen, damit die Fahrt nicht zu lang werde, und vertraute Gemma noch ein Schächtelchen an, der ersten bedürftigen Frau zu spenden, die ihr am Ziel der Fahrt begegne. Ein frisch aus der Münze gekommenes Goldstück lag darin, sauber auf rosige Watte gebettet. Und dann winkten die beiden Mädchen mit dem Tüchlein, die dunkle Gemma neben dem hellen, zartfarbigen Zöschen, und winkten noch, als die Zurückgebliebenen längst ihren Blicken entschwunden waren. »Es kann noch überall einer da stehen, der Sie ungern scheiden sieht, Fräulein,« hatte Nettchen gescherzt.

Dann saßen sie einander gegenüber, und im Gefühl, nicht von allen Menschen Abschied genommen zu haben, die es gut mit ihr meinten, sondern ein Herz nahe zu wissen, das ihr, der Herrin, zärtlich ergeben, neigte sich Gemma dem guten Kinde zu und küßte es.

Im Einhorn lagen die Zeitungen der alten Stadt auf, wo Gemma ihren ersten Winter fern der Heimat verlebt hatte. Als Montagnini zum ersten Male den Namen seiner Tochter öffentlich genannt und sie als Schauspielerin gewürdigt gefunden hatte, war ihm das Blut ins Gesicht geschossen vor Scham, daß sein Kind Tag für Tag Augen ausgesetzt sein sollte, die seine Seele bis in alle Falten entblößt zu schauen beflissen waren. Aber die Freude an der Bewährung kühner Hoffnung, an der reichen Anerkennung hob ihn hinaus über jene peinvolle Empfindung, und darüber half ihm auch der Widerhall des jungen Ruhmes in der Vaterstadt hinweg. Frau Bianka heimste mit strahlendem Gesicht die Glückwünsche der Stammgäste ein, die alle von Gemmas Aufstieg durch die heimischen Zeitungen erfahren hatten. Auch waren Gäste im Einhorn abgestiegen, die mit eignen Augen Gemma als Schauspielerin gesehen hatten und der Hausfrau gegenüber mit Liebenswürdigkeiten über die Kunst der Tochter nicht kargten. Der Arzt hatte sich eingefunden, und seine Augen hatten geleuchtet, als sei er von eignem jungem Ruhm trunken, und gar Van der Mühlen hatte gemeint, wenn es denn einmal so habe sein müssen, ziehe er es vor, Gemma anerkannt statt verkannt zu wissen. Magelone fing, wenn sie im Theater saß, Blicke und Bemerkungen auf, die sie spüren ließen, daß man sie auch als Schwester Gemmas kannte. Und sie hatte zuviel Freude daran, Aufsehen zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen, um diesen Zuwachs an Beachtung anders als begehrenswert zu empfinden, und ließ es sich gern gefallen, als sich eines Abends der Heldenspieler der heimischen Bühne in ihrer Loge vorstellen ließ und ihr aus einem Briefe vorlas, den ein alter Theaterfreund geschrieben, um das Lob der neuen Darstellerin zu singen. Gemmas Lehrer, der alte Schauspieler, tat sich in dem Café, wo seine Berufsgenossen verkehrten, gütlich, indem er von ihr als der einen und einzigen Schülerin sprach, bei der es sich wirklich verlohnt habe, sie zu führen. Nicht daß er ihr das Theater gönne, wo sie ihm allerwärts vorkommen werde wie ein Schwan unter Gänsen. Aber er gönne sie den verehrlichen Berufsgenossen nah und fern als warnendes Beispiel, sofern doch etwa einer darunter sein solle, der sich nicht selber Beispiel genug dünke. Als warnendes, damit sie endlich einmal in ihrem eignen Kreise jemand hätten, der nicht glaube, daß Anmaßung, Unverfrorenheit und Liederlichkeit Kardinaltugenden ausgerechnet des Schauspielers sein müssen.

Daheim setzte er manchen schönen Brief an Gemma auf; aber keinen ließ er ausgehen, in der heimlichen Besorgnis, jedes Lob, jede Äußerung der Genugtuung über einen Erfolg stärke das Mädchen, um auf einem Wege zu verharren, von dem er fürchtete, daß er trotz allem an kein Ziel führe, das Gemma zu wünschen sei. So legte er alle diese Briefe wohlgeordnet beiseite und begnügte sich, hier und da eine Karte zu senden, die, mit einem artigen Bilde geziert, kaum Platz für einen Gruß ließ. Daß Gemma so bald die Stätte ihres jungen Ruhmes verlassen, suchte er zu begreifen, und da er ahnte, daß man im Einhorn ratlos vor diesem Entschluß stehen werde, belehrte er Frau Bianka, nichts zeuge mehr für Gemmas Künstlerschaft, als daß sie sich den ersten Erfolg nicht zu Kopfe steigen lasse. Der Aufenthalt am Meere werde ihr guttun, ein Künstler brauche Sammlung, und die Nachfolgerin Gemmas an der Freien Bühne werde schon dafür sorgen, daß man die Vorgängerin nicht vergesse und sehnlich zurückwünsche. Sei's an der Zeit, so werde Gemma das selber fühlen und nicht zögern, wieder irgendwo im Vordertreffen zu marschieren.

Magelone war im Vorfrühling eines zarten Töchterleins genesen, und aus dem Briefe Van der Mühlens, der Gemma wissen ließ, daß ihre Verwandtschaft bereichert worden, las sie den Wunsch, die Schwester möge nicht länger in Groll gegen die Schwester verharren und sich zu dieser guten Gelegenheit ein Wort der Verzeihung abringen. Gemma sah Trutz vor sich, wie er sich niederbeugte zu dem Kindlein, das da in die Welt gekommen war, um für die Mutter zu sprechen, und wie er dann aufschaute und seine Augen sie milde mahnten, gütig zu sein. Vater und Mutter sah sie, wie sie heimlich leiden mußten unter dem Zwiespalt der Schwestern, zumal in diesen Tagen, da sie das erste Enkelkind grüßen durften. So schrieb sie dem Schwager, daß auch sie die Bereicherung der Verwandtschaft als ein holdes Geschenk empfinde und sich freue, wenn sie einmal heimkehre, mit der Schwester auch deren Töchterlein küssen zu können.

Der Wind vom Meere her tat Gemma wohl in diesen Tagen, wenn er durch die Gassen strich und mit einem grauen Staube von Feuchtigkeit die Giebel verhängte. Bei einem Lehrer, der mit seiner jungen Frau ein ererbtes altes Kaufmannshaus bewohnte, hatte sie eine Flucht von Zimmern gefunden und die nach Herzenslust mit altväterischem Hausrat der Gegend, wie sie ihn bei Antiquar und Trödler gefunden, ausgestattet. Nettchen hatte eine geschickte Hand, um ein Heim behaglich zu machen, und so fand Gemma, war sie nach ihrer Lust gegen Sturm und Regen angegangen, eine warme Stätte, wo sie sich umsorgt wußte, wo die Lampe über einem Tisch leuchtete, auf dem ein Wesen, ihr von Herzen zugetan, das Mahl gerichtet. Ein altes Tafelklavier, von einem kleinen und doch zärtlichen Ton, hatte ihr der Lehrer um ein bescheidenes besorgt, und bald darauf war Nettchen gekommen und hatte Gemma verlegen gefragt, ob sie nichts dagegen habe, wenn sie sich eine Harfe, die sie beim Antiquar gesehen, anschaffe.

Darüber erst erfuhr Gemma die Geschichte des Mädchens, das aus einer jener alten Musikantenfamilien stammte, wie sie in den ländlichen Vororten der großen Stadt in den Schenken aufspielen. Ein halbes Kind noch, hatte Nettchen die Harfe meistern, den Fiedelbogen führen und dabei für eine leidende Mutter, eine ganze Anzahl von Brüdern und den Vater, die sich alle als Musi-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanten ihr Brot erwarben, den Haushalt führen müssen. Dem heranblühenden Mädchen war manch reicher Nichtstuer genaht und hatte ihm angeboten, es an einem Konservatorium ausbilden zu lassen, wenn es sich seine Person gefallen lasse. Das hatte jeder gefordert, und als die Mutter gestorben war, da hielt Nettchen nichts mehr — es war irgendwo als Magd untergekrochen, nur um nicht länger entwürdigende Zumutungen mit einem halben Lächeln quittieren zu müssen. Aber auch da war seine helle lichte Schönheit sein Feind, bis es Bäuerle gefunden und für Gemma in Dienst genommen hatte.

In der Stadt gab es eine Musikschule von Ruf. Dort mußte sich — so wollte es die Herrin und Freundin — Nettchen anmelden und ward gern aufgenommen. Ihre Dankbarkeit duldete es nicht, daß Gemmas Behaglichkeit darunter litt — die kleine Wohnung leuchtete von Traulichkeit, und die Mädchen hatten schöne Stunden, wenn sie abends nach Herzenslust miteinander musizieren konnten und unter Nettchens Bogen jene Geige sang, die aus der Sammlung des Einhorns einst Trutz gehört hatte und dann Gemmas Besitz geworden war.

In ihrem Direktor Holthausen hatte Gemma einen hohen und stattlich gewachsenen Herrn mit rundem Gesicht, lustigen Augen und weißem Schnurrbart gefunden, dem man's ansah, daß er mit Gottes Welt herzlich zufrieden war. Er habe sein Stammpublikum von der Universität her, und das verlange für den kommenden Sommer Stücke von Ibsen, Strindberg und dergleichen, obwohl er für seine Person damit nichts anzufangen wisse. Gemma werde wohl besser damit zurechtkommen. Dann hatte er sie zu seiner Frau geführt, in ein Haus nahe dem Theater, zu einer dicken, kräftig geschnürten Dame, die hinter Kaffee und Kuchenbergen mit Söhnen und Töchtern saß, wohlgenährte, lustige Jugend, gewandt, wie es nur Schauspieler zu sein vermögen, und doch ohne den üblichen Typus des Komödianten.

Gemma war hausmütterlich befragt und beraten worden. Die Luft hier zehre, und dagegen wehre man sich mit reichlichem und kräftigem Essen, woran es in dieser gesegneten Gegend gottlob nicht fehle. Das sei das erste — alles andre komme von selber. Im Mai beginne die Sommerspielzeit, und dazu habe man sich auch eines Herrn Jörissen aus der Hauptstadt versichert, eines Darstellers von Ruf für nordische Dramatiker, wie man sie in dieser Spielzeit geben müsse. Holthausen hatte eine Tafel mit Photographien hervorgeholt, worauf ein Jüngling mit buschigem Haar nach Bedürfnis wilde oder schwermütige Augen machte. Der Kaffee zog sich in die Länge, und an sein Ende schloß sich ein neuer Anfang an, als der Literaturprofessor der Universität, Levin, sich melden ließ. Das war ein weißbärtiger kleiner, beweglicher Herr von jüdischem Gesichtsschnitt, ein unverwüstlicher Theaterschwärmer, von Liebenswürdigkeit Gemma gegenüber, für die er, ein eifriger Sammler von Zeitungsausschnitten, schon seine Mappe in einem Theaterarchiv hatte, das die Hochschule seiner Arbeit verdankte. Er ließ mit Bitten nicht nach, bis ihm Gemma im Abenddämmer eine Szene aus der »Judith« vortrug, und er machte mit einer biegsamen, geschmeidigen, wohllautenden Stimme den Gegenspieler. Darüber zeigte sich, daß er das ganze Werk aus dem Gedächtnis hätte niederschreiben können.

»Schöner als alles Theater,« hatte Holthausen gemeint, und seiner stattlichen Eheliebsten hatte die Ergriffenheit neuen Appetit gebracht. Gemma und Levin mußten über dem Abendessen bleiben, und der Professor war voll von Entwürfen und Plänen für das deutsche Theater, erinnerte immer wieder daran, wie auch von einer kleinen Bühne aus ein neuer Strom des Lebens ausgehen könne, zumal dann, wenn eine Darstellerin von der Begabung Gemmas diese Aufgabe erkenne und sich ihr widme.

»Sie sind unverbesserlich, Professor,« hatte Holthausen schließlich gutmütig geknurrt. »Fräulein Montagnini wird nicht ewig hier bleiben wollen. Wir müssen froh sein, daß sie einen Sommer lang dem Meere nah sein will und so eine Weile mittut an unserm Bühnlein.«

»Auch dafür werden wir ihr dankbar sein,« hatte Levin zugestanden. Auf dem Heimwege hatte er Gemma das Geleit gegeben und gelauscht, als Nettchens Geige über die Gasse sang. Gemma hatte von der Gefährtin erzählt, der Professor war aufs neue ins Schwärmen geraten und hatte beide Mädchen für den nächsten Abend zum Tee gebeten. Er lebe allein mit seiner Frau, die als Konzertsängerin einst in allen Weltteilen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Hause gewesen. Ein einziger Sohn sei als Student gestorben. Die Freundinnen fanden, als sie der Einladung folgten, eine stattliche silberhaarige Frau, aus deren Antlitz ein paar dunkle Augen im Feuer der Jugend leuchteten. In einem schönen Garten lag das alte Haus des Professors, und ein Duft von Hyazinthen war auf der Schwelle. Der geleitete sie wie der Atem des Frühlings. Eine süße Sehnsucht war in den Menschen, die sich da gesellt hatten, Traum bei den Jungen, Erinnerung bei den Reifen. Ruth van Hertoghen, als welche Frau Levin einst die Welt durchzogen hatte, sang wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male aus überreicher Fülle schenken darf, und die Besucherinnen wurden nicht müde, sie zu begleiten. Dann hatte Nettchen ein Blatt hervorgezogen, geschriebene Noten, und die Sängerin gebeten, es anzuschauen. Es sei die letzte Komposition eines jungen Musikbeflissenen, der in der Hauptstadt seinen Studien obgelegen und gern als großer Herr den kleinen Kapellen nachgezogen sei, der habe ihr die Arbeit in der Handschrift hinterlassen. Am nächsten Tage habe er, wie er es liebte, eine Wanderung ins Gebirge unternommen gehabt und sei im Nebel abgestürzt. Mit Glanz und Gepränge war der adlige Jüngling begraben worden, und während ihm die Glocken zur ewigen Ruhe läuteten, hatte ein einsames Mädchen sein letztes Lied gespielt.

Gemma hatte sich zu dem Professor in einen Winkel gesetzt; die Harfe begann ein Vorspiel von dunkler, schmerzvoller Süße, und dann stieg schwermütig die Frage auf:

Liebste, ich sah in die Nacht,
Sah dich so dunkel vergehn —
Weint meine Seele und wacht —
Was ist geschehn?

Mit weiten Augen starrte Gemma zu der Sängerin hinüber, wie sie trauerte:

Breit ist der Strom, und du bist
Drüben und wanderst und weit,
Und meine Seele, sie ist
Schatten und Einsamkeit.

Weit in der Ferne, da dröhnt
Unter den Stürmen die Schlacht,
Und meine Stimme vertönt
Und mein Ruf in die Nacht.

Stille das Haus. Nur der Wind
Seufzt und schläft wieder ein —
Ach, wir beide, wie sind
Wir so allein!

Der Professor war aufgestanden, hatte seine Frau geküßt, Nettchen beide Hände geboten und ihr für die schöne Gabe gedankt. »Kennt man den Dichter?« hatte er gefragt. »Truß, Freiherr von Harhus,« hatte seine Frau auf dem Notenblatt gelesen. »Mein Liebster,« hatte da Gemma geflüstert, war neben ihnen gestanden und hatte zu lächeln versucht, indes ihr die Tränen unaufhaltsam über das Gesicht rollten. »Wir hätten schon verheiratet sein sollen — aber er ist vor der Hochzeit davongegangen in die Ewigkeit. Das Lied hat mir einst seine ahnende Seele geschenkt, und der Tonsetzer hat's vielleicht in einer Zeitschrift gefunden, der ich's gegeben, als man sich um den Tod des dahingegangenen Dichters für etliche Tage bekümmerte. So haben uns heute zwei Gesellen gegrüßt, jung wie wir und doch schon am jenseitigen Gestade, und sie sind auf unserm Wege gewesen, Nettchen: Ach, wir beide, wie sind wir so allein ...«

Das Lächeln war um Gemmas Mund geblieben, und Frau Ruth schnitt die verhaltene Klage des Mädchens ins Herz. »Wir wissen, was es heißt, jemand jung sterben sehen,« tröstete sie. »Und wir haben es ertragen und tragen es, und das Leben bleibt immer schön, und auch unsre Schmerzen möchten wir nicht um alles dahingeben. Diese Nacht, da so fernher die Stimme Ihres Geliebten wach geworden — Sie werden ihrer immer gedenken und sie nicht missen mögen, um keinen Preis der Welt. Wie eine Verheißung ist sie gewesen, daß keine Stimme erlischt, nein, daß wir sie wieder vernehmen werden, alle, die wir geliebt.«

Die Mädchen waren heimgegangen, und auf dem Wege hatte Nettchen gestanden, daß der junge Tonsetzer ein wildes Leben geführt habe und mit drängendem Begehren um sie gewesen sei, und daß sie alle Gewalt über ihr Herz aufgeboten habe, um sich ihm nicht zu verraten, dem sie heimlich doch zugetan gewesen war.

Der Mai war gekommen; Gemma spielte an manchem Abend, und Levin sorgte, daß das kleine Theater bis auf den letzten Platz besetzt war. Meist war Jörissen ihr Partner, und der liebte vor allem seinen Strindberg. Denn da gab es Rollen, die jede verstiegene, genialisch zu deutende Geste zuließen, Schreie der Wut und des Entsetzens,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Paul Jos. Wehrle: Lahnpromenade in Bad Ems

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

plötzliche Ausbrüche. Da gab es Gesichte nicht der Ekstase, sondern des Wahnwitzes, und dieser Schauspieler galt dafür, daß er das Publikum einer um ihrer alten Kunstpflege willen berühmten Stadt durch ihre Deutung und Verdeutlichung auf die Knie zwinge, wie er selber von sich zu verkünden pflegte.

Gemma liebte es nicht, in den Stücken des Schweden mitzutun, und wo sie es nicht umgehen konnte, da suchte sie nach den menschlichen Umrissen in der wutverzerrten Gestalt, die sie darzustellen hatte, und war darauf bedacht, diese scharf hervortreten zu lassen. Was aber zur Folge hatte, daß ihr Partner, der alle Grimassen noch vergröberte, unsicher wurde, weil er fühlte, daß die Wirkung, die er zu erreichen gewohnt war, hier oft ins Gegenteil umzuschlagen drohte. Man war in dieser Stadt am Meer, wo man eine ausgiebige Ruhe schätzte, nicht für's Getue, und es gab da gemächliche Herren und Damen, die staunten und gar lachten, wenn Jörissen wild wurde und mit Armen und Beinen um sich schlug, sobald ihm eine Fliege um die Nase surrte. Eine, die mitlachte, war die Frau Professor Levin, und als der Gatte ihr darob sanfte Vorhaltungen machte, meinte sie, wenn er vorziehe, daß sie sich ärgere, wolle sie sich zusammennehmen und ihr Lachen verbeißen. Was er aber auch nicht wünschte, obwohl er es ihr insgeheim verdachte, daß sich Strindberg gegenüber eine behagliche Abwehr beim Publikum spüren ließ.

Jörissen schimpfte über Banausen, die Schinkenspeck dem Kaviar vorziehen, hatte scheele Blicke für Gemma und brüstete sich mit seinen Liebschaften. Tag für Tag flögen ihm zärtliche Briefchen ins Haus, prahlte er, und als Gemma sich derartige schamlose Offenbarungen verbeten hatte, war er wütend zum Direktor gerannt, um Genugtuung für den Schimpf zu fordern.

»Das Mädchen ist einmal so, Herr Jörissen,« hatte der lässig gewehrt. »Hat einer im bürgerlichen Leben eine heimliche Liebschaft, so schweigt er davon — aber Sie schweigen nicht einmal, der Sie doch verschiedene haben wollen. Fräulein Montagnini ist noch nicht lange genug beim Theater, um das zu verstehen, und wird auch niemals so lange dabei sein können, um das zu begreifen.«

Gemma zu Gefallen und dem alten Freunde Levin zuliebe fand sich Holthausen bereit, den Gyges einzustudieren. Zwei eifrige Darsteller eines alte Überlieferungen pflegenden Hoftheaters weilten als Badegäste in der Stadt am Meer, und die ließen sich bewegen, als treffliche, den Vers meisternde Schauspieler an jenem Abend mitzutun. So wurden die Zuschauer festlich beschert und konnten des Dankes nicht müde werden. Jörissen ging seither mit einem tragischen Lächeln herum, das in Gemmas Nähe noch dunkler wurde und die Deutung forderte: Ich bedaure Sie, daß Sie mit längst überwundenem Gestammel noch nach Erfolgen trachten. Sehen Sie mich an ...

Es war in einer Aufführung der »Gespenster«, daß Gemma der gequälten Mutter alle Innigkeit eines leidgeprüften Herzens gab und Jörissen, der aus dem kranken Sohn auf Grund von Studien im Irrenhause mit Verzerrungen und Verrenkungen ein naturgetreues Bild zu schaffen trachtete, tief im Schatten ließ. Um seine Partnerin zu ärgern, zog er im Zwischenakt etliche Briefchen hervor, las mit einem überlegenen Lächeln darin herum, warf sie auf einen Stuhl und tat dann, als habe er sie achtlos liegenlassen. Gemma mußte sie sehen, und sie streifte das Geschreibsel auch mit einem verächtlichen Blick, als ihr die zaghafte, schulgerechte Schrift auf einem Umschlage auffiel, aus dem eine geschriebene Karte hervorlugte. Und dann wußte sie, daß sie diese Hand von den kleinen Rechnungen ihrer Hauswirtin, der jungen Frau des Lehrers, her kannte.

Das war eine hochgewachsene, üppige Blondine mit sanften, schmachtenden Augen, die wenig im Haushalt zu tun hatte. So las sie viel, staunte Gemma und Nettchen wie Wesen einer andern Welt an und seufzte bisweilen, es müsse doch schön sein, eine Aufgabe zu haben. Worauf Gemma einmal mit einem schwermütigen Lächeln gescherzt hatte, die schönste Aufgabe habe sie, die junge Frau: könne sie doch einen Gatten betreuen, dessen Herz ihr gehöre.

Zweifellos: von ihr stammte einer der Briefe, die Jörissen wie achtlos auf dem Stuhle ausgebreitet hatte. Als Gemma das erkannte, besann sie sich nicht lange, streifte mit dem Kleide den Sessel, daß die Papiere davonflatterten, und half mit dem Fuße nach,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß der Umschlag von der Hand ihrer Hauswirtin unter ein Versatzstück geriet. Dort kniete sie nieder, als habe sie einen Schuh zu binden, und atmete auf, als es ihr gelungen war, das verhängnisvolle Schriftstück unbemerkt in ihre Tasche zu bringen — indes Jörissen knurrend die auf den Boden gewischten Zeugnisse seiner Macht über unverstandene Herzen zusammenlas und sich nach vergeblichem Suchen achselzuckend darein ergab, daß eins davongeflattert sein sollte.

Eine unverstandene Frau wünsche dem »tiefschürfenden Deuter des Menschenherzens« persönlich für die Erkenntnisse zu danken, die er ihrer Seele gebracht, stand in dem Brief der Lehrersgattin zu lesen. Antwort wurde postlagernd erbeten. Gemma wartete einen Nachmittag ab, da sie mit der »Unverstandenen« allein zu Hause war, und bat sie dann zu einer Tasse Tee, damit sie von einem Kuchen koste, wie man ihn nur in der Heimat der Gastgeberin kenne. Als die Gelabene gerne willfahrte und die Rede auf das Theater brachte, erzählte Gemma von den Gefahren, die auch so manchem Außenstehenden von dort drohen. In der unsinnigen Gleichsetzung von Darsteller und Dargestellten, von einem Dolmetscher mit einem Geschöpf des Dichters gehe manche Frau so weit, zu glauben, auf der Bühne vor ihr hause wirklich ein Mensch, geartet über jeden andern, einen Traum zu erfüllen, wie ihn die Erde kaum einmal verwirkliche. Als Unverstandene nähere sie sich dann einem solchen Schauspieler, und der mißbrauche meist eine so greuliche Unbesonnenheit, bar jeder Scham. Wenn er sich nur lustig über die Gänse mache, die ihn da anschnattern, sei es noch harmlos. Aber ...

Gemma hatte die dunklen Augen zu ihrem Gegenüber erhoben und sah der Frau in das unruhig zuckende, von fliegender Röte überschattete Gesicht. »Ja,« bekannte sie dann leise, »ich kam dazu, wie Jörissen die neuesten Zeugnisse für seine Beliebtheit allgemeiner Beachtung preiszugeben trachtete. Und da erkannte ich Ihre Handschrift und bin zum erstenmal in meinem Leben zur Diebin geworden. Hier ist Ihr Brief, und dort ist der Ofen, damit Sie ihn flugs verbrennen.«

Gemma hatte der fassungslos in Tränen ausgebrochenen Frau das Schreiben zugeschoben, war aufgestanden, hatte sie sanft an der Hand genommen, zum Ofen geführt und dort gewartet, bis das beschämende Zeugnis dem Feuer überantwortet war. Erst als das Papier verkohlt war, hatte sie die Weinende getröstet: »Sie haben keinen Namen genannt, der Brief ist vernichtet, und Jörissen wird nie erfahren, wer die Unverstandene gewesen, die sich ihm anzuvertrauen gedachte. Unverstanden! Wenn Sie ahnen könnten, wie Burschen seines Schlages das deuten — als Lust zur Irrfahrt, zum Betrug! Und meist deuten sie es nicht einmal falsch. Aber alle solche Abenteuer führen ins Elend, unweigerlich, ohne Erbarmen!«

Seit dieser Stunde wich die junge Frau dem ernsten Mädchen aus, aber Gemma hatte doch die Genugtuung, zu merken, wie sie sich eifriger um ihren Gatten, einen in stiller Ordnung dahinlebenden Mann, bemühte. Sie holte ihn häufiger von der Schule ab, und sein Gesicht trug dann, wenn sie Arm in Arm ins Haus traten, einen Abglanz ihrer leuchtenden Farben. An den freien Nachmittagen beredete sie ihn meist zu einem Spaziergang, und wenn sie mit Wiesenblumen beladen heimkehrten, dann war aus dem blassen Schulmeister ein brauner Wanderbursch geworden, dessen Augen strahlten von der Schönheit dieser Welt.

Auch Gemma und Nettchen nutzten an guten, warmen Tagen ihre freie Zeit, um zu segeln, zu baden und zu schwimmen oder ins Land hineinzuwandern, so weit sie nur die Füße trugen. Weiden gab's da, wo schweres scheckiges Vieh hinter baumhohen Hecken graste, Felder, wo der Wind über junghalmigen Roggen wie über ein silbergraues Meer ging, wo frühreifende Gerste wie ein goldener Teppich von Mohn und Zyanen durchwirkt stand, blühender Klee unter Wolken von Bienen duftete.

Die Linden blühten, von ihrem Honigduft waren die grauen Gassen voll, und die Sterne standen wie goldene Flammen am tiefschwarzen Nachthimmel, als Gemma aus der Aufführung eines quälerischen Stückes heimkehrte, in dem eine Ehe als Hölle dargestellt war, woraus es kein Entrinnen mehr gab. Ihre Gedanken waren um ein fernes Grab bei verblühten Träumen. Da störte sie ein eilig nahender Schritt, ein Gruß: »Fräulein Montagnini ...«

Der junge Inhaber eines großen Handels-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hauses war's, der Abend für Abend im Theater saß und unermüdlich seine Blumen auf die Bühne schickte. Heiße Augen glühten sie aus einem bleichen, leidenschaftlichen Gesicht an, als sie einen Schritt zurücktrat, um dem Manne den Weg freizugeben.

»So kommen Sie nicht davon,« drohte er. »Sie weichen jeder Gelegenheit aus, mich zu hören.«

»Der Sie mir nichts zu sagen haben,« wehrte Gemma kalt.

»Glauben Sie?« höhnte der Zudringliche. »Nein, das glauben Sie selber nicht. Ich bin verlobt und heirate, wie das die verschiedenen Eltern geordnet haben. Aber mein Herz kommt dabei nicht auf seine Rechnung.«

»Ein Ehrenmann wird das der Braut sagen, die ihm vertraut,« mahnte ihn Gemma verächtlich.

»Sie tun für eine Dame vom Theater spröder als sich ziemt,« lästerte der Zurechtgewiesene. »Einer muß doch ihre Gunst besitzen.«

»Ja!« schrie Gemma auf. »Ja, ihm bin ich mit Leib und Seele verfallen, im Himmel und auf Erden, ja! Was wollen Sie noch? Würden Sie es wagen, irgendeinem Mädchen aus Ihrem Kreise den Schimpf anzutun und ihm so zu nahen wie mir? Wer sind denn Sie, und wer bin ich ...«

Der Mann vernahm nicht, was ihm das Mädchen zuschleuderte. Er sah nur ein Weib, das, in seinem leidenschaftlichen Bekenntnis schön wie ein Wesen eines fremden Sternes, in der Nacht da vor ihm stand, sank plötzlich vor der Zürnenden nieder, hatte ihr Kleid gepackt und küßte den Saum unter Lachen und Schluchzen.

Gemma wollte versinken vor Scham. Aber dann hatte sie sich losgerissen, den Knienden zurückgestoßen und war geflüchtet, als sei ihr der Tod auf den Fersen. »Nettchen,« hatte sie geschrien, »Nettchen,« als sie der Freundin Geige aus dem offenen Fenster her vernahm, war in der Herbeigestürzten Arme gesunken, hatte sich aufgerafft, Nettchen mit ins Haus gezogen und mit fliegendem Atem die Tür hinter sich verriegelt.

In derselben Nacht unterschrieb sie einen Vertrag, der sie für ein neuerbautes Theater in einer aufstrebenden Stadt unfern einer alten Residenz verpflichtete, und zerstörte so kühne Träume Levins, der heimlich gehofft hatte, die junge Freundin werde doch noch bleiben und mit ihm daran arbeiten, aus einer kleinen Bühne ein Vorbild zu schaffen, wie das bisweilen in der Theatergeschichte vorgekommen sein sollte. Nettchen mühte sich, verweinte Augen zu verbergen, und streichelte heimlich den alten Hausrat, der fest und schwer dastand, als könne nichts ihn verrücken und ein Heim stören, das einen schönen Sommer lang zwei fahrende Mädchen umfriedet hatte.

In Gemmas Vaterstadt, wo der Frühling oft Tage brachte, da der Himmel tiefblau über den Türmen stand, in den Gassen Staubwirbel aufstiegen und von der Sonne mit schimmernden Fünklein durchwirkt wurden, indes der Schnee noch von den Kämmen naher Hügel herunterleuchtete, liebte man es, das neue Licht mit einem Fest zu grüßen, einem Umzug mit Roß und Reisigen, Fahnen und Federn, Bannern und Standarten. Der Maler des Bildes im Einhorn, dem Tage ergeben, setzte für solche Veranstaltungen mit Vorliebe seine Kunst ein, und er hatte Frau Magelone, die als junge Mutter in den zartesten Farben blühte, mit großen, leuchtenden Augen einherging und von einer leisen Üppigkeit umwittert war, leicht dafür gewonnen, daß sie nach ihrem Bilde im Einhorn als schönes Königskind der alten Erzählung mitreite. Wohl war Van der Mühlen dawider gewesen. Aber dann hatte sich der Maler hinter etliche Damen der Gesellschaft gemacht, die auch im Festzuge glänzen sollten, und denen hatte der Gatte auf die Dauer nicht widerstehen können. Schweren Herzens mußte er sich darein schicken, daß Magelone sich dem lustigen Volke gesellte, wie es probte, schneiderte, ritt, Mummenschanz trieb und die Buntscheckigkeit all dieser Zurüstungen als das Schönste an dem Feste empfand. Der Maler selbst wollte auch mitreiten als jener unbekannte Ritter, der die schöne Magelone gewinnt. So war er im Umzuge an ihrer Seite, und er hatte dafür gesorgt, daß sie beide in dem Farbengepränge, das die Augen trunken machte, noch auffielen. Beide ritten sie Isabellen, edle, feurige Tiere, mit breiten, goldbeschlagenen und farbig gestickten Gurten und Zäumen. In den langen blaßblauen Schleier Magelonens waren Rosen gewirkt, ihr Haar leuchtete unter einem funkelnden Krönlein,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Brust schimmerte aus einem Einsatz von gelben Spitzen, und vom Saum ihres weichen blauen Kleides stiegen Silberranken mit goldenen Beeren auf. Der Maler trug einen roten Mantel über dem Kettenhemd, hatte sich den Helm mit einem Strauß weißer Federn schmücken und den Visierschnabel zu einem Löwenkopf austreiben lassen, der eine lange, blutrote Zunge ringelte.

So zogen sie unter einem strahlenden Himmel dahin. Magelone dünkte, nichts Köstlicheres könne ihr je wieder hienieden werden als dieser Triumph ihrer Schönheit über die Menge, die von allen Winden her zusammengeströmt war. Ihr Lächeln dankte immer wieder dem Maler an ihrer Seite, und an dem Balle, den die Stadt den Teilnehmern am Umzuge gab, war er ihr mit heißem Atem nahe und umspann sie mit heimlicher Zärtlichkeit und verhaltenem Begehren.

Da geschah's, daß eine Zigeunerin mit schwermütigen Augen Magelone nahte, als der Maler sich nach einem Imbiß umsah, ihre Hand nahm und daraus las: »Da war einer, der ist an deinem Spiel gestorben. Und da ist einer, der mit dir spielen möchte, wie er mit andern gespielt hat und auch mit einem armen Zigeunerkind. Hüte dich! Denn bei dem ist Unheil und Sünde, Verderben hier und in Ewigkeit!«

Die dunklen Augen hatten Magelone angeflammt, und dann war die Zigeunerin untergetaucht in die bunte Menge, die durch Säle und Hallen trieb.

Magelone aber sah ein blasses Haupt, wie es in Todesnot vor ihr erstand und wieder untertauchte in sein frühes Grab, und dann war ein Kindlein um sie, von ihr geboren und ihr dereinst zur Richterin ihres Lebens gesetzt. Die Eifersucht eines verratenen Weibes hatte sie gelehrt, daß nicht einmal verborgen geblieben war, was sie sich selber nicht eingestehen mochte, daß irgendwo ein Auge gewacht und ihr Spiel mit Trutz nach der Art der Welt draußen gedeutet hatte. Und solche Augen würden immer um sie sein — mochte sie sich tausendmal einreden, daß Reichtum und Ansehen sie vor der gemeinen Welt stolz abschließe.

Bleich war sie aufgestanden, hatte den Reigen gesehen, wie er durch eine Flut von Licht gleißend und funkelnd dahinglitt, und war durch eine Nebenpforte entwichen. Der Maler suchte sie vergebens.

Bei seinem Besuche fand er dann eine kühle Dame, die sich förmlich entschuldigte, daß ihr nicht wohl gewesen, und daß sie sich so ohne Abschied habe heimbegeben müssen. Das wortreiche Bedauern des Malers schien sie nur mit halbem Ohr zu hören, und der fühlte, wie sie nicht wollte, daß er ihr etwas bedeute, und schied höflich und innerlich rasend über die unbegreifliche Wandlung.

Das Bild der schönen Magelone im kleinen Saal zum Einhorn war eines Tags durch eine Landschaft mit einem pflügenden Bauer ersetzt worden, von jenem jungen Künstler gemalt, der Trutz befreundet gewesen war und sich des Wohlwollens Montagninis erfreute. Denn Magelone hatte ihr Eigentum beansprucht, und eines Abends hatte Van der Mühlen dieses ihr Bild auf dem Schreibtisch gefunden. Er sah so einen Wunsch erfüllt, den er seit seiner Verheiratung gehegt, und als er seiner Frau dafür danken wollte, hatte sie unter Tränen gewehrt und ihn gebeten, das Bild irgendwo unter alten Tafeln zu verbergen, wo es niemand sehe. Dieser Bitte jedoch vermochte er nicht zu willfahren, und Magelone mußte sich darein ergeben, daß ihr Bildnis das Arbeitszimmer des Gatten schmücke, wo es nicht jeder gleich bewundern durfte.

(Schluß folgt.)

Beim Abschied

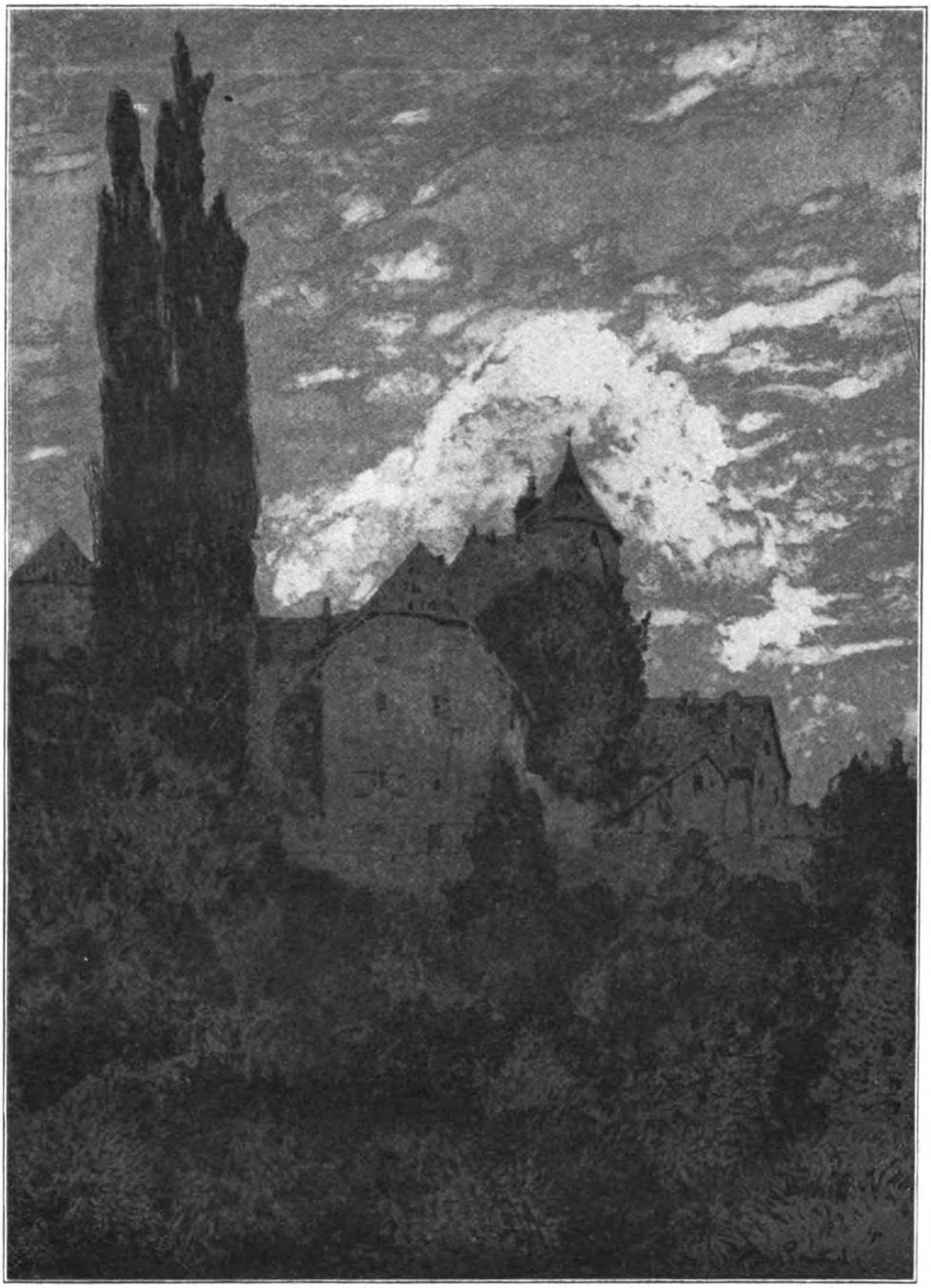
Sie sahn uns forschend ins Gesicht,
Doch keiner — keiner soll's erfahren,
Wie wir dem Himmel nahe waren;
Du, heißgeliebter, plauderst nicht.

Sie merkten, daß das Haar mir naß,
Doch morgens fiel ein sanfter Regen,
Der dürren Flur und uns zum Segen —
Nun hebt sich das zertretne Gras.

So still und heimlich ist der Platz:
Die grünen Blätter leise rauschen,
Und Reh' und Vöglein listig lauschen —
Auf morgen denn, mein lieber Schatz!

Wilhelm Kunze

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans Prentzel: Alte Burg

Kreide, Tusche mit Asphalttonplatte

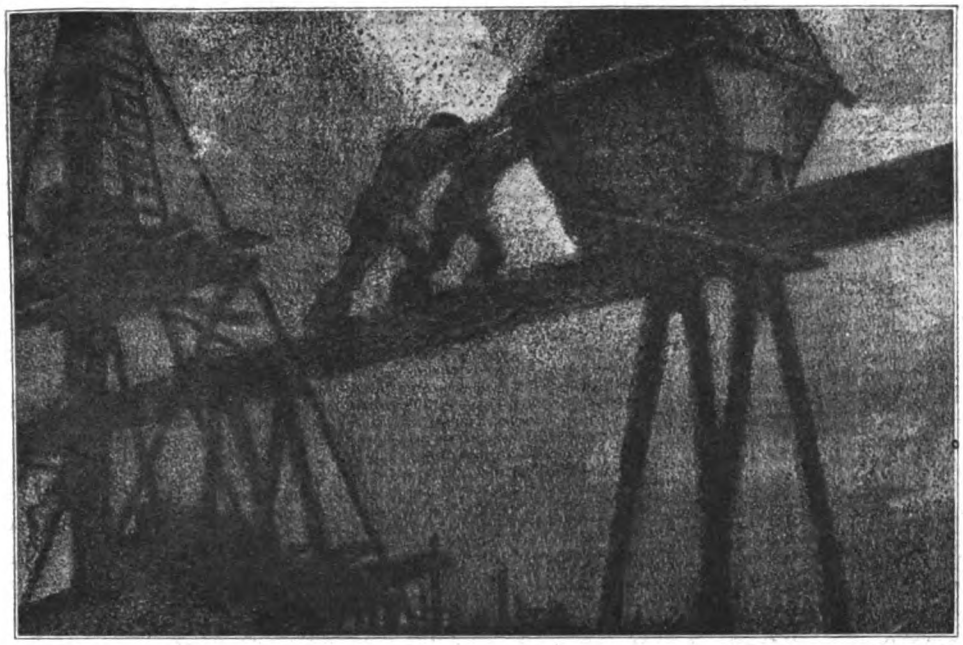
Zu dem Aufsatz »Aus den Künstlerwerkstätten der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin-Charlottenburg« von Felix Lorenz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Berthold Claus: Kohlenförderer — Kreide auf gekörntem Stein

Unbekannte Kunstschätze

Aus der Sammlung der Bibliothek der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin

Von Felix Lorenz

Mit einem Einschaltbild, acht farbigen und neun schwarzweißen Textbildern

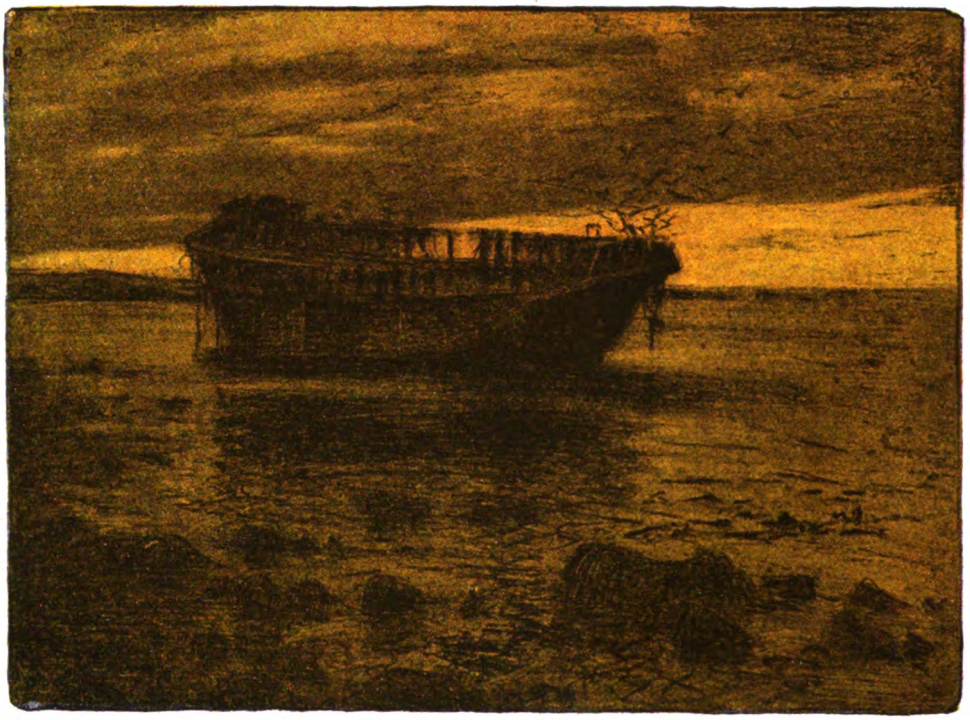
Alle Wahrheiten sind dazu da, daß sie schließlich auch einmal veralten und in die Rumpelkammer der Zeit geworfen werden. In diesem Krieg der Kriege ist es manchen von ihnen schlecht ergangen. Da war zum Exempel eine sprichwörtlich gewordene Erkenntnis aus dem ledernen Cicero: daß nämlich im Waffenlärm die Musen zu schweigen hätten. Zwar hatte man dem lateinischen Advokaten Gewalt angetan, als diese These Landläufigkeit gewann, denn er hatte von dem Verstummen der »Gesetze« während des Krieges gesprochen — aber die Flucht der Künste vor den Kanonen war doch auch eine Selbstverständlichkeit, an der gar keine Zweifel möglich schienen. Nun ist diese Wahrheit, die so lange herrschen durfte, im Verlauf des Krieges mit andern zugleich entthront worden, denn die Musen haben uns inmitten des größten Kampfes der Menschengeschichte — draußen in der feindlichen Fremde und in der Heimat — mit manch süßem Trost beglückt und geholfen, uns aufrechtzuerhalten.

In der Dichtung, besonders in der Lyrik, in der Musik und nicht zuletzt in den bildenden Künsten sind uns viele Erquickungen zuteil geworden; wie sich auf der Seite der Schaffenden eine hohe Leistungskraft kundgab, so waren auf der Seite der Genießenden auch Bedürfnis und Interesse bedeutend genug, um unser deutsches Leben mit neuem Inhalt füllen zu helfen. Die Malerei vor allem brachte Überraschungen vielfältigster Art. Es braucht nur an die große Fülle der Schöpfungen unsrer Kriegsmaler, mit Ludwig Dettmann an der Spitze, erinnert zu werden; dann an die künstlerische Graphik, die sich mit den Erfordernissen des Krieges beschäftigte — Plakate und andre öffentliche Ankündigungen —, und an die außerordentliche Belebung des Illustrationswesens. Was bei diesem so lange erstrebt wurde: es von der Photographie unabhängiger zu machen, konnte erst in den Kriegsjahren vielfach durchgeführt werden, namentlich in unsern Feldzeitungen, von denen die Liller Kriegszeitung, die Zeitung der X. Armee in Wilna und andre mit ihren Künstlerzeich-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen geradezu Dokumente geläuterten Geschmacks geworden sind. Man darf sagen, daß während des Krieges das Interesse am künstlerischen Bilde, das Verständnis dafür in allen Kreisen des Volkes um ein ganz Bedeutendes gewachsen ist. Das bestätigen auch die zahlreichen Kunstausstellungen und die hohen Summen, die bei den Versteigerungen berühmter Sammlungen in der letzten Zeit erreicht worden sind.

So hat uns der Krieg die Beschäftigung



E. von Kameke: Wrack — Umdruckzeichnung

mit der Kunst und die Freude an ihr nicht etwa verkümmert, sondern sie ward erst recht ein schönes, befreiendes Mittel des Trostes in den schweren Nöten der Gegenwart. Ihre Stimme überklang manchmal sogar den Schlachtenlärm. Die alte Redensart vom Schweigen der Musen ist damit gründlich abgetan.

Krieg und Kunst sind keine Feinde mehr. Mit dieser Wahrheit hat sich zugleich für uns die Tatsache ergeben, daß der Krieg die früher so oft beklagte Überschätzung alles ausländischen Kunstschaffens gleichsam über Nacht hinweggefegt hat, daß die deutschen Meister der Vergangenheit und Gegenwart

plötzlich in ihrem ganzen Werte erkannt wurden. Unsre Enkel werden sagen, mit der ungeheuren Umwälzung, die der Weltkrieg in den Anschauungen und Meinungen hervorrief, mit dieser Umwertung aller Werte sei auch eine Neugeburt des deutschen Kunstgedankens verbunden gewesen. Das Auge hat sich wieder geöffnet für die Kostbarkeiten unsers nationalen Besitzes. Auch sogenannte Weltkulturmenschen, die Träger jener einseitig aufgefaßten Idee, welche nur immer von der geistig-künstlerischen Befruchtung durch andre Völker das Heil erwartet, mußten einsehen, daß es an Abgeschmacktheit grenze, alles Fremde nur deshalb höher einzuschätzen, weil es eben fremd war.

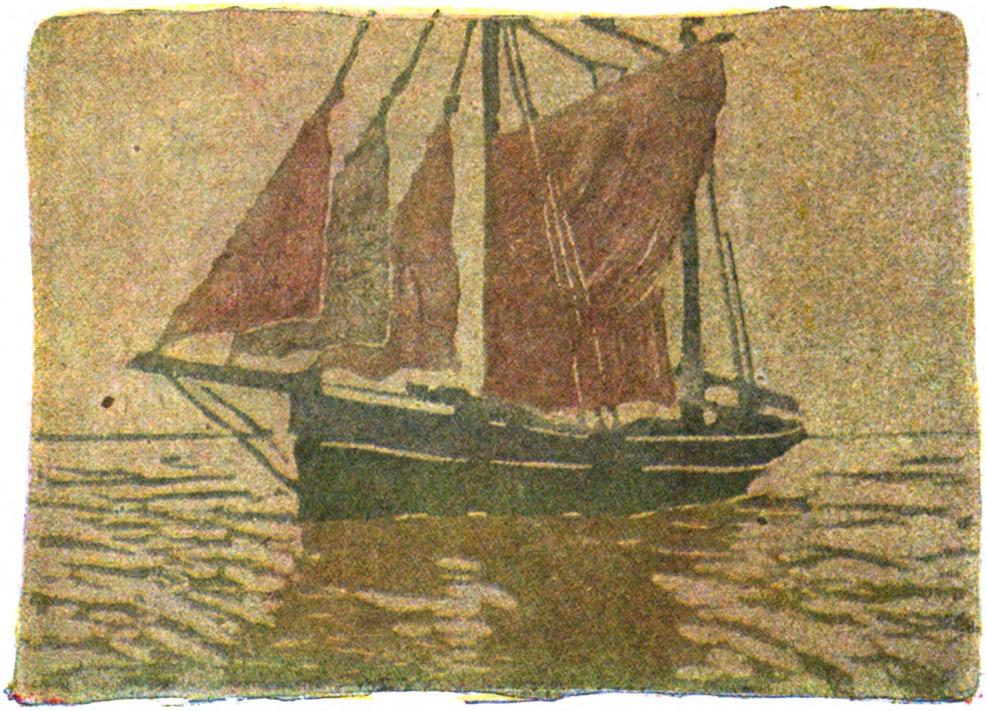
Dieses Salon-Kosmopolitentum darf nicht wiederkehren. Wo es noch nicht ganz ausgerottet ist, wird es doch bald vom frischen deutschen Wind mit der Wurzel ausgerissen werden.

Die Malerei hat naturgemäß, von diesem neugewonnenen Standpunkt aus betrachtet, den meisten Vorteil davongetragen. Aber auch die rein zeichnerischen Künste gewannen in den Kriegsjahren eine bedeutsam gesteigerte

Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

E. von Kameke: Winterlandschaft — Linoleumschnitt

Wertschätzung, deren man sich besonders freuen darf, wenn man das reiche Feld übersieht, das die deutsche Graphik der Neuzeit bebaut hat. Da tut sich eine so bezaubernde Fülle auf, daß es ganz unbegreiflich erscheint, wie sie so lange übersehen werden konnte. Welche Auslandschöpfungen könnten die graphischen Arbeiten von Men-



E. von Kameke: Norwegische Fischerbarke — Linoleumschnitt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Eichhorst: Die beiden Alten — Papierumdruck auf gekörntem Stein

zel, Stauffer-Bern, Max Klinger in den Schatten stellen! Die Gefolgschaft dieser Meister — bis in die jüngste Zeit hinein — kann sich nicht weniger sehen lassen, und es bedarf nur eines öfters erneuten Hinweises auf den glänzenden Stand der deutschen Graphik, um die wahren Freunde unsrer Kunst zur praktischen Betätigung ihres Interesses zu veranlassen. Dahin gehört vor allem das Sammeln graphischer Originalarbeiten. Für die Stunden der Muße gibt es kaum etwas Schöneres, als in den Mappen zu blättern, die solche Arbeiten aufbewahren; Kupferstich und Steindruck, vom Ölbild an der Wand durch so viele intimere Reize unterschieden, wenden den Sinn von allem Lauten und Auffälligen ab, öffnen die Pforten zu einem neuen inneren Leben, das Versenkung heißt, fordern zu einer Art Andacht auf, bei der man hinter dem Dargestellten plötzlich das Auge des Künstlers aufgetan sieht: stiller, liebevoller Arbeit hingegeben. Denkt nur an Rembrandts Radierungen, an Dürers Holzschnitte — wie ist uns da die Seele des Schöpfers nahegerückt!

Nun kann nicht jeder Rembrandts und Dürers sammeln, aber viele neuere graphische Originalabzüge sind für die Freunde solchen Besitzes erreichbar. Das gilt besonders von den Arbeiten auf dem lithographischen Stein, den Schöpfungen einer vornehmen Kleinkunst, die einmal in den Wohnungen unsrer Großeltern alle Liebe und Verehrung genoß, und die heute, wo sie mit den vielfältigsten Hilfsmitteln der künstlerischen Technik zur Vollendung gedieh, sich ein neues Heimatrecht in jedem Hause erworben hat.

Über das Wesen der Graphik selbst ist in »den weitesten Kreisen« noch wenig bekannt. Man kennt drei Techniken: Tiefdruck, Flachdruck, Hochdruck. Zu den Tiefdrucken zählen der Kupferstich, die Radierung und die Schabverfahren; die Technik des Flachdruckes umfaßt die Lithographie (Steindruck), den Zink- und Aluminiumdruck; als Hochdruck erscheint das älteste der graphischen Verfahren: der Holzschnitt.

Obgleich der Gegenstand dieses Aufsatzes die Betrachtung rein lithographischer Arbeiten jetzt schaffender Künstler ist, scheint

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es mir angebracht, gerade zur Hervorkehrung der großen Unterschiede in den technischen Bedingungen, den künstlerischen Wirkungen bei den drei graphischen Verfahren auf diese etwas einzugehen; die Darstellung eines der besten Fachkenner auf diesem schwierigen Gebiete, Carl Kappsteins, von dessen Tätigkeit als Schaffender noch die Rede sein wird, soll hierfür die Grundlage bilden.

Der Kupferstich, seit Dürers Zeiten stets in höchster Vollendung gepflegt, diente vor Erfindung der Lithographie und der Photographie, neben dem alten Messerholzschnitt, hauptsächlich zur Wiedergabe von Werken der Malerei, der Bildhauer- und der Baukunst; er hatte die schöne Aufgabe, der Verbreitung dieser Kunstwerke im Volke die Wege zu ebnen.

Der Kupferstecher beginnt seine Arbeit mit einer Zeichnung, die er auf die sorgsam polierte Kupferplatte aufpaust und mit einer scharfen Nadel leicht einritzt. Dann gräbt er mit Sticheln von verschiedener Stärke (»Grabsticheln«) seine Zeichnung Linie für Linie, Punkt für Punkt in das Kupfer ein, hier im Licht leichter und zarter, dort im Schatten tiefer und dicker schneidend, bis nach langer, äußerst mühevoller Arbeit — oft erst nach Jahren — sein Werk fertig wird und zum Druck gelangen kann. Während der Arbeit werden öfters Abdrücke von der noch unfertigen Platte gezogen, sogenannte Probedrucke, damit der Stecher eine Kontrolle über das Weiterschreiten seiner Arbeit gewinnt. Nach Vollendung der Platte werden als erste Abdrücke oder als »Drucke vor der Schrift« (avant la lettre) diejenigen bezeichnet, welche vom reinen Kupfer gedruckt worden sind; für die späteren Drucke wird die Kupferplatte mit einer feinen Stahlhaut überzogen, um eine Abnutzung des Stiches in der Druckerpresse zu verhindern. — Aber auch der Drucker muß ein Künstler sein. Seine Arbeit besteht in dem sorgfältigen Einreiben der schwarzen Farbe in die vertieft geschnittenen Linien und Punkte der Platte, dann im richtigen

Franz Eichhorst: Hessischer Bauerntanz — Papierumdruck auf gekörntem Stein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bereiten und Feuchten des Druckpapiers und in der abgewogenen Spannung der schweren stählernen Druckzylinder der Presse. Die Abdrücke des fertigen Kupferstiches mit voller Unterschrift zeigen außer dem Titel gewöhnlich noch folgende Abkürzungen: pinx. (pinxit) für den Schöpfer des Originalbildes; del. (delineavit) für den Zeichner; sc. (sculpsit) für den Stecher; imp. (impressit) für den Drucker.

Die Radierung auf Kupfer wird hergestellt, indem der Künstler zuerst einen säurefesten dünnen Grund auf die angewärmte, sorgfältig polierte Kupferplatte mittels einer Lederwalze aufträgt, den sogenannten Ätzgrund, der nach dem Trocknen durch den Rauch einer Wachsfackel gleichmäßig geschwärzt wird. Darauf pauft der Radierer mit Rötel seine Zeichnung auf und zeichnet mit gut geschliffenen Radiernadeln das Bild, indem er es in den schwarzen Grund leicht einritzt, fertig. Durch ein Ätzverfahren wird nun Ton für Ton entwickelt, bis schließlich die größten Tiefen erzielt sind.

Das Schab- oder Mezzotinto-Verfahren, eine der eigentümlichsten Techniken des Kupferstiches, gestattet wohl die reichste Folge geschlossener Töne vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Sammetschwarz. Hier wird die Kupferplatte mit einem scharfgezähnten, gebogenen Wiegemesser in verschiedensten Richtungen aufgerauht, so daß die Platte nach oft tagelanger Arbeit ein ganz gleichförmig tiefes, rauhes Korn aufweist. Diese Platte wird dann eingeschwärzt. Nachdem der Künstler seine Zeichnung aufgetragen, glättet er die hellsten Töne im Licht durch flache Schabeisen, mit denen er das Korn der Platte mehr oder weniger entfernt. So holt er, ohne Striche oder Linien zu schaffen, nur mit fein ineinander übergehenden weichen Tonpartien die Bildwirkung in Schwarz und Weiß heraus. In dieser Manier wurden um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts in England viele berühmte Stiche geschaffen.

Beim Holzschnitt ist die Kraft und Klarheit des Verfahrens schon von Anbeginn

W. Matthes: Berliner Dom und Schloßbrücke — Fünf Farbteilplatten auf gekörntem Stein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

R. Duschek: Bauernhof im Tauwetter — Vier getuschte Farbteilplatten, eine Asphalttonplatte

der Technik im einfachen Messerholzschnitt vorhanden. Albrecht Dürers Blätter zeigen die höchste Reinheit dieses graphischen Vervielfältigungsmittels, und die Schnitte nach Menzels genialen Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen oder zu den Werken des Königs stellen wohl das Höchste und Feinste dar, was an technischer wie künstlerischer Vollkommenheit zu erreichen ist. Der alte Messerschnitt erforderte eine sorgsame Zeichnung des Künstlers, die in klaren Linien, meist mit harten Bleistiften — Menzel zeichnete alle seine Arbeiten auf Holz mit Faber Nr. 5 — auf den Buchsbaum-Holzstock gebracht wurde. Der Holzschneider schnitt nun, oft mit der Lupe vor dem Auge, alle weiß gebliebenen Stellen der Zeichnung fort, so daß nur die Linien des Bildes klar und scharf erhaben stehenblieben. Diese Arbeit verlangt große Sicherheit und Ruhe der Hand, da jede falsch geschnittene Stelle aus dem Block herausgeschnitten werden muß, um durch ein neu eingeleimtes Stückchen Holz ersetzt zu werden. Beim Holzstich arbeitet der Holzschneider mit Sticheln verschiedenster Art. Der Holzstich kann im Gegensatz zum Messerschnitt, der ein Linienschnitt ist, die feinsten grauen und verwaschenen Töne des Originalbildes wiedergeben. Die Auftragung des zu schneidenden Bildes auf den Holzstock geschieht mit Hilfe der Photographie.

Ein gewaltiges Stück deutscher Kulturgeschichte spiegelt sich in den Kunstschöpfungen, welche diese alten Techniken vermitteln. Fest war ihr Ruhm begründet, unerschütterlich das Vertrauen auf ihre herrliche Leistungskraft. Da trat eine neue auf, frisch lebendig, geradezu aus dem Nichts gesprungen: der Steindruck. Diese großartige Erfindung des ehemaligen Musikers Alois Senefelder brachte die Entwicklung der künstlerischen graphischen Techniken am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein mächtiges Stück vorwärts. Er ließ seine Art des Zeichnens auf glattgeschliffenen Schieferplatten mit darauffolgendem Ätzen und Drucken der Platten als »chemisches Drucken« in die Welt gehen. Nach vielen zum Teil mißglückten Versuchen, diese chemische Druckerei an Stelle der alten Holzschnitt-, Kupferstich- und Kupferätzungsverfahren in Wien, München, Berlin einzubürgern, nahm die neugeschaffene Lithographie vom zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts an durch die Arbeit tüchtiger

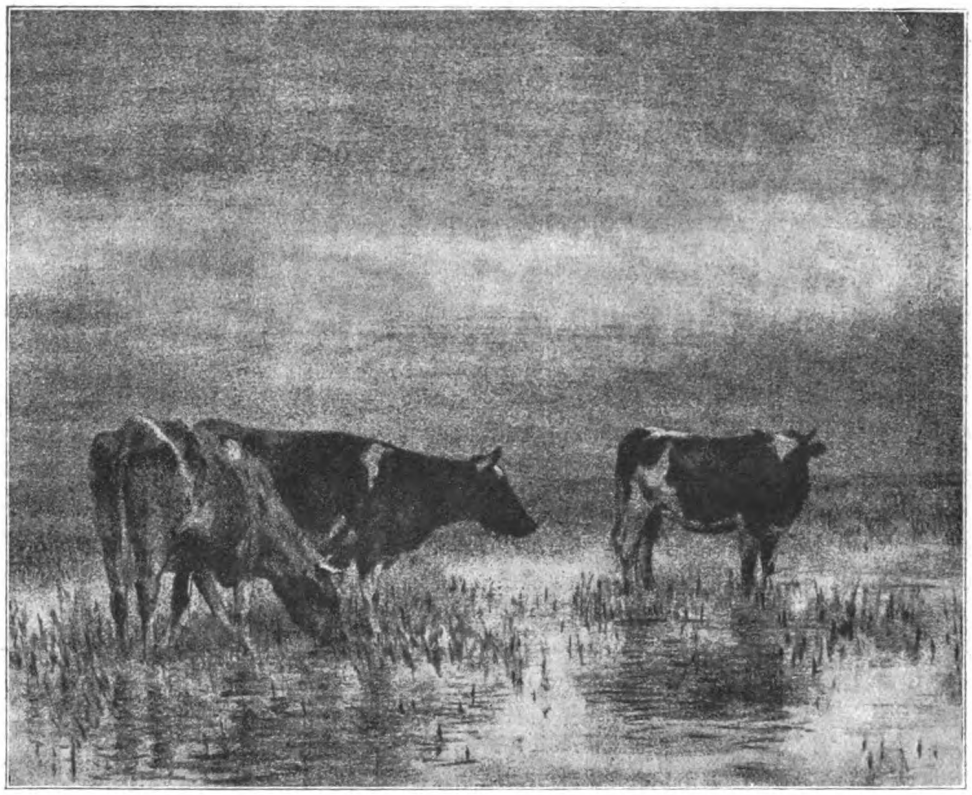
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstler und Unternehmer unter allen Reproduktionsverfahren plötzlich die erste Stellung ein. Indem sie alle andern in sich aufsog, eroberte sie sich im Sturmschritt ganz Europa. Überall in Deutschland und Österreich, in Frankreich und England taten sich zahllose lithographische Kunstanstalten auf; die Künstler auf dem Stein vermochten kaum so viele Bildnisse berühmter und unberühmter Persönlichkeiten zu schaffen, als verlangt wurden: jene feingetönten Porträte, welche die Silhouette und das gemalte Medaillonbild ablösten; in allen Büchern, an allen Wänden fand man die reizenden romantischen Landschaften und die schalkhaften Genrebildchen, die noch heute das Entzücken des Kenners bilden. So verdrängte der Steindruck sehr rasch den Holzschnitt; neben ihm erhielt sich nur noch der fast gleichzeitig entstandene, zuerst in England angewendete Stahlstich in der Gunst der Zeitgenossen.

Senefelder hatte mit der Bezeichnung »chemisches Drucken« das Richtige getroffen. Während der Kupferdrucker mit vertiefter, der Holzschneider mit erhabener Zeichnung arbeitet, stellt der Steindruck einen vollkommenen Flachdruck dar, das heißt die zu druckende Zeichnung liegt flach auf dem Stein und wird nur durch geeignete chemische Behandlung druckfähig gemacht. Bei den andern Verfahren aber ist dies nur durch die mechanische Herstellung der Zeichnung möglich.

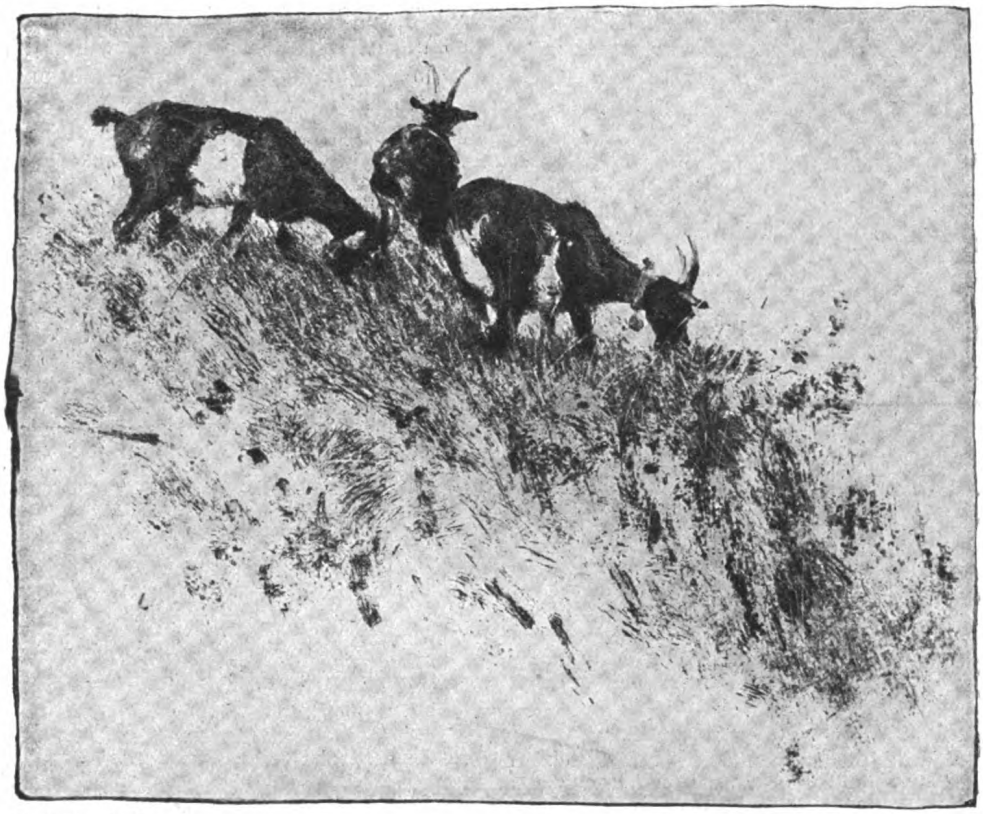
Das Grundmaterial des Steinzeichners wird nur einmal auf der Erde gefunden. Es ist der Kalkschiefer von Solnhofen in Franken. Dort steht er in dicken Platten, und niemand sieht es dem ungefügen Gesellen an, was man aus ihm herauszaubern kann. Er wird in allen Steindruckereien der Welt verwendet.

Die glattgeschliffene Seite dieses Steines hat die Eigentümlichkeit, daß ein mit fettiger Substanz daraufgezeichneter Strich — nachdem er mit einer Säure überzogen wurde — nicht mehr entfernt werden kann. Weder durch Wasser noch durch ätherische Öle oder Essenzen läßt er sich sein Dasein rauben, denn



Carl Kappstein: Kühe im Wasser — Gewischte Kreideplatte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Carl Kappstein: Ziegen — Pinsel, Umdruckfarbe auf gekörntem Stein

die Fettsubstanz hat sich in Kalkseife verwandelt. Auch der weitere Vorgang ist wundersam genug. Die Kalkseifen nehmen, wenn der Stein mit nassem Schwamm überwischt und die mit Druckfarbe bedeckte Lederwalze darübergerollt wird, diese Druckfarbe an, während die nicht gezeichneten freien Stellen des Steines dieselbe Farbe abstoßen. Dies ist in Kürze das Grundprinzip der Herstellung aller Steinzeichnungen. Der lithographische Stein wird entweder mit Bimsstein glattgeschliffen oder durch Quarzsand aufgerauht. Dann zeichnet der Künstler sein Bild auf den schweren graugelben Block. Feder, Pinsel, Tusche, schwarze Fettkreide — das sind seine Hilfsmittel. Ein gut gezeichneter, vom Drucker sorgfältig zubereiteter Stein hält viele Tausende von Abdrücken aus, ohne an Güte der Zeichnung zu verlieren.

Gleich nach ihren Werdejahren hat die Lithographie schon Vollendetes geleistet. Die elementaren Bedingungen ihrer eigenartigen Technik bot die Natur von selbst dar, der Künstler kam, grub ihr sein Zeichen ein und ließ geheimnisvolles Leben aus dem toten Kalkschiefer wachsen. Ein Wort des Dichtermystikers Novalis schien damit in ein greifbares Sinnbild verwandelt:

Es ist dem Stein ein rätselhaftes Zeichen
Tief eingegraben ...

So überraschend, wie diese feine Kunstübung vor beinahe hundert Jahren aufgetaucht war, so unerwartet sollte sie aber auch nach ein paar Jahrzehnten mächtig blühenden Daseins wieder ins Dunkel sinken, denn ihr ärgster Feind, das Lichtbild, erschien plötzlich auf dem Plan. Durch die Einführung der Photographie, jener aufsehenerregenden Erfindung des französischen Malers Daguerre, wurde der Lithographie nach und nach der Boden entzogen. Kein Wunder, wenn man die gewaltigen Fortschritte und Wandlungen der graphischen Druckverfahren von der Zeit der Einführung der photographischen Trockenplatten — Ende der siebziger Jahre — übersieht! Diese photomechanischen Verfahren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Walther: Chinesischer Fischhändler
Geritzter Gelatineumdruck mit gespritzten Farbteilplatten

leisteten, von den größten Entwicklungsmöglichkeiten getragen, im Schwarz- und Mehrfarbendruck früher nie Geahntes; das deutsche Druckereigewerbe stand und steht noch heute als das erste auf der ganzen Welt da. Es beherrscht den Markt der Völker.

Aber — nicht zum Nutzen der feinen, rein künstlerischen Druckverfahren, deren Schöpfer nur stets die stillschaffenden Künstler selbst sein konnten. Die aber mußten sich vor dem rastlosen Getriebe der Rotationsmaschinen bescheiden zurückziehen — sie »hielten die Konkurrenz nicht aus«. Von der Arbeit des Graphikers wollte niemand mehr etwas wissen; die mechanische Massenvervielfältigung hatte die Oberhand gewonnen.

Ein Glück, daß diese Herrschaft a u c h nur eine Täuschung war. Der gefesselten Graphik schlug eines Tags die Befreiungsstunde. Fast gleichzeitig gingen überall in Deutschland und Österreich vereinzelte Malergraphiker ans Werk, starke Könner, von heißer Liebe zu der schönen Sache getrieben. Zuerst erstanden die Malerradierung und der freie Kupferstich wieder (Stauffer-Bern und Klinger), nach und nach kamen alle halb vergessenen Techniken wiederum zu Ehren, und in den letzten zwanzig Jahren hat sich eine solche Fülle neuer künstlerischer Gesichte aufgetan, daß wir, von stümperhaften und dilettantischen Versuchen der »Auch-Künstler« abgesehen, getrost von e i n e r W i e d e r g e b u r t d e r G r a p h i k sprechen dürfen.

Das gilt besonders vom S t e i n d r u c k. Der Künstler erkannte, daß ihm hier die größte Freiheit in der Behandlung seiner Zeichnung gestattet war. Denn die Ausdrucksmittel der Steinzeichnung, ohnegleichen in ihrer Mannigfaltigkeit, erlauben dem Maler und Zeichner, in dieser Technik seine ureigenste Handschrift zu schreiben. So sind im Laufe der Zeit die technisch verschiedensten Arten von Steinzeichnungen geschaffen worden, und es gibt kein graphisches Material, das so viele persönliche Künstlerhandschriften zeigt wie die Lithographie.

Davon legen die hier zum ersten Male veröffentlichten Blätter aus der Sammlung der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin beredtes Zeugnis ab.

Dr. Walther: Chinesische Träger
Geritzter Gelatineumdruck auf gekörntem Stein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon einmal konnten wir in diese Schatzkammer einen Blick werfen (vgl. meinen Aufsatz im Augustheft 1917). Der Reichtum der Sammlung gestattet eine weitere Auswahl, an der sich die künstlerische Bedeutung dieser Lehrstätte ermessen läßt. Sie ist dank der Fürsorge des jetzigen preußischen Kultusministers Dr. Schmidt, der lange Jahre das Dezernat für die bildenden Künste verwaltete, zu einem der wichtigsten Pflegeorte der neuen lithographischen Kunst in Deutschland geworden. Die Entwicklung hierzu mußte naturgemäß aus der Künstlerschaft selbst heraus ihren Antrieb erhalten. In Süd- wie auch in Norddeutschland wirkten die Strömungen zusammen. Der »Künstlerbund Karlsruhe« hatte die Wiedererweckung und Förderung der Graphik auf seine Fahne geschrieben; zugleich regten sich in Berlin die Kräfte.

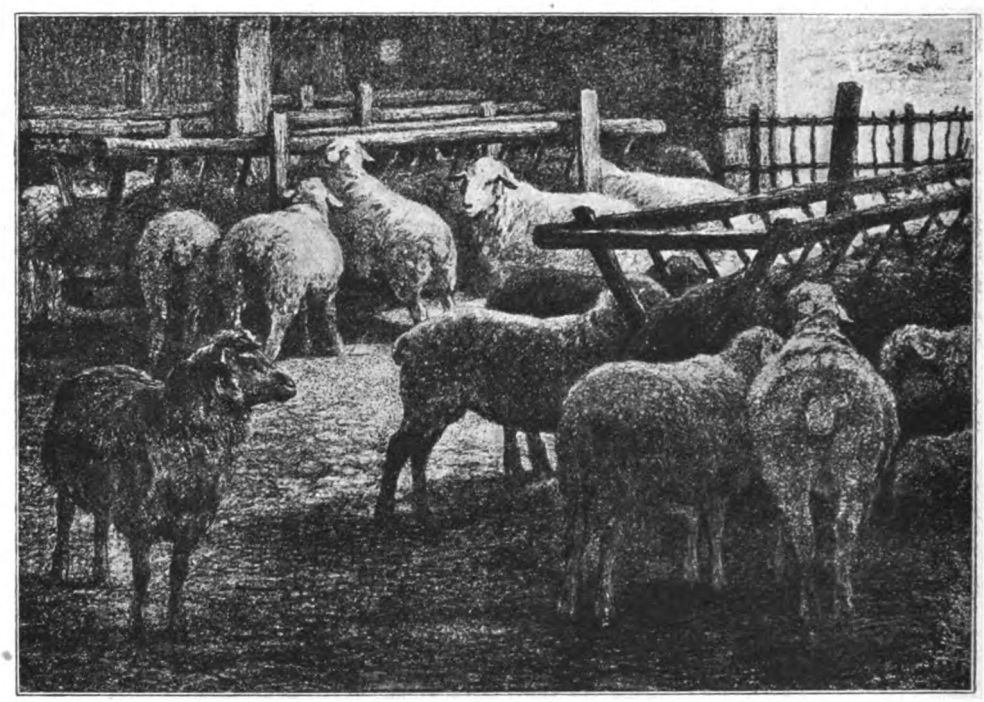
Helmuth Skarbina: An der Abendtafel
Papierumdruck auf glattem Stein

Hier nahm Ende der neunziger Jahre Carl Kappstein mit allerlei graphischen Versuchen das Interesse der Kunstliebhaber in Anspruch, bis er im Jahre 1904 als technische Höchstleistung seine bis dahin ungekannten farbigen Monotypien in Berlin zur Ausstellung brachte, die seinen Namen mit einem Schlage der ganzen Kunstwelt bekannt machten. Seine Verdienste um die Wiederbelebung des künstlerischen Steindrucks brachten ihm ein Jahr später den ehrenvollen Lehrauftrag für den neueingerichteten lithographischen Kursus an der Berliner Hochschule, und die hier abgebildeten Werke — Arbeiten seiner Schüler und seiner mitstrebenden Freunde aus dem Lehrerkollegium der Hochschule — zeigen die bewundernswerte Höhe, zu der sich an dieser Stelle das graphische Schaffen entwickelt und ausgereift hat.

Die selbstlose Hingabe eines Lehrers wie Kappstein, der den Reichtum seiner künstlerischen Erfahrung über die Jüngeren ausstreute und so die beste praktische Erziehungsarbeit leistete, fand die stärkste Unterstützung durch Arthur Kampf, den auch sonst so verdienten Direktor der Berliner Hochschule. Seiner einsichtsvollen Fürsorge ist es auch zu danken, daß die hier wiedergegebenen Dokumente ernster graphischer Arbeit aus den Sammelmappen heraus ihren Weg in die Öffentlichkeit finden, in der sie gewiß einem freudigen Interesse begegnen.

Schon in meinem vorigen Aufsatz habe ich das Leitmotiv genannt, von dem alles lithographische Schaffen im Kursus der Berliner Hochschule getragen ist. Das läßt sich in die paar Worte zusammenfassen: Nur das Handwerkliche allein kann in der Kunst gelehrt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans Schmidt: Der Schafstall — Kreide auf gekörntem Stein

und vererbt werden — darüber hinaus bleibt der Weg zur freien Entfaltung der künstlerischen Persönlichkeit offen. Dieser klare Grundsatz wird in der guten Kunst aller Zeiten offenbar, und er verleugnet sich auch hier nicht — weder bei den Künstlern noch bei ihren Schöpfungen. Überall zeigt sich unaufdringlich die unbedingte Beherrschung des Materials, so verschiedenartig es auch sein mag; doch hinter der technischen Tüchtigkeit der Künstlerhand erscheint auch sofort das geistige Profil des Schaffenden, seine Gestaltungskraft, die aus dem persönlichen Erfassen und Erleben fließt, die das Material schließlich vergessen macht und die Arbeit als solche kaum sichtbar, kaum fühlbar werden läßt. So wie es im höchsten Ausgleich bei Menzel zu finden ist. Sein strenges Vorbild leuchtet von ferne dem jüngeren Geschlecht. ...

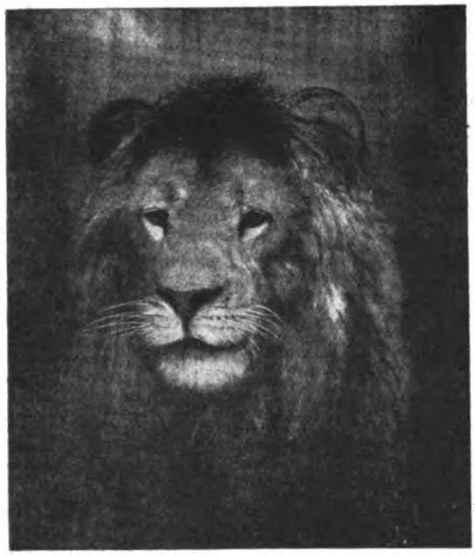
Unser Staunen weckt vor allem die außerordentliche Verschiedenheit der Techniken, die bei diesen graphischen Blättern angewandt wurden. Der Reichtum der Möglichkeiten in der Graphik von heute liegt voll ausgebreitet. Was ist aus der einfachen Kunst Senefelders geworden! Versuche über Versuche führten zu immer neuen Ergebnissen, die Materialien fanden sich in den ungewohntesten Verbindungen zusammen. Probieren und Studieren zeitigten die schöne Frucht der Erfahrung. So hat der Steindruck an Vielheit der Ausdrucksmittel alle andern graphischen Techniken weit überholt.

Erich Wolfsfeld: Bildnis — Algraphie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dieser Vielheit geben die abgebildeten »unbekannten Kunstschätze« die beste Anschauung. Alle neueren Verfahren sind vertreten. Der farbige Steindruck, der Aluminiumdruck (Algraphie), der durch japanische Einflüsse entstandene farbige Holzschnitt, in Teilplatten auf Langholz geschnitten, der daraus wieder entstandene Linoleumplattenschnitt — das sind solche neuen, vorher nie geübten graphischen Verfahren, deren Schöpfungen den Kenner entzücken müssen. Der künstlerisch-schöpferische Gedanke hat auf der kleinsten Fläche den größten Spielraum.

Besonderes Interesse verdient der mehrfarbige Steindruck. Seine Herstellung ist der des Schwarzweißdruckes ähnlich. Das farbige Werk, das durch den Stein zu vielfachem Leben gelangen soll, wird in Teilplatten zerlegt. Jede einzelne Farbe braucht ihren einzelnen Stein. Alle Stellen eines Steines z. B., die rot erscheinen sollen, werden in dieser Farbe mit Tusche oder Kreide bezeichnet. Nach der Ätzung der Steine werden die einzelnen Farben aufgewalzt und übereinandergedruckt, bis das gewünschte farbige Bild richtig erscheint. Wundervolle Wirkungen ergeben auch Originalzeichnungen, die mit Kreide auf präparierten Papieren hergestellt und dann auf den Stein umgedruckt werden. Gekörnte Zink- und Aluminiumplatten bilden jetzt vielfach Ersatz für den schweren, unhandlichen Stein.



Carl Kappstein: Löwenkopf
Kreide, Wisch- und Spritztöne auf gekörntem Stein

Carl Kappstein: Tigerkopf
Kreide, Wisch- und Spritztöne auf gekörntem Stein

Unter den künstlerischen Persönlichkeiten, die hier mit graphischen Schöpfungen vor die Freunde ihrer Lebensarbeit treten, ist Carl Kappstein an dieser Stelle schon gewürdigt worden (Märzheft 1917). Seine neuen Tierdarstellungen (»Kühe im Wasser«, »Ziegen«, »Löwen-« und »Tigerkopf«) lassen wieder seine meisterliche, alle Verfahren beherrschende Technik, die Stärke seiner Naturbeobachtung, seinen reifen Künstlersinn, der in die Tiefe alles Naturlebens dringt, fast plastisch erkennen.

Eine der stärksten Begabungen in der heutigen deutschen Künstlerschaft, Franz Eichhorst, zeigt auch als Graphiker seine hervorragende Befähigung, das »Ding an sich« zu greifen. Dieser geborene Berliner, Schüler von Georg Koch, Kallmorgen und Kappstein, stand schon mit seiner ersten Arbeit sozusagen als ein Fertiger da. Sein Studium ging von den alten flämischen Meistern bis zu Leibl. Man merkt die Natürlichkeit seiner Entwicklung auf jedem seiner Bilder, nicht zum wenigsten in den hier abgedruckten graphischen Blättern (»Die beiden Alten«, »Hessischer Bauerntanz«); seine große Kunst, Menschen und ihre Umgebung zu charakterisieren, leuchtet immer wieder überzeugend hervor. Der Künstler trat als freiwilliger Kraftwagenfahrer ins Heer ein. Als er dem Marinekorps in Flandern zugeteilt wurde, gab er in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeichnungen und Aquarellen von der flandrischen Front neue Beweise seiner durchaus gegenständlichen Anschauung.

Bei Berthold Claus (»Kohlenförderer«) findet man in kleinem graphischem Rahmen ein bedeutendes Stück realistischen Lebens. Eine Beziehung zu Brangwyn steigt auf. Der großzügige Radierer Erich Wolfsfeld ist mit einer Bildnis-Algraphie würdig vertreten. Von Hans Schmidt, einem Schüler Meyerheims und Kappsteins (jetzt Trainsoldat), erfreut ein Blatt »Der Schafstall« durch die feine Abgewogenheit seiner Tonwerte.

Die farbigen Graphiken zeigen mit ihrer technischen Verschiedenheit auch ganz abweichende Begabungen. E. v. Kameke, der von Haus aus Jurist war, studierte bei Salzmann und Kappstein, suchte mit Vorliebe die norwegische Natur auf, ging dann als Jäger-Oberleutnant nach Frankreich. Seine Umdruckzeichnung »Wrack«, die schönen Linoleumschnitte »Winterlandschaft« und »Norwegische Schifferbarke« verraten seine Neigung, die gesehenen Dinge zu verinnerlichen. Hans Prentzel (»Alte Burg«; Einschaltbild) ist ein rechter deutscher Romantiker, der die alten Stadt- und Schloßphysiognomien in Ton und Farbe umsetzt. Er liebt die mittelalterlichen Architekturen und hat sich darum auch mit Recht in Rothenburg, der köstlichen Tauberstadt, angesiedelt.

Die farbigen Stücke von W. Matthes (»Berliner Dom und Schloßbrücke«) und R. Duschek (»Bauernhof im Tauwetter«), die eigenartigen Blättchen von Dr. Walther mit chinesischen Typen, schließlich der feingetönte Papierumdruck »An der Abendtafel« von Helmuth Skarbina machen mit Leistungen von Künstlern bekannt, denen das Material die Handschrift bedingte, die ihre Anlagen aufs beste erkannten. Der Künstler, der die Grenzen seiner Natur zu fassen weiß, kann auch in kleinen Dingen Bedeutsames geben. Das gilt besonders von Dr. Walther, einem Balten aus Livland, der als russischer Militärarzt im Amurgebiet unter Burjäten, Koreanern, Chinesen lebte, später an der Berliner Akademie studierte und auch manches Römerjahr durchmachte. Der Neffe von Franz Skarbina, Hellmuth, hat mit Geist und Glück die Überlieferungen der alten Berliner Künstlerfamilie fortgeführt. (Auch er steht wie so viele unsrer Maler seit Kriegsbeginn als Artillerieoffizier im Felde.)

Ein glücklicher Friede wird die graphische Arbeit, die an der Berliner Hochschule durch so viele Begabungen zur Höhe geführt wurde, mit neuen Aussichten und Verheißungen befruchten. Sie kann nicht mehr aus dem deutschen Kunstleben verschwinden und muß mit Hilfe aller Volkskreise endlich auch zu ihrem besten Ziel gelangen: die Freude am Schönen in jedes Haus zu tragen.

Bahnfahrt

Ich sehe die Schattenrisse
Von Häuschen auf dunkler Flur,
Der Pappeln ungewisse,
Windschwankende Kontur.

Rauchwolken aus nahen Schloten
Bezeugen spätfeiernden Brand.
Gewitter, die lang schon drohten,
Hängen tief überm Land.

Kirchtürme sind vor die Bläue
Schwarzrandiger Wolken gestellt,
Der Abend wird schon durch scheue,
Aufglimmende Lichter erhellt.

Die Funkenbänder flattern
Zischend an mir vorbei.
Ich höre der Räder Rattern,
Ich höre des Dampfes Schrei. —

Sturm in hinwehenden Haaren,
Das Antlitz von Tropfen kühl,
Ist dies nur mein Gefühl:
Dies Dir-entgegen-fahren!

Alma Johanna Koenig

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Timm Kröger im siebzigsten Lebensjahre

Erinnerungen an Timm Kröger

Ihm und uns zum Gedächtnis. Von Jacob Bödewadt

Ein Ostertag voll strahlenden Frühlingssonnenscheins. Und fast greifbar, fast persönlich über all dem hellen Geleucht, unter all der jungen knospenden Pracht die Hoffnung — eine heiße, starke, lebenerweckende Hoffnung, wie sie uns Tag für Tag die Frühlingsbotschaft aus dem Westen vermittelt ...

Da verdunkelt plötzlich ein tiefer Schatten das Leuchten der Ostersonne, und alles, was sich so unbewußt zu lebensbejahendem Jubel in uns drängte, ist auf einmal wie ausgewischt, weit, weit in den Hintergrund unsers Wesens gerückt. Die Post brachte einen dünnen Brief, einen Brief, der uns in der Hand zittert: Timm Kröger ist tot! Am Karfreitag schlossen sich die hellen Dichteraugen für immer — als sein letzter Atemzug verhauchte, erhoben die Glocken von den Türmen den Klagegesang dieses stillen, ernsten Feiertags. Ja, klagt, ihr Glokken, ruft unsre Trauer, unsern Schmerz hinaus: Timm Kröger ist tot, Timm Kröger, einer von den Großen unter Deutschlands Dichtern.

Weißt du noch, wie wir einst zu ihm kamen? Weißt du noch die ganze Entdeckerseligkeit, die uns damals erfüllte — dieses seltene Glück, einem Dichter echtester Prägung begegnet zu sein?

Abend für Abend brachtest du die kleinen dünnen Bändchen mit. Dann rückten wir die Korbsessel am heimeligen Kachelofen, der seinen Kohlenhunger noch unbeschwert durch Karten und Kundenlisten stillen durfte, dicht zusammen, hinter uns das warme Licht der lieben alten Petroleumlampe, und dann lasen wir. Lasen die köstliche Geschichte von Hein Wieck, diese Stall- und Scheunengeschichte. Ist je junge Liebe reiner und heiterer, soniger und wahrhaftiger dargestellt worden

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

in der deutschen Dichtung? Dies Buch ist der verkörperte Frühling — noch heute, wenn ich es wieder in die Hand nehme, überwältigt mich der ganze Zauber einer deutschen Jugend, der aus diesen Blättern sprüht und glänzt.

Und wir lasen, lasen. Wir hörten das Klipp-klapp! Duff-duff! der »Dreschermelodien«, wir durften das »Schneiderglück« miterleben und sahen, wie »Der Einzige und seine Liebe« es mordete. Wir vernahmen tief ergriffen »Des Ohms letzte Geschichte«, irrten im »Weggzoll« mit über die nächtige Heide und durch das gespenstige Moor ... Ach, wer vermag es denn auch nur anzudeuten, wie Timm Kröger unsre Hände und Herzen mit Wundern und Schätzen füllte — so überreich, so durch und durch echt und eigenartig, wie es sonst nur bei den größten Meistern deutscher Erzählungskunst, bei Keller, Raabe und Storm geschehen war!

Wes das Herz voll ist ... Der brennende Drang, an diesem Erlebnisglück recht viele andre teilnehmen zu lassen, die gleich uns nach Erlösung aus dem so hohlen wie laut aufdringlichen literarischen Tageslärm lechzten, ermutigte den Studenten zu seinen ersten öffentlich-kritischen Versuchen. Nichts könnte bezeichnender für den »Literaturbetrieb« im ersten Jahrfünft dieses Jahrhunderts sein, als der Umstand, daß diese tastenden Bemühungen die freundliche Aufmerksamkeit des Dichters erregen konnten, von dem seine Deutschen damals noch fast nichts wußten. Und das blieb leider auch in den nächsten Jahren noch so, obwohl Timm Krögers bisher verstreutes Werk nun in einheitlichen Ausgaben gesammelt und ergänzt wurde, und obwohl namhafte Kritiker sich seiner mit Wärme, ja mit ungewöhnlicher Begeisterung annahmen. Literaturgeschichtlich bemerkenswert als Zeugnis für die trotzdem noch immer ausbleibende volle Resonanz seines so reichen wie reifen Schaffens sind ein paar Zeilen aus einem mir eben wieder in die Hände kommenden Briefe des Dichters über einen öffentlichen Dankesgruß zu seinem 65. Geburtstag (29. November 1909): »Ich habe immer darauf gewartet, es sollte und möchte mal von meinen Kritikern gesagt werden, daß mein letztes Ziel über das äußere Gewand der Heimatsdichtung hinausgehe und auf die Aufweisung der letzten Beziehungen des Menschen zu Mensch, zu Natur und zu Gott abziele. Sie allein von allen Beurteilern, so viel Schönes und Treffendes auch von andern gesagt worden ist, haben es mit klaren Worten bekundet. Und man wird nun nicht mehr darüber hinwegkönnen, so oft oder so selten von mir noch ferner die Rede sein möchte.«

Erst in den neunziger Jahren und endgültig eigentlich erst, nachdem die stattliche neue Gesamtausgabe seiner Novellen während des Krieges herauskam und sein Schaffen in seiner geschlossenen Einheit, aber auch in seinem inneren Wachstum klar herausstellte, ist dies Doppelantlitz der Krögerschen Kunst allgemein erkannt worden, wie ich es in meiner zum 70. Geburtstage des Dichters verfaßten literarischen Biographie dahin zu umschreiben versucht habe: »Seine Novellen bieten (von außen gesehen) realistische Lebensausschnitte, meist aus der dörflichen Umwelt, von unverbrüchlicher Wirklichkeitstreue in Natur- und Menschenzeichnung; insofern stellen sie die höchste Vollendung der ‚Heimatkunst' dar. Gleichzeitig aber suchen sie (von innen gesehen) den ewigen Lebensrätseln, den letzten Menschheitsfragen eine Antwort abzulocken, indem sie im Zufälligen die Notwendigkeit, in der individuellen Erscheinung die allgültige Idee aufweisen; insofern wachsen sie über das, was man gemeinhin als ‚Heimatkunst' bezeichnet, hoch hinaus in die Regionen der Weltanschauungsdichtung.« Auf dieser Doppelseitigkeit, deren immer stärkeres Hervortreten im Verlauf der literarischen Entwicklung des Dichters jene Biographie im einzelnen aufzeigt — vor kurzem hat Adolf Bartels an dieser Stelle (Januarheft 1917) bei seiner Würdigung der Gesamtausgabe im wesentlichen die gleichen Grundlinien hervorgehoben —, auf dieser Doppelseitigkeit beruht zum guten Teil die Zuversicht, daß Timm Krögers Werken ein noch lange und stetig wachsender, auch äußerer Erfolg beschieden sein wird. Denn sie bringt es mit sich, daß seine Novellen in seltener Weise sowohl den Leser befriedigen, der in erster Linie nur unterhalten sein will, wie auch den Genießer entzücken, der ein Hineinleuchten in die Tiefen der Menschenbrust und des Menschendaseins verlangt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Max Liebermann: Blühender Kastanienbaum

Aus der Kunstausstellung der Berliner Freien Sezession vom Sommer 1917 — Aufn. von Quidde & Müller in Berlin

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Den Beginn dieses vollen Sichdurchsetzens hat Timm Kröger noch selbst sehen dürfen. Das gewaltige innere Kriegserleben, das die Hohlheit der in sinnbetörendem, instinktertötendem Trubel sich blähenden Zivilisation der Vorkriegszeit auf einmal grell beleuchtete und unser Volk zur Selbstbesinnung auf das Wesen und die Wurzeln unsrer wahrhaften Kultur aufrüttelte, und das auch durch die mannigfachen Rückfälle und Rückschläge während der langen Kriegsdauer nicht ausgelöscht werden konnte — dies unmittelbare Erleben hat Unzählige endlich zu den Dichtern geführt, die allezeit aus dem Urquell unsers inneren Deutschtums schöpften, um das letzten Endes auch der ungeheure Waffenkampf da draußen geht. Zu den treuesten und tiefsten Kündern solcher deutschen Wesensart aber gehörte von jeher Timm Kröger; daher ward und wird ihm jetzt endlich der Lohn, nach dem allein er sich immer sehnte: die dankbare Liebe seines Volkes, die seiner Gaben unerschöpflichen Reichtum voll zu würdigen weiß. Das ist wohl das menschlich Größte an Timm Kröger gewesen, daß er den Glauben an diese Stunde der Erfüllung nie verloren hat: der trug ihn sicher über all die langen Jahre der Einsamkeit, des Unbekannt- und Unverstandenseins hinweg, der beschwingte seine Schaffenskraft immer von neuem, als nur erst verhältnismäßig wenige den Weg zu seinen Schätzen gefunden hatten. Mußte er auch jahrzehntelang sehen, wie auf dem lauten Markt der literarischen Eitelkeiten vielstimmig die schalen Bücher unzähliger geschäftig-schnellfertiger Federn angepriesen wurden und äußeren Erfolg auf Erfolg häufen konnten — er hielt sich von diesem Wettlauf um Tagesruhm und klingenden Gewinn allzeit fern, er blieb seinem ureignen Wesen, seiner inneren Berufung unbeirrbar treu, er bewährte so selbst die Echtheit des gelassenen Humors, der seiner zuversichtlichen Weltanschauung, wie sie aus allen seinen Werken hervorleuchtet, ihre ganz besondere Prägung gibt.

Solche Selbsttreue wiegt um so schwerer, als Timm Kröger sich nie in überheblicher Selbstgenügsamkeit des nur zur eignen Befreiung schaffenden Künstlers von der Außenwelt und ihrer Stellung zu ihm absonderte. Wie er seine Dichtungen aus den Tiefen des deutschen Volkstums schöpfte, so lechzte er geradezu nach Erwiderung der Liebe und des Glaubens, die er so verschwenderisch verschenkte, so sehnte er sich inbrünstig danach, im Herzen seiner Deutschen eine Heimstatt zu finden, wie sein Volk sie ihm erst so spät zu bereiten begann. Wie frei dieses Bedürfnis von persönlicher Literateneitelkeit war, wie es nur seinem Werk und dessen Wirkung galt, dafür legt mit besonderer Eindringlichkeit der umfangreiche Briefwechsel Zeugnis ab, den Timm Kröger über die innere Ordnung und Gestaltung der sechsbändigen Gesamtausgabe seiner Novellen (jetzt im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig) während des letzten Jahres vor dem Kriege führte: wo ich ihn auch aufschlage, um mir diese Zeit noch einmal recht zu vergegenwärtigen, erörtert der Dichter mit einer bei einem schaffenden Künstler ganz seltenen Unbefangenheit alle jeweils auftauchenden Fragen nach Auslassung oder Mitnahme, Überarbeitung und Stellung der einzelnen Novellen, ohne freilich jemals den ruhigen Stolz dessen vermissen zu lassen, der sich des Wertes seiner Schöpfungen bewußt ist. Mit hübschem Humor hat er diese vollberechtigte Selbsteinschätzung kurz vor der durch die Kriegsverhältnisse lange verzögerten Ausgabe seines Gesamtwerkes in einem »Literarischen Selbstgespräch« für sich und seine nächsten literarischen Freunde niedergelegt, das an die scherzhafte Bemerkung eines alten Herrn anknüpft, der als Gast zum ersten Male in seinem Leben das Beste des Mahles, die Brust vom Huhn, vorgesetzt erhält: zu Hause habe er sie nie bekommen, denn in seiner Kindheit stand sie laut Zeit- und Hassitte dem Vater zu; jetzt aber, im Zeitalter des Kindes, werde sie den Kleinen zugeteilt. Ähnlich, meint Timm Kröger, sei es ihm bisher literarisch ergangen; mit einer Einschränkung freilich: »An der Stelle, worauf es doch schließlich allein ankommt, bei der hohen literarischen, für die Dauer prägenden Kritik behandelt man mich mit Hochachtung, da gibt man mir Hühnerbrust und alles, was ich verlangen kann, just als ob auch jetzt noch das Alter, nicht aber die Jugend das Beste an der Tafel der Zeitlichkeit erwarten dürfte. Die breite Masse allein geht an mir vorüber. Aber auch das ist kein Grund zur Klage. Ich bin stolz genug, das nicht für ein schlechtes Zeichen zu halten.« Und er wußte, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Timm Krögers Stammhaus in Haale

seine Zeit auch für den breiteren Kreis der wahrhaft Deutschen kommen werde, wie sie für Theodor Storm gekommen ist.

Bevor er sie zuletzt schon voll anbrechen sehen durfte, freute er sich herzlich über jedes Zeichen wirklichen Verständnisses. In den Jahren, wo er unter mehrfacher ernster Krankheit und fast ununterbrochenen körperlichen Beschwerden besonders deshalb auch seelisch litt, weil ihm dadurch verwehrt wurde, die ihn erfüllenden Gesichte in unvergängliche Kunstform zu gießen, lebte er geradezu auf, wenn hin und wieder Verehrer und Freunde ihn in seiner Kieler Einsamkeit am Niemannsweg aufsuchten. Dann konnte er plötzlich von Lebhaftigkeit, von Geist und Laune übersprudeln, wenn er literarische und politische Tagesfragen besprach, aus seinem Leben erzählte oder gar, eine höchste Auszeichnung für den Gast, aus seinen jüngsten, noch unveröffentlichten Arbeiten vorlas. So oft hat man die Erfahrung gemacht, daß Humoristen in der Kunst im Leben griesgrämige Pessimisten sind — Timm Kröger hingegen bestätigte auch im Alltagsdasein die Macht des echten, inneren Humors, dessen Wesen er einmal als die Gabe bezeichnet hat, »allen Widerwärtigkeiten aus der Zuversicht heraus zu begegnen, daß unser Leben nur das Schattenspiel eines andern, hinter ihm stehenden besseren Daseins ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient.«

Einen ausgebreiteten persönlichen Verkehr zu pflegen, gestattete seine schonungsbedürftige Gesundheit ihm nicht. Zudem erwies sich auch an ihm in beschämendem Maße die Wahrheit des bitteren Sprichworts vom Propheten im Vaterlande. Eine innige Freundschaft aber, die vieles aufwog, durchleuchtete seinen Lebensabend: die, welche ihn aufs engste mit seinem holsteinischen Landsmann und nach Stoffwahl und Gesinnung nächsten literarischen Verwandten verband, mit Johann Hinrich Fehrs. Das schlackenlose Freundschaftsverhältnis zwischen diesen beiden stillen großen Dichtern gehört zum menschlich Schönsten in der an Eifersüchtelei, Neid und Verkennung so überreichen jüngsten literarischen Vergangenheit. Der plötzliche Tod des reckenhaften Alten von Itzehoe bedeutete für den zarteren Weisen von Kiel den schwersten Verlust, den er im großen Kriege erlitt.

Im Kriege ... So innig Timm Kröger sich darüber freute, wie sein Werk gerade in dieser Zeit der völkischen Prüfung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stärker als je bisher in die Breite und Tiefe drang, so trat dies Persönliche, das ja freilich einen bedeutsamen symbolischen Sinn barg, für ihn doch weit zurück neben dem gewaltigen weltgeschichtlichen Geschehen. Jeder einzelne seiner Briefe aus den Kriegsjahren war davon erfüllt, atmete in Hoffnung und Sorge heißeste Teilnahme am militärischen und politischen Kriegsverlauf, dessen Ergebnis ja nicht nur Deutschlands äußeres Schicksal gestalten, sondern auch die Zukunft des inneren Deutschtums entscheidend mitbestimmen wird — des Deutschtums, dem Timm Krögers ganzes Schaffen entquoll, dem all sein Sinnen und Gestalten von jeher galt. Sein mahnendes Wort aus dem »Abschied«: »Deine Liebe gehöre deinem Volke allein!« steht so als Leitstern über seinem Lebensabend, wie es sein ganzes Dichten vom ersten Tasten bis zur vollendeten Meisterschaft überstrahlt, ohne sich doch jemals auch nur noch so leise lehrhaft-tendenziös hervorzudrängen. Hat er den schließlichen Ausgang des ungeheuren Ringens auch ebensowenig erleben dürfen wie Fehrs, dessen Wünsche ebenfalls darin gipfelten — Timm Krögers letzte wache Stunden waren doch verklärt von leuchtender vaterländischer Zuversicht: nach langen dumpfen Monaten hat er den siegreichen Abschluß im Osten noch gesehen und den Siegesjubel über den verheißungsvollen Beginn der großen Abrechnung im Westen noch gehört.

Nun ist er eingegangen in das hinter dem Schattenspiel dieses Lebens erwartete bessere Dasein. Nun schaut er die nach seinem Bekenntnis über »Offenbarung« nicht zu ergrübelnde, ja nicht einmal zu erfühlende, nur in begnadeten Augenblicken aus den Tiefen des Unterbewußtseins blitzartig heraufgeworfene Wahrheit. Nun erfüllt sich sein mystisches Ahnen, das ihn für sein inniges Verhältnis zur Natur im wundervollen »Wanderlied« die tiefen Worte finden ließ:

»Sie (die Natur) ist, ich will's sagen, ein fühlendes, ein lebendiges Wesen, wie ich selbst. Wir sind durch den ‚Sündenfall der Geburt' Schicksalsgenossen geworden, in grobe Häute genäht, sie wie ich, und bemüht, sie wieder abzustreifen. Wenn die letzte Hülle fällt (Sterben heißt man es gemeiniglich, Weise aber nennen es Auferstehung), dann sind wir wieder eins, wie von Ewigkeit her.«

Der Gang ins Paradeis

Zwei Englein fein, zwei Englein rein
Geleiten mich zum Himmel ein.

Sie führen mich an sanfter Hand
Zu dem beglänzten Segensland.

Dort stehst du, Liebste mir von allen,
Die mir als Herbstfrucht zugefallen.

Die meines Hauptes Schnee mir nahm,
Zu mir als zweite Jugend kam.

Du stehst mit dem rotgoldnen Haar
Und lächelst seltsam wunderbar.

Und sagst: Du Lieber, tritt nur ein!
Du darfst bei mir im Himmel sein.

Leg' Mantel ab und Wanderstab
Und was dir ward von irdischer Hab'.

Und lege mit dem Erdenkleid
Nur hin dein Bündel Not und Leid.

Zwei Segensschuhe schenk' ich dir;
Gott selber gab sie gnädig mir.

Weil du so viel, so schwer gelitten,
Weil du so tapfer hast gestritten,

Nimm die verklärte Silberhand
Und gehe ein ins Friedensland ...

Die Englein singen ihre Weis' —
So schreiten wir ins Paradeis.

Albert Geiger
(Aus dem Nachlaß)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neuland

Aus den Gedichten eines Kriegsblinden

Von Alfred Böttcher

Kreuzigung

Ein wild Gewühl von blutigroten Tagen —
Dann weiß ich nimmer, wie es wohl geschah;
An meine Blindheit wie ans Kreuz geschlagen,
Stand ich auf meines Leidens Golgatha.

Der Schrei verschrie im uferlosen Dunkel,
Kein göttlich Echo rief: Es ist vollbracht!
Und keines Sternes tröstendes Gefunkel
Durchbrach den Bann der grauenvollen Nacht ...

Hielt mich der Tod in seinen starken Armen,
Umfloß mich schon das wesenlose Nichts?
Mein Herz schrie auf: O göttliches Erbarmen,
Erhöre mich im milden Strahl des Lichts!

An meine Blindheit wie ans Kreuz geschlagen,
Stand ich so lang. Tod, warum kommst du nicht
Und sagst zu mir: Du hast genug getragen,
Ich bring' die Ruhe dir — es werde Licht!

Nachtigall

Ich sah dich nie, doch deine Stimme schmiegt
Sich in die dunkle Schwermut meiner Pein
Wie weiches Mondlicht, und ihr Wohllaut wiegt
Zu leisem Schlummer alle Qualen ein.

Und deiner lieben Worte trauter Schall
Durchtönt die dunkeln Stunden meiner Nacht,
Als sei darin das Lied der Nachtigall
Verklärt und selig wieder aufgewacht.

Du Nachtigall, verkündest du den Mai,
Und hat dein Singen Sturm und Frost gebannt?
Ist all das harte Winterleid vorbei?
Blüht auch ein Frühling meinem dunkeln Land?

Heimkehr

Nun zügle ich mit festem Griff mein Leid,
Daß es sich nicht zu ungebärdig bäume,
Und wandre still aus tiefer Dunkelheit
Ins lichte Reich der Schönheit und der Träume.

Wo rot der Rosen Pracht für mich erblüht,
Wo auch für mich die blauen Fernen winken,
Wo still und schön, vom Abendrot umglüht,
Des Tages Stunden in die Nacht versinken.

Die Phantasie faßt gütig meine Hand
Und trägt auf ihren silberweißen Schwingen
Der Seele Sehnsucht in das ferne Land,
Wo auch für mich die Quellen rauschend springen.

Wo sich die Nächte leis mit goldnem Klang
Vom Leben lösen, ohne zu verwunden,
Dort tönt es tröstend und erfüllungsbang:
»Ruh' aus vom Wandern, du hast heimgefunden!«

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Dom von Reval

Estland

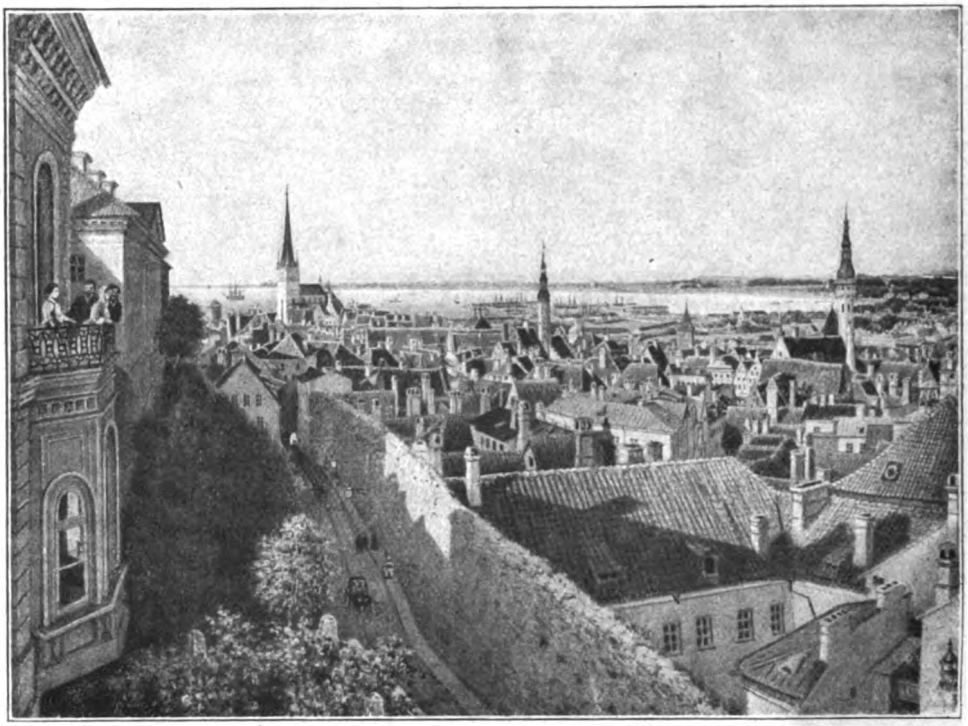
Von Carl Meißner

Mit zwölf Wiedergaben nach Handzeichnungen von W. S. Stavenhagen

Estland war nun genau zweihundert Jahre unter russischer Oberhoheit und war die von den drei baltischen Provinzen, welche durch die Nähe Petersburgs immerhin am stärksten russischen Einfluß erfuhr. Und doch, wenn man von einem Teil der Verkehrs- und Verwaltungsbauten und einer seltenen, goldstrotzenden Kathedrale absieht, wie sie z. B. den Domberg in Reval verunziert, so erinnert erstaunlich wenig im Lande an die Einwirkung dieser Zeiten vom russischen Osten her. So wenig wirkten die gesellschaftlichen Verbindungen des Adels zum Petersburger Hof, die dienstlichen Verbindungen zum russischen Militär und Beamtentum, die Handelsbeziehungen zu Petersburg — denn das länger eisfreie Reval war ja für eine Reihe von Wintermonaten der Vorhafen Petersburgs. Eher gab schon der Ausbau des Revaler Kriegshafens in unserm Jahrhundert etwas russischen Firnis. Aber trotzdem wirkt das halbe Jahrtausend vorher — denn Reval wird 1919 das siebenhundertjährige Fest seiner Gründung feiern — und das, was aus den alten Wurzeln im Lande weiterwuchs, viel tiefer nach. Daß die Oberschicht der Deutschen nicht zu russifizieren war, so daß die estländischen Deutschen mit Recht die sachlich falsche Bezeichnung Deutschrussen ablehnen, ist ja nun heute bekannt. Aber auch die Russifikation der Esten ist nur eine ganz äußerliche und nicht einmal feine Zucht gewesen, die sie gern und leicht abgestreift haben.

Was aber die Deutschen und Esten trotz den Standesgegensätzen und der Verschiedenheit der Besitzverhältnisse, die ja gar nicht mehr so groß ist — denn die Esten sind durchaus kein armes Volk mehr —, noch heute stark bindet, sehen wir auf Stavenhagens Zeichnung von Narwa. Auf diesem Bilde der östlichsten Grenze Estlands trotzt der alten Feste Iwangorod, in der einst Herzog Jakob von Kurland und seine Gattin, die Schwester des großen Kurfürsten, übel gefangensaßen, auf der westlichen Narwaseite burgartig die deutsch-protestantische Kirche entgegen. Von den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Reval vom Dom aus gesehen

drei ganz überwiegend protestantischen Landen ist Estland am reinsten protestantisch. Fast 90 vom Hundert der Bevölkerung sind protestantisch geblieben, und das trotz einer Bekehrungsarbeit der griechisch-orthodoxen Kirche, die im Laufe des 19. Jahrhunderts so ziemlich alle weltlichen Machtmittel, Angebereien und Verführungsversuche durch wirtschaftliche Vorteile, spielen ließ. Dieser »offizielle Betrug« wird in dem Bericht des Flügeladjutanten Grafen Bobrinski an den 1864 noch ganz liberalen Alexander II. ausdrücklich zugegeben. Da gewisse Parteien bei uns nur immer die zweifellos vorhandenen Gegensätze zwischen der deutschen Oberschicht und den Esten betonen, so ist es nötig, auch die starken, fast unlösbar starken Bindungen hervorzuheben, die Deutsche und Esten zusammenhalten. Gemeinsamkeit des Glaubens bedeutet dort viel und ist ja nur ein Stück der gemeinsamen, von den Deutschen gebrachten und getragenen Kultur. Der Geistliche, soweit er Este ist, hat in Dorpat an der deutsch-theologischen Fakultät studiert. Aber meistens ist der Pastor ein Deutscher.

Zu den dichterischen Erzählertalenten unter den baltischen Deutschen, zu Hermann Pantenius, Karl Worms, Eduard von Keyserling, hatte sich in den letzten Friedensjahren in Estland mit Frau Theophile von Bodisko eine neue und feine Begabung gesellt. Ihr zweites Buch »Das Kirchspiel von St. Lucas« beginnt mit den Sätzen:

»Jonas Land, der Pastor von St. Lucas, saß, den Kopf in die Hände gestützt, am Schreibtisch und vertiefte sich in die Dogmatik, die sein Großvater mütterlicherseits geschrieben hatte. Das Werk beschäftigte ihn schon seit Tagen, und er verglich es mit jener Dogmatik, die sein Vater herausgegeben. Jonas Land pflegte zu sagen, daß er von zwei Seiten her die Theologie geerbt habe, aber die geistigen Voraussetzungen, die sich in ihm vereinigten, waren, wenn auch aus derselben Richtung kommend, doch sehr verschiedene und setzten sich oft in Widerspruch zueinander. Während nun Jonas im dicken Buche blätterte, stieß er auf einen vergilbten Zettel, auf dem in feiner, liegender Schrift, in einer ihm unbekannten Handschrift folgende Worte geschrieben standen:

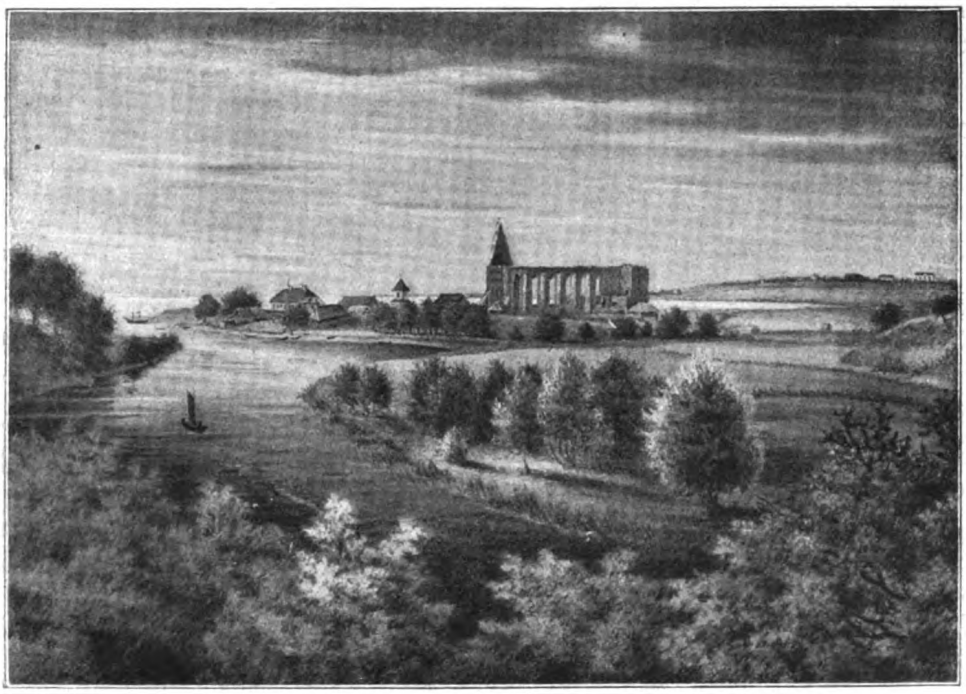
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was willst du vermeiden,
Leiden?
Und wenn Gott sie dir zugedacht?
Herz, gib acht!

Dieser Gruß aus versunkener Zeit wirkte stärker auf Jonas als all die Gelehrsamkeit und lockte ihn aus der geistigen Konzentration zur Träumerei hin. Diese Worte, so dachte er, könnte man über eines jeden Menschen Leben schreiben, ob er nun den tieferen Sinn schon erfaßt hätte oder ob er noch am Anfang des Begreifens stände. Herz, gib acht! Was gibt es für den Menschen Zentraleres als sein Herz? Mit ihm lebt er, es wird durchackert vom Leben, hin und her gerissen, zertreten und wieder aufgerichtet, je nachdem; es kann aber auch vertrocknen und zusammenschrumpfen, wenn es nicht gebraucht wird.«

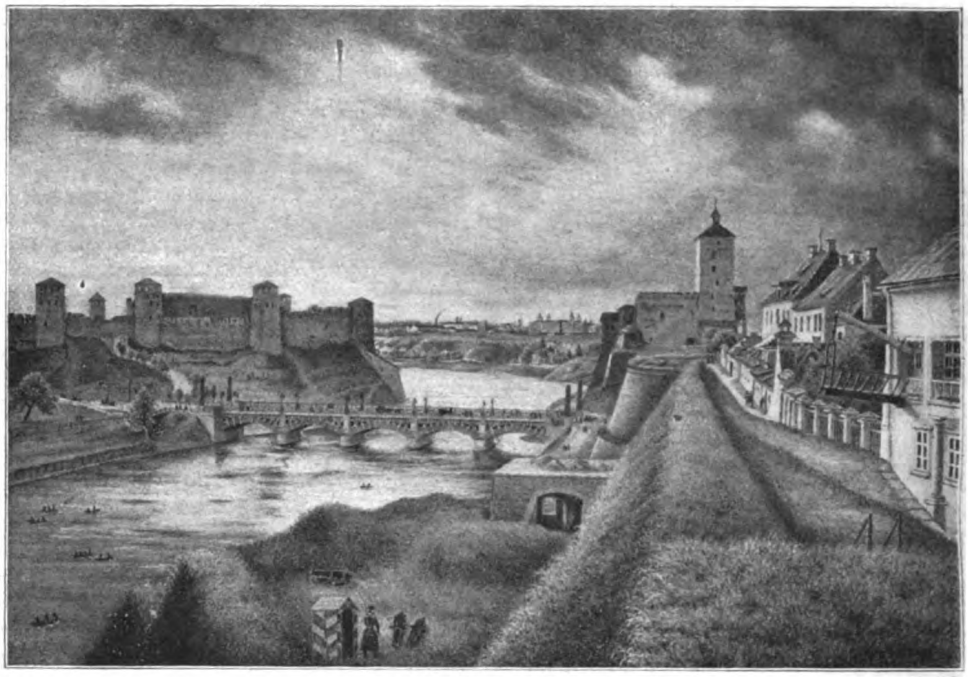
Mit diesen guten Sätzen ist nicht nur von baltischer Pastorenart, nein ist überhaupt vom Wesen des baltischen Deutschen Wesentliches ausgesagt. Tüchtig sein im gewählten Beruf und seinen Kopf gut schulen ist ihm selbstverständlich. Aber wichtiger als das »Fach« ist ihm das Regehalten der Herzenskräfte, um dem Leben innerlich gewachsen zu sein. Kraft zum Leiden braucht der Balte, wie so oft im Laufe seiner Geschichte, wahrlich auch heute. Denken wir an die Hunderte verschleppter Estländer, die trotz den Bestimmungen des Friedensvertrages erst nach langem Leiden in die Heimat zurückgekehrt sind. Aber dieses Leiden verengt und verbittert sein Herz nicht. Sein Herz »gibt acht«. »Allein das Herz, das ist der Quell der Größe!« schreibt der Dichter. Diese schier unüberwindliche Herz- und Lebenskraft der baltischen Deutschen, die sie bisher gelehrt hat sich anzupassen und sich doch zu behaupten, sie wird auch diesmal obsiegen, falls Deutschland bei ihnen die dauernd sicheren Stützen seiner Ostland-Zukunft sucht.

Es ist durchaus kein christlich-moralisierendes Buch, »Das Kirchspiel von St. Lucas«, und es färbt auch das estländische Adels- und Pfarrhausleben durchaus nicht ins Rosige um. Aber über all diesen Menschen, starken und schwachen, steht so selbstverständlich nicht nur das gefühlte Gesetz guter Sitte, sondern innerlicher Sittlichkeit. Ihr stilles Leben hat Ernst und Reiz und zugleich die waschechte Farbe persönlicher Art und Kultur. Der Roman spielt in denselben Jahren, in denen die hier wiedergegebenen Zeich-



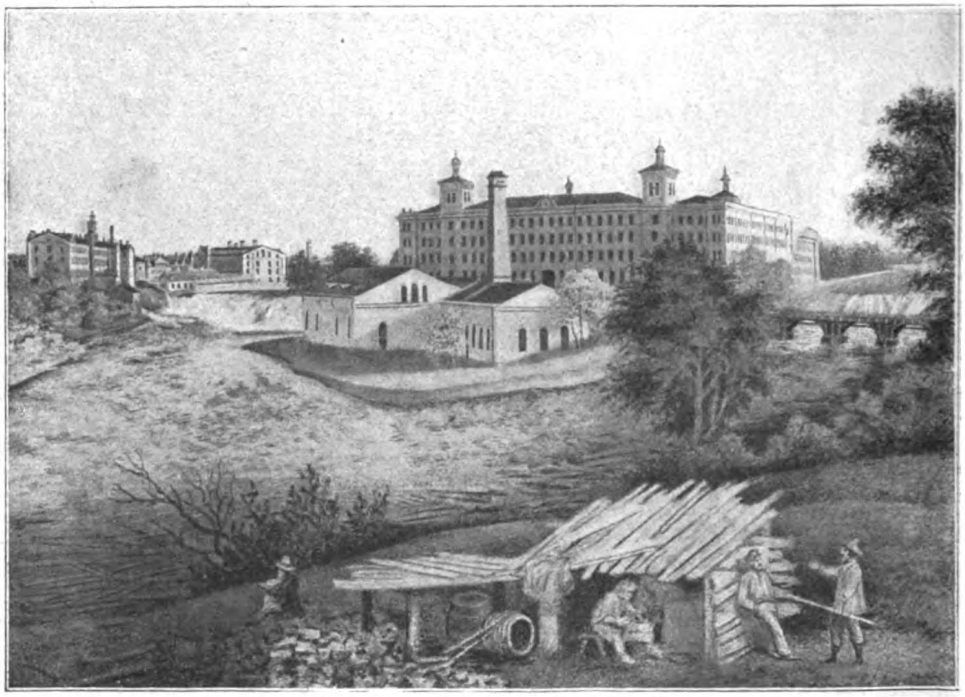
Das Brigittenkloster bei Reval

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Narva

nungen von Stavenhagen entstanden sind, in den Zeiten des Krimkrieges. Auch Estland erfuhr damals vom Kriege. Englische Kriegsschiffe drangen in den Finnischen Meerbusen ein. Ja, sogar gelandet sind die Engländer, und zwar bei Seebad Jsenhof, das

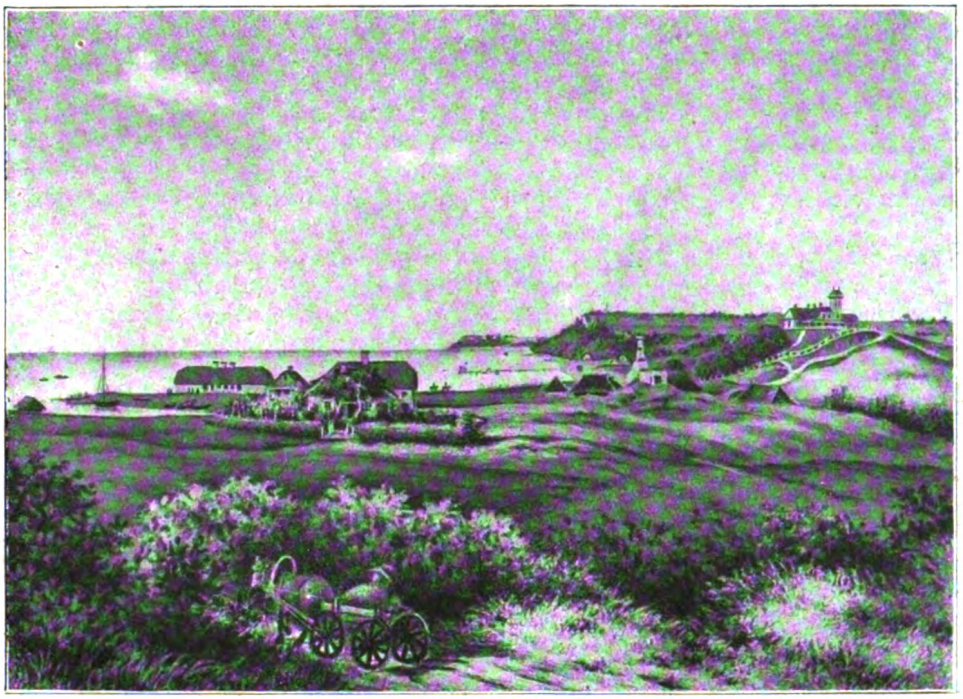


Die Wasserfälle der Narowa mit den Fabriken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

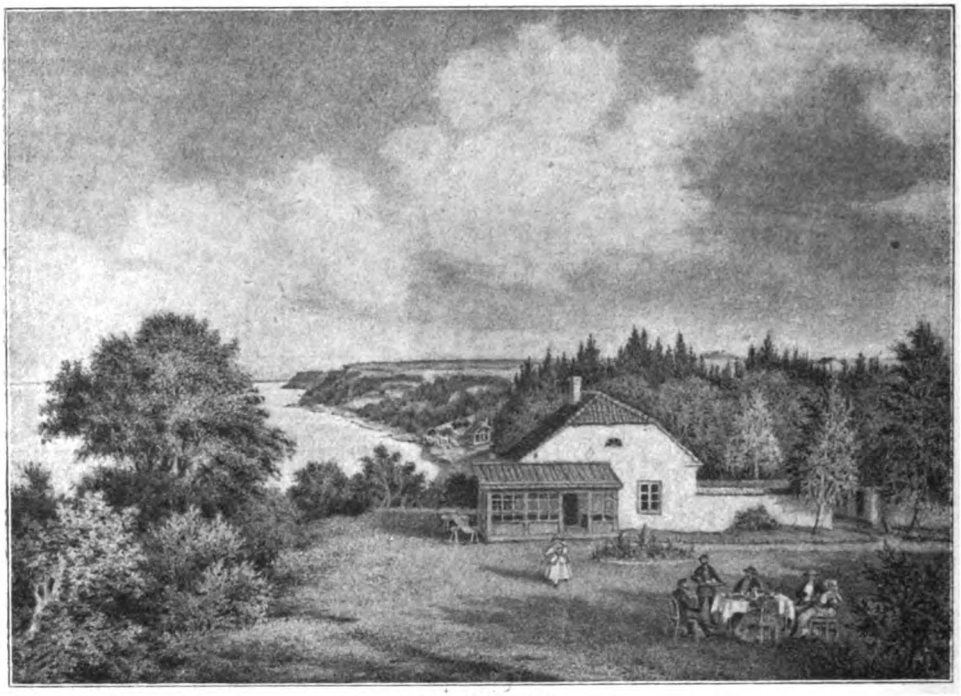
Tischert

die untenstehende Abbildung zeigt. Nun, wir wissen es von Gallipoli und hoffentlich auch bald vom Pas de Calais: es wird nie was Rechtes und Dauerndes mit dem Landen dieser Insulaner. Die Seelenruhe aber, mit der damals die doch ernstlich drohende



Seebad Jsenhof

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Klein-Chudleigh

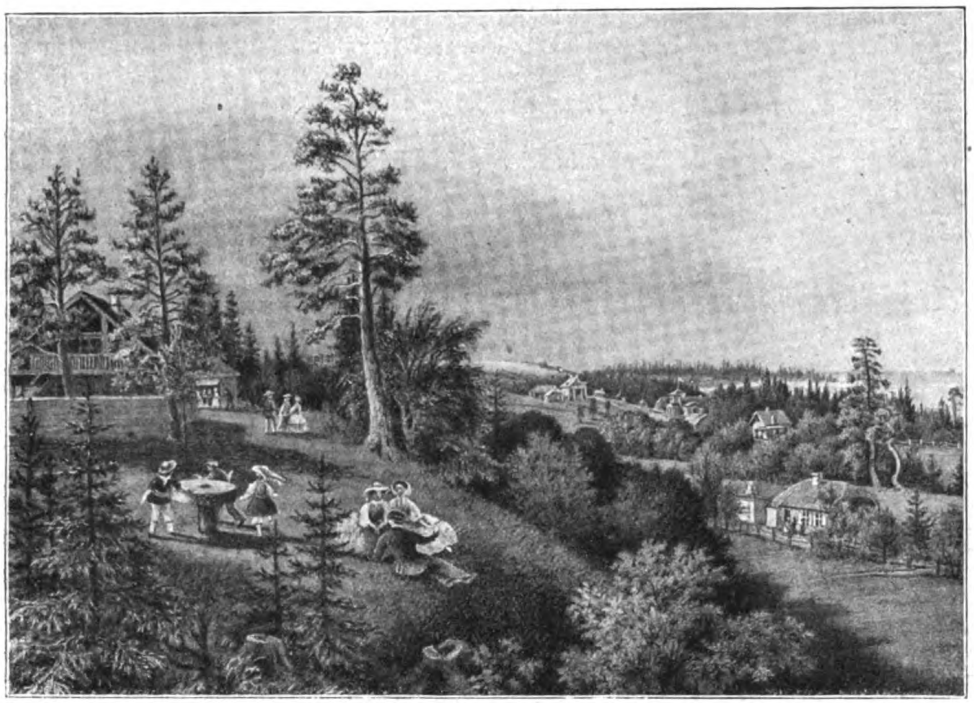
Gefahr in Estland aufgenommen wurde, ist auch ein wichtiger und heute viel bewährter baltischer Charakterzug. Ruhig sein Leben weiterführen, sich nicht bange machen lassen, ein seltsam stilles und festes »Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten«, nüchtern gesagt das Vermeiden jeder unzweckmäßigen Aufgeregtheit, das ist auch jetzt ein guter »Selbstschutz« dieser nordgermanischen Menschen gewesen, die trotzdem nicht eigentlich schwerlebig sind.

Die Geselligkeit, deren feine Formen in der reichsdeutschen Lebenshatz mehr und mehr verschwinden, hat man hier gerade auf dem Lande von Gutshof zu Gutshof, zum Pastorat und Doktorat bis zu den Stürmen der Gegenwart hin fein und anmutig erhalten. Auch davon gibt das Buch ein gutes Bild. Eine auserwählte Stätte dieser ländlichen Geselligkeit für die kurzen Sommermonate, für die Zeit der weißen Nächte aber sind die zahlreichen reizenden Sommerfrischen am Finnischen Meerbusen.

Das führt uns auf den besonderen Charakter der Landschaft Estlands. Die südlichen Ostseeküsten in den baltischen Provinzen, um die Halbinsel Kurlands herum und entlang der Rigaischen Bucht bis Pernau hinauf, sie haben großen, einfachen Linienzug. Sie sind vom Meere geradegeschliffen. Das läßt auf einen weichen Urgrundstein schließen. Der Schluß trügt nicht. Kurland wie Livland liegen auf altem rotem Sandstein (der Geologe nennt ihn Devon), und der Gletscherschutt darüber von den Gletschern, die, ehe die Ostsee sich einsenkte, von Schweden herüberkamen, bildet eine starke Humusschicht. Aber schon das noch zu Livland gehörende Ösel, dann Dagö und Worms und weiter die ganze Küste Estlands zeigen die vielfach buchtigen, zerrissenen Formen, die das Meer bildet, wenn es mit festerem Grundgestein den unablässigen Kampf kämpft.

Das macht, hier hebt sich eine nur zum Teil vom Gletscherschutt verhüllte Kambrium- und Silurtafel empor, die manchmal breitere Vorlagerungen hat, wie sie unser Bild von Tischert, westlich von Reval, zeigt, die aber auch auf weiten Strecken, wie wir es bei Seebad Ifenhof und Klein-Chudleigh sehen, als Steilküste ins Meer abstürzt. Flint oder Glint nennt man dort im Lande das Gestein, dessen Geschiebe sich zur Küste schräg aufwärts lagert. Ist das Innere Est-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Badeort Sillamaeggi (Brückenberg)

lands, von niedrigen Höhenwellen durchzogen, mit weiten Wäldern, Moor und Heide bedeckt, ohne viel landschaftlichen Reiz, so ergeben die formbewegten Meeresufer und die Glintabstürze malerisch reiche Küstenbilder.

Und hier hatten jene geselligen Sommerfreuden ihre bescheidenen Stätten, die unsre Zeichnungen von Seebad Isenhof, von Klein-Chubleigh, des Badeortes Sillamäggi (zu deutsch: Brückenberg) und von Tischert so anmutig spiegeln.

Von jenen guten Landsitzen aber, die über das ganze Land verstreut liegen, und die heute noch fast 58 vom Hundert des Bodens in deutscher Hand halten, zeigen wir nur ein besonders behagliches Bild: das Mustergut Palms in der Nähe Revals. Mustergut will schon etwas heißen in Estland, denn die estländischen Deutschen sind besonders gute Landwirte und ringen mit viel gründlicher Wirtschaft ihrem oft widerstrebenden Boden verhältnismäßig höhere Erträge ab als die Livländer. Daß sie auch dem Lande nützliche Gewerbe früh zu entwickeln wußten, zeigt unser Bild der Fabriken auf der Insel Kraenholm in der Narowa. Die Schlitten aber, die im langen Winter häufig von Gut zu Gut klingelten, und die Wagen, die über die oft schlechten Wege vom Nachbar zum Nachbar fuhren, sie trugen namentlich in den schweren Russifizierungsjahrzehnten, als die deutschen Schulen geschlossen waren, die Universität Dorpat verderbt, die Bedeutung der Landtage herabgedrückt war, das deutsche Leben. Die deutsche Geselligkeit im deutschen Hause, sie blieb das uneinnehmbare Bollwerk des Deutschtums.

Als nach der Revolution 1905/6 auch die Deutschen sich freier regen konnten, trat das neue Leben besonders in Reval ans Licht, das fast noch stärker als Riga für Livland Estlands »Stadt« ist. Die Arbeit des neugegründeten deutschen Vereins für Estland griff auf vielen Gebieten zu. Ein stattliches deutsches Theater wurde gebaut, neben der deutschen Tagespresse entstand hier die »Deutsche Monatsschrift für Rußland«, von Alexander Eggers herausgegeben, die den Anschluß an die etwa zwei Millionen Deutschen im übrigen Rußland suchte. In ihr ging noch 1914 die »Baltische Monatsschrift« auf, ein Blatt nach der Art etwa unsrer »Deutschen Rundschau«, das seit 1859 erschienen war.

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wir kommen also auch in Estland in ein Land, das nicht nur mit alten Bauten und Bautrümmern vom alten Deutschtum erzählt, sondern in dem sich das Deutschtum bis zum Weltkrieg hin lebenskräftig aufrechterhalten hat und nun hoffentlich in eine von reichsdeutscher Kraft mitgetragene Zukunft weist.

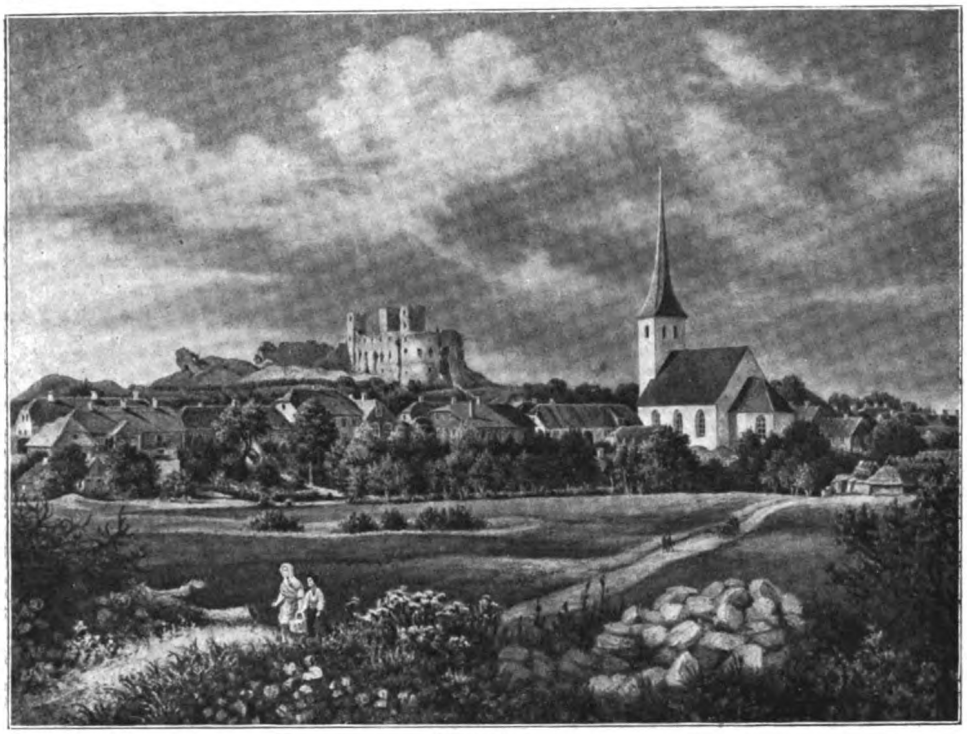
Und da die Fäden unzerrissen weiterlaufen, ist es auch keine historische Sentimentalität, an die alten Bauten und die alten Zeiten zu erinnern.

So fleißige Historiker die Balten sind, eine eigne Geschichte von Estland ist noch nicht geschrieben. So nahe sind seine Geschicke an Livland gebunden, so häufig laufen sie zusammen. Besondere Tatsachen der estländischen Geschichte sind, daß Reval zunächst eine dänische Gründung war, die allerdings auch sogleich vorwiegend deutsche Kolonisten ins Land brachte, und daß Estland in frühester Ordenszeit ein Jahrhundert lang zu Dänemark gehört hat. Den gut zwei Jahrhunderten der Deutsch-Ordenszeit gemeinsam mit Livland folgt dann die zweite Sonderzeit. Estland kommt ein halbes Jahrhundert vor Livland, das zunächst in polnische Hand fällt, zu Schweden. Wer nun aber meint, starke Spuren davon im Lande zu finden, der irrt. Der Zufall hat es gewollt, daß ich bei meinen Besuchen Revals vom Süden von Riga her, vom Westen mit der Kleinbahn über Weißenstein, vom Osten von Petersburg aus und vom Norden übers Wasser von Helsingfors gekommen bin. Und immer, sobald der »Fuhrmann« ein Stück farbloser Vorstadt überwunden hatte, sobald die »Niederstadt« erreicht war, ja, schon sobald der Domberg deutlich vor mir aufwuchs, fühlte ich mich in einer alten norddeutschen Ostseestadt. Es gibt wenige so ganz und gar altdeutsche Städtebilder wie dieser Burg- und Domberg, der alte Glintblock, der einst für uneinnehmbar galt, wie dieser Blick über die Niederstadt mit ihren weißen Mergelkalkfirsten, die vor den harten Wintern schützen und ihren deutschen Türmen, von denen St. Olai, ehe sein oft blitzversehrter Turm niederbrannte, einmal höher als St. Peter in Rom gewesen sein soll. Beide Bilder zeigt uns Stavenhagen (S. 341 und 342).

Und nicht nur auf dem Burgberg mit seinem »Langen Hermann« stehen noch die alten Mauern, auch die alten Befestigun-

Palms

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



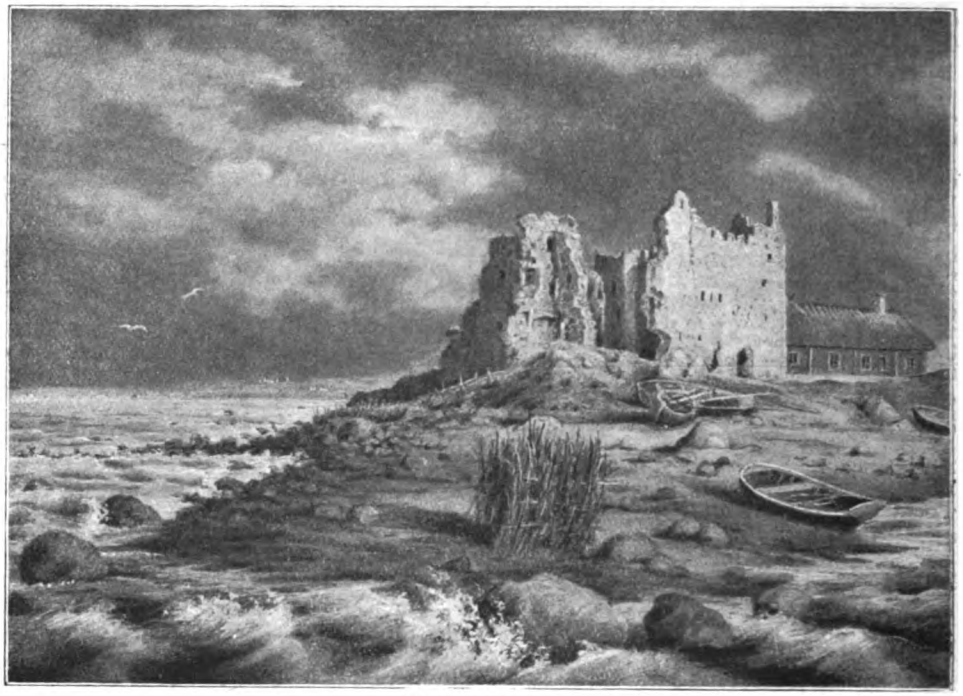
Wesenberg

gen der Niederstadt sind noch fast wie in Nürnberg, das ja auch von einer einst zeitweilig feindlichen Burg überragt ist, auf lange Strecken erhalten. Da ist die »Dicke Margarete« bei der alten Strandpforte und der »Kiek in die Koek« nahe der Schmiedepforte. Und treten wir in die Kirchen: in den Dom, der eine Chorraum-Stimmung von tiefer germanischer Mystik hat, in die St.-Nikolai-Kirche mit ihrem wuchtig aus der Tiefe aufwachsenden Turm, in die alten Gildenhäuser und das gotische Rathaus mit seinem fast überschlanken Turm am großen Markt, überall begegnen wir auch im Inneren norddeutscher Kunst. Da ist in St. Nikolai der Totentanz, eine alte Kopie des Totentanzes aus der Marienkirche in Lübeck, da ist der reiche und doch noch stilstrenge Schnitzaltar von Hermann Rode aus Lübeck von 1484, da ist im Schwarzhäupterhause der Flügelaltar aus der Memlingschule und in der Heiligengeist-Kirche Berend Notkens lebensreiches Altarschnitzwerk. Hier leben die alten Tage fast reicher und bildkräftiger noch als im alten Riga, denn auch hier haben sie gute Mauern und ein wehrhaftes Bürgertum geschützt. Freilich, was im offenen Lande noch steht, ragt in Trümmern. Das Brigittenkloster bei Reval (Abbildung S. 343), das Werk dreier frommer Deutscher aus Ordenstagen, gibt noch ein sogar denkmalspfleglich betreutes Baubild. Über Wesenberg (Ton auf der letzten Silbe), einer jener kleinen estländischen Städte (Abbild. S. 349), die in vielen schweren Zeitläuften nie recht zum Blühen kommen konnten, ragen, wie bei Hapsal und Weißenstein, die Trümmer der alten Ordensburg. Und nicht weit nördlich davon, am Strande des Finnischen Meerbusens, gemahnt die Ruine der Tolsburg, fast effektvoll vor dem Meereshintergrund, an alte Zollrechte der Herren von einst (Abbild. S. 350).

Wer aber Renaissance- und Barockportale liebt, der kann sie in Narwa studieren und dabei wahrnehmen, daß auch unter Schweden- und Russenoberhoheit deutsche Baukraft rege blieb.

Der Kulturwille der gründlichen und sparsamen Esten ist, auch wo sie nicht, wie auf den Inseln und im nordwestlichen Livland, stark mit Schwedenblut durchsetzt sind, zweifellos tiefer und stärker als der des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ruine Tolsburg

eigentlich nur zivilisationsfähigen Letten. Was der Este von deutscher Kultur empfing, hat er zum Teil wirklich verarbeitet und verdaut. Als er sich aber in Reval ein großes Vereinshaus bauen wollte und dazu keinen deutschen Architekten nehmen wollte, mußte er sich den sehr geistreichen Armas Lindgreen, den Suedofinnen, übers Wasser von Helsingfors her verschreiben.

Die aufbauende Kraft der Kultur ist auch hier noch ganz bei den Deutschen. Stärken wir ihn, so stärken wir uns. Bitte, Wunsch und Willen des unbeeinflußten Landesrats von Estland, Livland, Riga und Ösel, in dem Esten und Letten gut vertreten sind, haben wir erst in diesen Apriltagen gehört. Sie erbitten für Livland und Estland dauernden militärischen Schutz und Unterstützung bei der Loslösung von Rußland. Ihr Wunsch geht nach einem einheitlich geschlossenen, monarchisch-konstitutionellen Staate (zusammen mit Kurland), der an das Deutsche Reich durch Personalunion mit dem König von Preußen angeschlossen sein soll. Zunächst bitten sie um eigne Landeseinrichtungen und um den Abschluß der nötigen militärischen und wirtschaftlichen Verträge. Des Kaisers Antwort darauf: »Ich danke Gott von Herzen, daß er Mich und Meine Armeen das Werkzeug für diese Befreiung hat sein lassen und Mir die Möglichkeit gegeben hat, die Zukunft der alten, durch deutsche Arbeit geschaffenen Lande auf eine sichere Grundlage zu stellen«, sie klingt wohl verheißend.

Wo aber ist der laute, zustimmende Widerhall in unserm Volke? Es sind da in uns und unter uns noch kleinliche Gefühle aus den Zeiten der Zersplitterung vor 1870 völlig auszumerzen, und auch seit wir geeint waren, hatten wir zunächst wohl so viel am eignen Hause zu bauen, daß wir etwas zu wenig Zeit fanden, zum Fenster hinauszuschauen. Auch das muß dieser Krieg bessern. Unsre Deutschen, auch wenn sie nicht Reichsdeutsche sind, sind deshalb nicht verlaufene und verlorene Schafe jenseit des Reichspferchs, sondern, solange sie deutsch denken und fühlen, Stammesgenossen, die unsre starke Hand schützen muß.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O mein Flandern!

Skizzenblätter aus Nordfrankreich

Von Kurt Arnold Findeisen

Der polternde Zug wühlt sich in die Nacht wie ein klirrendes Geschoß. Schattenhafte Frauen in schwarzen Floren stürmen neben den Fenstern her. Sind's die gescheuchten Penaten der Siedlungen? Sind's die Sorgenwolken der Heimat, die hier draußen um einen jeden von uns gewoben sind? —

Im Morgengrauen Schornsteine und Dächer von Cambrai. Schulwissen besinnt sich: Hier ward einst zwischen Kaiser, König und Papst die Liga gegen Venedig ausgewürfelt. Hier geschah, nicht minder berüchtigt, la Paix des Dames, der Damenfrieden. Hier hat als erlauchtester der hohen Erzbischöfe Fénélon gewaltet. Hier hat Herr Baptiste Coutaing in das feine Leinen, das er erfand (die Engländer nennen es cambric) seinen Namen ebenso dauerhaft hineingewebt wie der Kirchenfürst den seinen in den »Telemach«.

Man ist doch ein wunderlicher Enkel dank seiner Zugehörigkeit zum deutschen Schulmeisterland! Überall kommt einem ein säuberlich verpacktes Bündelchen Gelerntes zugepurzelt, wenn man nur den betreffenden numerierten Kasten zieht. Wir wissen zuviel! Das ist unser Unglück. Das nimmt uns die schöne Leichtigkeit der Lebensführung! Kaum, daß ich im Weiterfahren die Kathedrale grüße, eine der wenigen ruhmlosen unter den gepriesenen Schwestern. Die jungfräuliche Mutter steht hoch über der Zinne ihres Turmes, von den Schleiern der Frühe umflattert.

Links und rechts nüchtern ragende Male der beträchtlichen »industrie cambrésienne«, Zichorien- und Gerstenfelder, Wasserläufe und Kanäle. —

Douai in siegesgewisser Morgensonne: Notre Dame und der Belfried des alten Hotel de Ville, den der flandrische Löwe krönt. Schuldünkel zweifelt: War's erst der Friede von Utrecht, der diese Stadt an Frankreich brachte? Haben nicht Gallier, Germanen, Spanier vor ihren versunkenen Bastionen gelegen? Aber der große Bildhauer Johann von Bologna ist hier geboren; das weiß ich gewiß.

Ich muß über mich selber lächeln. Werde nicht solch ein unfruchtbarer Lastträger von Gedächtniskram, mein Junge, sondern freu' dich vor allem am Sein selber und an dem taufrischen Gotteszauber, der über den Dingen liegt! Tausendmal farbiger als alle Abziehbilder ist das Leben! —

Pikardie und Artois sind hinter mir zusammengeschrumpft zu Landkartenbegriffen. Französisch Flandern breitet die Arme wie ein üppig schönes Weib, dem der Werktagsschweiß auf der Stirne steht.

O ma Flandre! je t'aime
Avec ton diadème
De fleurs et de moissons!
Avec ton sol fertile,
Ta bière, à l'homme utile,
Et tes vieilles chansons!

O mein Flandern, laß dich grüßen
Mit deinen Blumen, deinen Wiesen,
Mit deiner Krone aus Sonnengold,
Mit deiner vollen Früchteschale,
Dem goldnen Gerstensaft zum Mahle
Und deinen Liedern alt und hold! —

Lille. Gut flämisch müßte es Ryssel heißen. La gare du Nord. Unter den rußigen Hallenwölbungen aus Eisen und Glas militärischer Weltverkehr auf preußische Weise gebändigt. Draußen vor den Stufen das Chaos: das bei der Erstürmung in den Oktobertagen 1914 zu Schutt, Bruch und Grimasse gewordene Bahnhofsviertel.

Anders als Rethel, anders als Ypern: die in den Abgrund des Krieges gestürzte Großstadt. Zusammengepraßeltes Paris. Warenhäuser, Hotels, Kinos, vier-, fünfstöckige Miethäuser, Cafés. Sinnlos in den Regen gespreizte Eisenträger, in Kluft und Keller gebohrte Mansarden, Stummel von Säulen, Stümpfe von Sockeln, Beton, auseinandergefasert wie Wolle und Wattebausch. Mitten im Schlackengebirge ein buckliger Geldschrank, zerbeult und fassungslos. Ein Wasserhahn mit Becken und zerknicktem Rohr drei Stock hoch oben an flatternder Blumentapete.

Aber Saint-Maurice reckt noch seinen zierlich durchbrochenen Steinhelm. Nur eine Minderzahl Fialen und Wimpergen ist weggeblasen. Bayrische Pioniere haben damals dem Heiligen sein düster gotisch Haus bewahrt.

Und mitten durch das Chaos auf asphaltener Zeile rollt, räuspert, trippelt, lärmt und girrt Paris, nicht mehr das protzenhafte, betriebsam nachgeäffte der überreifen Friedenstage, sondern das verspielte Schattenwesen einer in wehmütigem Heimweh jenseit der Schützengräben geahnten und umfabelten Lichtstadt mit Göttergeschenken, die von Stunde zu Stunde immer mehr Sage werden. — —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der Grande Place die Säulenheilige, la Déese, die Freiheitsgöttin mit dem verlöschenden Feuerbrand. An ihrem Sockel die Inschrift: Nous venons de renouveler notre serment d'être fidèles à la nation, de maintenir la liberté et l'égalité, ou de mourir à notre poste, nous ne sommes pas des parjures. 29 septembre 1792. (Wir haben unsern Schwur erneuert, dem Vaterlande treu zu sein, Freiheit und Gleichheit aufrechtzuerhalten oder auf unserm Posten zu sterben; wir sind keine Treubrüchigen.)

Eins der hohen Kapitel Stadtgeschichte:

Drinnen ein Volk, das den erstürmten Becher der Freiheit eben erst atemlos an die Lippen gesetzt, geschient mit Waffenzorn und neuem Bürgerstolz. Draußen vor den Redouten Baubans der Herzog von Sachsen mit den Österreichern. Vor dem Tore Sainte-Maurice der Parlamentär. Ihm wirft sich mit entblößter Brust diese Antwort entgegen. Darauf eine Festungsbeschießung mit allen Schrecken jener Zeit. Hagelklumpen aus Blei, Feuerkugeln, Brandgranaten. Saint-Etienne lodert. Das fröhliche Glockenspiel der Börse ist über qualmende Firste gekämmt. Dächer wandern. Mauern bücken sich. Treppen machen Sprünge wie flämische Ziegenböcke. Das Viertel um Saint-Sauveur ist ein Steinbruch und ein Aschenhaufen. Aber die blonden Söhne der Stadt stehen auf den Wällen. Die alten Männer heben die Glühkugeln mit Zangen auf und tauchen sie in die Regenbottiche. Die Buben reißen den Mist aus den Ställen und breiten ihn auf die Straßen, damit sich der Hagel fein sanft ergehe. In den Küchen schwingen sie die Löffel, die vollbusigen Lillerinnen, und rühren flandrisch Herz in die Suppen. Und der berühmte Barbier von Lille tut auf offener Gasse seinen Laden auf, nachdem ihm sein Haus über dem Kopfe hinweggeflackert; er kratzt und schabt und geht behutsam um allerlei verwegene Nasenspitzen; und sein Geselle schlägt den Schaum in einer Granatscherbe und pfeift dazu. — Nach sieben Tagen liegt kein Österreicher mehr vor den Gräben außer denen, die stockstumm sind und kein Bein mehr rühren. Und die Freude schlägt auf zum Himmel wie Schwaden von Rauchpfannen. Und der Nationalkonvent in Paris lobt durch ein Dekret: Les habitants de Lille ont bien mérité de la Patrie. — —

Im Museum am weiträumigen Platanenviereck der Place de la République, wo der tüchtige Faidherbe auf bronzener Stute sitzt, die andre Göttin von Lille: la tête de cire, die Wachsbüste des »Schönen Mädchens«.

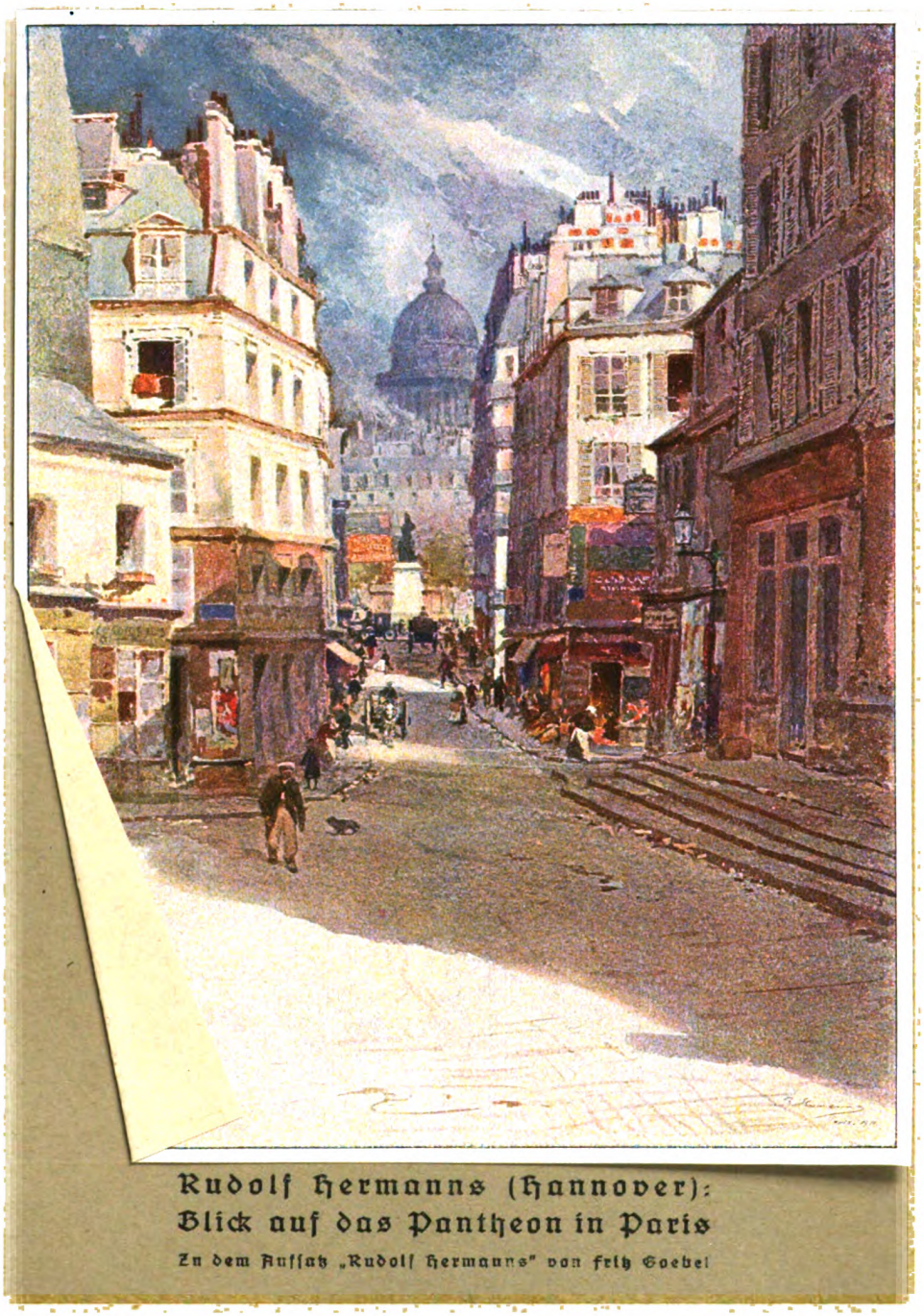
Von Raffael! sagen die einen. Von Leonardo! sagen die andern. Von einem großen Künstler! das fühlen sie alle. Deine schmale, fremdgeschürzte Lippe schweigt, schönes Mädchen von Lille. Aber ein kleines irres, wunderliches Lächeln lauert in deinen Mundwinkeln. Gilt es unsern müßigen Fragen nach deiner Herkunft? Ist es versponnen in ein anmutiges Gedankenspiel hinter der sanften Wölbung deiner mattschimmernden unausdeutbaren Frauenstirn? Deine Lider sind nur halb gehoben, wimpernlos. Sind sie schwer von einem rätselhaften Abenteuer deines Blutes? Sind sie müde der Außenwelt, gebunden von einem inneren Maskenscherz, einem Zecherzug mit Fackeln? Dein verhangener Blick, halb zwinkernd hingegeben, schwimmt an uns vorbei ins tönend Bewegte, ins Leere? Wer weiß es? Der Wohllaut deiner Wange und das verhaltene Allegro deiner Nasenlinie, die rote Andacht deines Haares, gar nicht zu reden von der unkündbar rührenden Neigung deines Köpfchens, Rätselglieder sind's der uralten Scharade Weib, die keiner ohne Irrtum und Schmerz und Enttäuschung zu lösen vermag. Was aber kümmert das dich! Träume deinen Jahrhunderttraum weiter, Mädchen; hebe das unflügge Spiel deines Lächelns unsern glücklicheren Enkeln auf, denen der große Friede, den wir heute erstreben, mehr Zeit lassen wird, zu erbetteln die Gnade deines vollen Blicks. — Ich muß zurück in Waffenirrsinn und Fluch der Stunde. Um den Perlenton deines Gesichts ist die Gefeitheit, an die der Priester tastet, wenn er Pax vobiscum sagt. »Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst!« Lebe wohl, wächserne Göttin von Lille! Noch manchmal, das weiß ich — vielleicht, daß ich meinem Weibe eben in einer dunklen Schwermut nachgegangen; vielleicht, daß eben das Zauberrad eines fremden Pfauen blaue Lichter drangvoll in mein Herz geschlagen —, manchmal wird über meinem künftigen Abend dein delphisches Lächeln stehen! —

Auch eine festliche Jeanne d'Arc reitet durch Lille. Wo hinter der Universität die Rue Brûle Maison die Straße Solferino schneidet, reckt sie sich, puren Goldes, im Männersattel, zu jüngferlich für das feste flämische Turnierpferd, das wie das Roß Bayart schreitet, zu fanatisch für den zierlich gekräuselten Lorbeerkranz über ihren hochgezogenen Brauen. Hinter ihr in Dunst und Gewölk die zweifelhafte französische Abendsonne. — —

Eben bin ich im Mondlicht des Jardin Vauban einem kleinen alten, absonderlichen Herrn in der gebauschten Perücke des Louis quatorze begegnet. Mit dem Gesicht eines Mathematikers, ganz blau im breit ausgegossenen Licht, den Degen forsch hinten hinausgestemmt, trippelte er durch die Büsche. Hinter den wispernden Wipfeln des Parks, der seinen Namen trägt, trotzt seine Zitadelle, Mondlicht grell und schräg zwischen die Bastionen gestellt.

Und auf einmal ist der winzige Schatten eines andern kriegerischen Puderkopfes aus dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Rudolf Hermanns (Hannover):
Blick auf das Pantheon in Paris

Zu dem Aufsatz „Rudolf Hermanns" von Fritz Goebel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Barock sprungweise über den Kieswegen. Und ein sonderbarer Wechselgesang hüpft in vertrackter Galanterie über den Kanal der Deule:

Lille, du allerschönste Stadt,
Die du bist so fein und glatt,
Meine Lieb die brennt vor Flammen,
Dich lieb' ich vor allen Damen,
Lille, die allerschönste Stadt.

Die Festung Lille:

Lieber Herr, was saget Ihr?
Wer seid Ihr? Was macht Ihr hier?
Was die Reuter, die Soldaten,
Eure tapfre Kameraden?
Liebster, das erzählet mir!

Der Prinz Eugen:

Ich bin der Savoyer Held,
Bekannt genug in aller Welt,
Prinz Eugenius genennet,
Der in deiner Liebe brennet,
Lille, meine allerschönste Braut!

Die Festung Lille:

Lieber Herr, fort packet Euch!
Gehet in das Deutsche Reich;
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Karessanten
König Ludwig von Frankreich.

Der Prinz Eugen:

Lille, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiß dir ein'n Bräutigam,
Carolus, der weltbekannte.
Ich bin nur sein Abgesandte
Und des Kaisers General.

Die Festung Lille:

Ei wohlan, so soll es sein!
Carolus sei der Liebste mein;
Denn der Ludewig veraltet,
Und die Lieb ist ganz erkaltet.
Karl ist noch ein junger Held! — —

Über dem Tageslärm der ganz pariserischen Rue Nationale, über dem Marschtritt der deutschen Landstürmer, dem Geschrei der Camelots, dem Gestotter der Straßenbahnen flechten sich zwei Gesänge ineinander wie Windsbräute, ziehen sich an, stoßen sich ab, wechseln, verebben, tauchen unter, um in Nacht oder tauber Mittagsschwüle fabelhaft wieder anzuschwellen, zwei gute Gesänge Frankreichs, die Marseillaise und ein kleines Wiegenlied.

Vom Monument des Achille Testelin, das mitten in der Place de Strasbourg protzt, kommt die erste her. Achille Testelin lebt im Gedächtnis seiner Liller Mitbürger als Organisator der Nationalen Verteidigung in den Tagen des »Krieges bis aufs Messer«. Den verrenkten Blusenmann mit der entblößten röchelnden Brust, den rasenden Fahnenschwinger, den verzückten Trompeter am pathetischen Sockel — wer, der in Frankreich weilt, kennt diese entgeisterten Figurinen der staatgewollten Rache nicht! Die Marseillaise hat ein lodernder Jüngling, der eine Stunde lang ein großer Dichter war, in den Gesang der Völker gefügt. Hundert Bildhauer und tausend Redner seines Stammes haben sich seitdem an ihrem Geiste versündigt. Die Marseillaise fegt die Straße entlang, ohne daß die neue Liller Wachtparade, die mit dem Hohenfriedberger nach dem Großen Platze zieht, von ihr Notiz nimmt.

Und nicht weit vom Boulevard de la Liberté begegnet ihr das andre geisterhafte Klingen, die sanfte Berceuse, die zu Füßen des steinernen Poeten Desrousseaux in einem grünen Flieder winkel ihr Nest hat. Desrousseaux hat die Kinder und die Mütter und die alten Lieder seiner flandrischen Heimat geliebt. Nun sitzt eine junge Mutter an seinem Mal und trällert mit seiner Weise ihr Kindchen in den Schlummer. Selig versunken sitzt sie da, in den Zauber ihres Tuns verstrickt. Ein Gartenlächeln auf den vollen Lippen, sattgetrunken liegt ihr Bübchen im ersten Schlaf. Ein Harlekin guckt mit Glotzaugen aus seiner Wiege. —

Es schweifen umeinander in der Rue Nationale der arme Reim des schlichten Naturpoeten und der fiebernde Sang des Genieleutnants Rouget de Lisle zu Marseille; jenseit der Paukenschläge der deutschen Wachtparade ringen sie miteinander. Und das Wiegenlied behält am Ende den Sieg.

Es ist mir wie ein Gruß, nun ich vom alten Ryssel Abschied nehme.

Fais dodo poulo,
Mon petit frère,
Fais dodo, t'aura du lolo —«

summe ich und denke an ein blondes deutsches Kind in der Ferne.

Abendsonne

Goldne Abendsonne,
Trost nach lautem Tag,
Dämpfst der heißen Seele
Irren, wirren Schlag.

Läßt die Stunden leiser,
Traumverwandelt gehn,
Wundervolle Lande
Klar in mir erstehn.

Wie in deinen Fluten
Alles glänzt und glüht,
Höhn und tiefste Tiefen,
Abendüberblüht.

Stille stirbt dein Leuchten,
Stern um Stern erwacht,
Doch befreite Brunnen
Rauschen durch die Nacht.

Ludwig Bäte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Posthalter und König

Erzählung von Hans Ferd. Gerhard

So alt bin ich nun schon, daß mich mündliche Überlieferung ohne Zwischenglied mit der Zeit vor hundert Jahren verbindet. Der Großvater war bei Waterloo dabei, und die Großmutter erzählte gern von der Franzosenzeit. Jetzt, wo alte Weiber beiderlei Geschlechts ein Geschrei über Buttermangel und hohe Lederpreise erheben, muß ich oft daran denken, was mir die beiden lieben Alten erzählt, wenn ich in ihrem Stübchen hinter den vereisten Scheiben saß und süßer Bratapfeldust meinen Kindersinnen schmeichelte. Das waren wirklich böse Zeiten, als vom Königreich Preußen die Hälfte abgerissen war und in der andern Hälfte französische Truppen die größeren Städte besetzt hielten, als der Herzog von Braunschweig von Thron und Land vertrieben war und der frühere Advokat Jérôme Bonaparte, auf Befehl seines kaiserlichen Bruders, im Braunschweigischen so gut wie im ganzen Königreich Westfalen Truppen aushob und Steuern ausschrieb, bis die Gemeinden fast am Rande der Verzweiflung waren. Das waren wirklich böse Zeiten! »Aber wir haben doch den Mut behalten!« pflegte die achtzigjährige Großmutter mit einem Blitzen in den alten schönen Augen zu sagen. »Und gefallen ließen wir uns auch nichts. Du kennst doch die Geschichte, wie mein Stiefvater Köhler den König Lustik fuhr?« Und da ich jedesmal versicherte, ich hätte sie halb wieder vergessen, so hat sie sie mir wohl ein halbes Dutzend mal erzählt. Heute, nach fast vierzig Jahren, will ich versuchen, sie wiederzugeben, so wie ich sie von ihr hörte, schmucklos und einfach, zur Aufmunterung und Nachahmung in diesen Zeiten eines größeren und glücklicheren Krieges. —

Köhler war ein verbummelter studiosus juris, der eines unglücklichen Duells und böser Schulden wegen die hohe Schule in Göttingen verlassen und sich nach einem nahrhaften Beruf hatte umsehen müssen. Da er aber trotz alledem ein Glückskind war, so gewann er sich die Liebe einer schönen Wittib, der Madame Schläger, vormals Johanne Götting, und machte sie zu seiner Eheliebsten und sich selbst zum Nachfolger des ehrsamen Posthalters in dem braunschweigischen Harzstädtchen Hasselfelde. Und als solcher brachte er es als gescheiter und ehrlicher Mann bald zu Wohlstand und Ansehen, lebte mit Johannen in einer gut christlichen Ehe und war seinen Stieftöchtern ein liebenswürdigerer Vater als dem eignen leiblichen Söhnlein, dessen zügelloses Wesen der Vater oft vergebens zu bändigen suchte. »Du machst mir mal keine Dummheiten wie gewisse andre Leute,« sagte er gern, »und wenn ich dir noch als Student die Mucken mit dem Pfeifenrohr austreiben soll.« Hat sie ihm später freilich doch nicht ganz austreiben können, der gute Posthalter Köhler. Kaum ging ein Dutzend Jahre ins Land, da geriet der Student Fritz wegen schwarzrotgoldener Umtriebe auf die Festung Wolfenbüttel in Gewahrsam, bis ihn ein gütiger Landesherr wieder zu Freiheit und Gnaden kommen ließ.

Ein Wunder war das nun nicht mit dem Fritz. Denn er hatte Verstand und Tüchtigkeit, aber auch den Tollkopf und Eigensinn vom Vater geerbt. Und um einen Feuerbrand zu zähmen wie den Fritz, mußte man nicht selbst einer sein wie der Vater Posthalter, mochte man auch noch so viele Pfeifenrohre dabei zerschlagen und noch so viel kräftige Sprüchlein dazutun. Denn wer will's dem Feuerbrand verargen, daß er lachend hohe Flammen schlägt, wenn der Vater Tollkopf, wie es mehr als einmal geschah, die volle Schüssel versalzener Rüben durch die Scheiben warf und dann noch obendrein die trübselige Mutter Johanne lachend um den Leib faßte und sie zu einer Masurka durch's Zimmer zog? Oder aber wenn er in das Stübchen seiner Ehefrau, wo die Gevatterinnen bei Kaffee und Streuselkuchen saßen, einen Ziegenbock hineinjagte, um die guten Klatschbasen endlich aufzuscheuchen. Nein, nein, der Vater Posthalter war kein Erzieher von Gottes Gnaden und auch kein sanftmütiger Ehemann, wenn er auch Gottes Wort im Herzen trug und Frau und Kinder liebte wie sich selbst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als nun die Franzosen ins Braunschweiger Land kamen und der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm flüchtig durch die Lande streifte, da hatte Frau Johanne mit ihrem Manne noch mehr Last als vorher. Wohl an die hundert Male mußte sie ihm zusprechen, daß er den durchreisenden Franzosen kein böses Wort gab und zu ihren Anmaßungen schwieg. Aber was half's? Köhlers Feuerkopf ließ sich nicht bedeuten. Immer wieder gab es Streitigkeiten. Und so zerknüllte er bald einen Wischer in der Hand, in dem man ihm androhte, man würde ihm die Posthalterei nehmen, wenn er sich nicht größerer Höflichkeit gegen die Beamten Seiner Majestät des Königs Jérôme befleißige.

Diese Mahnung half nun für ein Weilchen. Der Posthalter ließ sich vor den Fremden, die er so glühend haßte, möglichst wenig sehen, und die sanftmütige Frau Johanne mußte die Geschäfte mit ihnen regeln. Da aber fuhr eines Tags ein Ungewitter ins Haus. Und der es brachte, war Monsieur Schmeil, der den erkrankten Bürgermeister vertrat, ein kleiner krummer Winkelkrämer, den vordem niemand recht angesehen hatte im Ort, der nun aber unter der Franzosenherrschaft zu hohen Würden gekommen war. Dieser Monsieur Schmeil erschien also eines schönen Tags mit wichtigtuender und geheimnisvoller Miene in der Posthalterei und fragte nach dem Hausherrn. Der trat in den Vorsaal und sagte barsch, ohne den Besuch ins Zimmer zu führen: »Da bin ich ... Was hat Er mir zu sagen?«

Dem würdigen Vize-Maire stieg der Ärger in roten Wellen in den Kopf. »Wie?« meinte er beleidigt. »Der Herr Präsident selbst sagen Sie zu mir, und Sie reden mich nur mit Er an? Wenn ich nun zu Ihnen auch Er sagen wollte? He?«

»Dann wäre die Welt um einen Grobian reicher, mein Monsieur Schmeil! Gerade wie sie einen Narren mehr hätte, wenn ich Sie zu Ihm sagte.« Und dabei blickte er das kirschrote Männchen so recht hochmütig von oben bis unten an, daß es sich nichts weiter zu sagen getraute. Darauf wandte er sich gelassen um, rief durch die Tür nach seiner Pfeife und fragte dann noch einmal nach den Wünschen des Herrn Schmeil.

Da brachte dieser denn ein Schreiben des Kasseler Hofmarschallamts hervor, in dem der Posthalter von Hasselfelde beordert ward, zum 7. August 1811 zwanzig Paar guter Pferde bereitzuhalten, um Seine Majestät den König samt Begleitung bis Rotehütte zu fahren, allwo die Wagen neuen Vorspann bekommen würden. »Ihre Majestäten wollen den Brocken besteigen,« erklärte der Katzenbuckler selbstgefällig, »und geben uns bei der Gelegenheit die Ehre ihres Besuches.« Dann bog er den Fiebelbogen seiner Gestalt stolz zurück, als wollte er hintenüberfallen, legte beide Hände auf den silbernen Knopf seines spanischen Rohres und sagte mit etwas furchtsamer Würde: »Der Herr Unterpräfekt und ich selbst erwarten, daß der Herr Posthalter den Zug Ihrer Majestäten zu Pferde begleiten wird!«

Da aber brach die Selbstbeherrschung Vater Köhlers zusammen, und der ehemalige Studiosus beider Rechte sprudelte laut und in großer Erregung hervor: »Was Er da und die andern Sous-Aide-Unter-Employers erwarten, ist mir so gleichgültig wie das Nasenwasser Eures Hieronymus. Ich werde meine Pflicht tun und damit basta! Im übrigen bitte ich, mich ungeschoren zu lassen.« Mit diesen Worten kehrte er sich um, schob seine kleine Stieftochter Luise, die ihm die Pfeife bringen wollte, wieder ins Zimmer und ging ihr mit großen Schritten nach, indem er dem Monsieur Schmeil die geschnitzte eichene Tür vor der Nase zuwarf.

Als die zarte, ängstliche Mutter Johanne von dem Verhalten ihres großen und stattlichen Eheherrn hörte, war sie natürlich wieder in Not. »Du wirst es gewiß noch zum Hochverratsprozeß bringen, Köhler, wenn du so weitermachst,« sagte sie unter Tränen.

»Nun, dann geht's mir nicht anders als jetzt vielen andern ehrlichen Leuten,« antwortete er ingrimmig und lief mit seinen langen Beinen erregt im Zimmer auf und ab. »Wenn unser Herzog in der Verbannung leben muß, dann gehört so ein Kerl wie ich wenigstens auf Festung. Oder sollte ich etwa dem Krummbuckel noch ein Danke sagen für seinen Auftrag? Zum Teufel kann er gehen mitsamt seinem unheiligen Hieronymus!«

Aber die zarte und kleine Johanne wußte ihren Bramarbas von Ehegatten zu nehmen. Sie stimmte ihm mit vorsichtigen Worten bei, gab ihm alsdann die Pfeife und den brennenden Fidibus in die Hand und,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

während er über dem Anzünden Zorn und böse Laune verlor, überredete sie ihn so ganz langsam und allmählich, die Luise zum Rathaus zu senden und dort sagen zu lassen, daß er am 7. August mit seinen Pferden zur Stelle sein würde. — —

Die Tage bis zum Empfang des Königs waren für Köhler voll Unruhe und Bitternis. Er schalt im Hause auf die Mägde und im Hofe auf Postillione und Knechte. Und mehr als einmal des Nachts rüttelte er seine Johanne aus dem Schlaf und schrie sie an: »Ich tu' es doch nicht, Frau! Ich gehe vorher über die Grenze!« Noch am 6. August erklärte er ihr, er habe ein hitziges Fieber, er müsse das Bett hüten und werde den König nicht begleiten können. Als er dann aber lag und Kamillentee trinken sollte, sprang er nach einer halben Stunde wieder in die Hosen und schalt, man solle doch keine Komödie mit ihm spielen. Er sei kerngesund, nur die Gelbsucht werde er sich an den Hals ärgern.

Trotz allen inneren Widerständen fand er sich aber doch am 7. August halb drei Uhr auf dem Markte ein, wo der König beim Rathaus vorfahren wollte. Er sah im Dreimaster und blauen Rock, in den prallen weißen Hosen und den hohen Stulpenstiefeln ganz besonders stattlich und vornehm aus. Und die hohe, schlanke Figur, das frische, braune Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart und den braunen Augen zogen viele Blicke auf sich. Aber er hielt sich abseits. Er schaute finster und mürrisch drein und war noch immer mit sich verfallen. Er nannte sich selbst einen charakterlosen Patron und den kranken Bürgermeister einen Glückspilz mit Goldquasten; er schimpfte auf Monsieur Schmeil, der mit steifer Würde vor den Toren des Rathauses einherstapfte; er schimpfte auf die Neugierigen, die sich eingefunden hatten, und als sich plötzlich ein Wind aufmachte und der Himmel sich verdüsterte, da lachte er in sich hinein. Er gönnte es seinem welschen Landesherrn von ganzem Herzen, daß er in ein echtes, rechtes Harzunwetter hineinfuhr, mochte auch die eigne neue Uniform darüber zum Teufel gehen.

Da plötzlich ein Raunen unter den Neugierigen. Ein Trompetensignal. Und ein Vorreiter erscheint, und gleich darauf fünf, sechs mächtige Karossen, die erste von sechs, die andern von je vier Pferden gezogen. Und vorauf, hinter und neben dem Wagen eine Anzahl Reiter in glänzenden Uniformen. Nun reißen ein paar Schreier, die Monsieur Schmeil dazu aufgestellt hat, die Mützen vom Kopf und schreien dazu ein dünnes »Vive le roi!« Dann hält der Zug. Der Herr Vize-Bürgermeister stammelt ein französisches Sätzchen, das er sich mühselig eingebläut hat. Der kleine hübsche König lächelt, die dicke, gutherzige Königin Katharina nicht minder. Und dann betritt das Herrscherpaar mit seinem Gefolge das Rathaus, um sich die Beamten vorstellen zu lassen und einen Schluck Wein zu nehmen.

Unterdes springt der Leibkutscher vom Bock herab und herrscht den maulaffigen Stadtdiener an, für den Pferdewechsel zu sorgen. Der bekommt ein rotes Gesicht und weist auf den Posthalter. Auch den möchte der Herr Leibkutscher kommandieren. Da fährt ihm der aber mit so einem kräftigen französischen Donnerwetter über das Maul, daß er Mund und Nase aufsperrt und ein ganzes Weilchen nichts zu sagen weiß. Als er aber wieder beginnen will, haben die Postillione längst die neuen Pferde in ihrem blitzblanken Geschirr herangeführt und eingespannt und sitzen gleich darauf selbst auf ihren Reitgäulen, um dem Zuge zu folgen und am Abend die Wagenpferde von Rotehütte zurückzuführen. Der Herr Posthalter aber hat sich inzwischen auf einen großen braunen Hengst geschwungen und hält vor der Tür des Rathauses, ohne den Kutscher noch eines Blickes zu würdigen. Als der junge, geschmeidige Ehrenstallmeister der Königin, Graf von der Malsburg, aus dem Rathaus zurückkommt, kann er Köhlers Meldung entgegennehmen, daß die Wagen zur Abfahrt bereitstehen.

Und nun erscheint auch König Jérôme in der Uniform der Chevaulegers mit dem Napoleonhut auf dem Kopfe — elegant, lächelnd, liebenswürdig. Ein vorwitziges Dirnlein ruft ganz entzückt: »Gott, was für ein niedlicher König!« Bauz, fährt ihr wie von ungefähr die Reitpeitsche des Posthalters über den nackten Arm. Dann bietet Hieronymus seiner Gemahlin den Arm und geleitet sie zum Wagen. Monsieur Schmeil dienert hinterher. Das glänzende Gefolge eilt zu den Karossen und Pferden, und Köhler reitet mit entblößtem Haupt an den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andern Wagenschlag. Jetzt sitzt der König, winkt ein letztes Lebewohl, und der Zug setzt sich in Bewegung, mitten hinein in die Waldwildnis des Oberharzes. — —

Es ist das erstemal, daß Köhler den König Jérôme zu sehen bekommt. Er reitet hinter dem Ehrenstallmeister am linken Wagenschlag und kann ein wenig von dem Gesicht des Herrschers sehen, wenn sich dieser — jetzt barhäuptig — ein wenig aus dem Fenster neigt. Den Posthalter faßt ein heftiger Grimm. Dieser glatte junge Herr ist es also, der nun schon seit Anno 7 im Braunschweiger Lande herrscht, der die ewigen Steuern ausschreibt und die unzähligen Truppen konskribiert, der in Kassel ein Leben der Genußsucht und Liederlichkeit führt und dabei tanzt, wie der Bruder, der große Napoleon, ihm vorpfeift! Dies kleine hübsche Herrchen mit den dunklen Augen und dem niedlichen Kraushaar — es kommt Köhler fast lächerlich vor, daß es hier den König und den Eroberer spielt! Freilich das vorgebogene Kinn ist fast napoleonischer als das Napoleons. Aber die Lippen, die sind so weich, so lässig, so lüstern. Nein, wahrhaftig, ein Napoleon ist dies Zuckermännchen nicht!

Der Posthalter schrickt aus seinen Betrachtungen auf. Der Graf von der Malsburg ist an seine Seite geritten und spricht zu ihm. »Die Pferde sind gut,« meint er, »und ich beglückwünsche Sie zu Ihren Leuten.«

Köhler antwortet mit einer Verbeugung.

»Wie lange rechnen Sie bis zur Rotenhütte?« fragt der Stallmeister weiter. »Ich fürchte, das Unwetter kommt uns über den Hals.«

Der Posthalter blickt zum Himmel hinauf. Er hat in seinem Grimm gar nicht mehr auf die dicken Wolken geachtet, die sich da zusammentürmen. »Das sieht in der Tat bedenklich aus, Herr Graf,« erwidert er. »Vor anderthalb Stunden können wir die Hütte nicht erreicht haben.«

»Und keine Unterkunft bis dahin?«

»Nur Königshof, und das liegt dicht bei der Hütte!«

»Sacre bleu! Da werden wir alle naß werden bis auf die Knochen!«

Und der junge, geschmeidige Herr sieht an seiner schönen grünen Uniform herunter und reitet wieder an seinen alten Platz.

Köhler sieht dem Baron spöttisch nach. Er gönnt dem Stallmeister die Dusche noch mehr als den andern. Dieser Malsburg ist ja der Busenfreund und Vertraute des Königs, obwohl er aus alter hessischer Familie stammt! Mag ihn der ...

Aber Köhler vermag den Gedanken kaum auszudenken. Ein Windstoß fährt plötzlich so heftig durch die hohen Tannen, daß es nach der brütenden Stille des ganzen Tages mit einemmal nur so heult und braust. Und gleich darauf grollt auch schon der erste Donner durch die Berge, und dicke Tropfen fallen schwer und klatschend auf Roß und Wagen.

Da haut der fette Leibkutscher auf die Pferde ein, daß sie sich bäumen. Aber die steile Landstraße hinauf geht es mit den schwerfälligen Wagen trotzdem nur langsam. Der König winkt Malsburg zu sich heran. Aber der zuckt bedauernd mit den Achseln. »Man muß sich darein ergeben!« scheint er zu sagen.

Hui, da bricht der Sturm mit voller Kraft von der Höhe nieder. Ein Blitz und Donnerschlag folgen, daß die Pferde hoch aufbäumen. Und dann prasselt der Regen, wie aus Eimern heruntergegossen, auf den stolzen Zug des Königs nieder.

Köhler blickt sich um. Das gibt mit einemmal ein lustiges Durcheinander unter den bunten Uniformen der Offiziere und Stallmeister, der Pagen und Bedienten. Hei, wie das sich müht um Mäntel und Röcke, zum wenigsten um einigen Schutz unter den breitüberhangenden Zweigen der hohen düsteren Tannen! Recht so, recht so! lacht der grimmige Posthalter in sich hinein. Recht so! Gerb' ihnen das Fell, lieber Herrgott! Ich dank' es dir von ganzem Herzen.

Gräßlich wütet das Unwetter auf der hohen Gebirgsstraße. Der Sturm reißt Zweige nieder. Der Regen rieselt in Strömen auf dem Wege herab. Der Donner weckt in den Bergen ein furchtbares Echo. Dazu das Aufbäumen der geängstigten und unnötig gepeitschten Tiere, das Aufschreien der Hofdamen und das Schelten im Troß! Es ist ein köstlicher Hexensabbat.

Endlich, endlich ist die Höhe erreicht. Und nun geht es im schlanken Trabe den Berg hinab. Das Wetter läßt ein wenig nach, wenn auch nicht der Regen. Königshof wird passiert. Und nun ist man an der Hütte. Triefend, beschmutzt der ganze Zug.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verdrießlich klettert der König aus dem Wagen, ruft den Hüttenleuten, die pudelnaß in langen Reihen aufgestellt sind, ein flüchtiges »Bon jour!« zu und eilt, mit seiner Gemahlin, die sich hoch die Röcke schürzt, möglichst schnell unter Dach zu kommen. Die Ehrenpforte, das weißgekleidete Jüngferlein — nichts findet Gnade vor den Augen Ihrer Majestäten. Der Direktor der Hütte muß nur sorgen, daß die hohen Herrschaften ein paar Zimmer finden, wo sie sich von dem erlittenen Ungemach ungestört erholen und ihre Coiffüren wieder in Ordnung bringen können.

Und das Gefolge tut nicht anders als die Majestäten. Wer nicht vom Dienst ist und bei den königlichen Herrschaften bleibt, eilt in den Gasthof oder in die nächststehenden Häuser, um sich zu säubern, zu trocknen und zu wärmen. Und als die Postillione Köhlers zu ihren Pferden treten, da laufen auch die Herren Kutscher und Lakaien davon, um sich in der Schenke gütlich zu tun.

Da steht denn Köhler mit seinen Leuten bald allein auf dem Platz. Er ist noch immer in allerbester Stimmung. Lachend ruft er dem Alten, der sich gerade um die Pferde am königlichen Wagen bemüht, zu: »So ein Harzwetter, Baumann, hat doch auch sein Gutes. Die Mossiöchen lassen die Ohren hängen wie die Pudel!« Und dann tritt er zu jedem einzelnen Gespann, klopft den dampfenden Tieren den Hals und sieht überall nach dem Rechten. Doch nun ist die Reihe herum, und er wird ungeduldig. Er schaut auf die dicke silberne Repetieruhr und blickt die Dorfstraße nach Ellrich hinab, woher der neue Vorspann kommen muß. Zum Donnerwetter, es ist bereits fünf Uhr vorbei, und die Pferde sind immer noch nicht da! Was das nur heißt? Er kann nicht lange mehr warten. Die Hälfte der Pferde muß in wenigstens zwei Stunden zurück sein, um die Nachtpost versehen zu können.

Doch sieh, da kommt ja ein Postillion herangeflitzt. »He, was zu melden vom Ellricher Vorspann?« ruft der Posthalter ihm zu. »Böse Verspätung!« tönt es zurück. »Zwei Pferde vom Blitz erschlagen, und die andern bei dem Unwetter nicht herzukriegen. Der Postmeister selbst ist am Arm verletzt.«

Köhler hört die Neuigkeit ohne viel Bewegung. »So? Monsieur Schumacher hat was abgekriegt?« sagt er trocken und spricht dabei den Namen des Französlings wie Schühmascherr aus. »Macht nichts, Schwager! Der Hanswurst hat es verdient! Aber meld' Er nur dem Stallmeister die Bescherung! Der wird 'ne Mordsfreude haben. Das sag' ich ihm!« Und lachend, als hätt' er die glücklichste Botschaft erhalten, steigt er — triefend und pudelnaß, wie er ist — vor der Hütte auf und nieder und reibt sich die Hände.

Da tritt der Graf von der Malsburg aus der Tür. Die schöne grüne Uniform ist vom Regen wie dunkel übermalt, und erst einer der hohen Stiefel ist vom Kot gereinigt. Der elegante junge Herr sieht recht blaß und verärgert aus. Aber er bewahrt seine Haltung. Er läßt Köhler zu sich bitten und sagt dringend: »Sie müssen uns weiterfahren, mein Herr! Der Ellricher Vorspann kommt frühestens in zwei Stunden. Ihre Majestäten sind höchst indigniert und wünschen so bald als möglich zur Ruhe zu kommen. Sie sind sicher einverstanden, setze ich voraus.«

Aber der Herr Posthalter Köhler war nicht einverstanden. Er blickte den Ehrenstallmeister beinah lauernd an. Und als der geendet, fährt er barsch heraus: »Zu meinem Bedauern ganz unmöglich, Herr Graf! Die Nachtpost erwartet Vorspann. Ist er nicht da, gibt's Unordnung und Verdruß. Und meine Pferde jag' ich nicht tot.«

»Hallo, Herr Posthalter!« Zwei zornige Augen blitzen aus rotübergossenem Antlitz zu Köhler hinüber. »Hallo, Herr Posthalter! Bedenken Sie Ihre Pflicht!«

»Ich kenne meine Pflicht. Und gerade darum kann ich jetzt nicht mehr tun, als man mir aufgetragen.«

»Die Pflicht gegen den König sollte Ihnen die höchste sein.«

»Die Pflicht gegen meinen Fürsten ist mir die höchste!«

»Herr, Sie spielen mit Worten! Aber mir scheint, es ist ein recht gefährliches Spiel. Vergessen Sie nicht, wo die Trümpfe sitzen!«

»Die Trümpfe und die Tröpfe, mag sein, Herr Baron! Aber hier sitzt das Recht.«

»Herr Posthalter!!«

»Herr Ehren-Stallmeister??«

Köhler sagt es mit schneidendem Hohn.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

All der Zorn, der sich in diesen Jahren und Wochen angesammelt hat, kommt zur Entladung. Er fühlt sich im Recht, meint, er brauche nicht über die angenommene Verpflichtung hinauszugehen. Und dieser neugebackene Graf, dieser Verräter des Obersten Dörnberg, dieser Vertraute eines verhaßten Königs reizt seine Wut. Es bohrt und wühlt in ihm, dem Treuvergessenen die Standhaftigkeit eines echten deutschen Mannes zu zeigen. So stehen sich die beiden mit zornfunkelnden Augen gegenüber. Empörung in dem einen, Haß und Triumphgefühl in dem andern. Einige Augenblicke hört man kein Wort. Dann rafft sich der Graf zusammen. Er ist blaß wie die Wand. »Wollen Sie fahren?« sagt er scheinbar gelassen.

»Nein!« kommt es fest zurück.

»So lasse ich Sie verhaften.«

»Tun Sie, Herr Graf, was Ihnen Ihre Pflicht befiehlt!« Wieder sagt es der Posthalter mit einem Ton, in dem Hohn und Verachtung widerklingt. Dann macht er eine tiefe Verbeugung, zieht den Dreimaster, und mit einemmal, wie der Blitz, kehrt er sich um. »He, Gräf, schnell meinen Gaul! Und ihr da, Baumann, Lorenz, Matthaes, die Stränge durchgeschnitten und sofort mir nach! Wer sich nicht fangen läßt, bekommt einen Taler und einen Halbliter Branntwein!«

Na, da waren im Handumdrehen die Stränge gelöst oder durchschnitten. Im Nu saßen die Postillione auf den Handpferden, und unter »Hüh!« und Peitschenhieben ging es wie ein Ungewitter die Landstraße zurück, daß die Bewohner von Königshof aus den Häusern liefen. Und dann — immer im Galopp — die Höhe hinauf, wo die Kavalkade bald unter den dunklen triefenden Fichten verschwand. — —

Am Abend dieses denkwürdigen Augusttages tat man unter den Postillionen zu Hasselfelde manch kräftigen Schluck und sprach manch kräftig und trutzig Wörtlein. Und auch droben im Herrenzimmer ging einer mit rotem Gesicht auf und ab und redete große Worte und lachte gezwungen dazu und verteidigte sein gutes Recht und seine Pflicht als Posthalter und Deutscher. Und war doch gar niemand da, der sie ihm rauben oder antasten wollte. War außer ihm überhaupt nur eine blonde kleine Frau im Zimmer, die stumm die Hände im Schoß gefaltet hielt und der ab und an ein Tränlein auf das weiße Brusttuch fiel. »Gewiß, hast ja recht, Köhler,« sagte sie schließlich, als er vor ihr stehenblieb, »aber sie werden dich holen und einsperren, wenn dir nicht noch Schlimmeres passiert.«

Da verzerrte sich das Gesicht des Mannes. »Verdammtes Tyrannenpack!« rief er und stampfte mit dem Fuße auf. »Aber laß nur, Hanne! Ich werd' mich schon rausreißen!« Doch es war ihm nicht wohl zumute. Er nahm seinen Hut vom Stuhl und ging auf den Hof hinab, um die Nachtpost zu befördern. — —

Nicht acht Tage waren vergangen, da klopfte Monsieur Schmeil bei seinem Freunde, dem Posthalter, an und brachte gleich zwei andre Gäste mit, zwei königlich westfälische Gendarmen in stattlichen Uniformen und mächtigen Raupenhelmen. Und der Herr Vizebürgermeister dienerte gar nicht erst und ließ sich auch nicht vor der Tür abspeisen. Er trat höchst selbstbewußt ins Zimmer und herrschte den Posthalter an: »Mach' Er sich fertig! Hier ist ein Verhaftsbefehl! Er geht als Hochverräter in Prison nach Kassel!«

Der Posthalter brauste diesmal nicht auf. Er tat, als sähe er den hämischen Burschen nicht, und wandte sich zu den Gendarmen. »Ich bin bereit! Tun Sie Ihre Pflicht!« Dann reichte er der weinenden Johanne die Hand, fuhr den Stieftöchtern über den Scheitel und hob den kleinen Fritz zu sich empor und küßte ihn auf Stirn und Wangen. »Lebt alle wohl!« sagte er ernst. »Besser aufrechtstehn und leiden, als sich mit Krummbuckeln durch die Welt drücken!« Damit schritt er stolz und gerade an Monsieur Schmeil vorbei und verließ, von den Gendarmen geleitet, stolz und aufrecht das Haus. — —

Köhlers Quartier im Kasseler Untersuchungsgefängnis war eben kein Prunkgemach. Und der Zeitvertreib, den man ihm gönnte, war auch nicht gerade nach seinem Sinn. Ein Verhör jagte das andre. Immer wieder sollte er sein Verhalten begründen, und wenn es dem Untersuchungsrichter, der ihm wohlwollte, nicht gelang, eine milde Deutung oder ein Wort des Bedauerns aus ihm herauszupressen, dann knurrte der gutmütige alte Mann und drohte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Schafott oder Erschießen. Freilich, wenn er den Delinquenten zu einem Gnadengesuch beredet zu haben glaubte, dann schmunzelte er auch wohl selbst und nannte den pp. Köhler einen querköpfigen Spaßvogel und freute sich insgeheim, wieder einen Hochverräter der irdischen Gerechtigkeit entziehen zu können. Aber der Posthalter behielt den steifen Nacken. Das einzige, was aus ihm herauszubringen war, bestand in der Erklärung, er habe gemeint, daß der Ellricher Vorspann sehr schnell eintreffen würde, und im übrigen habe er sich an seinen ersten Befehl und an seine Dienstpflicht gehalten. Von den heftigen Worten, die er dem Grafen von der Malsburg ins Gesicht geschleudert hatte, war gottlob bei der ganzen Verhandlung nicht die Rede. Der Ehrenstallmeister hatte wohl zuviel Gewissen oder zuviel Geschmack, um sie an die große Glocke zu hängen.

Schließlich waren mehr als drei Wochen ins Land gegangen, und der trotzige Posthalter war noch immer in Ungewißheit über das Schicksal, das ihn erwartete. Da, eines Morgens, wird plötzlich die Tür seiner Zelle aufgerissen, und herein hasten der Gefängnisdirektor, der Untersuchungsrichter und ein Adjutant des Königs. »Schnell, schnell, säubern Sie sich ein wenig! Der König will Sie sehen!« Da macht der Herr Posthalter große Augen, setzt dann aber gelassen sein Habit in Ordnung und folgt dem Adjutanten, der ihn in einem königlichen Wagen zum Schlosse führt.

Und nun steht er, ehe er sich recht besinnen kann, dem König Hieronymus gegenüber. »Ah, Monsieur le maitre de la poste!« ruft der ihm leutselig zu und betrachtet ihn mit seinen hübschen dunklen Augen von oben bis unten. Dann fragt er ihn, ob er eines Dolmetschers bedürfe. Und als der Posthalter in gutem Französisch Rede und Antwort steht, ist der König verwundert und fragt nach Namen und Herkunft. »Ah, Student der Rechte?« sagt er dann lächelnd mit Anspielung auf die eigne Laufbahn. »C'est bien! C'est très bien! Ein Student der Rechte kann es zu allem bringen!« Und dann blickt er ihn abermals freundlich an und sagt lächelnd: »Und Sie sind der böse Mensch, der meine arme Königin zwei Stunden auf neue Pferde warten ließ?«

Der Posthalter ist verdutzt. An die Königin hat er nicht gedacht. Teufel, das ist ihm gegen den Strich, daß man an seiner Artigkeit zweifelt. Er ist verwirrt und stammelt: »Ihre Majestät? Es ist wahr. Ich bedaure es von Herzen.«

»Ah, sieh da! Wir beginnen uns zu verstehen!« Und wieder lächelt der König und läßt die Blicke mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Manne ruhen. »Pflichtgefühl und ein bißchen Trotz weiß ich an einem Manne zu schätzen. Im übrigen aber« — und der König lächelt diesmal vielleicht gar ein wenig schmerzlich — »ist es nicht immer leicht, eigne Überzeugungen und mächtige Wünsche miteinander in Einklang zu bringen.«

Der Posthalter ist abermals verdutzt. Die Worte des Königs gehen offenbar auf sein Verhältnis zu seinem kaiserlichen Bruder. Das aber ist für Köhler ein ganz neuer Gedanke. Also auch Könige und gar die Brüder des großen Napoleon sind nicht immer Herren ihrer Entschlüsse! Dieser Siebenundzwanzigjährige ist also nicht für alles verantwortlich, was er mit seinem Namen zeichnet!

Da fährt der König fort, und diesmal spielt ihm wieder der Schelm in den Augen: »Mein lieber Herr Posthalter, ich kenne einen Weg, auf dem Sie selbst es sich zur Freude anrechnen würden, mich mit Ihren Pferden zu fahren. Aber seien Sie ruhig; die Route gedenke ich niemals zu wählen. Wenn ich Ihnen also verspreche, im übrigen Ihre Dienste nicht wieder in Anspruch zu nehmen, so ist es wohl nicht gegen Ihre Grundsätze, wenn ich Sie hiermit zum königlichen Postmeister ernenne?« Und ehe er die Antwort hört, wendet er sich zum diensttuenden Pagen: »Mein lieber Lehsten, begleiten Sie sogleich den Herrn Postmeister und sorgen Sie mir dafür, daß er in funkelnagelneuer Uniform und mit allen Kommoditäten die Reise nach Hasselfelde antritt.« Dann, ehe der völlig überraschte Köhler sich noch besinnen und seinen Dank sagen kann, hat schon der König den Audienzsaal verlassen, und der neue Postmeister empfängt die Glückwünsche des jungen Herrn von Lehsten, der sich bereitmacht, den Befehl seines liebenswürdig-launischen Herrn auszuführen. — —

Die beiden Jahre, die diesem September-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Robert Sterrer: Gemma Boic

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

tage folgten, brachten über unser Vaterland viel Leid und Kümmernisse, aber auch den Morgen einer neuen Hoffnung. Tausende von deutschen Männern waren in den Eiswüsten des winterlichen Rußlands erfroren oder verblutet. Tausende wurden durch ein tyrannisches System an den Bettelstab gebracht. Aber dann standen Hunderttausende auf, um das fremde Joch abzuschütteln. Ein Sturm der Begeisterung ging durch das ganze Land. Bald waren ganze Provinzen vom Feinde befreit. Und immer weiter nach Westen wälzte sich die ungeheure Welle, die den Eroberer vernichten sollte. Die Drei-Kaiser-Schlacht bei Leipzig wurde geschlagen. Napoleons Armeen drängten über den Rhein.

Da war denn mit einem Male auch das lustige Treiben in Kassel und auf Napoleonshöhe zu Ende. Der König hatte schon im September einmal den Hof fluchtartig verlassen, war dann aber noch einmal zurückgekehrt. Jetzt lebte er jedoch in beständiger Unruhe, was ihm der nächste Tag bringen würde. Die Königin weilte bereits bei ihrem Vater, dem König von Württemberg. Aus dem Hofstaat waren viele in die deutschen Armeen eingetreten. Und die schönen Damen zeigten sich spröder als in früheren, glücklicheren Jahren.

Am Abend des 25. Oktobers ging es besonders unruhig im Schlosse zu. Die Nachrichten aus dem Lager des Kaisers lauteten trübe. Der König fürchtete mit Recht, er könnte von den deutschen Truppen abgeschnitten werden, und drängte zum Aufbruch. Das Verhalten der Bevölkerung, der Dienerschaft und des Generals Alix, der in letzter Stunde von dem Hilflosen Sold für die Truppen zu erzwingen suchte, zeigten deutlicher als alle Botschaften, wie schlimm es um das Königtum Westfalen stand. Also ein Ende machen! Je eher, um so besser! — —

Vor dem Schlosse aber schritt an diesem Abend ein hochgewachsener Mann auf und nieder. Er war von Hasselfelde nur deshalb herbeigeeilt, um diese Stunde in Kassel mitzuerleben. Das hatte er sich damals geschworen, als er in der neuen Uniform des königlichen Postmeisters in sein Harzstädtchen zurückkehrte. Denn er war damals nicht etwa eitel Freude gewesen. Sein Gefühl war damals verwirrt. Er hatte nicht recht gewußt: hatte der König ihn mit Gnaden überhäuft, oder hatte er seiner gespottet? Oder schließlich: hatte er ihn mit Gnaden überhäuft, um seiner besser spotten zu können? Und weil er nicht recht wußte, ob man nur ein launisch Spiel mit ihm getrieben hatte, war er seiner Freiheit auch nicht froh geworden. Und darum hatte er auch nicht sein altes sorgloses Lachen gehabt, als Johanne und die Kinder ihn mit Tränen empfingen. Und dem Katzenbuckel, dem Schmeil, hatte er nicht mehr das Sie verweigert, das er beanspruchte. Bohrte doch auch das in ihm, daß er Ehre und Beförderung angenommen hatte von einem, den er haßte oder wenigstens hätte hassen sollen.

Und so kam es denn auch, daß er nach seinem Einzug die neue Uniform nicht wieder anziehen mochte. Nein, nein, die wollte er nur noch ein einziges Mal tragen. Und das sollte an dem Tage geschehen, an dem König Jérôme die Hauptstadt Westfalens verließ. Je mehr aber die Ereignisse ihn bedrängten — als der russische Feldzug kam, als die Preußen sich erhoben und die großen Schlachten geschlagen wurden —, um so mehr setzte sich bei ihm die Vorstellung fest: Du mußt dabeisein, wenn Jérôme das Land verläßt. Du mußt mit der Postkutsche am Tore warten, um ihn an das Wort zu erinnern: »Ich kenne einen Weg, auf dem Sie selbst mich gern fahren würden. Aber die Route gedenke ich niemals zu wählen.«

Jetzt war diese Stunde nahe. Köhler hatte bei sich selbst Extrapost bestellt und war mit dem alten Baumann nach Kassel gefahren. Und er trug seine neue prächtige Postmeisteruniform. Und er wartete auf den Augenblick, da er mit seinem Wagen vor dem Schlosse halten konnte, um den König abzufangen und ihm zu sagen: »Es ist so weit! Ich will dich den Weg fahren, den du niemals zu fahren vermeintest.« Und sein wildes Herz schlug ungestüm bei dem Gedanken, daß das Land endlich — endlich den Bedrücker verlor, daß auch in sein geliebtes Braunschweiger Land der gute Herzog Wilhelm zurückkehren würde, der mit seinen Getreuen flüchtig durch die Fremde zog.

Als Köhler in solchen Gedanken auf und ab schritt, wurde es mit einemmal hell in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Zimmern und Sälen des Schlosses, und der Posthalter sah deutlich, wie es hinter den geschlossenen Vorhängen hin und her lief. Das deutete auf Verwirrung und Vorbereitung zur Flucht. Sieh, jetzt huschten die dunklen Schatten auch durch den Audienzsaal, wo er einst vor dem jungen König gestanden hatte! Gottlob, wie anders war das Damals als das Heute! Damals war er der Angeklagte, und jetzt war er unter den Richtern. Und nun wollte wieder das wilde Frohlocken in ihm wachwerden. Doch da legte es sich ihm plötzlich — wie er später oft erzählte — wie eine kalte Hand auf das Herz. Er sah mit einemmal wieder vor sich, was er in jener Stunde erlebt hatte. Jedes Wort, jede Miene des Königs kam ihm ins Gedächtnis zurück. Doch erschien ihm das alles in einem ganz andern Licht. Jetzt, wo der Trotz gegen den Tyrannen geschwunden und der König selbst so gut wie ohnmächtig war: jetzt zweifelte er nicht mehr, daß der Fürst damals voll feiner Rücksicht und mit großem Wohlwollen, wenn auch nicht ganz ohne Schelmerei gegen ihn gehandelt hatte. Und nun brannten ihm plötzlich die Wangen. Wie? Er hatte den Entthronten demütigen, den Gestürzten beschimpfen wollen? Pfui! Das war unwürdig von ihm gedacht! Ganz gewiß, er segnete den Tag, der den Fremden aus dem Lande fegte, aber den Flüchtenden obendrein kränken, das konnte und wollte er nicht. Nein, er wollte dem andern nicht nachstehen an Edelsinn. Auch ein Deutscher kann vergeben und vergessen. So ging er denn nachdenklich ins Gasthaus zurück, ließ den alten Baumann anspannen und fuhr noch am selben späten Abend aus der Stadt Kassel heraus, die wenige Stunden nach ihm auch der junge König verlassen mußte.

Und wie der Posthalter so durch die dunkle Nacht dahinfuhr, zogen ihm allerlei schwere und krause Gedanken durch den Sinn, und er versuchte vergeblich, sich mit den Wandlungen der Weltgeschichte und dem eignen kleinen Ergehen abzufinden. Aber erst als er wieder die frische Luft des Harzer Waldes atmete, befreite sich sein Herz von dem dumpfen Druck, der auf ihm lastete. Erst da jubelte es wieder laut und feurig in ihm: Frei, frei, wieder frei! Frei, mein Deutschland, auf ewig!

Tote Freunde

Ihr seid ein langer Zug. Tragt Male, Schrunden
Von Feindes Blei und Eisen im Geblüt;
Wenn ihr euch schattenhaft vorübermüht,
Bleibt Tages Arbeit meiner Hand entwunden.

Die ihr mit Krücken euch den Weg erquält,
Kommt ihr als Mahner, Freunde, einer Pflicht?
Zu folgen eurem Zug? Noch nicht, noch nicht —
Laßt meinem Tag, ihr Düstern, mich vermählt!

Und einer weilt und schaut und scheint so müd' —
Verweilt — und seine grauen Augen fragen,
Indes die stille Schar vorüberzieht:

Wie trug sie's? Wie? Und halfst du ihr beim Tragen?
Und seiner Blicke Frage loht und glüht ...
Ach, könnte ich ihm Trostesantwort sagen!

Reinhard Weer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Briefwechsel Carl Alexanders von Weimar mit Joseph Viktor von Scheffel

Zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages des Großherzogs am 24. Juni 1918

Herausgegeben von Conrad Höfer

I

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Carl Alexander war durch seinen getreuen Berater in allen Wartburgangelegenheiten, durch Bernhard von Arnswald, auf den Dichter des Ekkehard hingewiesen worden. Der kunstsinnige Fürst, dessen treue Fürsorge für sein Lieblingswerk mit der äußeren Wiederherstellung der Burg und der künstlerischen Ausgestaltung ihres Inneren noch längst nicht erschöpft war, glaubte nach der Lektüre des Romans in dem Dichter seinen Mann gefunden zu haben. Er meinte, wer das deutsche Leben des zehnten Jahrhunderts in so meisterlicher Weise zu unmittelbarer Anschauung bringen, zu gegenständlichem Dasein erwecken und mit dem Schimmer echter Dichtung verklären könne, der müsse auch imstande sein, das höfische und ritterliche Treiben des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts, wie es sich auf der Wartburg abgespielt hat, in ein künstlerisch geformtes und beherrschtes Bild zu fassen.

Dazu kam vielleicht ein Zweites: Franz von Schober war 1857 aus der Thüringer Residenzstadt geschieden, und Carl Alexander vermißte den Rat des kenntnisreichen und geistvollen Mannes. Es mag dahingestellt bleiben, ob er Arnswald gegenüber der Meinung Ausdruck gegeben hat, Scheffel könne ihm vielleicht Schober ersetzen, jedenfalls aber spricht der Wartburg-Kommandant in einem Brief vom 1. September 1857 von dieser Möglichkeit in einem Ton, der eine vorherige Erörterung der Frage nicht ausgeschlossen erscheinen läßt.

Zunächst aber galt es, einen Eindruck von des Dichters Persönlichkeit zu bekommen, und so wurde ihm durch Arnswalds Vermittlung eine Einladung zur Teilnahme an der Feier der Grundsteinlegung des Carl-August-Denkmals und der Enthüllung von Gassers Wielandstatue und Rietschels Doppelstandbild im September 1857 übersandt. Am 1. September schickt Arnswald dem Großherzog Scheffels zusagende Antwort und meint dabei: »Das wäre ein Pfropfreis auf den alternden Dichterstamm Weimars.« Er hebt Scheffels malerische Begabung, seine vielseitigen sprachlichen Kenntnisse hervor und betont seine archivalischen und bibliothekarischen Studien. Sein Äußeres kämpfe mit Befangenheit, auch sei er kein Mann gewöhnlicher Geselligkeit, doch paare sich in ihm Ernst mit Humor in glücklichster Weise. Auf alle Fälle wäre er der Rechte, um die Schöpfung des Großherzogs auf der Wartburg auch würdig beleben zu helfen.

Die Fremdenliste der »Weimarischen Zeitung« vom 4. September meldet neben andern Gästen auch den Dr. Joseph Scheffel aus Heidelberg als bei W. Roltsch wohnend an, und nach dem Großherzogl. Furierbuch saß »Herr Dichter Scheffel« als Nr. 93 an der großen Festtafel, die nach der Denkmalsenthüllung am 4. September im Schlosse stattfand.

An Arnswald aber berichtet Scheffel wenige Tage später, der Großherzog habe ihn in besonderer Audienz empfangen. In dieser Audienz muß schon von einer festen Stellung in Weimar die Rede gewesen sein, und nicht etwa bloß von dem Wartburgroman, was aus dem von Proelß S. 424 mitgeteilten Brief hervorgeht.

Im Anschluß an eine Wanderung durch die Thüringer Wälder kehrte der Dichter nochmals bei Arnswald ein, dem er dann am 8. Oktober 1857 von Heidelberg aus für die freundliche Aufnahme dankt. Da heißt es u. a. (Proelß S. 427): »Ihrem mir so wohlwollend gesinnten Großherzog bitte ich bei etwaiger Gelegenheit die Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit aussprechen zu wollen. Die Tage von Weimar waren schön.«

Die Antwort des Kommandanten enthielt eine zweite Einladung des Großherzogs, der also an Scheffel Gefallen gefunden hatte und ihn diesmal auf der Wartburg selbst sprechen wollte. Der Dichter weilte denn auch im November 1857 zwei Tage auf dem Thüringer

---

Die Veröffentlichung der Briefe erfolgt mit Genehmigung Sr Kgl. Hoheit des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Die Originale befinden sich z. T. im Geheimen Hausarchiv, z. T. im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Die ursprüngliche Absicht des Herausgebers, eine erschöpfende Erörterung der Beziehungen zwischen Fürst und Dichter zu geben, wurde zugunsten einer großen einheitlichen Darstellung, die vom Karlsruher Scheffel-Museum ausgeben wird, zurückgestellt. Die jetzige Veröffentlichung will in erster Linie dem Gedächtnis des Großherzogs dienen. Besonders verzichtet sie von vornherein auf jede Erörterung des Problems, das der Wartburgroman darbietet. Das kann nachgerade nur im großen Zusammenhange geschehen, wenn Ersprießliches dabei herauskommen soll. — Die Papiernot zwingt zu größter Beschränkung in den Anmerkungen. Es wird auf Proelß, »Scheffels Leben und Dichten« (Berlin 1887), verwiesen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bergschloß und hat dem Großherzog das Versprechen gegeben, den Wartburgroman zu schreiben. Mehr Sorge aber als dieses Versprechen bereitete Scheffel zunächst der Antrag des Fürsten, in ein festes dienstliches Verhältnis zu ihm zu treten. Lockte ihn auf der einen Seite die Aussicht, mit der warmherzigen und großzügigen Persönlichkeit Carl Alexanders, deren echt menschliche Wesensart ihm trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft voll aufgegangen war und ihn tief sympathisch berührt hatte, engere Beziehungen anzuknüpfen, so stand auf der andern Seite das Mißtrauen gegen sich selbst und die mehr und mehr wachsende Überzeugung, daß er nach seiner ganzen Veranlagung ungeeignet sei, das fürstliche Vertrauen in dem Maße zu erfüllen, wie er es selbst wünschen mochte. So konnte er dem Großherzog in seinem ersten Brief nur für das ihm bezeigte Wohlwollen danken.

Scheffel an den Großherzog

Tiefergriffen von den vielen und wahrhaft unverdienten Zeichen der Huld, welche mir in der Wartburg gastfreiem Burgfrieden zu Theil wurden, drängt es mich, Euer Königlichen Hoheit nochmals meinen innigsten Dank auszusprechen.

Das Glück, in unmittelbarer Nähe einen Blick in die hohen Gesinnungen thun zu dürfen, die Euer Königlichen Hoheit fürstliches Walten leiten, der warme u. so ächt künstlerisch mitfühlende Antheil, den Hochdieselben meinen Arbeiten und Schicksalen zollten, die ritterliche Gastfreundschaft, mit welcher der fahrende Poet in den Räumen der Burg aufgenomen ward ... alles hat mir einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen, und als ich, beim Scheine der wegzeigenden Fackel, zu mitternächtlicher Stunde den Berg hinabstieg, wollte ich manchmal vermeinen, ich habe einen Traum geträumt, wie eine jener Gestalten aus Tausend und Einer Nacht, die aus dem gewohnten Geleis der Verhältnisse heraus sich plötzlich in Zauber und Feenpracht versetzt sehen.

Seit ich die Ehre hatte, Euer Königlichen Hoheit wie einem väterlichen Freunde gegenüberzustehen, ist Herz und Neigung des Poeten dem Burgherrn der Wartburg dienstbar geworden. Aber eben indem ich mit dem Besten, was ich habe, Euer Königlichen Hoheit danken möchte, hoffe ich, daß es nicht mißdeutet werde, wenn ich wiederholt zu bitten wage, das Interesse, was Hochdieselben dem Künstler in mir zuzuwenden geruhen, nicht in gleichem Maße auf meine übrige Person ausdehnen zu wollen. Wenn ich das Bewußtsein hätte, Euer Königlichen Hoheit eine Fülle von Kraft und Energie, einen ganzen, ächten, unverbrauchten Menschen von dem Schlage jener schöpferischen Naturen, die in Hochdero Großvater ihren Maecenas verehrten, zur Verfügung stellen zu können, so würde es meine Pflicht und mein Ehrgeiz sein, mit allem, was ich sein und bieten könnte, einen Posten im praktischen Leben auszufüllen.

So aber, wie ich wirklich bin, im Innern mannigfach gebeugt und gebrochen, — mit dem Bewußtsein, daß in meiner Art zu sein u. zu denken wie in meinem früheren Leben Manches unmöglich auf denselben Beifall rechnen darf, den manch Anderes, was ich geschrieben, gefunden zu haben scheint, — dazu mit der unseligen melancholischen Naturanlage, an der einst Tasso zu Grunde gieng, allzureichlich ausgestattet ... ist es nur eine klare Beurtheilung eigener Leistungsfähigkeit, wenn ich versichere, daß ich dem vielseitigen Vertrauen, das Euer Königliche Hoheit auf meine schwachen Fähigkeiten zu setzen geruhen, schwerlich zu entsprechen im Stande wäre. Vasari erzählt einmal in der Lebensbeschreibung des Sebastian del Piombo, wie dieser Meister, nachdem er durch die Gunst Clemens V. zum päbstlichen Siegelbewahrer ernannt war, seinen Sinn veränderte, seinen Pinsel ruhen ließ und von einem eifrigen u. fleißigen ein unachtsamer nachlässiger Arbeiter ward, u. knüpft daran die Betrachtung, daß die Großmut gerechter und erhabener Fürsten bisweilen eine ihre edeln Absichten entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, indem viele in niedern mittelmäßigen Glücksumständen mehr Nützliches zu schaffen sich anstrengen, als in glänzender Stellung u. bei reichlichem Besitz.

Ich bin stolz darauf, in Euer Königlichen Hoheit einen so gütigen Protektor gefunden zu haben; das fürstliche Wort, ich solle wissen, daß ich an Hochdenselben einen Anhalt u. Stützpunkt für das ganze Leben zu gewärtigen habe, macht mich muthig und freudig zu neuer Arbeit; der 15te November* mit

* Diese Angabe ist mit den Eintragungen im Weimarischen Furierbuch 1857 nicht recht in Einklang zu bringen. Aus diesen Eintragungen geht vielmehr hervor, daß die Unterredung nicht am 15., sondern am 16. gleich nach der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

all den Erinnerungen, die ich der Huld Euer Königl. Hoheit verdanke, wird mir ins Herz geschrieben bleiben als Sporn und Mahnung zu rüstigem Fortschreiten auf den Pfaden des Schönen. Und wenn es mir je einstmals gelingen sollte, ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild aus den Zeiten, da Minnelied und gewappneter Männer Schritt durch jene Hallen tönten, zu schaffen, so bin nicht ich der, der es zeichnet, sondern es ist der künstlerische Sinn Euer Königl. Hoheit, der es in mir wachgerufen.

Indem ich nun an die Quellen der Donau abreise, darf ich Euer Königlichen Hoheit versichern, daß der Gedanke an die Wartburg u. ihren mir so gnädigen Burgherrn mich dorthin begleitet u. daß ich glücklich sein werde, wenn es mir gelingt, das bis jetzt unverdiente Wohlwollen in der Zukunft wahrhaft zu verdienen.

Heidelberg, 18ten November 1857.

Dem väterlichen Freund Arnswald aber schreibt Scheffel zur selben Zeit: »Für mich werden diese zwei November-Wartburgtage von mächtiger Bedeutung sein ... Aufrichtung des Mutes und der Lebensfreude, Lust zu neuer ernster Arbeit und viel andres Gute wird daraus hervorgehen.« Und die freudig erregte Mutter Scheffels meldet nach der Wartburg: »Was auch die Zukunft gestalte — wir sehen diesen Besuch für einen großen Gewinn für Joseph an. Das Wohlwollen Ihres edlen Herrn gibt ihm wieder Selbstgefühl und freudige Lust am Schaffen, was seit Mariens Hinscheiden* sehr getrübt und gelähmt war. Mit Begeisterung schreibt er uns, daß er dem Großherzog das Versprechen gegeben, den Sängerkrieg auf der Wartburg zu schreiben — und wie er sich bei diesem Vornehmen glücklich fühle und die Hoffnung in sich trage, es mit Gottes Hilfe zur Zufriedenheit und Freude des Großherzogs zu vollbringen.«

Der Großherzog aber antwortet Scheffel so:

Der Großherzog an Scheffel

(eigenhändiges Konzept ohne Datum)

Die fernere Kenntniß, welche ich aus Ihrem Briefe von Ihrem Charakter gewonnen habe, hat mich ebensosehr beschäftigt wie erfreut. Diese Kenntniß, welche ich richtiger Erkenntniß nennen sollte, hat die Meinung vervollständigt und bestätigt, welche ich von Ihnen durch Andere zuerst, durch Ekkehard sodann, durch mich selbst endlich erhalten habe. Sie können sich daher nicht wundern, wenn ich Ihnen das wiederhole, was ich Ihnen auf unserer Wartburg schon gesagt habe. Es beschränkt sich dieses aber nächst der Meinung, welche Sie mir über Sich selbst eingeflößt haben und die Sie theils kennen theils ahnen mögen, auf meine Freude, Sie mir gewonnen zu haben, wie auf die Überzeugung, daß Ihr Talent nur thätig sein und sich ferner entwickeln kann, wenn die freie Entfaltung Ihrer Individualität Ihnen gesichert bleibt. Jene Freude sicherten Sie mir durch Ihr Versprechen; ich nenne sie zuerst, weil mir die Möglichkeit mit Ihnen in enge Beziehung zu treten, sehr viel werth ist und sie mir eine gegebene ist. Daß mir aber diese Verbindung eine sehr werthvolle sein muß, entnehmen Sie aus Ihrer eignen Kenntnis meiner Person, denn erkannt müssen Sie haben, daß Ich die Pflege der Kunst und Wißenschaft als mein theures Pflichterbtheil liebe und ausübe. Aus diesem Bekenntnis aber geht es von selbst hervor, daß Ich eine viel zu hohe Achtung vor der Individualität und dem Talente habe, um nicht die Nothwendigkeit einzuräumen, ihr vollständige Freiheit zu laßen. Dies Gesagte diene Ihnen zur Beruhigung, Ihnen Selbst, wie dem Hinblick auf die großen Dichter gegenüber, welche in Weimar lebten. Einer von ihnen sagt ein Mal: »Wer seiner Zeit gelebt, hat allen Zeiten gelebt.« Wie die Zeiten sein sollen, liegt in Gottes Hand. Er aber will, daß wir die Zeiten und die Menschen nehmen, wie Er sie uns gibt; so laßen Sie uns beide uns nehmen, wie wir sind, und zusammen überlegen, in welcher Form dies am besten geschehen könne. Dies wollen wir in unsern nächsten Briefen thun. Vor heute sage ich Ihnen herzliches Lebewohl über alle die dicken Bände hinweg, welche zwischen uns liegen.

Scheffel war unterdessen als Fürstlich Fürstenbergischer Bibliothekar in Donaueschingen eingezogen (1. Dezember 1857). Der Fürst hatte die Bücherei des Freiherrn von Laßberg auf Meersburg gekauft, die der junge Gelehrte ordnen und katalogisieren sollte.

Ankunft des Großherzogs auf Wartburg stattgefunden hat. Scheffel, der von zwei Wartburgtagen spricht, muß also am 15. und 16. November auf der Burg gewesen sein.

* Scheffels schöne, liebenswürdige, vergötterte Schwester, die in München, wo sie zu Besuch bei dem Bruder weilte, im Februar 1857 vom Typhus dahingerafft worden war.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schrffel an den Großherzog

Mögen Euer Königliche Hoheit verzeihen, daß ich nicht augenblicklich nach Empfang Hochdero mir so huldvollen Zuschrift zur Feder zu greifen im Stande war; Ankunft und Eingewöhnung an einem fremden Orte, Bücherstaub, allzuvieles Lesen alter Schriften und eine dadurch veranlaßte Augenentzündung hielten die ruhige Feiertagsstimmung [fern], und anders als in solcher möchte ich niemals vor Euer Königliche Hoheit treten, der ich selbst so schöne Feiertagstunden in meinem Leben verdanke.

Eine mächtige Handschrift von Wolfram von Eschenbachs Parcival, die ich heute in Händen hatte, gemahnte mich aber von Neuem so lebhaft der Wartburg und ihres hohen Herrn, daß jeder Augenblick längeren Schweigens wie eine schwere Schuld erscheint.

Wie dankbar bin ich meinem erhabenen Gönner für den wiederholten Ausdruck seiner Gnade, die wie ein Stern in meine Büchereinsamkeit an fremder Stätte hineinleuchtet. Wie manches Mal, bei der anstrengenden aber reizvollen Musterung der mir anvertrauten Handschriften, schwenken meine Gedanken und fliegen zum Saale des Sängerstreites: es ist eine feine geistige Verbindung zwischen dem, was gegenwärtig meine Aufgabe bildet, und dem, was vor 600 Jahren von dem Kreise ritterlicher Männer ausgieng, die der vielgerühmte gastliche Hof Landgraf Hermanns versammelte.

In dem Freiherrn Joseph von Laßberg, der, ein mehr denn Achtzigjähriger, vor kurzem auf der Meersburg am Bodensee starb, scheint die Seele eines jener sangkundigen Freunde alter Mähren, deren Schwaben und des Bodensee Ufer unter den Hohenstaufen so Manchen sahen, sich erneut zu haben: Was immer in diesem späterhin seitab gelegenen und vergessenen Winkel Deutschlands von Fragmenten jener Zeit zugänglich ward, sammelte er, — Manches flog ihm wie Eisenstaub dem anziehenden Magnet zu z. B. während eines Aufenthaltes in Wien die dorthin vertrödelten Stücke aus der Bücherei des Grafen Rudolf zu Hohenems im Rheintal († 1254), worunter die gute ächte Nibelungenhandschrift. Ich habe bis jetzt eine Kiste seines der fürstlichen Bibliothek erworbenen Nachlasses geprüft, viel unsichtbare befreundete Akkorde tönten mir durch Moder und Staub entgegen, und wie jüngst ein aus einem schweizerischen Nonnenkloster herstammendes Buch geistlicher Lieder aus dem XIVten Jahrhundert mit den alten dabei verzeichneten Sangweisen z. B. »Herrn Reinmar von Zweters froher Ton« vor mir lag, vermeinte ich die Melodieen fahrender Sänger zu hören, wie sie einst, die Laute oder Geige auf dem Rücken, durch Thüringens grüne Wälder zogen.

Doch heischt die Unbefangenheit, deren ich nie, durch Schweigen oder Rückhalt, verlustig gehen möchte, daß ich, kaum hier angekommen u. im Begriff, bei einer anderen nützlichen Arbeit selbst Vieles zu lernen, nicht, einem Schmetterling gleich, des Wechsels gedenke.

Euer Königliche Hoheit werden mir nicht verargen, wenn ich die Bitte wage, mich innerhalb Jahr und Tag in dieser Unbefangenheit belassen zu wollen; ich habe zur Zeit den aufrichtigen Wunsch, wie eine Biene um meine hiesigen Handschriften schwärmen und ihren Honig saugen zu dürfen. Jetzt schon aus diesem Bücherfrieden aufgerüttelt, würde ich in die Lage jenes Bischofes kommen, der, weltlicher Conflikte u. ihrer Auswege unkundig, sich gedrängt sah, das Kreuz zu nehmen u. gen Jerusalem zu pilgern.

Euer Königliche Hoheit haben mir gnädigst gestattet, Hochdemselben von Manchem, was in gegenwärtiger deutscher Kunst u. Wissenschaft geleistet wird, sprechen zu dürfen.

Des Scheines, der wiederum seinen Schein um sich verbreitet, ist viel auf dem Markte. Ich erlaube mir, Euer Königlichen Hoheit im Gegensatze davon einen Schriftsteller zu bezeichnen, der einsam und fern auf den Pfaden des Schönen wandelt u. wohl der Erwähnung verdient, die dem jenseits der Alpen Weilenden nicht allzureich zu Theil wird. Es ist ein Norddeutscher, Ferdinand Gregorovius, seit Jahren in Rom, durch ein ethnographisch wie geschichtlich tüchtiges Buch über Corsika den Engländern und Franzosen fast mehr bekannt als seinen Landsleuten. Seine »Figuren aus Italien«, wie die »Grabmäler der römischen Päbste« und manigfache Schilderungen in der Allgemeinen Zeitung zB. neulich die des Klosters Subiaco bewähren ihn als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Beobachter gegenwärtigen wie vergangenen italischen Lebens. Eine Weihnachtgabe von ihm ist »Euphorion«, eine Dichtung aus Pompeji, die in schlichter an die Thätigkeit eines pompejanischen Erzgiessers anknüpfender Darstellung den herzerschütternden Untergang jener blühenden Culturstätte von Neuem vor Augen führt.

Alles, was von jener Feder ausgeht, trägt den Stempel anspruchloser künstlerischer Arbeit; ein Zeichen der Anerkennung — u. wenn es nur ein freundlich Wort ist, thut dem von der Heimath Getrennten wohl und erfrischt wie perlender Morgenthau.

Euer Königliche Hoheit, die mit so reichem Gemüth Allem zugewandt sind, was in den stillen Werkstätten der Kunst geschaffen wird, werden mich nicht tadeln ob einer Sympathie, die kaum eine persönliche ist, da ich dem Genannten nur zwei oder dreimal auf römischen Campagnawanderungen flüchtig begegnet bin.

Es wäre unbescheiden, noch von manch anderem erzählen zu wollen ... Möge [es] mein hoher Gönner nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich an der Grenzscheide eines vergehenden Jahres meine besten Wünsche für das neue auszusprechen mir erlaube ... möge es des Freudigen viel, recht viel für Ihn und Sein ganzes Haus im Schoße trager.

Donaueschingen, 18. Dezember 1857.

Der Großherzog an Scheffel
(eigenhändiges Konzept)

Aufs neue, mein lieber Scheffel, muß Ich Sie in Ihrer bibliophilen Einsamkeit stören. — Ich muß es, denn das Dankesbedürfniß ist ein dringendes Muß für den, welcher jenes empfindet. Und so lassen Sie Sich denn herzlich danken für Ihren Brief vom 18. Dezember. Ich muß Sie aber auch ferner stören, denn ein tiefempfundener Gedanke, welcher zur Tatkraft heranreift, läßt die Seele nicht ruhen, welche ihn gehegt. Sie kennen das aus Erfahrung, Sie werden Sich also auch stören laßen.

Mein Gedanke (Sie kennen ihn schon) führte den Wunsch, jetzt das Bedürfnis in sich: Sie Weimar, Sie Mir Selbst zu sichern. Ihr jüngster Brief bringt mir den Beweis, daß Sie Meinem Projekte geneigt sind, jedoch daß Sie gegenwärtig in Ihrer jetzigen Beschäftigung zu verbleiben wünschen. Ich entspreche Ihrem Wunsche wie dem Meinen, indem ich Ihnen die Stelle eines Bibliothekars der Wartburg anbiete.

Es würde diese Stelle Sie an Mich zwar fest binden, an einem Aufenthalt bey Mir oder an Ort und Stelle aber nur nach Ihrem Belieben. Für diesen Fall würde dann ein Gehalt eintreten, den Ich späteren Mittheilungen vorbehalte. In Unabhängigkeit würden Sie. Mir angehören, wenn auch durch Namen und hoffentlich That eng Mir verbunden und gern würden unsere Geister in dem Namen einen Vereinigungspunkt finden, in welchem wir durch Vorliebe und gegenseitige Erkennung uns längst begegneten.

Ein Brief an Gregorovius liegt bereits gesiegelt vor Mir; er bringt dem strebenden Manne den Ausdruck meiner Anerkennung, der Bewunderung für seinen Euphorion, die Sicherung eines Jahrgehaltes für einige Zeit, Ihnen aber den Beweis, daß ich durch die That dem Rathe des Mir nun Nahestehenden folge und daß Ich also, Sie in der That hochachtend, Mich unterzeichnen kann Ihr[en]...

Weimar, den 6ten Februar 1858.

Zu dem Brief, insbesondere zum Angebot der Bibliothekarstelle, ist zu vergleichen Proelß S. 498, wo die Gründe der Ablehnung erörtert sind, die der nachfolgende Brief noch des näheren klarlegt. Gregorovius' Werk über Korsika ist Stuttgart 1854 erschienen, das an zweiter Stelle genannte Werk heißt: »Figuren. Geschichte, Leben und Szenerie aus Italien« (Leipzig 1856), später aufgenommen in die »Wanderjahre in Italien«. Die »Grabdenkmäler der römischen Päpste« sind Leipzig 1857 herausgekommen, der »Euphorion« erschien auf Weihnachten 1857 mit der Jahreszahl 1858. Vom Aufsatz über das Kloster Subiaco steht in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 1857, Nr. 345 vom 11. Dezember nur der Anfang. Vollständig ist er abgedruckt in Band 2 der »Wanderjahre in Italien« (Leipzig 1864). ... Zu dem Schreiben des Großherzogs an Gregorovius vgl. dessen »Römische Tagebücher«, 10. Juni 1858. — Der kurze Briefwechsel mit dem Verfasser der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter wird voraussichtlich an andrer Stelle veröffentlicht werden. Hier sei nur angedeutet, daß der Schriftsteller in stolzem männlichem Selbstbewußtsein das hochherzige Angebot einer Jahrespension ebenso abgelehnt hat wie die Aufforderung, eine Geschichte der Wartburg zu schreiben. Die in den »Römischen Tagebüchern« 17. Dezember 1865 zutage tretende Anschauung, man habe ihm in Weimar seine Zurückhaltung verübelt, ist durchaus irrtümlich. — Vielleicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber würde Gregorovius über den unglücklichen, kranken, aufgeregten Mann, den er im September 1870 bei seinem Besuch in der Karlsruher Stephanienstraße vorfand, weniger hart geurteilt haben (Tagebücher S. 493), hätte er gewußt, wie uneigennützig und wie voll guten Willens sich Scheffel dereinst für ihn eingesetzt hatte. Noch 1873 hat überdies der Dichter des Ekkehard den Historiker Roms und Kenner Italiens für die Abfassung des Textes zu Anton von Werners »Italien« empfohlen (Scheffels Briefe an Werner, Stuttgart 1915, S. 134).

Scheffel an den Großherzog

Selten hat mich ein Brief in so große Gemüthsbewegung versetzt, als Hochdero huldvolle Zuschrift vom 11ten Februar; die fürstliche Anerkennung, die Euer Königliche Hoheit dem in Rom weilenden deutschen Gelehrten und Dichter zugewendet, betrachte ich dankbarst als ein Zeichen des Wohlwollens, das mir selbst zu Theil geworden, und freue mich dabei der sicheren Hoffnung, daß Euer Königliche Hoheit aus späteren Leistungen jenes Mannes die Überzeugung befestigen werden, daß ernstes Streben, Begabung und Ausdauer bei ihm zusammentreffen. Wie ich vernehme, hat er sich die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zum Ziel einer großen historischen Arbeit gesetzt — eine schwere, dämonische Aufgabe, bei der es gilt, frischen Muthes zu verbleiben. Dank dem, der in so edler Weise zur Auffrischung dieses Muthes beiträgt.

Gleich nach Empfang Höchstdero gnädigen Schreibens war es mir ein Herzensbedürfniß, diesen Dank auszusprechen; aber die große innere Unruhe rücksichtlich meiner eigenen Person und der Antwort auf Euer Königlichen Hoheit gnädigsten, mir so ehrenvollen Vorschlag ließ mich nicht zu Worte kommen. Neigung zieht mich nach der Wartburg, Pflicht hält mich an der Donau stillem Quell fest.

Möge es mir erlaubt sein, meine gegenwärtige Lage auseinanderzusetzen: Durch Zusage und Uebereinkunft bin ich gebunden, ein wissenschaftliches Verzeichniß der Handschriften hiesiger Bibliothek zu fertigen u. zum Druck vorzubereiten. Dieser mechanischen Arbeit habe ich mich mit Liebe unterzogen, weil sie mir Gelegenheit gibt, den Blick in das geistige Leben der Vorzeit zu schärfen und durch manches neue und unerwartete Bild zu bereichern. Da ich über 500 Manuscripte aller Art zu durchsehen habe, altdeutsche Rittergedichte, Chroniken, schwere Mönchspsalter und Predigtwerke, Reisen ins heilige Land, Kräuter-, Kriegs-, Wappenbücher u. s. w. und da das Geschäft lediglich auf meinen Schultern ruht, so schreitet es nicht allzuschnell voran. Nach einem ungefähren Ueberschlag werde ich noch 4 Monate damit vollauf zu thun haben. Die Form aber, in welcher ich schon im Spätsommer vorigen Jahres zu dieser Arbeit gerufen ward, ist eine zeitweilige Uebertragung des Bibliothek*dienstes*, wobei zu etwaiger Vereinbarung, ob das Verhältniß ein definitives werden mag, die Frist von einem Jahr gegeben ist. Bevor nun mein versprochener Catalog in das Eigenthum der hiesigen Bibliothek übergeben ist, darf ich den Blick auf andere Thätigkeit nicht richten.

Darum hat mich, den in dieser Weise Verpflichteten, der liebevolle und gütige Ruf nach der Wartburg so beunruhigt; — so reizend sich der Gedanke darbot, alsbald hinzueilen, etliche der alten Gemächer zu einer ehrwürdigen mit dem Trefflichsten der deutschen Vergangenheit geschmückten Bücherei einzurichten u. als treuer »Buchwart« zur Seite des Commandanten die theure Burg zu hüten: es fällt mir unmöglich, ihm gegenwärtig zu entsprechen. Meine Freude aber soll es sein, durch die That zu zeigen, daß ich der freundlichen Stunden, die ich an der Seite Euer Königlichen Hoheit dort zu verbringen die Ehre hatte, und meines Versprechens wohl eingedenk bin. Sobald meine Catalogarbeit beendigt ist, werde ich mich für etliche Monate ganz frei machen; wenn Gott Gedeihen und Kraft schenkt, so gehört die nächste Arbeit der Wartburg. Schon klopfen hie und da in nächtlichen Stunden die Gestalten bei mir an; Walther von der Vogelweide u. Eschenbach sind mir allmälig wohl bekannt, für Klingsohr, Biterolf und den »tugendhaften Schreiber« habe ich etliche gute Situationen ausgedacht, von einer frembartigen Frauengestalt, Viola argentea im Latein der Mönche, die bei der Marienglashöhle unweit Reinhardsbrunn ein stilles Waldleben führt und zum Sängerstreit in Beziehung tritt, hab' ich im Traum Kunde bekommen, die poetisch ebenso viel taugt, als was im Wachen ersonnen wird; was mir noch fehlt, ist eine bestimmte Ansicht über Heinrich von Offterdingen, von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das schöne Mädchen von Lille

Zu dem Aufsatz »O mein Flandern« von Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

welchem kein eigenes grösseres Werk bekannt ist.

Den geistigen Hauch der Kreuzzugszeit und die harzfrische Waldluft der Thüringer Berge zu einem runden Ganzen zu fixiren, wird mehr und mehr mein Lieblingswunsch.

Die große Güte, die Euer Königliche Hoheit mir zuwenden, gibt mir, nach einer Zeit schwerer Trauer und Gleichgiltigkeit gegen Alles, die Anregung, wieder auf dichterische Arbeit zu sinnen. Es ist mir oftmals, als hätte die unsichtbare Hand einer theuren Verklärten, deren Todestag ich im vergangenen Monat zu begehen hatte, die Geschicke gelenkt, die mich zu Weimars Septemberfesten u. zu Eurer Königlichen Hoheit führten ... auch ihr war die Wartburg ein Punkt freundlichster Erinnerung.

Ich muß mir versagen, in diesen Zeilen von anderer deutscher Künstler Werken und Nöthen zu erzählen, um nicht noch tiefer in Hochdero Schuld zu kommen, während ich selber zur Zeit so unbereitwillig erscheine ... an Stoff würde es nicht fehlen. Mein inniger Dank und der herzliche Wunsch, daß Euer Königliche Hoheit dem durch Pflicht Ferngehaltenen das Wohlwollen nicht entziehen mögen, das seither die stille Freude seiner Einsamkeit war, folgt dem geschriebenen Wort.

Donau-Eschingen, den 8ten Maerz 1858.

Ob die bald darauf an Scheffel gelangte Einladung zur Teilnahme an der Dreihundertjahrfeier der Universität Jena vom Großherzog direkt ausgegangen oder durch Arnswald vermittelt worden ist, war nicht festzustellen. An den Besuch Scheffels in Jena (15. August 1858) schloß sich ein Aufenthalt auf der Wartburg und in Wilhelmsthal, wovon Proelß nichts zu wissen scheint (S. 460). Am 1. September 1858 reiste der Großherzog in Begleitung des Kammerherrn Friedrich Graf von Lusi und des Majors von Arnswald über Gießen, Frankfurt, Würzburg, Bamberg und Nürnberg nach München zum Besuche der ersten Nationalausstellung, die die deutsche Kunstgenossenschaft veranstaltet hatte, und die einen glänzenden Verlauf nahm. Ein kurzer Besuch Venedigs schloß sich an den Münchner Aufenthalt an. In der bayrischen Hauptstadt verkehrte Carl Alexander viel mit Stanislaus von Kalkreuth und dessen Schüler Karl von Schlicht, mit Kaulbach und Schwind und mit den Weimaranern Wydenbrugk (doch wohl der Achtundvierziger) und Preller, dem Oberbibliothekar. Sein Interesse an künstlerischen Dingen bekundete er durch fleißigen Museums- und Theaterbesuch. Die Teilnahme an der Kunstausstellung aber hatte er durch Darleihung von 14 Zeichnungen von Carstens aus Weimarischem Museumsbesitz zum Ausdruck gebracht. Von besonderer Wichtigkeit ist der Münchner Septemberaufenthalt dadurch geworden, daß Carl Alexander damals einerseits, mit kühnem Entschluß dem bayrischen König zuvorkommend, die »Sieben Raben« erwarb, deren Besitz ihn zu Äußerungen höchsten Jubels begeisterte, und anderseits dem heimischen Meister Preller, dessen Odysseekartons neben dem Schwindschen Märchen den Höhepunkt der Ausstellung bildeten, die malerische Ausführung der Fresken endgültig übertrug, wobei er wohl auch dem Wunsche seiner verehrten Mutter Raum gab. — Durch Schwind aber wurde dem Großherzog am 6. September 1858 Paul Heyse zugeführt. Der Dichter berichtet in den »Jugenderinnerungen und Bekenntnissen« (Berlin 1900, S. 160), er habe schon im November 1852 Carl Alexander im Hause der Frau Livia Frege in Rom kennengelernt. In der Tat hat das damalige Erbgroßherzogspaar vom 11. Okt. bis 16. oder 17. Nov. 1852 in Rom geweilt. Doch scheint sich der Fürst der römischen Begegnung mit Heyse nicht mehr recht erinnert zu haben, dafür ist er nun von der liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters um so stärker eingenommen. Durch Wydenbrugk läßt er ihm den Wunsch eröffnen, ihn in Weimar zu besitzen, am 7. September hat er eine lange interessante Unterredung mit ihm, wobei er ihm den Rat gibt, das deutsche Volksmärchen zu dramatisieren, und am 11. September trifft er mit dem Dichter der »Arrabbatia« unter vier Augen im Gasthof zu Ebenhausen zusammen. Freilich hat die Unterredung ein negatives Ergebnis gezeitigt, wenn der Großherzog sich auch schmeichelte, ein Samenkorn in des Poeten Seele geworfen zu haben, »das — so Gott will — Frucht bringen wird« (vgl. auch »Jugenderinnerungen und Bekenntnisse« S. 245). Heyses schöner Brief, in dem er die Ablehnung von Carl Alexanders Angebot begründet (Ebenhausen o. D. [20. 9. 1858]), wird bei andrer Gelegenheit veröffentlicht werden. Der Großherzog antwortet darauf, München 20. September 1858, indem er seine Aufforderung wiederholt. Eine Antwort Heyses ist im Archiv nicht vorhanden. Scheffel aber ist entweder durch den Großherzog selbst oder durch einen seiner Vertrauten zu einer Äußerung über Heyse aufgefordert worden, deshalb kommt er in seinem folgenden Brief auf den Freund zu sprechen. Dieser Brief ist zugleich ein ausgezeichneter Beweis dafür, wie ernst Scheffel die Aufgabe nahm, der literarische Vertrauensmann des Herzogs zu werden, denn darauf würde seine Tätigkeit, wenn er nach Weimar übergesiedelt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre, ja doch hinausgelaufen sein. — Heyse vermählte sich nach der Rückkehr aus Italien am 15. Mai 1854 mit Grete Kugler, Scheffel trauerte unter dem Ahornbaum im väterlichen Garten um Emma Heim, die einen andern ihm vorgezogen hatte. — Die von Scheffel erwähnten Besprechungen der italienischen Dichter Vincento Monti und Giuseppe Giusti stehen, wie Erich Petzet mich freundlich belehrt, im »Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt«, das Heyse 1858 leitete. Vgl. dazu Briefwechsel zwischen Burckhardt und Heyse, herausg. v. Petzet, S. 176 ff. Der »Michelangelo« (1852) und die »Braut von Cypern« (1856), nach Boccaccio V, 1, stehen samt den »Idyllen von Sorrent« (1854) in den »Novellen in Versen« Bd. I u. II (Berlin 1872 u. 1873). Über die »Sabinerinnen« später.

Scheffel an den Großherzog

Es war längst meine Pflicht, Euer Königlichen Hoheit aus der Ferne den Dank zu wiederholen für die unvergeßlichen Stunden von Wilhelmsthal, Wartburg und Jena; — ein unstetes angreifendes Reisen durch Belgien und Frankreich, der Strand von Ostende — Brügge — Brüssel u. das Weltgetümmel von Paris liessen mich zu keiner Ruhe kommen; erst seit wenig Tagen ist das stille Schwarzwaldthal von Rippoldsau ein Asyl für einen wahrhaft müd gewordenen Mann. Hier rastend erzählte ich meiner guten Mutter von meinen Fahrten: daß wir täglich dabei dankbaren Sinnes Eurer Königlichen Hoheit gedenken, darf ich wohl kaum ausdrücklich versichern; — es ist ein Schicksal, das mir so viel unverdientes Wohlwollen zugewendet hat, mein inniger Wunsch ist, durch Arbeit und Leben desselben würdig zu bleiben.

Von ferne haben meine Gedanken Eure Königliche Hoheit begleitet auf den Wanderungen durch Münchens Kunstschätze und folgen jetzt in die Tiroler Berge und nach der altehrwürdigen Lagunenstadt. Möge ein milder sternenklarer Herbsthimmel sich als Decke über den Markusplatz wölben, wenn Euer Königliche Hoheit dort abendlich Rast halten von den mächtigen Eindrücken venetianischer Kunst und Geschichte.

Wenn ich das Glück hätte, Euer Königlichen Hoheit dortiger Cicerone sein zu dürfen, würde ich mir erlauben, auf die benachbarte Insel Porcello aufmerksam zu machen: an wenig Orten empfindet sich die Poesie einer erstorbenen Stadt so eigenthümlich, wie auf dem tiefeinsamen, grasbewachsenen Marktplatz bei dem »Stuhle Attilas« oder oben auf dem Campanile des durch seine Mosaiken bedeutenden Domes, mit dem Rundblick auf die Stätte der meerversunkenen Ansiedlung Altinum, auf die mannigfaltigen Gruppen der Laguneninseln, die fernen Türme Venedigs und die den Horizont mächtig abschließenden Friauler Alpen.

Erfreut hat mich die Kunde, daß Euer Königliche Hoheit die Bekanntschaft Paul Heyses gemacht; er ist ein liebenswürdiger Mensch. Ich habe glückselige Stunden auf den Dächern Sorrents mit ihm verträumt; das fröhlichste Frühlingsleben, was sich denken läßt: zwei deutsche Poeten auf ein und derselben Loggia, rings umsungen und umneckt von schönen glutäugigen Nachbarinnen, die just Orangenlese hielten, vor uns Olivenwald, Felsgestade, blaues Meer, Neapel und Vesuv!

Paul Heyse hat jene Zeit und ein Stück Herzenserlebniß später in seinen Sorrentiner Idyllen poetisch fixirt: es wird mir immer unendlich wehmütig zu Sinne, wenn seine Hexameter mir das Bild jenes neapolitanischen Frühlings und der wunderschönen Mariuccia wieder vor die Seele führen. Es war damals nur ein kleines Mäuerchen auf dem flachen Dach, was uns beide von der jumonischen Nachbarin trennte, und es mag der Eine wie der Andere wohl einmal sich mit dem Gedanken beschäftigt haben, ob und wie jenes Mäuerchen zu überklettern sei. Und rührend war's anzusehen, wenn wir die braune phrygische Schiffermütze an den langen Malerstab gebunden wie einen Klingelbeutel hinüber reichten und bettelnd sprachen: fate l'elemosina al povero cieco! und sie ihr grosses Auge aufschlug und eine Orange hineinwarf oder lächelnd das Almosen weigerte. Schließlich freilich ward die schöne Sorrentinerin von ganz einem andern sposo erstritten, mein Freund Paul hat eine blonde deutsche Ehefrau heimgeführt, und was mich betrifft, so bin ich nach jener Zeit lang in der Heimat gesessen unter einem Ahornbaum, still wie eine flügellahme Wachtel, — und war sehr traurig. ...

So durch gemeinsamen italischen Frühling verbunden bin ich kaum im Stand, ein unpartheiisch Urtheil zu fällen, Paul Heyse ist für mich kein Mann, sondern eine Gestalt, eingeschrieben in die Register des Herzens.

Müßte ich dennoch, persönliche Erinnerun-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen zurückdrängend, mit der kühlen Ruhe des Literaturhistorikers seine Werke ins Aug fassen, so würde ich, die Hand aufs Herz gelegt, sagen: Paul Heyse als Dichter ist die glänzende Verkörperung einer poetischen Epigonenzeit, mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen. — Durchbildung von Gefühl und Sprache, feine Auffassung der Motive, classisch sichere Handhabung der Form sind ihm in hohem Maße eigen; mit vornehmer Ruhe steht er allzeit über dem behandelten Gegenstand und beherrscht ihn spielend. Daher wird er nie eine künstlerische Exentrizität, noch weniger einen auffallenden Fehler begehen, und seine Arbeiten werden immer etwas Distinguirtes haben. Eine solche Auffassung und Behandlung der Poesie, die mitunter an Klopstocks Art erinnert, ist freilich mehr die Wirkung der Reflexion und durchdachten Innehabens der Kunstregeln, verschieden von jener instinctiven springquellartig hervorsprudelnden Offenbarung, die mit fremder dämonischer Gewalt über den Menschen kommen, ihn zwingen und seine Schritte leiten kann, ohne daß er weiß, wohin. Aber jene gewaltigen tragischen Kräfte, die einst Dante, Byron, Lenau zu ihren Werken spornten, hat Heyse nicht zu verfügen; sein Wesen ist sinnig, von ruhiger Eleganz und — wenn der Ausdruck nicht maliciös klänge, möchte ich sagen, von »akademischer Grazie« begleitet.

Einige der Dichter zu Augustus Zeiten, Tibull, Properz, Virgil, waren von ähnlichen Elementen zusammengesetzt.

Sein Leben ist bis jetzt so glücklich und sturmfrei verlaufen, daß sich das Ruhige und Leidenschaftslose seiner Dichtung wohl erklärt. In Berlin von einem als Sprachforscher bedeutenden Vater und einer geistreichen Mutter herangezogen, im künstlerischen Kreise Franz Kuglers poetisch angeregt, schon früh als Dichter auf den Schild erhoben, sodann, nach der italischen Reise, zu München in freier Muße, künstlerischem Stillleben und der Freundschaft Geibels blieben ihm große Katastrophen, Nöthe und Schmerzen glücklich erspart.

Philologische Studien haben ihm eine tüchtige Kenntniß der romanischen Sprachen und Literatur gesichert; italienische Dichter, von denen er sich individuell angezogen fühlte, wie Alfieri, Monti u. s. w. hat er in eingehenden Besprechungen der deutschen Lesewelt vorgeführt, die allerdings auffallend fand, daß seine Objectivität keinen Anstand nahm, auch die Lamentationen gegen die Oesterreicher in Mailand schwunghaft zu übersetzen.

Unter frühern epischen Versuchen ist ein kleines Stück, Michel Angelo, wie er Abends am winterlichen Kaminfeuer seiner Liebe zu Vittoria Colonna gedenkt, von ansprechender Schönheit. Ein durchgeführtes größeres Gedicht, die Braut von Cypern, dem Stoff nach an Boccaccio anlehnend, ist von fliessender leichter Eleganz. Sein Drama die Sabinerinnen habe ich noch nicht kennen gelernt.

Wenn mir persönlich ein Wunsch für die dichterische Weiterentwicklung meines Freundes zustände, wäre es der, daß Lebensstellung, Studien oder äusserer Impuls ihn mit dem Treiben und Schaffen des deutschen Geistes vertrauter machen und ihm, der seither mit Vorliebe in italischen Dingen sich ergieng, neue nationale Strömungen zuführen möchten. Die Kunst hat freilich kein umgränztes Vaterland, und die deutsche Dichtung schon zu Wolfram von Eschenbachs Zeit sich mit Vorliebe ausländischen Stoffen zugewandt, aber im Volke lebt am Ende nur das ein wahres Leben, was seinem eigenen Fleisch und Blut entstammt. Anderes, wenn auch meisterhaft behandelt, bleibt dem engen Kreis der Kenner und Literatoren vorbehalten.

Als Persönlichkeit ist Paul Heyse Befreundeten gegenüber um etliche Grade wärmer als seine Werke, zuverlässig, edel und liebenswürdig; ich erinnere mich, wie manches Frauenaug funkelnd dem fremden Gast nachschaute, da er in jugendlicher Schönheit auf italischen Strassen einhergieng.

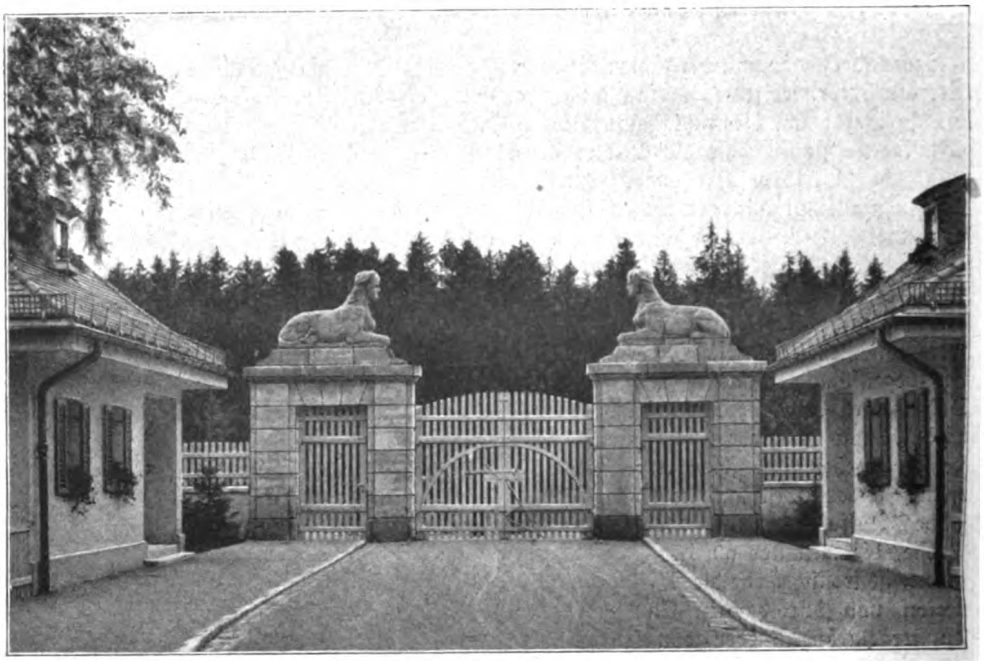
Mögen mir Euere Königliche Hoheit die Formlosigkeit nachsehen, mit der ich zu schreiben gewagt: ich fühle mich einem gnädigen Wohlwollen gegenüber, das mir Manches auszusprechen erlaubt, was der Welt gegenüber verschlossen in der Brust ruht.

Meine herzlichsten Wünsche für eine glückliche und erquickliche Reise und die Versicherung innigsten Dankgefühles folgen diesen Zeilen.

Rippoldsau im Schwarzwald, den 14. September 1858.

(Schluß im nächsten Heft)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Haupteingang

Der Münchner Waldfriedhof

Von Helene Raff

In dem Worte »Friedhof« liegt ein Begriff beschlossen, den das Gräberfeld einer Großstadt nur selten verwirklichen kann. Wenn der Lärm und die Unrast städtischen Verkehrs den Garten des Todes umbranden, so werden die Trauernden, die an Gräbern stehen, aus der ernsten Weihestimmung aufgeschreckt und fühlen unwillkürlich die Ruhe ihrer Toten beeinträchtigt. Auf einer Kunstausstellung im Glaspalast zu München war vorzeiten ein eindrucksvolles Bild zu sehen: die Ecke eines Friedhofs mit kärglich bepflanzten eingesunkenen Gräbern, an dessen kahler Mauer soeben ein Eisenbahnzug vorüberbraust. Ein trübes, schwermütiges Bild.

Aufn. Photogr. Friedr. Hofstrup

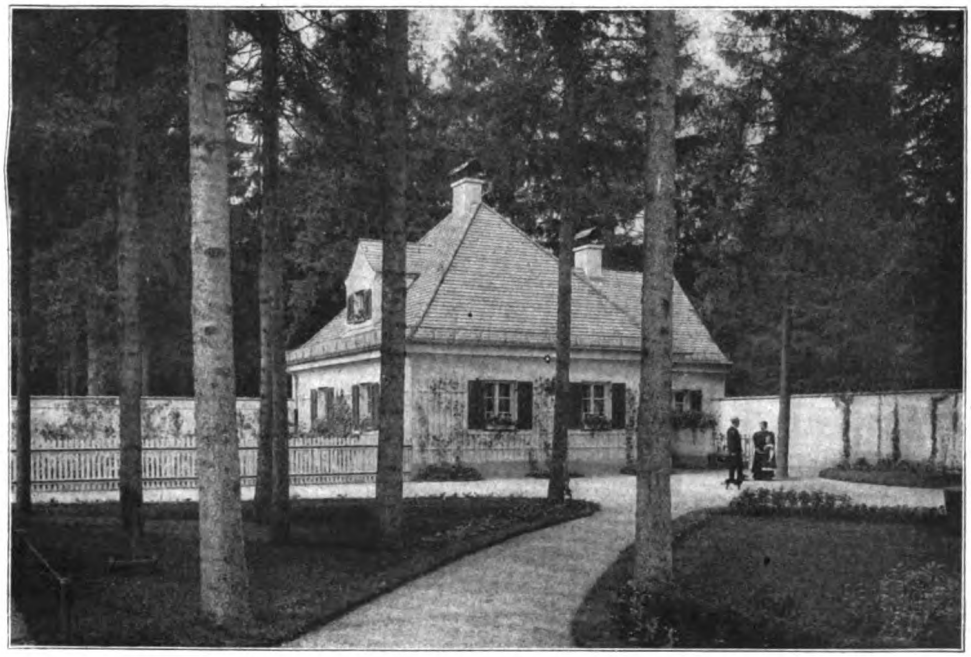
Professor Dr. Hans Gräffel

Da die alten Friedhöfe Münchens von der sich rasch vergrößernden Stadt längst eingeschlossen waren, begrüßte allgemeiner Beifall den Gedanken der städtischen Behörden, im Südwesten von München einen Teil der weitgestreckten Nadelholzwaldungen von Holzapfelskreut anzukaufen und zu einem Waldfriedhof umzugestalten. Die Stadt gewann dadurch so etwas wie eine Lunge, ein umfangreiches, freies Waldgebiet vor den Toren, das ihr nicht mehr verbaut werden konnte. Aber zugleich auch die würdigste und poesievollste Ruhestätte für ihre Gestorbenen.

Die Bodenfläche des Waldfriedhofs umfaßt derzeit 55 Hektar und kann auf wenigstens das Doppelte vergrößert wer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Hauptgebäude

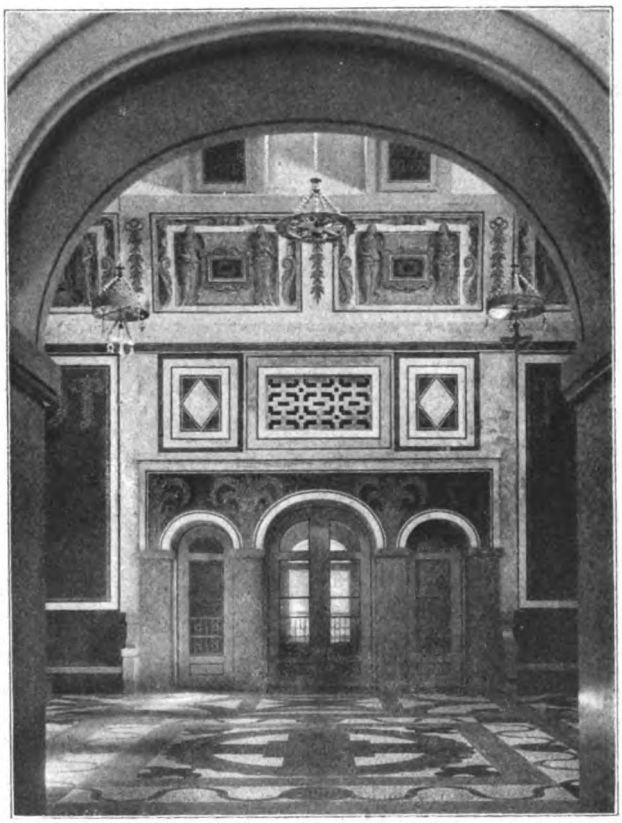


Wohnhaus des Friedhofgärtners

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den. Die Arbeiten daran begannen im März 1905 und wurden in der ersten Teilausführung vollendet September 1907; doch sind sie noch beständig im Gange. Sämtliche Pläne und Zeichnungen bis in alle Einzelheiten sind das Werk des städt. Baurats Prof. Dr. Hans Gräffel, dem auch die Überwachung der Benutzung obliegt. Er hat damit etwas geschaffen, was in Deutschland und weit darüber hinaus in seiner Art bisher einzig dasteht.

Vom Stadtinneren bis zum Waldfriedhof braucht man auf der Straßenbahn gegen dreiviertel Stunden. Mehr und mehr weichen, nachdem die Vorstadt Sendling durchfahren ist, die Häuser zurück. Wehende Alleebäume, freies Feld, wo zur guten Jahreszeit Schafherden weiden, bilden die nächste Umgebung des Friedhofs. Von der Waldfriedhofstraße zweigt die Fahrstraße nach Fürstenried ab, dem ehemaligen Ruhesitz des unglücklichen Königs Otto. Gegenüber der lang, lang sich hinziehenden Friedhofsmauer liegen nur ein paar Gärtnereien und Steinmetzhütten nebst zwei Gaststätten. Von der Haltestelle »Waldfriedhof« führt eine Seitenpforte in den ummauerten Bezirk; ein gut Stück weiter oben öffnet sich erst das große Hauptportal, bekrönt mit zwei ruhenden Sphinxen.



Die Trauerversammlungshalle

Die Luft hier draußen weht ungleich frischer und reiner als in der Stadt — es ist eben Waldluft. Beim leisesten Windhauch geht durch die hohen Wipfel ein meerähnliches Rauschen, das wundersam geheimnisvoll und beruhigend wirkt. Etliche Schritte die Hauptstraße hinauf blickt eine lebensgroße steinerne Kreuzigungsgruppe dem Eintretenden entgegen, doppelt feierlich auf dem Hintergrund dunkler Wettertannen. Der Wald ist nur da gerodet, wo es ein paar breite Verkehrswege und Begräbnisfelder in den Lichtungen zu schaffen galt; im übrigen hat er die ursprüngliche Gestalt bewahrt. Jedem Trauernden kommt hier das Gefühl, daß sein Liebstes wirklich in den milden, fruchtbaren Schoß der Mutter Erde gebettet ist, unter grünen Fichten und Buchen, zu Häupten Gottes Himmel, der, von Steinmassen unbehindert, überall trostreich hereinschaut.

Die Gräber liegen einzeln im moosigen Waldboden zerstreut, unter schattendem Gezweig und Gerank. Bei denen, die zur Seite der Friedhofstraße errichtet sind, herrscht, obzwar unvordringlich, gleichmäßige Anordnung. Ebenso bei den »Lichtungsgräbern«, die inmitten oder am Rand einer Waldwiese liegen. Dennoch ist es bewundernswert, mit welchem Takt sich das von Menschenhand Geschaffene im ganzen den Bodenverhältnissen anpaßt, wie die waltende Kunst vor der Natur zurückzutreten scheint. Auch das Hauptgebäude des Friedhofs mit den Verwaltungsräumen und dem Leichenhaus sowie der Aussegnungshalle fügt sich, von Bäumen halb verdeckt, dem Bilde harmonisch ein. Im Türmchen des ge-

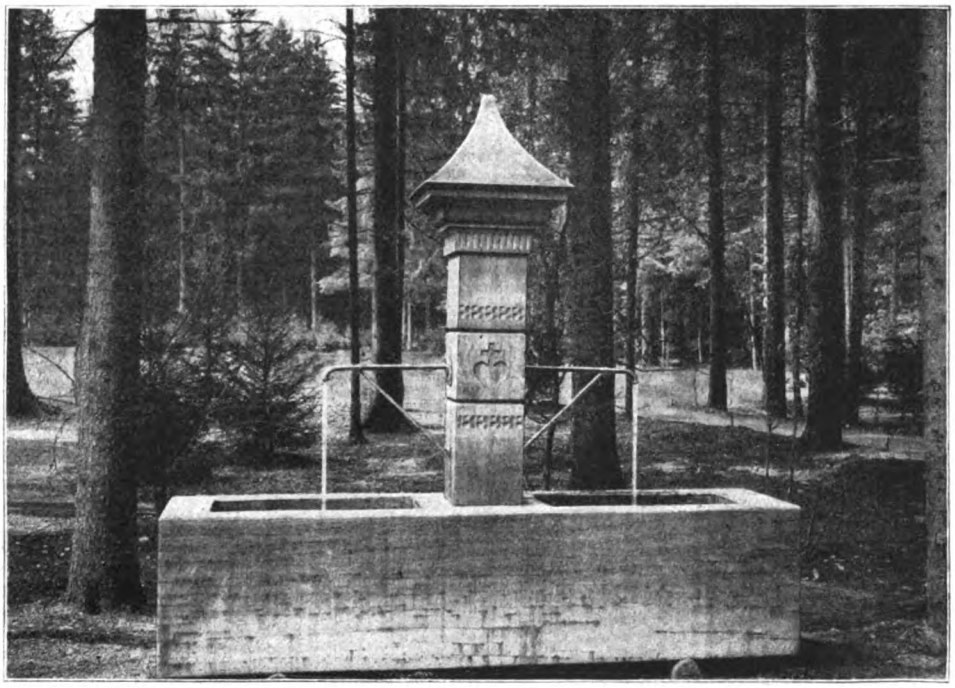
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schweiften grauen Daches hängt eine kleine Glocke, deren silbriger Ton an alte Klosterglocken gemahnt. Das rührt daher, daß beim Guß besonders Bedacht genommen wurde auf Stärke des Glockenringes unten, wo der Klöppel anschlägt. Ist der Ring zu dünnwandig, gibt die Glocke leicht einen spitzen, »scheppernden« Klang.

Zu besonderem Schmucke des Waldfriedhofs dienen die zahlreichen Brunnen von seltener Mannigfaltigkeit der Form und Ausführung. Die einen gemahnen an einfache alte Zieh- oder Röhrenbrunnen, ein andrer bildet ein schlichtes steingefaßtes Rund, in das sich die klare Flut aus steinerner Rückwand ergießt. Ein besonders schöner ist nach Art einer ländlichen Kapelle überdacht und mit Ruhebänken versehen. Etwas versteckt, doch an leicht auffindbarer Stelle stehen auch überall große Behälter zur Aufnahme von Einschlagpapieren und welken Blumen, damit der Wald vor der häßlichen Verunzierung durch Abfälle bewahrt bleibe.

Friedhofbrunnen an der Ecke der Quer- und der äußeren Ringstraße

Der echte Waldcharakter des Ortes bringt es mit sich, daß allerhand Lebendiges an der Stätte des Todes gedeiht. Wie in jedem Walde summt und surrt es darin zur Sommerzeit von einer Unzahl winziger geflügelter Wesen; die Vögel nisten gern in den hohen Bäumen, und die Hasen wie die Eichkätz-



Holzbrunnen im Gräberfeld

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedeckter Brunnen an der äußeren Ringstraße

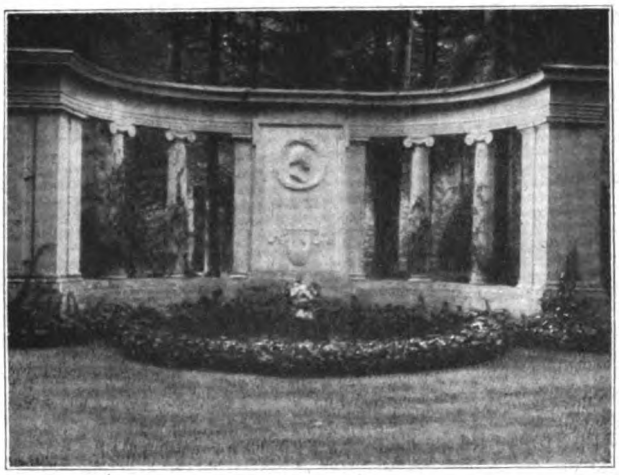
chen freuen sich ihres Daseins mit einer unglaublichen Ungezwungenheit. Sie ergreifen vor dem nahenden Besucher nicht die Flucht, sondern bleiben bis zum letzten Augenblick ruhig auf dem Rasen oder — was die Eichhörnchen anlangt — auf einem der niederen Äste sitzen, den Fremdling zutraulich betrachtend. Dies Sicherheitsgefühl rührt daher, daß sie mit Rücksicht auf den Frieden des Ortes nur im Notfall, bei allzu starker Vermehrung, abgeschossen werden.

Um das Naturhafte des schönen Gesamtbildes zu wahren, bestehen genaue, von Professor Gräffel ausgearbeitete Verordnungen für die Denkmäler und den Gräberschmuck. Ausgesprochene Gartenpflanzen, künstliche Teppichgärtnerei u. dgl. werden auf dem Waldfriedhof so wenig geduldet wie das Eingittern und Umfriedigen einzelner Gräber. Diese sind kaum merklich erhöht, nur durch Buschwerk und Bäume von den übrigen getrennt, meist mit Waldgewächsen und einfachen Blumen bepflanzt. Obgleich eigentliche Gartenblumen selten anzutreffen sind, könnte immerhin die deutsche Waldflora noch in reicherem Maße gehegt werden. Vielleicht lassen sich nach dem Kriege unsre Gärtner bestimmen, hierin allgemein die richtigen Bahnen einzuschlagen und an dieser Stätte »wilde« Blumen von besonders schöner Form und Farbe zu pflegen. Etwa die Waldrebe (wilde Klematis) und den Türkenbund, auch Königskerze und Fingerhut sowie Eisenhut, vor allem aber die wilde Kletterrose. Dadurch würde die ergreifende Waldromantik dieses Friedhofs zu voller Harmonie gelangen. Bedarf es doch ohnehin geringer, aber freilich feinsinniger Nachhilfe da, wo das stete Wuchern und Wachsen des Waldes ganz von selbst die Grabstätten mit reizvollen Zufälligkeiten umgibt, sie jedes Jahr malerischer und poetischer erscheinen läßt.

Der Hauptschmuck der Ruhestätten, das Denkmal, muß sich nach der Wahl der Sektion richten; denn in einer Gruppe dürfen nur Holzbildwerke, in der andern nur solche aus Schmiedeeisen, wieder anderwärts nur Steindenkmäler errichtet werden. Das äußerste Höhenmaß dafür ist jeweils vorgeschrieben; bei Steindenkmälern ist die Anwendung zu künstlicher und zu grellfarbiger Steinarten, z. B. polierter Granite und Syenite, untersagt, wieder mit Rücksicht auf den Charakter des Ganzen. Also herrschen Donau-Kalk-

Grabmal Josef Ruederers

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Grabmal Paul Heyses

äußere Gestalt des Grabes dem Wesen des Entschlafenen angepaßt. Einfach und würdig liegt unweit des Seiteneingangs das Grabmal Fritz von Uhdes: auf viereckigem Sockel eine Urne (Bildhauer Prof. Bermann), die ein ganz kleines Relief des Entschlafenen zeigt. Neben der großen Hauptstraße, ein Stück über die Kreuzigungsgruppe hinaus, hat Otto Greiner, der uns vor nicht langem Entrissene, seine Ruhestatt gefunden. Die schlichte aufrechtstehende Tafel (Prof. Gräßel), die seinen Namen trägt, wirkt besonders großlinig. An lauschiger, etwas verborgener Stelle schlummert Josef Ruederer, der Münchner Poet, der auch im Leben ein Sondergänger war; seine Gruft bezeichnet vorläufig nur der Name. Die Grabstätte Paul Heyses bildet ein Halbrund antikisierender Säulen (Architekt O. Kurz), von fern anklingend an die Form einer römischen Pergola. Zwischen den mittelsten Säulen die Tafel, die des heimgegangenen Dichters Namen und Reliefbildnis (Prof. Erwin Kurz) nebst einer Lyra trägt — dichter Efeu rankt sich um das Ganze. Nicht weit davon, auf dem Grabe Otto Julius Bierbaums, tritt aus der oberen Wölbung des aufrechten Grabsteins das fast unheimlich lebensvolle Bildnis des Entschlafenen in Hochrelief (Prof. Schmarje) hervor. Eine Strecke

stein, Tuffstein, Muschelkalk, Untersberger Marmor und gestockter Granit als Denksteine vor. Wer ein Grab auf dem Friedhof erwirbt, unterzeichnet eine Urkunde, laut deren er sich verpflichtet, die bestehenden Vorschriften einzuhalten und nicht durch Willkürlichkeiten das Gesamtbild zu schädigen. Auch muß die Zeichnung des geplanten Grabmals einem Ausschuß des Magistrats zur Genehmigung vorgelegt werden. Innerhalb solcher Beschränkung bleibt dennoch Raum genug für persönlichen Geschmack oder — Ungeschmack. Die Verschiedenheit der Denkmalsgestaltung ist unendlich: ein ganzes Kapitel angewandter Kunst offenbart sich uns während der Wanderung durch die Friedhofswege. Mag dabei manches Gebilde dem Auge störend erscheinen, ein gewisser künstlerischer Sinn bleibt doch vorwaltend. Die Liebe und das Feingefühl, womit diese Friedhofsanlage geschaffen ist, wirkt sichtlich verpflichtend und erzieherisch auf das Publikum; demgemäß sind auch, wie das Aufsichtspersonal versichert, Fälle von Verwahrlosung eines Grabes nirgend so selten wie hier.

Entsprechend dem reichen, vielseitigen Geistesleben Münchens liest der Besucher auf den Denksteinen oftmals berühmte, ihm längst vertraute Namen. Fast überall ist mit Pietät und Verständnis die

Grabmal Otto Julius Bierbaums

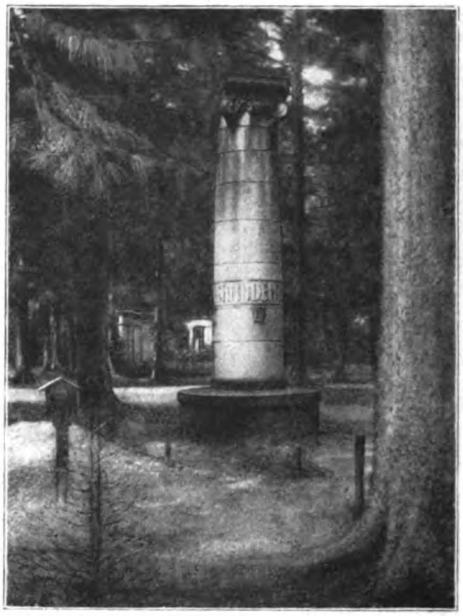
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiter erhebt sich die hochragende Säule, die das Wahrzeichen der Münchner Künstlergenossenschaft ist: die Künstlergräber, durch einfache Namentafeln gekennzeichnet, liegen im Kreise um die Säule herum.

Über der Schlummerstätte Georg Hirths steht ein ernster, massiger Steinsarkophag inmitten einer runden Steinumfassung (Prof. Theod. Fischer). Unter den eindrucksvollen Frauengräbern des Friedhofs zeichnet sich aus das der Gattin des Oberbürgermeisters v. Borscht, weithin kenntlich durch den hochragenden Christus (Prof. Gräßel).

Es versteht sich von selbst, daß bei der Ausdehnung dieses Totenfeldes nicht auch nur annähernd alle Denkmäler genannt werden können, die durch künstlerischen Wert oder durch die Namen der darunter Bestatteten Erwähnung verdienen.

Die Kriegsjahre haben die Zahl der Gräber unnatürlich rasch vermehrt. Der im Jahre 1912 noch unberührte neue Teil des Friedhofs, nun längst eröffnet, hat Raum gewähren müssen für die stetig wachsende Zahl der »Heldengräber«. Nichts kündet deutlicher und, ohne Worte, ergreifender die Schrecken und Opfer des Krieges als dieser wie alles übrige von Prof. Gräßel geschaffene und mit besonderer Liebe angelegte Ehrenfriedhof. Er birgt nur die Reste der in den Münchner Lazaretten verstorbenen Soldaten, deren aber jetzt bereits mehr denn siebenhundert sind. Häufige Besucher des Waldfriedhofs wissen, daß kaum ein Tag ohne Kriegerbestattung verstreicht — seit wie lange schon! Für den Teilnehmer oder



Gräberanlage der Münchner Künstlergenossenschaft

zufälligen Zeugen ist es jedesmal ein tief erschütternder Vorgang; Ehrfurcht und Anteil sind niemals größer als beim Anblick der Verwundeten, die — bisweilen an Krücken — dem toten Kameraden die letzte Ehre geben.

Die Gräber des Heldenfriedhofs sind sehr schlicht, im Charakter süddeutscher Dorfkirchhöfe, gehalten. Überall das Kreuz, aber für jede Abteilung gemeinsam eine andre der mannigfaltigen Formen, welche die Volkskunst bietet. Mit gewölbtem Überdach die einen, eckig ausgezackt, aus buntgetöntem Holz oder farbigem Schmiedeeisen die andern. Manche der Einzelgräber außerhalb des Ehrenfriedhofs, von der hinterbliebenen Familie errichtet, zeigen das Eiserne Kreuz oder bisweilen die Waffentrophäen des gefallenen Helden. So der Helm auf bekränztem Opferaltar am Denkmal des Grafen Schwerin (Bildhauer Gasteiger).

Grabmal Georg Hirths

Bei den Privatgräbern ist auch versuchsweise mit Grabmälern nach Art der bayrisch-österreichischen »Totenbretter«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

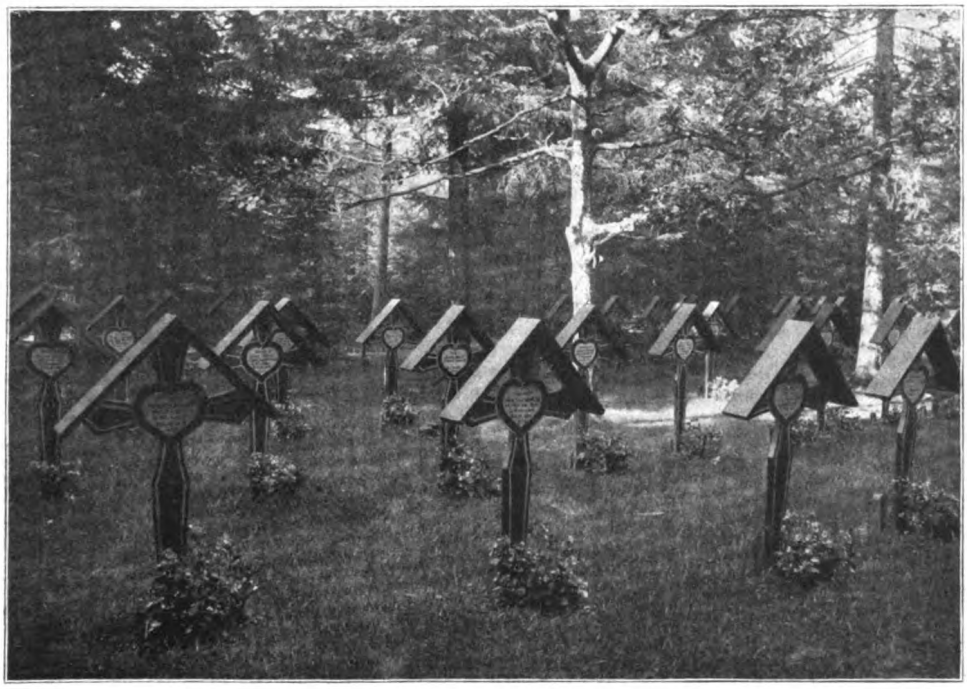
begonnen worden. Dem nördlicheren Leser sei mitgeteilt, daß dies glatte, längliche Bretter sind, mit sinngemäßer Bemalung und dem Namen des Toten geziert, die zu dessen Gedächtnis an Bäumen oder Wegscheiden hingelehnt oder auch hingelegt werden.

Gerade solche Massengräber wie im Ehrenfriedhof stellen der Friedhofskunst eine schwere Aufgabe, die keineswegs überall so günstig gelöst ist wie hier, wo auch wieder die Natur dazu hilft. Für künftig ist noch eine allgemeine künstlerische Ehrung unsrer Helden geplant, irgendein bedeutsames Wahrzeichen, das den Mittelpunkt des Kriegerfriedhofs bilden soll. Aber im richtigen Gefühl davon, wie solch ein Denkmal inmitten aller Anforderungen der Gegenwart übereilt ausfallen und somit seinen Zweck verfehlen könnte, haben die maßgebenden Stellen, hat der Schöpfer des Friedhofs selbst die Ausführung auf eine ruhigere Zukunft verschoben, wo auch die Stimme derer, die jetzt noch draußen stehen, mit gehört werden kann.

Der große Feiertag des Waldfriedhofs ist, wie in katholischen Gegenden üblich, das Fest Allerheiligen-Allerseelen. »Es blüht und

Grabmal Frau Emma von Borscht

funkelt heut auf jedem Grabe« — dieser Gilmsche Vers trifft auch auf den Waldfriedhof zu. Dabei wird leider in guter Absicht oft manches Stilwidrige verübt, und



Kriegerehrengräber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Ungeschmack Einzelner tritt grell in Erscheinung. Die fromme Sitte, an diesem Tage der Toten zu gedenken und ihre Gräber zu zieren, ist ja ohnehin vielfach in äußerliche Prunksucht und gedankenlose Verschwendung ausgeartet; nirgend aber wirkt jeder überladene und künstliche Grabschmuck so störend wie auf diesem von der Natur selbst geschmückten Friedhof. Unter hohe Wettertannen, auf moosigen Waldboden passen keine Riesenkränze aus teuren Treibhausblumen, keine Lampen aus Goldbronze und buntem Glas, keine ausgebreiteten Trauerflore und ausgestellten Photographien. Auch nicht die tropischen Topfpflanzen, die nur für vierundzwanzig Stunden zur »Dekoration« des Grabes gemietet werden. Sowohl das ästhetische wie das soziale Gefühl lehnt sich auf gegen den Pomp, der hier angesichts der großen Natur und des alle gleichmachenden Todes entfaltet wird. Möchte doch jeder sich darauf beschränken, nur einen Waldkranz oder ein paar natürliche Blumen auf die Ruhestatt seiner Entschlafenen niederzulegen, um die Summe, die er vielleicht übrigbehält, im Namen des Toten der Armenpflege oder Kriegshilfe zu überweisen! Das wäre eine tiefsinnigere Ehrung als ein auffallender Schmuck, der von gleichgültigen Schaulustigen angestaunt wird.

Grabmal des Grafen von Schwerin

Winterbild einer Gräberanlage mit Holzdenkmälern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer der stärksten und reinsten Eindrücke, die der Waldfriedhof bietet, läßt sich im Bilde nicht wiedergeben: der Weihnachtsabend. Viele Besucher fahren am 24. Dezember nach Holzapfelskreut hinaus, wenn schon nicht halb soviel wie am 1. November. Einer der Aufseher draußen äußerte einmal ganz richtig: »Wer in dem Gehetz und der Unruh vor Weihnachten noch Zeit herausbringt, um herzukommen, dem ist es wirklich ernst.« Der rauhen Jahreszeit entsprechend besteht die Spende derer, die ihr Herz auf den Kirchhof trieb, nur in einem Christbäumchen oder Winterkranz.

Tiefe, feierliche Stille. Das Brausen der Großstadt erreicht das Gefilde des Todes nicht. In den dunkelnden Himmel hinein ragen schwarz und hoch die Umrisse der Waldbäume; das Niederholz steht gebückt unter der Schneelast, die bisweilen mit leisem Rieseln von einem der Äste zur Erde gleitet. Auf den Wegen und Grabsteinen leuchtet matt der Schnee — sonst ist alles ringsum in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Da hebt es hier und da zu flimmern und zu flackern an: die kleinen Kerzen an den Christbäumchen und den Grabkränzen, die liebende Hände gebracht haben. Schwarze Gestalten sind geschäftig, die winzigen Flämmchen zu entzünden, zu hüten, daß sie keinen Schaden stiften. Auch am Himmel wird es heller: durch den dichten Winternebel blinken einzelne Sterne tröstlich auf die lautlose Feier herab. Sonst gelten nächtige Friedhöfe für einen unheimlichen Aufenthalt — die Schönheit und Weihe dieser Stätte zu dieser Stunde ist so groß, daß wohl niemand von denen, die da mit gefalteten Händen bei den brennenden Lichtern stehen, andre als feierliche Empfindungen hat. Nicht einmal der laute Schmerz wagt sich hervor, so kirchenhaft ist alles. Gottes Kirche — der Wald.

Wenn dann die Tore des Friedhofs sich schließen — an diesem Abend später als sonst —, so ziehen die Trauernden still auf nächtlichen Wegen heimwärts, um mit den ihnen noch Gebliebenen das Christfest zu begehen. Und neben dem Gedenken ihrer Toten ist in ihren Herzen der Spruch, der uns zum Kampfe geborenen Menschenkindern ziemt, der Spruch: »Gedenke zu leben!«

Die Abendwolke

Selig bist du, o rötlicher Hauch,
Der du im Abend über dem sommernden Himmel schwebst.
Du kommst aus dem glühenden Herzen der Sonne
Und gehst in den kühlen Frieden der Sterne ein.

Wenn schon allen die Hand vom Werke fiel,
Ziehst du noch lächelnd dahin im Schauen der ruhenden Erde,
Nimmst aus den Hütten und Häusern der Kinder Gebet
Und das sehnsüchtig schwärmende Lied der Liebenden auf.

Voll dieser köstlichen Fracht schwebst du dahin,
Von den Rosen der himmlischen Gärten über und über geschmückt,
Fröhlich erwartet von silbernen Fahnen und Wimpeln
Im Hafen der Sterne.

Alfons Petzold

Generated on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Von Kunst und Künstlern

Paul Josef Wehrle: Sommertag auf dem Hohen Schwarzwald; Murgta im Schwarzwald; Lahnpromenade in Ems — Karl Oenike: Wiesenhang im Riesengebirge — Max Liebermann: Blühender Kastanienbaum — Erich Müller: Aus einer kleinen Stadt — Hans Prentzel: Alte Burg — Das schöne Mädchen von Lille — Hanns Fechner: Bildnis des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar — Karl Sterrer: Bildnis der Gemma Boit

Von unsern Kunstblättern herrscht diesmal das Landschaftsbild vor. Süd-, Mittel- und Norddeutschland — wenn nicht an den landschaftlichen Motiven, so sind sie auf diesen sechs oder sieben Blättern an der Art der landschaftlichen Auffassung, an der Licht- und Luftstimmung, an Farbe und Zeichnung zu unterscheiden. Da sind die beiden Schwarzwaldlandschaften des noch jungen Karlsruher Malers Paul Josef Wehrle. Wer die Gegend um Donaueschingen und das tief eingeschnittene wildromantische Murgtal mit seinen herrlichen Waldungen kennt, für den werden die beiden Blätter, das farbige und das Mattkunstdruckblatt, kaum einer Unterschrift bedürfen, so deutlich verraten sie die Stätte ihrer künstlerischen Geburt in Form und Farbe. Der sie gemalt hat, weiß beides zu schätzen und sucht in seinen Arbeiten beidem gerecht zu werden. Malerei ist ihm weder nur Form, wie einst denen um Cornelius, noch nur Farbe, wie so vielen unter den Neuerern, sondern Form und Farbe, gleichwertig mit- und nebeneinander. Doch selbst das klingt noch fast wie eine Theorie, und diesem P. J. Wehrle liegt doch, wie er uns bekennt, nichts ferner als die engsinnige Befolgung einer Lehr- und Schulmeinung, sondern ihm ist die Kunst, vor allem die Landschaftskunst in erster Linie Sache des Gefühls, ohne Theorie und ohne Schema, ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Zugeständnisse an die Oberflächlichkeit oder den Dutzendgeschmack. »Bildmäßiger« als die Schwarzwaldlandschaften ist vielleicht die »Lahnpromenade in Ems« geraten; namentlich im Vergleich zu dem Sommertag« erscheint sie geschlossener und überzeugender in der Komposition, wofür sie freilich — meinem Empfinden nach — auf einen Teil der Augenblicksfrische verzichten muß, die an dem farbigen Schwarzwaldbild so erquickt. Vielleicht liegt das daran, daß dies Emser Bild eine zweite Fassung darstellt, der außerdem vielerlei Studien vorangegangen sind.

Auch Karl Oenikes »Wiesenhang im Riesengebirge«, eine Aquarellstudie, die dem kundigen Auge die Schule des Meisters Eugen Bracht verrät, mag manchem liebe Reise- und Ferienerinnerungen wecken. Das Motiv stammt aus Hain, das von Warmbrunn aus leicht zu erreichen ist und seinen besonderen Reiz in den schönen Wiesenhängen und Baumgruppen hat. Oenike, Berliner von Geburt (geb. 1862), ist einer von den Weltläufern unter unsern Malern; in jungen Jahren hat er Pinsel und Palette mit Vorliebe auf dem Balkan und in Südamerika spazieren geführt und ist nie anders als mit reichen Schätzen auf Papier und Leinwand nach Hause gekehrt. In die Poesie, in die Seele der Landschaft ist er aber doch erst richtig eingedrungen, als er wieder bei der deutschen Heimat zu Gaste gehen durfte, als er Rhein, Mosel, Hessen, Riesengebirge und die Mark Brandenburg durchstreifte.

Die Wiedergabe des »Blühenden Kastanienbaumes« von Max Liebermann (in Doppeltondruck) erscheint zu einer Jahreszeit, die es dem Beschauer ermöglicht, die Kunst unmittelbar mit der Natur zu vergleichen. Nur hüte man sich dabei vor übertriebenen naturalistischen Ansprüchen! Es ist nicht die Aufgabe der Kunst, und es ist erst recht nicht der Ehrgeiz des temperamentvollen Impressionismus, dem der Berliner Meister huldigt, Blatt und Blüte »naturgetreu« nachzupinseln. Ihm kommt es auf den entscheidenden Eindruck, auf das Gefühl an, das so eine breitblättrige, mit weißen Kerzen besteckte Kastanie erweckt, wenn Sonne, Licht und Schatten ihr Spiel mit ihr treiben, und diese malerische Gefühlsvermittlung eines frühsommerlichen Kastanienlaubdaches ist hier allerdings mit den sparsamsten Mitteln meisterlich erreicht.

Erich Müllers Bild »Aus einer kleinen Stadt« sieht auf den ersten Blick fast so aus, als befleißige es sich einer künstlich gemachten altertümlichen Stimmung, die unsre Gegenwart um ein ganzes oder ein halbes Jahrhundert zurückschraubt. Dann aber entdeckt man bald so viel Schlichtheit, Ehrlichkeit und Natürlichkeit in dem Bilde, daß man den Gedanken abweist. Oh, gewiß, es gibt noch heute solche stillen, verschlafenen Städtchen, denen die Felder vorwitzig bis auf den Marktplatz hereinschauen, in denen die gelbe Postkutsche oder der gelb angestrichene »Lokalomnibus« Zeit genug hat, vor der Gasthoftür zu warten, bis der Schwager drinnen in aller Gemütlichkeit sein Bier ausgetrunken oder — wenn es ihm an den nötigen Fleischmarken nicht fehlt — seine Weißwurst mit Kraut verzehrt hat. Die von der scheidenden Sonne durchwärmte Abendfriedenstimmung solcher verträumten Nester hat der Maler, ein Schüler Kallmorgens, hier vortrefflich erfaßt, ist doch das ganze Bild mit ungebrochenen reinen Farben unmittelbar vor der Natur gemalt worden.

Hans Prentzels »Alte Burg« gehört

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu dem Aufsatz, in dem Felix Lorenz seine Würdigung der aus den graphischen Unterrichtsanstalten der Akademischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg stammenden zeichnerischen Schätze fortsetzt. Von Prentzel, gleichfalls einem Schüler Friedrich Kallmorgens, haben wir übrigens vor einiger Zeit schon ein Rothenburg-Bild gebracht (»Im Blütenschnee«, Juniheft 1917).

An Findeisens Stimmungsbild »O mein Flandern!« lehnt sich »Das schöne Mädchen von Lille« an. Was die Sixtinische Madonna für Dresden, das ist dieser Wachskopf (La tête de cire, sagt der Franzose) für die Hauptstadt Flanderns. Um seine Herkunft schwebt, wie um so manches Wachsbildwerk, noch immer ein Geheimnis. In das Liller Museum, eins der bedeutendsten Provinzialmuseen, die Frankreich hat, ist er durch den Maler und Kupferstecher Jean Baptiste Joseph Wicar (1762—1834) gekommen, denselben, dem die Liller Sammlung 3000 Handzeichnungen alter Meister verdankt. Woher dieser zu seiner Zeit angesehene Geschichts- und Bildnismaler die Büste hatte, weiß man nicht; in seinem Testament findet sich sonderbarerweise kein Wort darüber. Erst der Vollstrecker seines letzten Willens führte sie in der Nachlaßliste als »Wachskopf aus der Zeit Raffaels« auf, wohl wegen der jungfräulichen Anmut und Lieblichkeit, die in den Gesichtszügen dieses Mädchens wohnen. Andre freilich halten sie für beträchtlich älter, suchen ihre Heimat und Geburtsstunde wohl gar im kaiserlichen Rom, aus dem Wachsbüsten hochgestellter Damen nichts Ungewöhnliches sind. Noch andre — und dadurch berührt sich das Geschick des rätselhaften Kopfes mit der berühmten »Flora« des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin — glauben sich durch das verschleierte Lächeln und die sanfte, etwas müde Neigung des Kopfes an Frauen Leonardo da Vincis, besonders wohl an die Mona Lisa erinnert fühlen zu dürfen. Wie dem auch sei, seine eigentümlichen, zwischen launischem Persönlichkeitsbildnis und bedeutungsvollem Typus geheimnisvoll schwankenden Reize hat dies Bildwerk, wenn auch ein deutsches Auge sich für den ihm fremden romanischen Gesichtsausdruck nicht gleich erwärmen wird und ihm die allzu betonte Naturähnlichkeit des Wachses wohl lebenswahr, aber auch leicht unkünstlerisch erscheinen will.

Hanns Fechners Bildnis des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar, nach einer aus dem Jahre 1898 stammenden Steinzeichnung des Künstlers wiedergegeben, erscheint hier als ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des um die Fortführung der klassischen Überlieferungen Weimars so verdienten Fürsten. Es begleitet die Auswahl aus Carl Alexanders Briefwechsel mit Scheffel, eine Veröffentlichung, die uns ein neues Zeugnis bringt für die feingeistigen Neigungen des Großherzogs, seinen sicheren Kunstgeschmack und seine freie, unbestochene Menschenkenntnis.

Endlich das Bildnis der Schauspielerin Gemma Boic von dem Wiener Karl Sterrer. Auch dieses Blatt hat seine Beziehungen zum Text des Heftes: die hier Dargestellte ist sozusagen die ideale Heldin des Romans von Viktor Hardung, das Vorbild der jüngeren der Schwestern Montagnini, die auch den Vornamen von ihr hat. Das Schicksal dieser hochbegabten und noch höher strebenden Schauspielerin hier zu erzählen, möchten wir uns versagen, weil es selten guttut, Modell und Kunstwerk nebeneinanderzustellen. Wen es zu näherer Bekanntschaft mit dieser ebenso genialen wie unglücklichen Künstlerin lockt, der sei auf das Lebensbild verwiesen, das Ernst Leopold Stahl bald nach ihrem freiwilligen Tode (Mitte Dezember 1914) entworfen hat (als Privatdruck in einer Auflage von 800 Exemplaren erschienen im Herbst 1915), und über das ich in der Dramatischen Rundschau des Novemberheftes 1915 berichtet habe. Hier nur so viel, daß sich in dieser Darstellerin, die zu einer ganz großen Tragödin heranzureifen versprach, sehnsuchtsvolle Romantik mit wilder Kraft, Mystik mit Naturalismus paarte. Sterrer, dessen strenge, zum Monumentalen neigende Stilkunst sich von dieser Erscheinung innerlich angezogen fühlen mußte, hat sie wahrscheinlich während ihrer letzten Wiener Tätigkeit am Deutschen Volkstheater gezeichnet. Von ihrer äußeren Erscheinung hat einer ihrer persönlichen Freunde gemeint, daß sie auch damit schon außerhalb der gewohnten Reihe gestanden habe. »Viele fanden sie geradezu häßlich. Doch das waren die, für die bei der Beurteilung ihrer Mitmenschen der Begriff schön einfach identisch ist mit hübsch. Und das war allerdings Gemma Boic nicht, aber rein künstlerisch fesselte sie außerordentlich durch die charakteristischen Merkmale eines Sondertyps, der immer wieder in seinen Nuancen wechselte, der auf jeder Photographie anders wirkte und dem Maler eine kaum zu bewältigende Porträtaufgabe darbot. Unvergeßlich mußten ihre Augen jedem bleiben, der sie einmal gesehen.« Welch Glück, daß nicht bloß handwerkliche Lichtbildner, daß auch ein echter und starker Künstler, ihr verwandt in der hohen Auffassung der Kunst, der Nachwelt ihr Bild überliefert hat! F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Junge und alte Lyrik

Victor Hardungs Roman »Die Schwestern Montagnini« neigt sich in diesem Hefte seinem Ende zu. Ein Urteil über das Werk ziemt sich hier nicht; aber daß sie bei einem Dichter zu Gaste waren, werden auch die willig bekennen, die von einem Roman vielleicht mehr verschlungene Handlung und mehr Widerhall der lauten Welt verlangen. Daß der Lyriker in Hardung stärker ist als der Epiker, verrät — mehr noch als die eingestreuten Lieder — die Sprache, die Bilderwahl, der eigentümliche weiche Schwermutsduft, der über der Erzählung ruht. Und wirklich haben wir in diesem früh in der Schweiz heimisch gewordenen Rheinländer einen der feinsten, tiefsten und reifsten Lyriker der älteren Generation, einen der wenigen vor siebzig Geborenen, vor denen sich der Schlagbaum der neuen Gefühls- und Geschmackszeit nicht gesenkt hat. Mir ist die Wiedereinkehr bei seinen Gedichten, die, in einem schmalen Bändchen gesammelt, bei H. Bachmann-Gruner (Zürich) vorliegen, zu einer Feierstunde geworden, und ich möchte, daß recht viele, die schon aus dem Roman das vornehme Menschentum des Dichters gespürt haben, den Spuren dieser Persönlichkeit in ihren lyrischen Bekenntnissen weiter nachgehen. Der Spruch, der an der Stirnseite dieses Hauses steht, wird sich dann auch an ihnen bewähren: »Alles kannst du auch erfahren, dieses Lebens ernste Lust, Jugendsturm in grauen Haaren und die Stille doch der Brust.« Hardungs Muse ist die Sehnsucht der Seele, die aus der Einsamkeit dieses Daseins ihre Hände aufhebt zu den Sternen, die aus dem lauten Tage in die Stille flüchtet, aber diese Sehnsucht ist volles, blühendes Leben, das die Lust und Freude des Augenblicks nicht verschmäht und Blüten selbst vom Leide pflückt, wenn es seine volle Ernte auch erst von einer andern Welt erwartet, die sich auftut, sobald die Erdentür sich schließt: »Selig, wer da weiß zu schweigen, wo der Tag sich Bilder schnitzt — Dem ist diese Welt zu eigen, den die Welt nicht mehr besitzt.« Doch in dieser Jenseitigkeit der Hardungschen Lyrik braucht man keine frostige Gedankenkälte zu fürchten: alles bei ihm wird Anschauung, Bild, Empfindung, und die beste Gabe des echten Lyrikers, die Kraft, unsre eigne Phantasie flügge zu machen, daß sie die Pfade, von denen er eben nur den Schleier hebt, selig träumend weitergeht, um sie mit Gestalten eignen Erlebens zu bevölkern, hier begegnet sie uns Seite für Seite und läßt uns nicht früher wieder los, als bis sie uns mit freundschaftlichen Banden an den Dichter und seine innere Welt gekettet hat.

Victor Hardung

Auch Julius Havemann, den wir als Romanschriftsteller, mehr noch als Novellisten von eignem Ton und Duft schätzen, hat jetzt seine Lyrik gesammelt, oder besser aus der lyrischen Ernte dreier Jahrzehnte eine Auslese getroffen. So unhöflich er mit der zunftmäßigen Kritik umgeht, sich selbst ist er bei der Zusammenstellung dieses Bandes von 200 Seiten, der sich einfach »Gedichte« nennt (Hamburg, Jansen), offenbar ein wohltätiger Richter und Sichter gewesen: wer so spielend leicht wie er Rhythmus und Reim handhabt, der hat sicher viel mehr Verse vom Zweige gebrochen, als er hier zuzulassen für gut fand. Anderseits: für einen großen Lyriker wie Goethe, Mörike oder Storm hält er selbst sich wohl kaum, sonst hätte er verhindert, daß in dieser Sammlung so viel breitausladende Blattpflanzen stehen, die den Veilchen und Anemonen im Grase, den echten Kindern der Lyrik, Licht und Luft versperren. Ja, leider, es geht diesen manchmal fast episch-idyllisch ausgesponnenen lyrischen Gernegroß zu gut in diesem Buche: so viel Anmut, Bildkraft, Weisheit und Humor meist in ihnen wohnt, der eigentliche lyrische Ton, das gewisse Etwas ahnungsvoller Stimmung, das fast immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großherzog Carl Alexander von Weimar

Nach einer Steinzeichnung von Hanns Fechner

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch auf Kürze drängt, ist selten in ihnen. Wohl aber findet es sich in einigen äußerlich bescheidenen Naturbildern, die über Greif hinaus an Uhland, zuweilen sogar an Meyer oder Keller erinnern. Daneben stehen form- und gedankenvollendete Sonette, deren sich auch ein Platen nicht zu schämen brauchte, und in den Idyllen, Märchen und Geschichten voller Heimlichkeit und Süße, erinnert manchmal ein zierlicher, in der Schale seelischer Liebenswürdigkeit und Anmut dargereichter Humor an den Pfarrer von Cleversulzbach, den ja auch Gegenwart und Vergangenheit, Neuzeit und Altertum zur Einheit des Gefühls und Bildes zusammenflossen. Amor und Psyche, sie begegnen sich in Havemanns Gedichten, aber sie bleiben immer feingesittet: vom Sturm des Blutes oder von der ungebändigten Leidenschaft persönlichen Erlebens und Erleidens spürt man nicht viel. ... Der Senat der Freien Stadt Lübeck hat diesem Gedichtbande seine Hilfe und Unterstützung geliehen. Wohl kaum allein deshalb, weil darin Lübeck — Stadt, Fluß und Landschaft — mehrmals in schönen Versen gepriesen wird, sondern eher, weil hier ein Klang von Emanuel Geibels Leier wiederkehrt: ein reingestimmtes Natur- und Weltgefühl, das sich nicht früher das dichterische Wort vergönnt, bevor nicht Gedanke, Gefühl und Ausdruck zur ruhigen Reife gediehen sind. Freilich war Geibel zeit seines Lebens auch Zeitdichter, vom Liede gegen Herwegh an bis zu den geharnischten Kulturkampfsprüchen seines Alters. Dieser Zeitton liegt Havemann nicht. Wo er sich darin versucht, verflüchtigt sich der Zeitgehalt bald ins Allgemeine, um allerdings gerade dadurch zu einem Gehalt und zu einer Form zu kommen, die über Tag und Stunde der Eingebung hinaus ihren Wert behalten.

Im vorigen Frühsommer — die Vögel sangen, die Sonne lachte, und die Bergstraße war voller Duft — besuchte ich einmal wieder — zum letztenmal, ohne es zu ahnen — den lieben alten »Waldpfarrer« Knodt, der sich in Bensheim sein Altersnest gebaut hatte. Aber diesmal empfing er mich nicht daheim, sondern führte mich in der Nachbarschaft ein paar Häuser weiter zum »Idyllchen«. Er sah zunächst gar nicht nach diesem zärtlichen Verkleinerungswort aus, der stattliche Landhausbau, in den wir eintraten. Aber es ging hoch hinauf, bis unters Dach. Und da tat sich mir in zwei niedrigen Stübchen, die freilich einen frohen Ausblick boten auf Felder und Wälder, Gärten und Berge, eine selig in sich befriedigte Welt auf. Ich war in den Räumen, die Pfarrer Knodt mit dem Nachlaß seines »Wahlsohnes« Paul Ernst Köhler ausgestattet, die er seinem Gedächtnis geweiht hat. Man muß einmal hier oben — etwa vor einer Schale Kirschen — eine beschauliche Stunde der Erinnerung gefeiert haben, um das junge gottinnige Leben zu verstehen, das mit diesem Vierundzwanzigjährigen am 14. Oktober 1914 in Nordfrankreich auf dem Schlachtfelde verblutet ist. Der ihm die Zuversicht zu sich selber, den Mut zu seinem Dichten gab, hat nun auch für die Herausgabe seiner nachgelassenen Gedichte gesorgt und sie mit einem Bericht über Köhlers kurzes Leben und Schaffen versehen.

Köhler war ein Märker, ein Sohn der Schorfheide, mußte sich durch eine liebeleere, einsame Jugend hindurchringen, Frondienste im Druckerei- und Zeitungsgewerbe tun, bevor er, von dem sechzigjährigen Freunde, seinem »Weg- und Gralsgenossen«, dem »Menschenlieber ohnegleichen«, gestützt und gehoben, den Weg seiner Begabung ging. Der Haupteindruck, den wir aus Köhlers Gedichtbuche »Vom Baume des Lebens« (München, Müller & Fröhlich) gewinnen, ist der einer erstaunlichen seelischen Frühreife. Knodt vergleicht ihn einmal mit Körner; aber der Vergleich bleibt äußerlich auf beider frühen Soldatentod beschränkt. Von der jugendlichen Frische und Unbekümmertheit des Lützower Freischärlers hat der Märker wenig oder gar nichts, und das literarische Epigonentum, das auf dem Sänger von 1813 lastet, hat ihn verschont. Alles in seiner Lyrik ist unmittelbar selbst erlebt, erfahren, durchfühlt und auch in der Form, dieser starken, rhythmisch gebändigten Sprache, erobert. Kaum je aber daß er sich rein dem Augenblick hingibt: immer und überall stellt sich ihm die Frage ein nach dem, was hinter den Erscheinungen steht. Die Sehnsucht nach dem Höheren, Bleibenden, Ewigen ist sein stetes Thema, und früh schon kommt ihm eine Ahnung, daß sein großes Heimweh bald erfüllt werden wird. Natur und Liebe, sie sind ihm nur der Widerschein eines geläuterten Seins, das nicht von dieser Welt. »Und große Ruhe, unentweiht, das ist des Hierseins letzte Zeit.« Was er einer Schauspielerin von der Erfüllung ihres Berufes sagt: »Das heißt nicht spielen. So lebt, so stirbt man den Zielen, die über dem Ich und hinter dem Rühme dich! erdenweit, fern der Zeit, sternhoch liegen«, das gilt auch von seiner Lyrik. Ein Kind der Sehnsucht, schickte er seine Seele früh auf Sternenreisen. Er liebt das Licht und besingt es oft, am liebsten aber als den »bläulich-matten, tröstenden Mondenschein«, und wenn seine Seele in die Ferne hinausdringt, so geschieht es in der Gewißheit, daß dort oben des Lebens Schmerz zu leuchtender Lust emporgetragen wird:

Seliger als die Blume, voller Glanz und Duft,
hehrer als der höchste Baum:
ist der Mensch, der Ewiges erstrebt,
der gelebt wird, indem er lebt,
weil er sich immer in höherer Hand weiß. —

Manches in diesem der Erde entfremdeten Innenleben ist nicht aus dem Abstrakten, dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bloß Gedachten zu reiner lyrischer Kunstform erlöst worden, manches wirkt mehr erzieherisch-gewollt als erbaulich und auferweckend, aber das meiste ist zu einem lauteren, hellen Klang gotterfüllter Menschlichkeit gediehen, der sich glockenrein in die Höhe schwingt. Wir haben in Köhler lange vor der Zeit seiner Vollendung einen Lyriker verloren, der unsrer religiösen Dichtung noch viel Tiefes und Beseeltes hätte schenken können.

Richard Schaukals Lyrik gab sich früher künstlicher, als es heute noch ihr Ehrgeiz ist. Spuren dieser Verliebtheit in die Form, in seltene Bilder und gewundene Satzgefüge finden sich wohl auch jetzt noch; im großen und ganzen aber ist sie, wie sie sich in der Friedenslese »Heimat der Seele«, den Gedichten der Jahre 1914—1916 (München, Georg Müller), und den »Kriegsliedern aus Österreich« darstellt (ebenda und in besonderer Ausstattung bei der k. k. Graph. Lehr- und Versuchsanstalt in Wien), zur Schlichtheit, Stille und Bescheidenheit genesen. Seine Friedensverse begleiten die Natur auf ihrem Wechselgange durch die Jahreszeiten, von der »ungestümen Luft« des Märzen bis zum »weichen Wallen« des Schnees auf die »entspannte Welt«. Nur weniges davon bleibt reines, die Natur nachmalendes Augenblicks- und Wirklichkeitsbild, weitaus das meiste löst zugleich einen Nachhall, einen Widerklang, eine vertiefende oder befreiende Antwort aus dem Innersten der Seele. Natur wird Seele, und Seele wird Natur. Je einfacher, desto reiner und schöner. Nichts geht mir in dem Friedensbuche über den »Alten Gärtner«:

In seinem Rosengarten
der alte Gärtner geht.
Er hat nichts zu erwarten,
er fühlt, es ist schon spät.

Mit seinen harten Händen
hilft er dem jungen Trieb.
Er weiß, es wird bald enden,
noch aber hat er's lieb —

es sei denn das innig-süße und doch so bange Weihnachtsgedicht:

An der Krippe sang die Reine
leis dem lieben Sohn,
sang im sanften Sternenscheine,
und es schlummerte der Kleine
lächelnd schon.
Plötzlich zu den gnadenreichen
Zügen zuckt die Hand,
einen Schatten wegzustreichen,
der als eines Kreuzes Zeichen
auf der Stirn ihm stand —

oder die »Stille«:

Stille, Stille. Nur das leise Ticken
ungehemmter Zeit.
Bis die Seele mit ergebnem Nicken
einst bereit,
aus dem Dunkel eine Hand zu fassen
und zu gehn,
alle ihre Saaten stehnzulassen,
wie sie stehn.

Vor solchen in ihrer lauteren Schlichtheit vollendeten Gedichten, tief im Gefühl, klar in der Anschauung, fest und sicher in der Form, wundert man sich dann um so mehr, langatmigen, schleppenden, verwickelten und doch leer gebliebenen Satzgefügen, wie auf S. 25, 27 und 62, zu begegnen oder auf so plumpe und unglückliche Reime und auch Verse zu stoßen wie in der »Sommernacht«:

. . Auf meiner Mappe kauert ein Insekt
mit Zauberflügeln, saugt aus einem Fleck
von Tinte Gift; nun taumelt's, aufgeschreckt,
surrt auf mich zu und flattert schwirrend weg . . .

Auch die Unsitte oder Bequemlichkeit, Hilfszeitwörter oder gar bezügliche Fürwörter anstatt lebendige Sinn- und Vorstellungsworte für den Reim zu wählen, empfinde ich als dilettantisch oder gesucht. Man höre nur:

. . . Ihr Haar,
gelöst wie unsere Gedanken, war
dem Hauch dahingegeben . . .

oder in dem Sonett auf Grillparzer:

. . . Leben
war Traum, und Traum gebar Gestalten, die
schwankende Schatten warfen an die Wände.
War dort Melitta nicht, die Poesie? . . .

Bei den »Kriegsliedern aus Österreich«, die übrigens nur eine Auslese aus dem in drei Heften veröffentlichten Kriegsgedichten Schaukals bringen, empfindet man das Streben nach Einfachheit fast noch wohltuender als in den friedlichen, erzielt der Dichter damit doch zugleich eine Befreiung von jenem billigen Pathos, das uns allen nachgerade auf die Nerven fällt. Wie leicht diese behenden und beschwingten Verse auch dem Volksgefühl eingehen, beweist die weite Verbreitung, die viele gefunden haben, und ihre häufige Vertonung. Schaukal gehört zu denen, die sich durchaus nicht erst krampfhaft abmühen müssen, dem Krieg etwas von Schönheit und Größe abzugewinnen: ihn beseelt die innerste Überzeugung, daß er unser Herz erneuert und Gesundung von vielen krankhaften Zeitgebrechen gebracht hat. Und besonders dem von Friedensschwären bedeckten Körper Österreichs war er heilsam: für sein Vaterland sieht Schaukal aus der Nacht dieses Kampfes einen mit Maiengrün bekränzten Morgen emporsteigen, ein Pfingsten des verjüngten Landes. Schade, daß auch hier sich ein paar Gedichte, wie das auf den »Toten Kaiser« und »Sankt Jörg«, eingeschlichen haben, die den künstlerischen Grundsätzen der Auslese nicht entsprechen.

Auch die »Deutschen Sonette« von Joachim Freiherrn von der Goltz (Berlin, Bruno Cassirer) werden mit einem »Dank

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Jünglings an den Krieg« eingeleitet. Des großen Arztes Hand, bekennt der Dichter dort, schnitt ihm erst den Star, vorher lag die Welt in Grau, von Nebeln umhüllt; dem Bergmann gleich tritt er nun aus dunklen Schächten, um sich, fast noch geblendet, der Bruderschar zu gesellen:

O grüßt mit mir das neue Wunderjahr
mit ungemessenen Sternen, schwangern Nächten.

Das ist ein ungewöhnlicher Klang in einem Gedichtbuch des jüngeren Geschlechts, das den Krieg meistens nur als den verhaßten Zerstörer der Völker- und Menschheitsverbrüderungsideale sieht und seine Erneuerungskraft, je weiter wir uns von den Augusttagen 1914 entfernen, desto weniger gelten lassen will. Anders Goltz. Er beklagt die vom Kampf verschonten Neutralen, die nichts von Gottes Grundgewalten gespürt haben, an denen das große Heer ungesehen vorbeigesaust ist; er nimmt Deutschlands Einsamkeit als gottgewollte Wiegengabe unsers Wesens, die wir nicht zerstören dürfen, weil sie uns tief im Herzen sitzt; er preist den eisernen Harnisch der Schlachten, die ritterliche Zeit, die ihm nach engen, kranken Tagen erst die stolze Männlichkeit zurückgegeben habe; er sieht Dichter und Staatsmann in innigem Bunde, nein, in brüderlicher Freundschaft, beide gleich begnadigt von Gott, mit gleicher Schöpferkraft beseelt. Und immer wieder der Dank an diese gewaltige Zeit:

Ich liebe dich, der Dichter muß dich lieben!
Du hast die stillen Seelen aufgetrieben,
jetzt blühn sie offen unbewußt am Licht.
Du hast so großes Leid mit Blut geschrieben,
die Schrecken blassen, Liebe ist geblieben,
und freundlich scheint dein eisernes Gesicht.

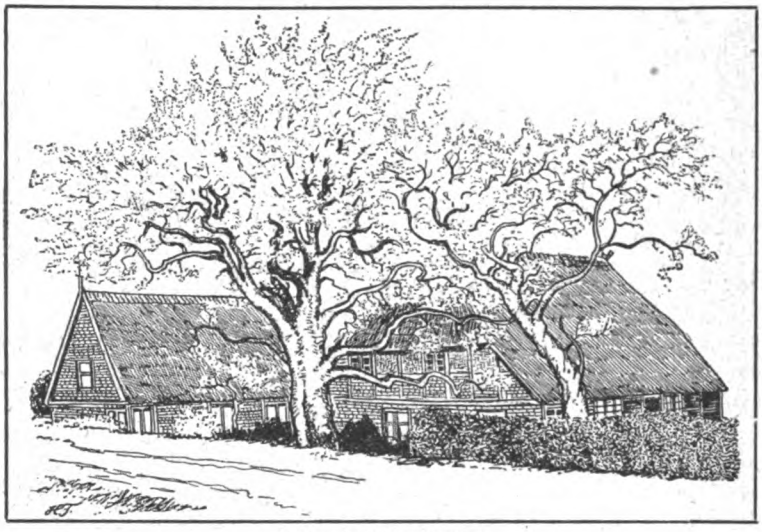
Freilich ist der laute, heiße Kampf nur Vorbereitung für den Künstler. Sein Genius erwacht wieder, wenn Blut und Stürme schweigen. Dann, in stillen Nächten, beginnen seine Schlachten, Leid und Freuden weint er einsam aus, fromm wartend, ob sich ihm Gestalten neigen ... Neben solchen persönlichen Bekenntnissen stehen kleine objektive Schlachtenbilder von erstaunlicher Kraft und Anschaulichkeit — wunderbar oft, wie die strenge Geschlossenheit des Sonetts sie zu fassen und zu halten vermag! Selbst für den dramatischen Dialog weiß dieser Dichter die Form geschmeidig und gefügig zu machen, und manches seiner Sonette (z. B. »Der Wehrmann träumt« oder »G'wehr Nr. 10«) bringt es sogar — eine Seltenheit beim Sonett — zu volkstümlicher Form und Wirkung.

Bei der zur Ruhe, zur wohlüberlegten Ausgeglichenheit zwingenden Kunstform des Sonetts sollte man meinen, es wäre ein Liebling, wenn nicht gar die Gerechtsame des reiferen Alters. Widerspricht dem schon Goltz, so erst recht das kleine Büchlein »Sonette aus dem Schützengraben«, in dem der Jenaer Literarhistoriker Rudolf Schlösser die nachgelassenen Kriegsgedichte seines im Sommer 1916 vor Beaumont-Hamel gefallenen Sohnes Siegfried Schlösser gesammelt hat (Leipzig, Sarasin). Man muß sich vielleicht daran erinnern, daß dieser Achtzehnjährige, der als Primaner ins Heer eintrat, im Hause des Platen-Biographen aufgewachsen ist; sonst würde die Vorliebe des jungen Dichters für das Sonett, in dem sich all seine wechselnden Stimmungen und Gedanken, Träume und Hoffnungen, Entschlüsse und Erlebnisse im Felde und daheim während eines Urlaubs höchst mannigfaltig, persönlich und bewegt aussprechen, noch überraschender sein. Auch hier das Bild eines deutschen Jünglings, der über Nacht zum Manne geschmiedet wird, sich aber von der härtesten Wirklichkeit nicht den Idealismus, den Traum und den Frohsinn der Jugend rauben läßt und der spröden Form erstaunlich viel frisches, sinnlich-unmittelbares Lebensgefühl abringt. Zwei angehängte Soldatenlieder, die Takt und Melodie in sich haben, zeigen zudem, daß Siegfried Schlösser auch den volkstümlichen Ton schon beherrschte. Die Kugel, die den jungen Leutnant niederstreckte, hat nicht bloß dem Kaiser und dem Vaterlande einen tapferen Soldaten, sondern auch dem deutschen Volke die Hoffnung auf einen Dichter dahingerafft.

Den Kriegsgedichten Hans Fr. Blunds »Sturm über m Land« (Jena, Diederichs) hat sein niederländischer Landsmann Rudolf Alexander Schröder ein Geleitwort geschrieben, das Lob und Kritik vorwegnimmt: in der Tat ruhen fast alle die hier gesammelten Gedichte, nicht bloß die unmittelbar aus dem Kriege erwachsenen, auch die Balladen aus der niederdeutschen Geschichte, auf den zwei wichtigen Grundlagen jeder wirklichen Dichtung, auf Erlebnis und Gesinnung. Das eigne Erlebnis in diesem Dichter ist so stark, daß er gar nicht in Versuchung gerät, seine Bilder und seine Sprache irgendwelche Anleihen bei der poetischen Überlieferung machen zu lassen: jedes Wort, jede Vorstellung, jeder Gedanke hat Heimatduft aus der Nordmark, Meeresatem von der Waterkant. Eine saftige, kernige Derbheit ist in all diesen Versen, auch wenn sie — was selten geschieht — das balladenhaft-epische Gewand ganz abstreifen und völlig ins Lyrische untertauchen. Das »frische, reine und jugendliche Gefühl«, das Schröder den Blundschen Gedichten ferner nachrühmt, hat aber doch einen leisen Beigeschmack, insofern es manchmal dem Dunklen, Trüben und Unausgegorenen, einem alten Erbteil niederdeutscher Stammes- und Kunstart, allzuviel nachgibt. Kraft und Fülle leiden darunter kaum, aber die Klarheit, Durchsichtigkeit und Einfachheit, die höchsten Kennzeichen der Lyrik, kommen nicht immer zu ihrem Recht. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verschiedenes



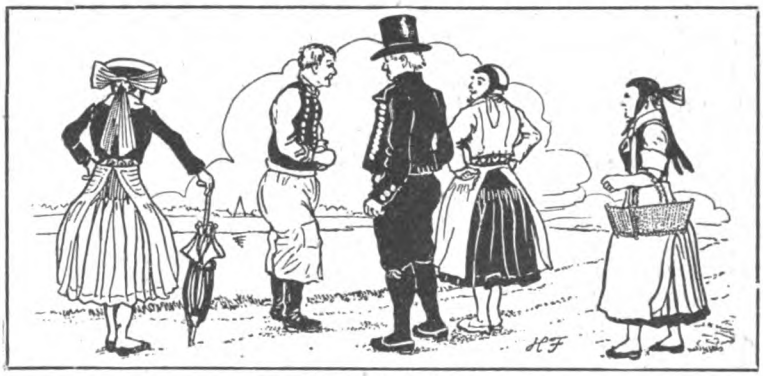
Katen in Altengamme
Aus Hans Försters »Malerischen Vierlanden« (Hamburg, Rich. Hermes)

Die malerischen Vierlande. Bilder und Skizzen von Hans Förster (Hamburg, Rich. Hermes).

Das Beiwort »malerisch« ist für die Vierlande zu einem stehenden geworden, in dem Sinne, wie es einst Schücking und Freiligrath für Westfalen gebrauchten. Dabei ist doch der Pinsel des Malers in dem Gebiet der hamburgischen Landherrschaft Bergedorf, soweit es die vier Marschengemeinden Neuengamme, Altengamme, Curslak und Kirchwärder umfaßt, bei weitem nicht so heimisch geworden wie auf der roten Erde, wo es sich eine lange Weile die Düsseldorfer wohlsein ließen. Und doch! Das Wort ist mehr als ein bloß schmückendes, es hat seine Bedeutung. In der Tracht, in den Wohn- und Nutzbauten, im Haus- und Gewerbefleiß, in den Bräuchen, im Hausrat, in den Scherzen und Sprichwörtern — überall äußert sich ein sinnenfrohes anschauungskräftiges, farbenreiches Leben, an dem das Auge des Malers, des künstlerisch empfindenden Menschen überhaupt seine helle Freude haben muß. Hans Förster hat es uns in dem 42. Bändchen der Niederdeutschen Bücherei in Wort und Bild liebevoll vor Aug' und Herz gezaubert, wie es nur jemand gelingt, der sich dort zu Hause fühlt. Was alles weiß er uns Hübsches und Sinniges, Ernstes und Heiteres, Nachdenkliches und Bedeutsames von Tracht, Häusern, Möbeln, Schnitz- und Schmiedewerk, Webereien, alten Bildern, alten Liedern und Reimen zu erzählen! Das Beste an seinem Büchlein sind aber doch wohl die vielen hundert Federzeichnungen, mit denen er den Text ausgeschmückt hat. Das gibt eine Vereinigung von realistischer Genauigkeit und künstlerischer Stimmung, wie man sie allen ähnlichen Heimatsbüchern wünschen möchte. Durch die paar Proben, die wir hier einstreuen, möchten wir Appetit auf das Ganze machen. Nehmt, lest und kostet — das Gericht wird euch vortrefflich munden!

*

Das Baltenland soll jetzt wieder zu Deutschland kommen. Wir tun Herz und Arme weit auf für die lange vom Mutterland getrennten Brüder, fühlen aber auch die Verpflichtung, uns ernster und liebevoller, als wir lange getan, mit ihrem Volksleben und ihren dichterischen Überlieferungen zu beschäftigen. Dafür gibt es in dem neuen Sammelwerk »Die Baltischen Provin-

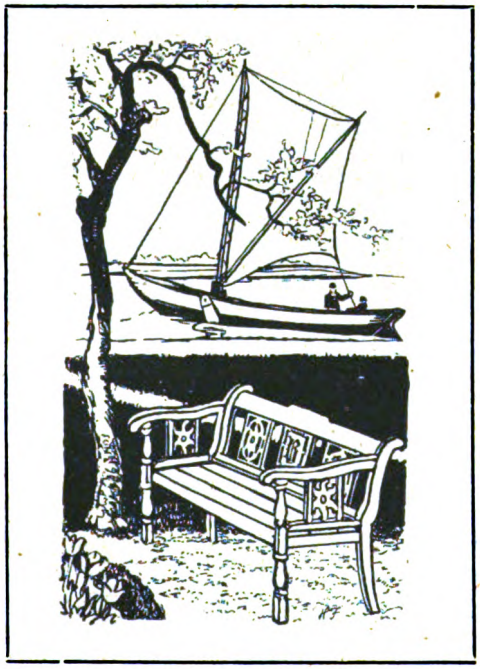


Am Außendeich
Aus Hans Försters »Malerischen Vierlanden« (Hamburg, Rich. Hermes)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zen«, das Dr. Otto Grautoff in Felix Lehmanns Verlag (Berlin-Charlottenburg) herausgibt, ein gutes Hilfsmittel. Der 5. Band beschäftigt sich mit den »Baltischen Sagen und Märchen«. Die ältesten hier aufgezeichneten Sagen führen in die Zeit der Eroberung »Alt-Livlands« durch Ritter, Mönche und Kaufleute aus Niederdeutschland und den Hansestädten, in die Zeit der Bekehrung der heidnischen Letten und Esten, der Gründung von Kirchen, Burgen und Städten durch den Schwertbrüderorden, der nachmals im Deutschen Orden aufging. Auch die politischen Wirrnisse und kriegerischen Ereignisse der späteren Jahrhunderte haben ihren Niederschlag in den Sagen gefunden: Dänen und Schweden, Polen und Russen ziehen in buntem Wechsel über die Bühne. Erzählungen, die sich an alte deutsch-baltische Geschlechter und ihre Burgen knüpfen, reihen sich an, ferner in ihrem Kern uralte Geschichten, die von Rechtsbräuchen und Sitten und von Anschauungen über Tod und Seele Kunde geben. Aber auch in die Hütte des Bauern führen uns die Sagen und endlich in die reichbelebte Natur des schönen Landes. Von Seen und Flüssen, von den Himmelserscheinungen, von Steinen und Felsen, von Tieren und Pflanzen wissen sie zu berichten und suchen deren oft geheimnisvoll übernatürliche Entstehung zu erklären. In den Märchen und Schwänken betreten wir bekannteren Boden. So manches Stück erinnert uns an die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm und alte deutsche Schwänke, doch läßt die Form der Schilderung und das Kostüm der wandelnden Personen die Eigenart der baltischen Bauernerzähler wohl erkennen. Das Tor zu einer farbenfrohen, uns bisher noch unbekannten Welt öffnet dieser Sagen- und Märchenband, den als wertvoller künstlerischer Schmuck Zeichnungen des Balten Rolf von Hoerschelmann begleiten.

Winter
Aus Hans Försters »Malerischen Vierlanden« (Hamburg, Rich. Hermes)



Bank
Aus Hans Försters »Malerischen Vierlanden« (Hamburg, Rich. Hermes)

*

Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr. Karl Reisert (vierte, vermehrte Auflage; Freiburg, Herder; geb. in Leinwand 21 *M*).

Der Titel könnte irreführen. Denn dies Werk enthält nicht, wie der Zusatz vermuten läßt, hauptsächlich Kommers- und Studentenlieder; diese bilden vielmehr nur einen verschwindend kleinen Teil des hier gesammelten Reichtums. Weitaus der größere Teil umfaßt die vom ganzen Volke gesungenen Lieder, und zwar neben denen, die schon seit langem zu unserm musikalischen Hausschatz gehören, auch Schöpfungen neuerer und neuester Dichter, deren Werken die hervorragendsten Liederkomponisten der letzten Jahrzehnte die Schwingen des Tones verliehen haben. Für die Auswahl von Chor- und Sololiedern zu den verschiedensten Gelegenheiten bietet sich hier also eine reiche Fundgrube. Sagte doch die Kritik schon von der 1912 erschienenen 3. Auflage: »Was an deutscher Innigkeit, an deutscher Kraft und Stärke, an deutschem Ernst und Humor, deutscher Fröhlichkeit und Lust im Liede lebt, hier ist's im Ton festgehalten.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Bruno Frank: »Die Schwestern und der Fremde« — August Strindberg: »Die Folkungersage« — Melchior Lengyel und Ludwig Biro: »Die Zarin« — Adolf Paul: »Lola Montez« — Ludwig Fulda: »Die Richtige« — Alfred Möller und Lothar Sachs: »Meine Frau, die Hofschauspielerin« — Karl Sternheim: »Perleberg« — Heinrich Mann: »Variété« - Molière-Strauß: »Der Bürger als Edelmann« — Alexander Girardi † — Oskar Sauer † — Guido Thielscher vierzigjähriges Bühnenjubiläum

Werden nun endlich mal die ebenso langweiligen wie weichlichen Klagelieder über die Verderbnis unsrer dramatischen Kunst und unsers Theaters verstummen? Wir haben heute einen regen, hoffnungsvollen Nachwuchs junger Dramatiker, der keineswegs an eine Richtung oder Schule gebunden ist, sondern sich der Bühne auf den verschiedensten und abwechslungsreichsten Wegen naht; wir haben Bühnen- und Spielleiter, die sich ebenso gut auf die Kunst verstehen, die leiseste dichterische Absicht, die heimlichste Stimmung eines dramatischen Werkes zu erspähen, wie dem Zaghaften zum Mute, dem Unbeholfenen zur Sicherheit, dem Lallenden zur volltönenden Sprache zu verhelfen; wir haben sogar — mitten im Kriege, ja vom Ernst des Krieges erst erzogen — ein Theaterpublikum, daß sich zu Aufmerksamkeit, Andacht und freudigem Beifall gewillt zeigt. Fast jede Dramatische Rundschau dieser Hefte konnte im Laufe des letzten Jahres von irgendeiner neuen Begabung berichten, die wohl noch ihre Einseitigkeiten, ihre Schwächen und Unzulänglichkeiten, vielleicht sogar ihre Gefährlichkeiten hat, die aber irgendwie zum Aufhorchen zwingt und irgendwo ein Häkchen sehen läßt, an das man das Boot der Hoffnung knüpfen kann. Georg Kaiser, Reinhard Sorge, Walther Hasenclever, Reinhard Goering, Fritz v. Unruh, Anton Wildgans, Wilh. Stücklen und jetzt Bruno Frank — so viel Namen, so viel Verheißungen, und unter diesen Verheißungen mehr als ein starker, nachhaltiger Erfolg. Der Sonnenblick, der sich da durch die Wolken unsrer Gegenwart stiehlt, mag kümmerlich genug sein angesichts der Tränenflut, die uns rings umgibt, auslöschen aber sollen wir ihn nicht, sondern uns seiner freuen und des volleren Lichtes mit Zuversicht warten.

Der Schwabe Bruno Frank, ein Dreißigjähriger, den wir bisher nur als feinen Lyriker und anmutig begabten Novellisten kannten, bringt mit seinem Schauspiel »Die Schwestern und der Fremde« einen neuen Klang in dieses Konzert der Hoffnungen. Er steigt von der Beobachtung und Schilderung des unmittelbaren warmen Lebens zur Romantik und Mystik auf und vergißt doch die Bussole der heute so empfindlich gewordenen Seelenkunde nicht noch das Senkblei philosophischer Vertiefung ins Allgemeinmenschliche. Er scheint eine Weile, ganz in sich versunken, unbekümmert um Ort, Zeit und Widerhall, auf den seligen Gebilden seiner Träume dahinzuschweben, ohne Gedanken an Zweck oder Ziel, und plötzlich wird man doch gewahr, daß er wachen Auges und willigen Ohres in die Seele seiner Zuhörer hinablauscht und das Steuer nach einem Hafen gerichtet hält, an dessen Eingang der Leuchtturm einer sittlichen Idee steht. Wenn einem von den Jüngeren, so scheint ihm der Beruf zuzufallen, die verhängnisvolle Kluft zu schließen, die sich zwischen Künstlertum und Publikum aufgetan hat, ohne daß ihm dabei ein Stein aus seiner Krone zu fallen brauchte. Selbst mit dem Augenblick verträgt er sich gut. Er weiß den Ernst mit linder Heiterkeit, das leichte Spiel mit Tiefsinn zu durchwirken und läßt hinter dem grauen Alltag eine phantastisch belebte Welt der Unwirklichkeit sehen, in der ein jeder seine eigne Sehnsucht nach Lust spazierenführen mag.

Sein Held Rudolf Dorguth braucht um Sym-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Erika Gläßner als Cordula in Bruno Franks Schauspiel »Die Schwestern und der Fremde«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pathien der Herzen nicht erst lange zu werben: er erscheint von vornherein als einer, den man früher eine »interessante Figur« nannte, und erzwingt sich doch bald Aufmerksamkeit für das, was Tieferes aus ihm und seinem Leben emporquillt. Der Verdacht, daß wir es hier mit einem bloßen Virtuosen der Liebe, mit einem Herzenbrecher und Unwiderstehlichen zu tun haben könnten, kommt gar nicht erst auf, so deutlich fühlen wir, längst vor der Aufklärung des letzten Aktes, den Fluch seines Segens über ihm schweben: er, der überall, wohin er kommt, Liebe erweckt, geht leeren Herzens davon, und er lacht nicht darüber, er leidet daran, er ist sich seiner »Gemütsarmut« schmerzlich bewußt, für so reich an Gefühlen ihn andre auch halten. An zwei Schwestern, Töchtern einer Generalswitwe, erlebt er Stern und Unstern seines Geschicks. Die zarte, schwindsüchtige Cordula, die ihm auf einem heimlich besuchten Maskenball begegnet, küßt er nicht bloß zu schnellem, flüchtigem Glücksrausch wach, sondern beschenkt die Todgeweihte in mitleidsvoller, selbstvergessener Güte als Bräutigam vor aller Welt auch mit dem letzten vollen Glück der fürs Leben Erkorenen; vor der andern, der schönen, gesunden und lebensfrohen Judith, die ihrem Verlobten um seinetwillen den Abschied gibt und dem Freigewordenen in sicherer Hoffnung auf ein gleich glühendes Herz das ihrige auf beiden Händen entgegenträgt, muß er mit dem Geständnis fliehen, daß er der Sterbenden nur das tröstende Trugbild einer Liebe gegönnt hat, daß er, ein ruheloser Ahasver, stets auf der Wanderschaft nach Liebe sei, ohne je die Rast und Kraft für sie zu finden. So stößt er sich auch jetzt wieder in die Fremde hinaus, gebannt und gefesselt an sich selbst, eingeschlossen in den Kerker seiner Kälte, begleitet von den Geisterstimmen derer, die vor ihm an den rätselhaften Beziehungen der Geschlechter Verwandtes oder Entgegengesetztes zum Leid und zur Freude für sich selbst, zur Nachahmung und Warnung für die Kommenden erfahren haben.

Die zwei von einem Vorspiel eingeleiteten Akte fordern von der Bühne für ihren neuen satten, weichen Ton ein neues Instrument. Sie fanden es im Theater an der Königgrätzer Straße unter Rudolf Bernauers schmiegsamer Spielleitung und in einer Darstellung, um die sich neben Alfred Abel, einem von Phantasie und Geist getragenen Dorguth, Erika Gläßner als sicher abgetönte, rührende und doch bewußte Cordula, Frieda Richard als lebens- und liebeserfahrene alte Scheuerfrau und Richard Schünzel als geheimnisvoller alter Herr verdient machten.

Es wäre merkwürdig, mehr als merkwürdig, wenn es nicht auch in diesem Berliner

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Steinrück in Strindbergs »Folkungersage«
(Theater an der Königgrätzer Straße)

Theaterbericht, dem letzten des Spieljahres, wieder einen Strindberg gäbe. Sein dramatisches Lebenswerk umfaßt, alle Einakter mitgerechnet, nicht viel weniger als fünfzig Stücke, was selbst für die Gefräßigkeit der Berliner Bühnen noch auf einige Jahre reichen wird, auch wenn die Grenzsperre gegen die französischen und russischen Werke eine Weile über den Friedensschluß hinaus andauert. Immerhin sind die modernen Seelen- und Gewissensdramen Strindbergs, die großen und kleinen Abrechnungen mit sich selbst und seinen persönlichen, oft allzu persönlichen Erlebnissen, allmählich erschöpft. So kommen denn die historischen Dramen, insbesondere die aus der schwedischen Geschichte an die Reihe, leider in einer durchaus willkürlichen Folge. Nachdem der »Gustav Wasa« und die »Christine« schon vor langer Zeit vorweggenommen waren, greift man jetzt im Königgrätzer Theater die an der Schwelle dieser heimatlichen Geschichtsdramen liegende »Folkungersage« auf, mit deren Stoffkreis wir einigermaßen durch Kretschmers Oper vertraut sind. Strindbergs persönliche Weltanschauung, seine leidvolle Menschenbetrachtung, sein gramvoll wütender Haß, sein ätzender Pessimismus verleugnen sich freilich auch beim Ritt durch diese mittelalterliche Romantik und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Das junge Königspaar in Strindbergs »Folkungersage« (Theater an der Königgrätzer Straße)

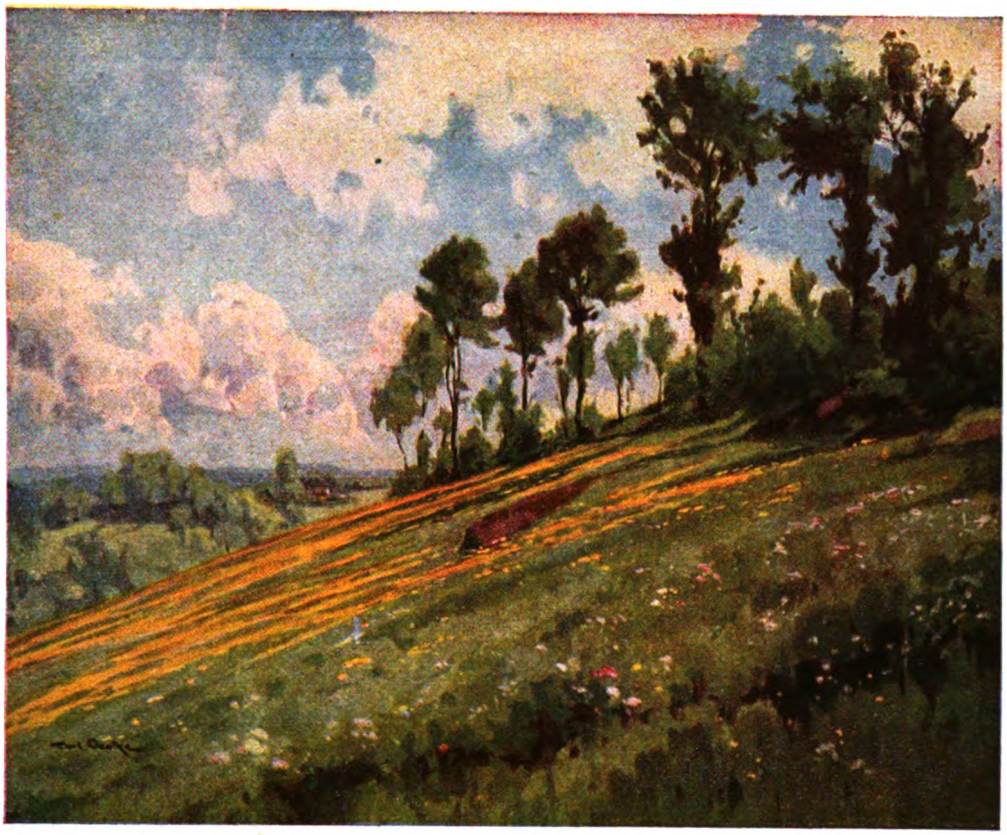
vaterländische Geschichtschronik nicht ganz, aber das persönliche Temperament des Dichters bricht doch nur stellenweise blitzartig durch das Visier seiner Rüstung: im allgemeinen wird uns zugemutet, für längst versunkene nordische Vergangenheitsdinge eine Teilnahme aufzubringen, die wir uns heute kaum für heimische Begebenheiten gleich fern liegender Zeit abzuringen vermögen. Was geht uns am Ende dieser an Leib und Seele gebrochene König Magnus an, der auch durch die Botschaft, daß der Feind vor den Toren steht, nicht aus seiner Altersruhe aufzuschrecken ist, der lieber auf die letzten Pulsschläge des vor seinen Augen dahinsterbenden jungen Königsgeschlechts, seines Sohnes und seiner Schwiegertochter lauscht, als den immer noch königlichen Rest seiner Größe und Reinheit für die Allgemeinheit, für Volk und Vaterland wirksam zu machen? Der Staat verfällt, von außen bringt mit dem Kriegsbrand auch der schwarze Tod ins Reich ein und findet drinnen ein von Lüsten und Lastern, Blutschuld und Irrwahn, Ränken und Parteiungen, Glaubenszwistigkeiten und Pfaffentücken zerfressenes Gehäuse. Das Martyrium, das der christusähnliche Leidenswille des Königs für all die andern gegenwärtigen und vergangenen Schuldigen auf sich nimmt, sühnt wohl, aber heilt nicht mehr. Seine Güte vermag dem Lande keinen Segen, seine Milde keinen Frieden, seine Kreuztragung, so sichtbar sie seinen Zeitgenossen und uns gemacht wird, keine Erlösung zu bringen. So hat denn auch sein unaufhaltbarer Untergang allenfalls nur Kraft, uns zu rühren, nicht aber uns zu erschüttern. Selbst unser guter Wille, Hoffnung und Zuversicht an das junge Geschlecht zu klammern, das sich licht vom düstern Hintergrund des Alten abhebt, findet nur einen schwachen Halt. Schließlich bleibt trotz der starken Leistung des aus München herübergebetenen Gastes Albert Steinrück die Frage auf den Lippen: War es nötig, uns im vierten Kriegsjahre mit diesem blindgewordenen schwedischen Kronjuwel zu behelligen, während so manches vaterländische Drama aus näheren Tagen vergebens auf die Probe wartet, ob nicht etwa die Kriegsblitze der Gegenwart seinem verrosteten Metall neues Feuer entlocken?

Dabei ist doch eine wiedererwachende Neigung für historische Stoffe bei Schaffenden und Genießenden nicht mehr zu verkennen, wenn sie einstweilen auch noch häufiger in den Vorzimmern der Geschichte, der Anekdote, herumscharwenzelt, als daß es ihr gelänge, zu den großen

Aufn. Fritz Richard, Berlin

Frida Richard als Brigitte in der »Folkungersage« von Strindberg (Theater an der Königgrätzer Straße)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karl Oenike: Wiesenhang im Riesengebirge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mächten und Persönlichkeiten selbst hindurchzubringen. Stücke wie Melchior Lengyels und Ludwig Biros »Zarin« oder Adolf Pauls »Lola Montez« (Buchausgabe bei Albert Langen, München) — was sind sie anders als witzige Geschichtchen aus den Bedientenräumen der Weltgeschichte? Die beiden Ungarn begnügen sich mit einem oberflächlichen, wenn auch höchst bühnengeschickten Ausschnitt aus dem Leben der russischen Katharina, der »Semiramis des Nordens«, die hier aber bei ganz andern Schwächen und Stärken ihres Weibtums gefaßt wird, und der Deutschschwede, ebenso fruchtbar — aber auch ebenso physiognomielos — als Dramatiker wie als Novellist und Romanschriftsteller, zeigt sich in der mit Scribe- und Sardouschen Mitteln dramatisierten Episode aus dem Madrider Vorleben der später, in ihrer vormärzlichen Berühmtheit, Studenten und Könige berückenden »leichtfüßigen Andalusierin« von kaum geringerer Bescheidenheit. Was er an »Seele« in die politische Limonade zu mischen sucht, bringt den Trank kaum zum Brausen, geschweige denn zur Gärung. Die sonst nur immer geliebt ward, diesmal liebt sie selbst. Liebt zum erstenmal, liebt mit dem ganzen Feuer und Sturm ihrer Jugend und ihrer Rasse, liebt den berühmten und gefürchteten Karlistenführer Madons, der es ihr mit seiner tollkühnen Kraftnatur angetan hat. Er entführt sie, gibt sie aber, großmütig wie er ist, auf ihre Bitte wieder frei, weil sie meint, sich erst über das Gefühl klar werden zu müssen, das sie zu ihm hinzieht, ob es nicht etwa einer augenblicklichen Laune entspringe, nur ein Rausch der Stunde sei. Zu seinem und ihrem Verderben! Ein Weib, das der Stimme seines Herzens mißtraut, meint Adolf Paul, ist immer verloren. Und darin besteht die besondere Tragik dieser Vielgeliebten, daß sie es im Lug und Trug des Lebens verlernt hat, Echtes von Falschem zu unterscheiden, die wahre Liebe selbst dann zu erkennen, wenn schon das Herz in Flammen steht. Und Madons? Die Aufschubfrist von acht Tagen benutzen die Gegner und Nebenbuhler des Karlistenhäuptlings, an ihrer Spitze der eifersüchtige Herzog von Vittoria, Regent von Spanien, ihm eine Schlinge zu legen. Der blind Verliebte tappt, durch Lolas Botschaft angelockt, hinein und fällt den Häschern in die Hände; vor den Fenstern der ahnungslosen Geliebten soll er mit andern Karlisten gehenkt werden. Lolita wird dabeisein; der englische Gesandtschaftssekretär, der bisher vergeblich um ihre Gunst warb, reicht ihr schon den Arm, um sie auf den Balkon zu führen, von dem aus sich das Schauspiel in Behaglichkeit genießen läßt. Aber in diesem furchtbarsten Augenblick ihres Lebens, wo sie sich bewußt wird, daß sie durch Verleugnung ihres ersten

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus der »Zarin« von Lengyel (Herr Albers und Frl. Maria Orska; Komödienhaus)

wahrhaften, lebendig machenden Gefühls ihr Verhängnis heraufbeschworen hat, faßt die Sennorita den weltgeschichtlichen Entschluß, all ihren aristokratisch-diplomatischen Freunden und Feinden zum Trotz hinfort Rache, Weltrache zu tanzen: »Hütet euch, ihr Hunde, ihr sollt jetzt Lola Montez (die künftige Gräfin von Landsfeld, Geliebte des Königs Ludwig I. und Jesuitenfresserin) kennenlernen! Ihr sollt sie haben, wie sie durch euch wurde! Ihr sollt noch schaudern ob Lolas Tanz!« ... War es ein beabsichtigter Witz oder eine plumpe Verlegenheit, daß sich das Künstlertheater auch für diese »Bombenrolle« die Darstellerin (Ida Roland) aus München leihen mußte? Vielleicht aber gereicht es der Berliner Schauspielkunst nicht einmal zur Unehre, daß sie für solche äußerlich so hitzigen, innerlich so kalten Virtuosenaufgaben, seit die Konstantin nach Wien übergesiedelt ist, keine »ausreichende« Vertreterin mehr hat.

Und doch scheint, gleichsam als Rückschlag gegen das männliche Prinzip, das draußen im Felde Geschichte und Schicksal wirkt, auf dem Theater eine vorläufige Entwicklung zum Weiblichen bevorzustehen. Als wollte die Kunst, das holde Widerspiel des Lebens, friedliche Rache nehmen für das kriegerische Geschehen der Wirklichkeit. Kaum mag man noch an

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus dem Lustspiel »Meine Frau, die Hofschauspielerin« (Kgl. Schauspielhaus in Berlin: links Biensfeldt als Strupp, rechts Frl. Arnstaedt in der Titelrolle)

einen Zufall glauben, wenn man auf einmal so viel Stücken mit »Helden« in Mieder und Unterrock begegnet. Ein Klageweib mit Zepter und Krone — mehr ist Strindbergs König Magnus kaum —, eine mannstolle Zarin, eine verliebte Tänzerin — um die Zahl sieben auf einmal voll zu machen, sorgt Ludwig Fulda in seinem Traumschwank »Die Richtige« (Buchausgabe bei Cotta) gleich für vier weitere Exemplare solch weiblichen Scheinheldentums. Daß diese vier nur Abwandlungen einer einzigen sind, ist vielleicht ein mildernder Umstand, sagt aber nichts gegen die Theorie vom aufsteigenden Theaterstern des Ewigweiblichen. Theophil Schlebusch, Leder en gros, in Firma Mertz & Schlebusch, und nebenbei — für die Bretter also, die hier weniger denn je die Welt bedeuten, in der Hauptsache — Dichter, Maler und Tonsetzer, ist mit seiner Eheliebsten, die nicht nur Minna heißt, sondern auch so aussieht und so ist, höchst unzufrieden. Wie ganz anders würde sein Talent, sein Genie aufblühen, wenn statt dieser braven Hausehre eine Dämonin, die ihn mit der Rute des Ehrgeizes zu Erfolgen treibt, eine Muse, die seine Gedanken mit ihm teilt, eine Hetäre, die seine Sinne in Feuer hält, mit ihm durchs Leben wandelte! Der Traumkobold, eins jener behenden Heinzelmännchen, die's phantasielosen Dichtern noch heute so bequem machen wie ehedem den Bäckern und Fleischern in Köln, erfüllt diese drei gottlosen Wünsche nacheinander, Akt für Akt mit dem immer gleichen Ergebnis, daß Theophil seinem Schöpfer dankt, wenn er die Ersehnte wieder los ist, und mit dem Endziel, daß er in seiner Minna, die sich zu so schrecklichen Maskeraden hergab, die einzig »Richtige« erkennt. Von einem Traumstück, das seinen Schabernack mit der Wirklichkeit treiben soll, verlangt man eigentlich mehr Selbstherrlichkeit, Ausgelassenheit und Tollheit, meinetwegen auch — man denke an »Hans Sonnenstößers Himmelfahrt« von Paul Apel! — ein Büschel grotesker Unmöglichkeiten, die ihre Wurzel am Kopf-, ihre Blüte am Fußende tragen, während bei dem Mustergärtner Fulda, dem Vater des »Talisman« und des »Schlaraffenlands«, auch im Traumland alles fein säuberlich am Spalier der Vernunft und Logik gezogen wird. Nicht die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sondern die alte Schwiegermutter Weisheit oder gar deren Muhme Mathematik scheint als Patin mit Lineal und Zirkel an der Wiege dieses »Traumschwankes« gestanden zu haben. An hübschen Einfällen und Wendungen fehlt es freilich im einzelnen nicht, und wenn Hans Waßmann den musengesegneten Lederfabrikanten spielt und Else Heims mit einem im Stimmwechsel zwischen Jugend und Reife doppelt ergötzlichen Humor neben ihrer klugen, gütigen Minna Ingeborg, die Dämonische, Heloise, die Geistige, Lolo, die Verführerische, gibt, so kommt das Volkstheater am Bülowplatz immer noch zu einem leidlich fröhlichen Abend.

Wenn Fulda für seine Erziehung zur Ehe noch einen Traum- und Verwandlungsakt mehr brauchte, so könnte der ungefähr so aussehen wie das neueste Lustspiel des Königlichen Schauspielhauses von Alfred Möller und Lothar Sachs. Auch hier ein Dichter als unglücklicher Ehemann in einer Häuslichkeit, in der es so zugeht, wie der Titel des Stückes und der »besseren Hälfte« vermuten läßt: »Meine Frau, die Hofschauspielerin« — wenn man das hört, lassen die Verfasser selbst einen der Hausgäste sagen, hat man gleich das Gefühl: Da wird der Mann gepiesackt. Er wird es. Die Frau Hofschauspielerin (Frl. Arnstaedt) glaubt nicht an seine dichterische Begabung, läßt sich von einem Rennstallbesitzer die Kur schneiden und möchte durchaus wieder auf die Bühne, gerade weil sich der Herr Gemahl so hartnäckig dagegen sträubt. Und sie bekommt ihren Willen, aber nur, weil das Stück, für das das Neue Komödienhaus sie in der Titelrolle nicht glaubt entbehren zu können, von ihrem — Mann ist, der es unter einem Decknamen eingereicht hat. Das Stück — Frau Karlas eigne Ehegeschichte, aber das merkt sie gar nicht — wird aufgeführt, bringt es zu einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glänzenden Erfolg, und in den Armen liegen sich beide: er, dessen Talent nun vor allen Augen besiegelt ist, sie, die ihm so kameradschaftlich dazu verholfen hat. Man sieht: hier sind sogar beide »die Richtigen«, der eine für den andern. Um den Erfolg freilich, den das Stück am Schillerplatz davontrug, machen sich, wie das so die Art leichter Lustspielware, weniger die Haupt- als die Nebenrollen verdient, vor allem der als Verfasser vorgeschobene Strohmann, ein Freund des Dichters aus der Provinz, der sich mit schlagfertigem Witz und gelassenem Humor in seine Aufgabe zu finden weiß, wenn er auch alsbald an den noch glimmenden Kohlen einer Jugendliebe lichterloh Feuer fängt. Diesen Scheinverfasser, der keinen blauen Dunst von dem Inhalt des Werkes hat, spielt Vespermann mit einer so glücklichen Lustspiellaune, daß man dem Schauspielhaus, ihm und uns nur wünschen kann, er möchte öfters mit solchen Rollen bedacht werden. Dann sind da noch zwei behagliche Gemütsfiguren: ein borstiger Junggeselle (Biensfeldt), der sich gern an fremden Kaminen wärmt, aber vor der drohenden Verlobung Reißaus nimmt, und ein molliges fürsorgliches Heimchen, »Muttchen« genannt (Frl. Heisler), das natürlich noch zur rechten Zeit ihr Männchen bekommt, wie denn überhaupt die vielversprechenden Herren Verfasser dem lieben Publikum alle Wünsche von den Augen absehen. Nur so weiter auf der Bahn, und das Königliche Schauspielhaus wird bald wieder seine Hausdichter haben, nachdem Lubliner stumm geworden ist und Philippi sich aufs Altenteil zurückgezogen hat. Man könnte in einer Zeit, die nun mal nach einem heitern Lustspielhimmel lechzt wie die Welt nach dem Regenbogen des Friedens, Ja und Amen zu solchen Ab- und Aussichten sagen, wenn die Verfasser nur ein wenig höhere Ansprüche an sich selber stellen wollten, sei es auch nur im Dialog und in den theatralischen Mitteln. Doch sie sind jung; vielleicht bekehren sie sich noch zu der Überzeugung, daß der Erfolg verpflichtet — desto höher, je früher und unverdienter er kommt.

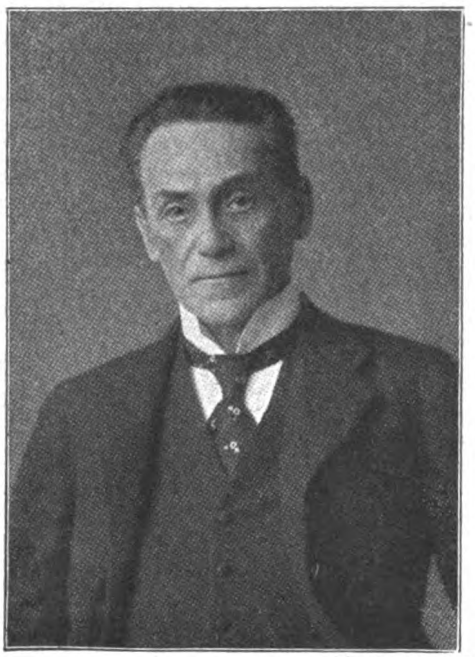
Ich vermag mir sehr gut vorzustellen, daß manch eine von den ehrenwerten gutberlinischen Bürger- und Beamtenseelen, die sich von der »Frau Hofschauspielerin« in den Himmel ungetrübter Glückseligkeit tragen ließen, gar nicht wird begreifen können, wie und was es an solchem »restlos befriedigenden Theaterabend« denn eigentlich zu vermissen gibt. Nun, was ich mit solchem Diogenes machte, wüßte ich schon. Ich nähme ihn bei der Hand und führte ihn ins Lessingtheater zu Karl Sternheims »Perleberg«. Das ist gewiß 'ne harmlose Sache, bei der man nicht am hohen Trapez literarischer Verschmitztheiten zu turnen braucht, wenn sie sich auch Komödie anstatt Lustspiel nennt. Ein anschlägiger Kopf von Gasthofbesitzer in Perleberg in der Priegnitz (berühmt durch seine Mostrich-, Wichse-, Seife- und Holzfabrikation) kommt, erleuchtet von seiner Faulheit, auf den Gedanken, ein Fremdenheim mit Sommerfrische aufzumachen. Und sei es auch nur, um seinen Nachbar-Schwager, der ihm das Grundstück zu teurem Preise umgehängt hat, einmal gründlich zu ärgern. Er hat Glück. Kaum ist die erste großspurige Zeitungsanzeige erschienen, kaum hat der Kürschner die Hoteldienermütze mit dem blanken Schild geliefert, kaum sind dem Oberkellner die Koteletts gewachsen, da zieht schon der erste Kurgast ein. Zwar ist's nur ein armer herzkranker Volksschullehrer (Pensionspreis 3,50 *M*), dem man das Vaterunser durch die Backen lesen kann, und der Grand-Hotel-Sparren Frieseckes findet so gar keinen Dank bei seiner kindlichen Genügsamkeit, aber immerhin, Schwager Adolf ärgert sich, und die sich bisher

Aufn. Fritz Richard, Berlin

Max Pallenberg als Jourdain im »Bürger als Edelmann« von Molière und Richard Strauß (Deutsches Theater)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur anknurrten, gehen jetzt zum Beißen und Kratzen über. Aber was ist das? Da blüht plötzlich aus dem kümmerlichen Kostgänger, der — in Perleberg — alles herrlich, alles himmlisch findet, eine so zarte, feine und fromme Menschlichkeit hervor, daß erst die Frau Wirtin zu mütterlichem Mitleid, dann die Küchenmagd Helene zu opferfreudiger Liebe, endlich sogar die feindlichen Schwäger Friesecke und Kramer zu Frieden, guter Nachbarschaft und neidloser Hilfsbereitschaft geläutert werden, alles durch sein bloßes stilles, gütiges, erwärmendes und beseligendes Dasein, das doch gleich nach dem ersten Liebeskuß ausgeblasen wird wie ein Licht im Zugwind. Aber, wie gesagt, ehe den armen Lehrer Tack der Herzschlag trifft, zeigt er uns und zeigt er seiner Umgebung durch seinen Umgang mit der Natur, mit Baum und Blüte, Vogel und Schmetterling, mit Kindern und Menschen, mit Gott und guten Gedanken eine Herzens- und Seelenschönheit, an der der ganze Stoff sich verschönt und vertieft, an dem der Schwank sich zum Lustspiel, das Lustspiel sich zur Komödie verklärt und die Figuren rings um ihn zu Menschen genesen, als erwachten sie jetzt erst aus dumpfem Winterschlaf. Mag dann das Stück mit dem Einzug des Geh. Rechnungsrats nebst Frau Gemahlin und drei trompetenden Kindern wieder zum Schwank zurücklenken, als fürchtete es sich vor seiner eignen Rührung, dieser Strahl von Poesie, doppelt wohltuend, weil er aus einer sonst in eiskalte Boshaftigkeit verpackten Dichterbrust kommt, durchsonnt die ganzen drei Akte, und wir wissen einmal wieder, was fingerfertige Mache und was mitfühlendes Erleben ist. Nicht einmal Heinrich Manns Einakter »Variété«, eine nahe an den Zirkus streifende Groteske nach Wedekindschem Muster, mit all seinem aufdringlichen Brettldiva-Parfüm vermochte den süßen Lindenduft zu zerstören, den die rührende, in all ihrer Armseligkeit so erhebende Gestalt des Todeskandidaten von Volksschullehrer (Kurt Götz) zuvor auf die Szene gebracht hatte.



Aufn. Gs. Weiß, Wien

Alexander Girardi

Da wären wir denn glücklich am Schlagbaum des dramatischen Reiches, wo der Dichter stillgefaßt oder kalt lächelnd seine Krone vom Haupte nimmt, um sie dem Schauspieler auf die Perücke zu drücken. Solch funkelnder Firlefanz, wie diese geschminkt-ungeschminkte Lebensskizze aus dem künstlerisch gehobenen Tingeltangel, lebt am Ende nur von Darstellers Gnaden. Erstaunlich und in seiner Art bewundernswert, welch berückendes Temperament Dagny Servaes in der Rolle der Brettlkönigin Leda d'Ambre aufbrachte, nachdem uns eine halbe Stunde zuvor noch die liebe tumbe Dorfeinfalt ihrer Küchenmagd, die aus reinster Seelenliebe dem todkranken Volksschullehrer um den Hals fällt, fast zu Tränen gerührt hatte.

Was aber will so ein einzelnes Bravourstückchen gegen das schauspielerische, szenische, musikalische und tänzerische Massenaufgebot bedeuten, das Reinhardt für Molières Ballettkomödie »Der Bürger als Edelmann« auf die Beine bringt! Er wird dabei nicht viel billiger davongekommen sein als der Sonnenkönig, der für die prunkvolle Erstaufführung 50 000 Livres ausgegeben haben soll, weniger dem Molièreschen Sittenbild als der türkischen Mummerei zuliebe, die im letzten Akt zu Ehren des außerordentlichen türkischen Gesandten in Szene gesetzt wird. Damals, in den Glanz- und Prunktagen der Hofpolitik, mag solcher Aufwand für Auge und Ohr — Lully schrieb die Musik dazu, ein Orientreisender sorgte für die Echtheit der Kostüme und Zeremonien — angebracht und lohnend, zeitgemäß und stilgerecht gewesen sein; heute, in den Tagen der Somme- und Flandernschlachten, empört sich unser Gefühl gegen solche Aufgeblasenheiten der äußeren Hülle, die Herz und Seele hungern lassen. Mag Molière sich als Hofdichter in einer ganz anders gearteten Zeit bequemt haben, dem königlichen Auftrag und Geschmack nach allerhöchstem Wunsch zu huldigen, sobald er nur sein dichterisches Gewissen durch das vorangeschickte Sittenbild des über seinen Stand hinausstrebenden Bürgers Jourdain mit seiner hausbackenen Frau (die hier zu seiner Tochter geworden ist) und den adligen und nichtadligen Schmarotzern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Abenteurern beruhigt hatte — für uns ist das kein Grund, solch pseudoaristokratischen Zeitvertreib nachzuäffen. Auch nicht mit der Musik von Richard Strauß, zu dessen »Ariadne auf Naxos« das Stück ja einmal gehört hat. Oberflächenkultur gefährlichster, ja, mit Rücksicht auf die ernste, tränendurchtränkte Zeit, abstoßendster und empörendster Art. Das Sittenbild? Es hätte auch uns noch heute etwas zu sagen? Zumal den Kriegsgewinnlern? Umwickelt man ein Messer, mit dem man ein Geschwür aufschneiden will, mit Tand und Flitterkram?

Den Jourdain, den einst der unvergeßliche Viktor Arnold spielte, gibt jetzt Max Pallenberg, der sich so schnell und geschickt, wie selten ein Österreicher, dem herberen norddeutschen Geschmack angepaßt hat und auch hier klug genug ist, sich in das Melancholische zu retten, wenn ihm die Flut der Albernheiten über den Kopf zusammenzuschlagen droht. Vielleicht könnte die Rolle heute noch ins Ernsthafte und Bedeutsame hinübergerettet werden, wenn eine so starke, warmherzige und tiefmenschliche Volksgestalt dahinterstünde, wie es der unvergleichliche Alexander Girardi war, dem nicht nur Wien und Österreich, dem auch Berlin und Reichsdeutschland ehrlich nachtrauert. Eben erst hatte er mit seiner Übersiedlung ans Wiener Burgtheater einen neuen Weg betreten, den Weg aus der Operette zum Volks- und Charakterstück, hatte den Fortunatus in Raimunds »Bauer als Millionär« gespielt, da machte ihn der Tod in wenigen Schmerzenstagen zu einer »Asch'n«, und die darstellende Kunst ist um einen Großen und Einzigen ärmer. Ihn und seine Leistungen nach Gebühr zu würdigen, darf sich ein norddeutscher Kritiker nicht anmaßen; das soll und muß einer österreichischen, einer Wiener Feder vorbehalten bleiben.

Einige Wochen früher verlor Berlin seinen Oskar Sauer, der sich an Volkstümlichkeit mit dem Wiener nicht vergleichen durfte, von den wenigen aber, die durch die Maske in das Wesen, durch den Schein in das Sein zu blicken wissen, desto höher geschätzt wurde: als ein Menschendarsteller, der auch den reifsten und gehaltvollsten Gestalten dramatischer Dichtung, zumal denen der neuzeitlichen Gewissensdramatik, noch etwas, oft das Letzte und Feinste erst, aus eignem hinzuzugeben hatte. Dem, was hier früher wiederholt über ihn gesagt worden, bleibt uns heute nichts hinzuzufügen als der Ausdruck des bitteren Schmerzes, daß ihn während der letzten fünf Jahre eine tückische Krankheit von der Ausübung seiner Kunst fernhielt, die sich doch erst von seiner Altersreife die höchste Erfüllung hätte erwarten dürfen.

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Guido Thielscher als »Ludwig XIV.«

Um nicht mit dem Kreuze des Todes, sondern mit einem Gruß des blühenden Lebens zu schließen, zeigen wir zuletzt noch ein lustiges Rollenbild: den unverwüstlichen Guido Thielscher als — König Ludwig XIV., alias Kellner Ludwig Zwiebelfisch in einem Schmarren von Paul Frank und Julius Wilhelm, mit dem das Theater des Westens Thielschers vierzigjähriges Bühnenjubiläum feiert. Girardi, mit dem im übrigen dieser drastische Komiker, ein durch und durch norddeutsches Gewächs, nicht verglichen werden soll, fand noch wenige Monate vor seinem Tode den Weg ins Burgtheater, und wir dürfen sicher sein, daß er sich auch dort in höheren dramatischen Aufgaben höchst königlich bewährt hätte — sollen wir Thielscher Ähnliches wünschen? Er ging einmal schon steilere Pfade, damals, als er bei Brahm war und Schiller, Goethe und Shakespeare spielte, aber es litt ihn nicht lange. Seine derbe Begabung wollte derberes Futter. So begnügen wir uns mit dem Wunsche, daß ihm noch einmal ein gesunder Berliner Humorist die echten bodenständigen Volksstücke geben möge.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XLV

Günstige Lage im Osten — Nebenoperationen an der Oise — Großer Sieg bei Armentières — Hinhaltendes Gefecht an der Somme — Bedrohung Yperns

Je länger der Krieg dauert und je mehr er sich der Entscheidung nähert, desto enger wird der Kriegsschauplatz. Der Brennpunkt der Ereignisse liegt wieder auf ungefähr denselben Landschaften, die in den ersten Kriegswochen aller Augen auf sich zogen; die weiten Gebiete im Osten und selbst Italien sind schon längst Nebenschauplätze geworden, deren Geschick in Belgien und Frankreich mitentschieden wird. Im großen Publikum hat man kaum noch Teilnahme für die dortigen Einzelvorgänge. Man freut sich über die Vertreibung der Bolschewiki aus Finnland und der Ukraine, aber man betrachtet die Operationen weniger unter militärischem als politisch-wirtschaftlichem Gesichtswinkel: in der Befreiung Finnlands sieht man eine unentbehrliche Sicherung des Baltenlandes, und von der Beruhigung der Ukraine erwartet man erhebliche Getreidelieferungen und eine Belebung des sonstigen Handels. Die Ereignisse auf den entfernteren Schauplätzen, die am Kaukasus durch die Einnahme von Batum und Kars günstigen Fortgang genommen, in Mesopotamien und Palästina sich nicht geändert haben, werden von der öffentlichen Meinung kaum beachtet und schwerlich in ihrer Bedeutung ausreichend gewürdigt. Alle Blicke hängen voll Spannung am Westen, wo die Lage sich in beständigem Wechsel zu unsern Gunsten befindet.

Als der deutsche Angriff zum Entscheidungskampfe begann, herrschte sogleich die Überzeugung, daß Hindenburg den Stoß nicht allein gegen die Linie Scarpe-Somme mit der Spitze auf Amiens richten werde, und in der Tat erweiterte sich das Gefechtsfeld bald nach Süden und Osten durch den Vorstoß über die Oise, der einen Teil der kronprinzlichen Armeen bis an den Oise-Aisne-Kanal führte (9. April). Indessen dieser erfolgreiche Angriff war anscheinend nur als Hilfsoperation für die in der Richtung auf Amiens angesetzten Truppen zu betrachten. Er zwang die Franzosen, stärkere Massen zum Schutz von Compiègne bereit zu halten und schwächte damit ihre Anläufe gegen die Südflanke der Armee Hutier zwischen Montdidier und Noyon beträchtlich ab, aber er war nicht bestimmt, Compiègne und die Verbindung zwischen Montdidier und Paris zu bedrohen. Eine derartige strategische Einwirkung großen Stils wurde vielmehr gleichzeitig im Norden vorbereitet.

Der neue Hauptschlag richtete sich gegen die nordöstliche Ecke der englischen Front, gegen die rechte Flanke und die rückwärtigen Verbindungen der Linie Ypern-Nieuport. Die deutschen Stellungen zogen sich hier zu Beginn des Aprils dicht westlich von Bassé, leicht gekrümmt nach Nordosten, in der Entfernung von einigen Kilometern um Armentières herum, nach Warneton — östlich von Hollebeke zum Kanal Ypern-Comines. Zwischen Armentières und Bassé trat die Armee Quast zum Angriff an, während das feindliche Oberkommando offenbar an Somme oder Oise stärkere Anstrengungen erwartete (9. April). Wiederum gelang die Überraschung, und weiter begünstigte den Angriff, daß den ersten Druck portugiesische Divisionen auszuhalten hatten, deren ohnehin geringe Kampflust durch schlechte Behandlung von englischer Seite noch vermindert worden war — hatten doch vor kurzem einige Truppenteile wegen Meuterei zurückgeschickt werden müssen. So konnte die Armee Quast gleich am ersten Tage fast auf der ganzen Frontlänge die ersten Stellungen stürmen und einige Lysübergänge (etwa sechs Kilometer hinter der ersten englischen Linie) gewinnen. In den folgenden Tagen ging der Vormarsch in der Lysebene weiter; nördlich des Kanals blieb dem Feinde von seinen Stellungen nur die unmittelbare Umgebung des stark befestigten Béthune.

Aber auch dieser mächtige Sturm war nur eine Einleitung. Am Tage nach der Eroberung des rechten Lysufers ging auch die Armee Sixt von Armin, die nördliche Nachbararmee Quasts südlich und südöstlich von Ypern zum Angriff über: Hollebeke sowie wichtige Punkte zwischen Warneton und Armentières fielen in ihre Hände (10. April). Hierdurch und durch das gleichzeitige Vordringen Quasts wurde das mit großer Sorgfalt ausgebaute Armen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tières umfaßt und mußte kapitulieren (11. April). Es war der englischen Heeresleitung weder gelungen, die Deutschen zu einem verlustreichen Frontkampf zu zwingen, noch alle Truppen rechtzeitig aus der unhaltbar gewordenen Feste herauszuziehen. In enger Fühlung drängten nun beide Heere weiter in westlicher und nordwestlicher Richtung vor, Quast wesentlich gegen die Eisenbahn Hazebrouk-Bailleul-Armentières, Sixt von Armin gegen die Linie Bailleul-Wytschaete-Eloi. Natürlich strömten jetzt feindliche Truppen herbei, um den Siegesstrom zu hemmen; abermals mußte Foch mit seiner großen Heeresreserve das Loch in der englischen Schlachtlinie verstopfen, aber trotz allen Gegenangriffen, die namentlich von Bailleul und Béthune aus angesetzt wurden, blieben die Deutschen im Vorrücken, bis sie eine Linie östlich von Hinges (am Kanal Aire-La-Bassé, drei Kilometer nördlich von Béthune) — westlich von Merville an der Lys — Meteren — dicht nördlich von Bailleul — westlich von Wytschaete — südlich von Eloi erreicht hatten (16. April). Der linke Flügel der Angriffsarmeen bedrohte damit den Wald von Nieppe südlich von Hazebrouk und drückte auf die Verbindung von Béthune; das Zentrum gefährdete den Höhenzug Cassel-Kemmel, einen unentbehrlichen Stützpunkt der nördlichen englischen Front; der rechte Flügel endlich war bis auf wenige Kilometer südlich an Ypern, den östlichen Eckpfeiler der Engländer in Flandern, herangekommen. Schon wurden die Verbindungen Yperns nach Westen durch die Beschießung der Bahn Hazebrouk-Poperinghe erschwert, und diese Einschränkung bewog vermutlich den General Haig, seine Truppen östlich und nördlich der zerschossenen Flamenstadt zurückzunehmen: Poelkapelle, Langemarck, Zonnebeke und die Gegend von Gheluvelt, der Preis der letzten so opferreichen Flandernschlacht, wurden verlassen (16., 17. April); der deutsche Halbkreis um Ypern wurde immer enger.

Gewaltiges war in wenig mehr als einer Woche geleistet worden. Der Feind hatte zwischen den Kanälen von La Bassé und Ypern-Comines seine Front weit zurücklegen (an einigen Stellen um 20 Kilometer) und große Opfer an Menschen und Geschützen bringen müssen; ungeheure Schwierigkeiten hatten in dem durch die jahrelangen Kämpfe zerwühlten und durch Frühjahrsregen aufgeweichten und verschlammten Gelände überwunden werden müssen. Aber mit Stolz konnte die Oberste Heeresleitung betonen, daß alle Truppenteile gewetteifert hätten, sie zu beseitigen, daß es namentlich gelungen sei, die Artillerie der Infanterie auf dem Fuße folgen zu lassen und so die Verluste der Stürmer auf verhältnismäßig niedriger Höhe zu halten.

Mit dem Erreichen jener neuen Stellungen setzte eine Pause ein. Wie immer, war es notwendig, das Gewonnene gegen die eiligst herangeschafften feindlichen Massen zu verteidigen, schweres Geschütz und sonstigen Nachschub heranzuziehen und neue Verkehrswege zu errichten. Denselben Charakter hatten die Kämpfe an der Avre und Somme seit Anfang des Monats; die deutsche Heeresleitung begnügte sich hier, durch eine tätige Defensive starke feindliche Kräfte zu fesseln. Offenbar gelang diese Absicht, denn noch ehe das Vorrücken an der Lys aufgehört hatte, erwartete die »Agence Havas« schon neue größere Angriffe an der Somme (15. April). Indessen auch nach der Angriffsunterbrechung im Norden blieb die deutsche Strategie unverändert, die Feinde griffen dagegen mit steigender Wut an. Vielleicht schmeichelten sie sich, bei Armentières und Ypern die Hauptkräfte der Deutschen zum Stillstand gezwungen zu haben und durch großen Masseneinsatz die Front Albert-Montdidier-Noyon durchbrechen zu können: vielleicht war es die oft verkündete große Gegenoffensive Fochs, die jetzt begann. Wie stets, brachen sich ihre Sturmwellen an der unerschütterlichen deutschen Front; um einige Punkte des Vorgeländes wurde zwar wechselvoll gekämpft, aber die Stellungen blieben im allgemeinen unverändert. Glücklicher waren die Deutschen, als sie nach langer Defensive zum Gegenstoß übergingen. Der heftig umkämpfte Liceübergang Hangard wurde erobert und sowohl zwischen Lice und Somme wie links der Avre auf den Höhen gegenüber der Licemündung der Besitz erweitert (24. April). Allerdings vermochten die Feinde am folgenden Tage rechts der Avre einen kleinen Teil ihres Verlustes wieder einzubringen, aber ihr Gewinn wog leicht, weil der deutsche Angriff keine selbständige Bedeu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tung hatte und nicht etwa einen größeren Schlag an dieser Stelle vorbereiten sollte: er hatte vielmehr nur wieder den Zweck, feindliche Reserven festzuhalten und unterdessen an der andern Druckstelle, im Norden, das Werk zu erleichtern.

Den Truppen an der Ypernfront erwuchs als nächste Aufgabe die Eroberung des erwähnten Höhenzuges, der die flandrische Front und den Weg nach Dünkirchen beherrscht. Der zunächst bedrohte östliche Teil, der Kemmelberg, war außerordentlich stark befestigt; zahlreiche französische Truppenteile waren in die englischen eingespickt, um den in den letzten Wochen stets geschlagenen Briten festeren Halt zu geben; die feindliche Presse wie das Oberkommando hoben wiederholt die Notwendigkeit hervor, den Berg zu behaupten, koste es, was es wolle. Trotzdem erlag die Höhe gleich beim ersten Sturm, den Sixt von Armin dagegen richtete, und zugleich mußten die Feinde neue Stellungen südlich von Ypern preisgeben (25. April). In den folgenden Tagen, als sich Engländer und Franzosen in Wiedereroberungsversuchen vergeblich abmühten, wurde der Erfolg sogar noch erweitert, denn im Nachstoß wurde mit dem Ort Locre eine wichtige Stellung im Abstieg zur nördlichen Ebene erobert (27. April). Der Gewinn im Süden Yperns hatte sogleich wieder Wirkungen für die Dinge im Osten und Norden: abermals wichen die Engländer aus ihren dortigen Stellungen weiter nach der Stadt zurück (27. April), der sich unsre Truppen im Osten bis auf fast einen Kilometer näherten.

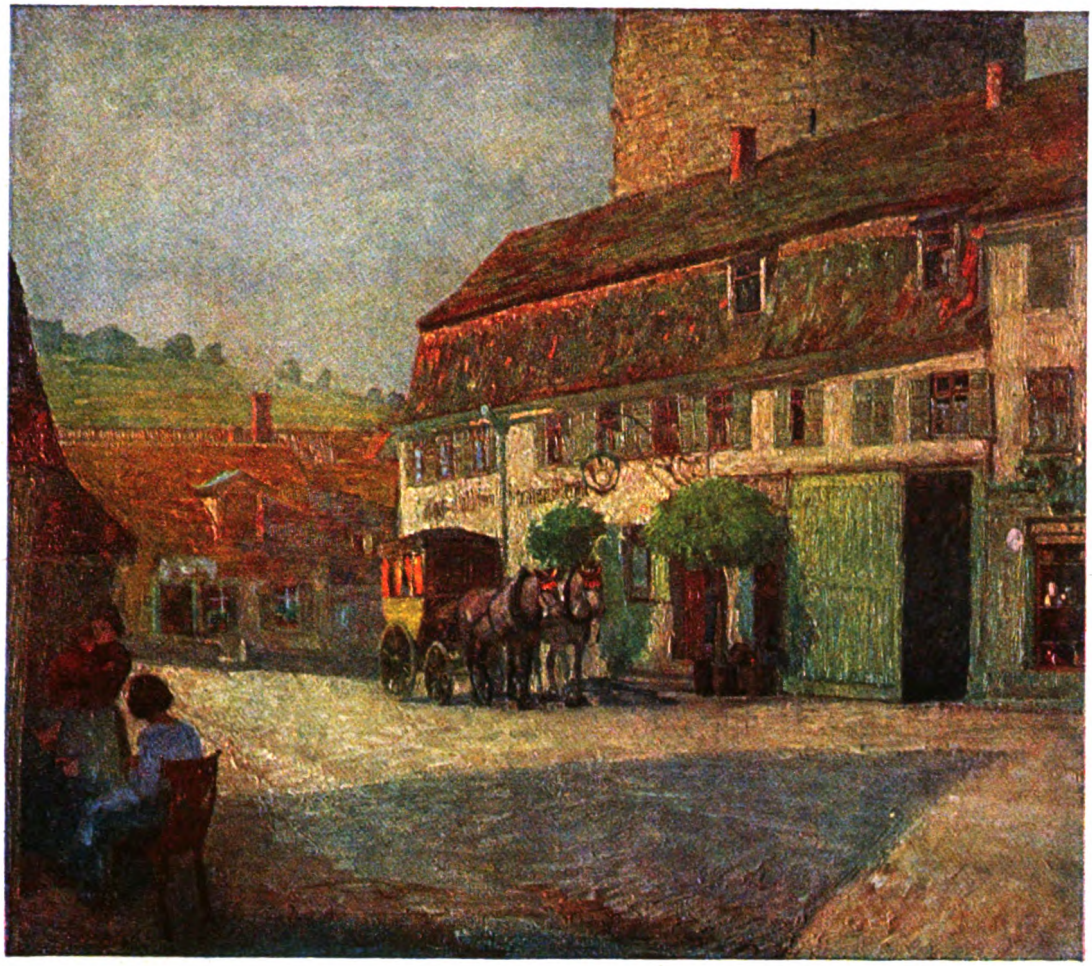
Somit ist die Front der Feinde seit dem 21. März aufs schwerste erschüttert und ihre Armee durch ungeheure Verluste — weit über eine halbe Million — verringert worden. Immer trüber wird ihre strategische Lage, denn jeder Schritt rückwärts erschwert bei der Begrenztheit ihres Rückzugsgebietes die Entwicklung ihrer Truppen. Eine wirksame Gegenoffensive ist für sie bei dem Stärkeverhältnis unmöglich; sie können nichts andres tun als abwarten, wo Hindenburg Breschen schlägt, und sich beeilen, sie mit ihren Reserven zu schließen. Je tiefer das Loch, desto schwieriger ist seine Verstopfung, denn in gewisser Tiefe hinter der ursprünglichen Front hören die vorbereiteten Stellungen auf. Noch übersieht man die Entwicklung nicht mit völliger Klarheit, ob der Kanal über Amiens oder Ypern oder über beide zugleich erreicht werden soll. Eine Zertrümmerung der englischen Armee und eine Preisgabe Frankreichs nördlich der Seine würde auf dem einen wie auf dem andern Wege erzielt werden. Augenblicklich dient diesem Ziele der Zertrümmerung der feindlichen Heere die taktische Defensive, die den Feind zu fortgesetzten blutigen aber nutzlosen Angriffen zwingt. Endlich ist nicht ausgeschlossen, daß, wenn erst die Fochsche Reservearmee ganz zerronnen ist, an ganz neuer Stelle ein Angriff unternommen wird: daß erst ein geringer Teil der deutschen Truppen im Kampfe steht, ist wohl kein Zweifel. Auch an der italienischen Front kann nach dem Abzug der meisten englisch-französischen Divisionen der Sturm wieder losbrechen.

Der Gedanke, Frankreich räumen zu müssen, ist den Engländern nicht mehr fremd, wie man aus den unverändert bombastischen Kriegsreden ihrer Staatsmänner heraushört: selbst wenn die Deutschen am Kanal ständen, würde man den Krieg bis zum letzten Schiffe fortsetzen. Aber der Mangel an Frachtraum läßt einen solchen einseitigen Seekrieg wenig aussichtsreich erscheinen. Der mißlungene Überfall auf die U-Boot-Häfen Ostende und Zeebrügge (22./23. April), das einzige größere Seeunternehmen seit langer Zeit, ist durch die U-Boot-Gefahr erzwungen worden: wieviel wirksamer wird erst die Blockade werden können, wenn sie sich auf den Kanal stützen kann!

Abgeschlossen am 8. Mai 1918

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. Für Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Erich Müller: Aus einer kleinen Stadt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 124. II Juli 1918

Elins Liebe

Erzählt von Emil Frithjof Kullberg

I

Klein-Ingvar hatte immer hoch oben in den Bergen gewohnt. In einer einsamen Hütte hauste er zwischen Meer und Wolken, dem Gletschereis und der goldenen Sonnenbrücke, über die seltsame Schatten auf und ab wandelten zur großen Flur hinaus, inmitten tiefblauer Teiche.

Da, eines Tags, war die Stunde gekommen, wo er sich plötzlich unten befand. Hoch auf ragten die Mauern. Endlose Häuserzeilen, Gassen und Gäßchen durchkreuzten sich. Als ein fast sinnverwirrendes Durcheinander erschien das Ganze: klingelnde Bahnen, hastende Menschen vor Verkaufsläden mit buntem Kram. Grelle Späße waren überall an den Ecken zu finden. Es war die Stadt. Die Stadt der Freude, die Stadt des Reichtums, die Stadt des Kummers in elend grauer Sorge, die Ingvar betrat. Er erlebte sie, nachdem er, wie ein scheuer Vogel, für lange Zeit ganz abseits sein Nest gebaut hatte, außerhalb der Welt. Inmitten dieses großen Wirrwarrs nun war es seltsam eigen, Ingvar plötzlich anzutreffen.

Er kannte niemand, als er sozusagen mutterseelenallein herunterkam aus den Bergen. Weder Freunde noch Verwandte hatte Ingvar. Es waren eben Menschen, denen er begegnete. Neugierig guckten sie sich nach ihm um, weil er ein so besonderes Männchen war. Bald wurde er sogar eine stadtbekannte Persönlichkeit, die man Hulemännchen nannte. Ingvar war eine Zwerggestalt. Aber, wie er ging und kam, niemand getraute sich recht mit Ingvar zu reden. Alle hielten ihn für ein Wesen, das vielleicht wohl dazu geboren wurde, Angst und Schrecken um sich her zu verbreiten.

An manchem Haus blieb der Kleine stehen auf seinen Spaziergängen durch die Stadt und musterte es von oben bis unten. Dann hieß es sogleich, wenn dies bemerkt wurde: »Guck, der sät schon wieder Unheil.« Merkwürdig war es freilich, daß diese Häuser, an denen Ingvar stehenblieb, bald irgendein Unglück in ihren Mauern erleben sollten. Es kam nicht plötzlich. Es ereignete sich so ganz allmählich.

Unten am Südwall in der Hafengegend lebte der reiche Kaufmann Stenbrink. Es war ein seltsam verschlossener Charakter, aus dem kein Mensch eigentlich zuerst recht klug wurde. Aber man sah es ja, Stenbrink hatte es zu etwas gebracht im Leben. Ganze Straßen, halbe Stadtviertel gehörten ihm. Wie viele Schiffe besaß er nicht! Wie viele Menschen gehorchten ihm nicht!

Sprach man von Stenbrink, so wußte jeder sofort: Das ist der Mann. Er hatte Liegen-

 Copyright 1918 by Georg Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaften und Gründe, Wald, Wasser, Bergwerke, Mühlen. Dazu unterhielt er einen Überseehandel nach fernen Kolonien.

Wer Stenbrinks Bedeutung in der Welt dieser Hafenstadt sich klarmachen wollte, brauchte sich nur sein Haus am Südwall anzuschauen, diesen Palast mit der großen Einfahrt unter einem Torbogen. Da hatte man sofort das Bild, wer Stenbrink eigentlich war. Es lag so fest gegründet als ein mächtiger Quaderbau vor dem Beschauer. Bis oben hinauf zur Flaggenstange, die das Dach überragte, wußte man, das ist Stenbrinks Palast. Denn kein zweites Haus in der Stadt stand so vereinzelt da.

Frau Stenbrink, die Söhne und die Töchter, waren ebenso viele Figuren von Bedeutung. Wenn sie irgendwo hingingen oder daherkamen, durch Läden streiften, um Einkäufe zu machen, an Vergnügungen teilnahmen, da wurden sie überall gleich bemerkt. Es hieß ebenso wie beim Auftauchen von Stenbrinks Erscheinung: »Das ist die Gattin des reichen Stenbrink. Das sind seine Söhne. Das sind seine liebreizenden Töchter.«

Ein Tumult konnte in der Stadt entstehen um sie, die man kannte, achtete und darum gern in die geselligen Kreise zog. Denn das, was der Vater war, erlebten die Kinder gewissermaßen wieder. So viel umworben wie die Stenbrinkschen Töchter waren wohl keine aus andern Bürgerfamilien in der Stadt. Man lief sich ordentlich den Rang ab, wer es dem Vater Stenbrink nur so recht machen wollte, daß er, gnädig gestimmt, vielleicht in eine Verbindung seiner Kinder mit denen andrer Familien einwilligen sollte.

Doch der böse Zufall, an dem die Leute Klein-Ingvar schuldig glaubten, wollte, daß sich mit den Stenbrinks im Laufe der Zeit ein Unglück ereignete, daran kein Mensch vordem gedacht hatte.

Es war mitten in der hohen Jahreszeit. Die Stadt lag wie ausgestorben, da die meisten Familien draußen auf dem Lande waren, um den Sommer zu genießen. Nur die Geschäfte halber dableiben mußten, gingen in den Alltag hinein und erlebten jetzt den Sommer in der Stadt genau ebenso wie den Winter zwischen hohen Häusermauern, brandigen, staubigen Straßen in trockener Hitze und dem Lärm und Gerassel der ununterbrochenen Betriebsamkeit.

Im Palast Stenbrink waren überall, oben wie unten, die Rolläden vor den Fenstern niedergelassen. Nur nach der Seite im Erdgeschoß, wo die Kontore lagen, sah man sie geöffnet.

Herr Stenbrink kam jeden Morgen vom Lande herein in die Stadt, seiner Geschäfte wegen. Mittags ließ er sich wieder in Sturmwindeseile hinaustragen in seinem großen Kraftwagen. So erlebte auch der Vielgeschäftige etwas von den Landfreuden seiner Familie.

Frau Stenbrink und die Töchter hingegen ließen sich während des Sommers nur selten blicken in der Stadt. Die Söhne segelten und ruderten draußen auf dem Wasser. Sie waren tagelang unterwegs. Kamen sie zurück, verabredeten sie sofort wieder neue Ausfahrten.

Solches Glück der Seinen war auch Stenbrinks ganze Freude. Es machte ihm Vergnügen, wenn er hörte, daß Frau Stenbrink der Kinder wegen ein Gartenfest zu veranstalten gedachte. Es sollte getanzt werden auf der Wiese hinter dem Hause am Walde.

Um Mitternacht, gerade in der herrlichen Johannisnacht, da so viele Wünsche von einem zum andern Orte hin und her fliegen in der Welt, sollte das Fest sein. Frau Stenbrink träumte es sich ganz herrlich. Sie hatte immer so eine weiche, sympathische Seelenzufriedenheit. Für eine geborene Göns war das nicht gerade verwunderlich. Von ihren Eltern durfte man behaupten, sie waren ebenso sanft und schlicht gewesen wie Frau Stenbrink.

Die Wohnung der Eltern Göns in der hohen Brückenstraße, hart am Kanal, war das Sinnbild dessen gewesen, was Mathilda Göns im Leben wurde: freundlich, angenehm und liebenswert stimmungsreich. Der Staatsrat Göns, Mathildas Vater, war, rein äußerlich als Erscheinung genommen, das, was man ehrenwert und liebenswürdig zu nennen pflegt. So wirkte er nämlich stets auf alle Menschen. Er saß in Ehren mit einem hohen Ministergehalt lange, lange Jahre hindurch in der Regierung. Ludmilla, seine Gattin, trat ihm bei allen gesellschaftlichen Ehrenpflichtbarkeiten wirklich sehr würdig an die Seite. Sie war nicht gerade hervorragend schön zu nennen. Doch bestechend war Frau Staatsrat Göns dennoch in Erscheinung und Wesen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathilda Göns wuchs an dem verehrungswürdigen Sinnbild dieser Eltern, in dem Hause an der hohen Brückenstraße mit freundlicher Liebe auferzogen, als die einzige Tochter heran, bis eines Tags Stenbrink ihr seinen Antrag machte und die Zustimmung der Eltern Mathilda an die Seite des reichsten Mannes in der Stadt führte. Es ging alles gut. Mathilda hatte noch wenig Zeit gefunden, im Leben zu vergleichen. Stenbrink kam, glücklicherweise für sie, sobald wie sie nur eben flügge war, so daß die rein schwärmerische Jungmädchenseligkeit in eins sich mit Tor Stenbrink zusammenfand.

So war es auch geblieben. Der Großkaufmann vergötterte seine Mathilda. Etwas aus dem staatsrätlichen Unnahbarkeitskreis war so glücklich in Mathildas Wesen aufgegangen, daß es nur guttat, diese feine, vornehme Frau zu beobachten. Sie blieb sich selbst so ähnlich, auch wie die Kinder nach und nach kamen. Sie war immer die geborene Göns, wurde nicht alt, sondern blühte mit den Töchtern und Söhnen um die Wette, so daß man sie wohl mal unter fremden Menschen als eine von Stenbrinks Töchtern hingenommen hatte. Solches aber schmeichelte dem Großkaufmann. Denn seine Frau und seine Kinder erfaßte er mit der Liebe des Gatten und Vaters als die Kleinode, die ihm beschert wurden.

Stenbrink setzte seine ganze Hoffnung in die Familie.

Nun dieses Fest, das Frau Mathilda vorbereitete. Es war von der besonderen Art ihres Wesens. Die halbe Stadt, die im Umkreis — gleich den Stenbrinks — ihre Sommerbehausung hatte, wurde zum Johannisabend nach dem Lindhof eingeladen. Alle, die es nur irgend einrichten konnten, kamen selbstverständlich. Das stand fest, es würde prächtig werden.

Das wundervolle Sommerwetter gestattete Frau Stenbrink, draußen am See, in der Bucht vor dem Wald, auf einem freien Platz den Tanzboden herrichten zu lassen.

Jöns der Fiedler und Ole der Klarinettenbläser kamen mit der Harfen-Enge aus dem nächsten Marktflecken nach dem Lindhof hinüber, um zum Tanz aufzuspielen. Die Wundermädchen der ganzen Gegend waren in diesen drei Gestalten verkörpert.

Am Tage, wo dieses Fest abends stattfinden sollte, war man von früh an geschäftig auf dem Lindhof, die Vorbereitungen für eine so große Gesellschaft zu treffen. Es ging im Hause aus und ein. Frau Stenbrink und die Töchter hatten zu tun. Die Söhne wetteiferten mit der Mutter. Auch die Dienstboten, kurzum alles war auf den Beinen. Im Garten auf dem Rasenplatz vor der Waldwiese wurden Flaggenstangen bekränzt und bunte Fähnchen überall lustig aufgesteckt.

Die Köchin und die Küchenmädchen wußten nicht, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollten mit der Arbeit. Tagelöhnerfrauen aus dem Dorfe waren zur Hilfe herbeigeholt. Der Gärtner und zwei Gehilfen putzten den Garten. Dazu war ein Wetter, daß man von Anfang an wußte: es wird bestimmt einer der schönsten Tage im ganzen Jahr. Ein ganz leichter Sommerwind zog vom Meer auf herüber. Das Land war getränkt von balsamischem Duft. Das Gras, die Blumen, der Wald, die ersten Rosen in den Gartenbeeten, alles vereinigte sich zum herrlichsten Blühen. Die Welt atmete wie von Glück beseelt.

So glücklich wie diese Umgebung waren auch die Menschen. Nicht nur auf dem Lindhof, sondern überall in der Umgegend tat sich die Freude kund. In den Landhäusern der Geladenen sprach man schon tagelang von dem Fest, das endlich heute abend stattfinden sollte. Die kleinen Kleidersorgen wurden mit freundlichen Scherzen und Späßen fröhlich erledigt. Man wollte vergnügt sein.

Auch der Großkaufmann Stenbrink, den heute wie alle Tage seine Geschäfte vormittags in die Stadt geführt hatten, dachte es während der Arbeit.

Er hatte sich so allerlei Überraschungen ausgedacht für Mathilda und die Kinder. Vor allem Elin, seinen Liebling unter den drei Mädchen, wollte er besonders erfreuen.

Nils Krog, ein junger Seeoffizier von der Flotte, war vor kurzem gekommen und hatte bei dem Vater Stenbrink um Elins Hand angehalten. Obwohl Nils Krog alle Vorbedingungen erfüllte, die Stenbrink an einen Schwiegersohn zu stellen sich vorgenommen hatte, Nils und Elin besonders auch wohl längst einig waren, wetteiferte Tor Stenbrink durchaus nicht mit dieser Ungeduld zweier selig Verliebten, sondern gab dem jungen Krog die Hand und sagte: »Wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden es überlegen, Herr Kapitänleutnant Krog. Ich will wissen, was meine Frau dazu sagt.«

Der Frau halber nahm Stenbrink diesen Aufschub. Bis heute, hatte er sich von Anfang an gesagt. Denn eine Verlobung, die beim Gartenfest ihre Erklärung finden sollte, wäre etwas besonders Reizvolles, seiner Meinung nach. Auch Mathilda Göns stimmte dem Gatten zu. Sie schwelgte in dem Gedanken an die Jugend.

»Ja, lieber Tor, so muß es sein, so muß es sein,« sagte sie fröhlich zweimal. »Und dann, Krogs sind keine schlechte Verbindung. Ich kenne den Justizrat, Frau Krogs Vater, von meinen Eltern her. Sehr respektable Leute, lieber Tor.«

»Und Krog, der Vater, macht gute Geschäfte,« ergänzte der Großkaufmann. »Wir kennen uns nun schon eine Reihe von Jahren. Also, liebe Mathilda, ich werde den Kapitänleutnant heute zu mir bitten lassen und ihm unsre Einwilligung geben. Für Elin soll es eine Überraschung werden auf heute abend.«

»Aber natürlich, lieber Tor,« stimmte Mathilda ihrem Gatten zu.

Damit war Stenbrink in die Stadt gefahren. Sofort, als er in seinem Kontor angelangt war, schrieb er einen Brief an den Kapitänleutnant Nils Krog:

»Sehr geehrter Herr Kapitänleutnant!

Würden Sie die Güte haben und sich heute vormittag zwischen 11 und 12 Uhr einmal zu mir her bemühen? Es handelt sich um Ihr Glück. Ergebenst

Stenbrink.«

Diese wenigen Zeilen sandte der Großkaufmann durch einen Boten nach Krogs Wohnung.

Inzwischen ließ sich bei Stenbrink ein Besucher anmelden. Er kam eigentlich so recht ungebeten. Ein kleines Männchen, das sich Ingvar Chrestensen nannte, Chrestensen mit Betonung sagte, während er den Namen Ingvar mehr verschluckte, stand auf der Schwelle.

Stenbrink sah von seinem Schreibtisch auf. »Herr Chrestensen, was verschafft mir die Ehre?«

»Nun, das Glück Ihrer Tochter Elin, Herr Stenbrink.«

Tor Stenbrink sah überrascht auf. »Wie meinen Sie das?«

»Nun, das Glück Ihrer Tochter Elin, Herr Stenbrink,« wiederholte das Hulemännchen.

»Eigentümlich,« gab Stenbrink zurück. »Was wollen Sie eigentlich, Herr? Meiner Tochter Elins Glück liegt in meinen Händen.«

»Nicht ganz, Herr Stenbrink,« versetzte Klein-Ingvar und reckte sich höher. »Etwas habe ich da auch mitzureden.«

»Lieber Herr, ich habe keine Zeit. Ich erwarte jeden Augenblick den Besuch eines Herrn.«

»Schön. Ich weiß, Ihr künftiger Schwiegersohn soll kommen, Herr Stenbrink. Ich bin nun zuerst da. Das heißt,« fügte Ingvar Chrestensen hinzu, »ich kann auch warten bis nachher, Herr Stenbrink, wenn es Ihnen lieber wäre. Sie haben zu wählen.«

»So? Wollen Sie mir also wirklich überlassen, das zu tun, was ich für richtig befinde?« sagte Stenbrink nicht ohne Spott, ein wenig hochmütig.

»Völlig, Herr Stenbrink,« versetzte Ingvar dem Großkaufmann. »Ich bin nur etwas mitbeteiligt an den ganzen Zusammenhängen — wie, das zu entdecken wird Ihnen nicht gerade leicht werden, Herr Stenbrink. Ich dränge mich auch durchaus nicht den Leuten irgendwie auf, sondern rede nur, wenn ich gefragt werde.«

»Reden Sie meinetwegen,« sagte Stenbrink und zog die Uhr. »Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, Herr Chrestensen. Dann muß ich bedauern, andrer Geschäfte wegen, Ihnen leider nicht länger zur Verfügung stehen zu können.«

Das Hulemännchen nickte, ließ sich Stenbrink gegenüber auf einem Sessel nieder und sagte vollkommen ernst: »Herr Stenbrink, ich halte um die Hand Ihrer Tochter Elin an.«

Der Großkaufmann lachte geradeheraus. Er lachte so sehr, daß ihm zuletzt Tränen in die Augen traten. »Sie?« sagte er, »Sie?«, und tippte mit einem Finger den kleinen Ingvar an. »Aber, Herr Chrestensen, ich bitte Sie!« Plötzlich sagte er ganz ernst: »Schön. Wer sind Sie denn? Was stellen Sie vor? Wo kommen Sie her?«

»Nun, ich könnte Ihnen auf Ihre neugierigen Fragen allerhand erwidern,« entgegnete Chrestensen dem Großkaufmann. »Nun, eins sagte ich Ihnen doch schon, um

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihre Tochter Elin zu freien, bin ich gekommen, Herr Stenbrink.« Ingvar Chreſtenſen lächelte dabei verbindlich.

Tor Stenbrink ſchüttelte beluſtigt den Kopf. »Sagen Sie mal, Sie, Sie gehören wohl eigentlich ins Irrenhaus, Verehrteſter? Sie ſind wohl irgendwo aus der Geheimhaft entſprungen?«

Der kleine Ingvar machte die freundlichſte Miene von der Welt. »Merken Sie auf, Herr Stenbrink. Woher ich komme, geht Sie eigentlich nichts an, jedoch Ihnen zu Gefallen will ich es doch verraten. Ich komme Elin zuliebe.«

Der Großkaufmann horchte hoch auf. »Was Sie ſagen!« meinte er verblüfft. »Reden Sie, Herr Ingvar Chreſtenſen, es wird mir ein Vergnügen ſein, endlich zu erfahren, woher Sie ſtammen.«

Das Hulemännchen ſchlug ein Bein übers andre, ſtarrte den großen Tor Stenbrink feſt an und bedeutete ihm: »Mann, du ſpielſt um Elins Schickſal mit mir, gerade heute an dieſem herrlichen Sommertag, wo am Abend draußen auf dem Lindhof bei euch das Feſt ſein wird. Du wirſt dies bald bemerken, Tor Stenbrink, und mich rufen laſſen. Ich komme dann. Die fünf Minuten, die Sie mir gütigſt ſchenkten, ſind übrigens um, Herr Stenbrink. Ich empfehle mich.«

Im Nu war Ingvar Chreſtenſen draußen im Vorzimmer und bald aus dem Hauſe auf der Straße.

Tor Stenbrink mußte ſich an die Stirn faſſen. Der Teufel, was war das für ein Spuk am hellen Morgen? fragte er ſich. Dabei fiel ſein Blick auf einen kleinen Zettel, der, wie von ſelbſt hergeflogen, vor ihm auf dem Schreibtiſch lag.

Elins Glück ruht noch in Ingvars Händen.
Elins Freude vor dem Sturz iſt ſein.
Denn die Seele Ingvars ſchafft an allen Enden,
und ſie bringt auch Elins Liebe ein.

Wenn er will, kann Ingvar Elin freien.
Gibt man willig ſie ihm hin,
wird aus beiden dann der Bund gedeihen,
der im Segen ſucht Gewinn.

Wehe aber, wo mit andern Mächten
Elins Schickſal in der Welt ſich paart,
bleiben dann zuletzt aus allem Schlechten
böſe Menſchheitsträume Elin nicht erſpart.

Dieſe Worte las der Großkaufmann gerade in dem Augenblick, wo ihm der Beſuch des Kapitänleutnants Krog gemeldet wurde und der zukünftige Schwiegerſohn auch ſchon in der Tür ſtand.

Tor Stenbrink zerriß den Zettel ärgerlich und warf ihn in den Papierkorb. Dann ſtand er auf und ging dem Beſucher freundlich entgegen. »Nehmen Sie bitte Platz, Herr Kapitänleutnant.«

Während der Unterhaltung, die nun zwiſchen den beiden Herren ſich entſpann, konnte Stenbrink ſeine Gedanken nicht völlig loslöſen von dem geheimnisvollen Beſuch Ingvar Chreſtenſens.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben geriet der Kaufmann in eine etwas unſichere Lage. Er redete ſich zwar ein, es wäre Unſinn, derlei Quälerei ſich zu überlaſſen. Schlechte Geſchäfte ſucht man ſich am beſten aus dem Sinn zu ſchlagen. Stenbrink befolgte dieſen Grundſatz und ſagte laut: »Sie haben um die Hand meiner Tochter Elin angehalten, Herr Kapitänleutnant Krog. Meine Frau und ich geben unſre Einwilligung. Wir freuen uns alſo, heute abend in Lindhof draußen mit Ihnen und Elin das Feſt Ihrer Verlobung begehen zu dürfen.«

Der Kapitänleutnant ſprang auf die Füße. »Herr Stenbrink, ich danke!« Herzlich ergriff er die Hand des Großkaufmanns. »Sie machen mich zum allerglücklichſten Menſchen auf der Welt, Herr Stenbrink. Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß Ihr großes Vertrauen mich rührt. Ich werde Elin auf Händen durchs Leben tragen.«

Die feſten, männlich geſprochenen Worte des Kapitänleutnants brachten Tor Stenbrink wieder ganz zur Beſinnung.

Unſinn war der Spuk vordem. Weiter nichts. Man ſoll ſich nicht von Stimmungen fortreißen laſſen, ſondern nüchtern in der Welt entſcheiden, genau ſo wie bei Geſchäften.

Das Leben iſt ein Geſchäft.

Als Kapitänleutnant Krog gegangen war, ſaß der Kaufmann nämlich mit einem Papiermeſſer in der Hand vor ſeinem Schreibtiſch und ſchlug einen langſamen Takt zu ſeinen Gedanken auf die Platte.

Er wußte nicht recht, was er beginnen ſollte. Sein Kopf war voller Gedanken. Alle möglichen Dinge gingen ihm doch immer durch den Sinn dabei. Dieſer Ingvar Chreſtenſen, wie er ſich nannte. Dem Kerl den Hals umdrehen, ſollte er wiederkommen.

Stenbrink erhob ſich von ſeinem Platz, nahm den Hut und ging in die Stadt hinein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Frühstück. Er hatte vor, allerlei Einkäufe zu besorgen. Kleine Überraschungen sollten es werden für seine Frau und Töchter. Gerade noch rechtzeitig fiel es dem liebenden Gatten und Vater ein.

Nachdem er gegessen hatte, begab sich Tor Stenbrink in den ersten Juwelierladen der Stadt. Gerade, als er eintreten wollte, öffnete sich die Tür. Der Ladeninhaber geleitete mit vielen Verbeugungen den Kapitänleutnant Krog hinaus. Die Herren grüßten sich verbindlich lächelnd.

»Also um halb vier Uhr heute nachmittag, Herr Kapitänleutnant, werde ich Sie mit meinem Wagen vor der Tür Ihres Hauses abholen.«

»Zu liebenswürdig! Ich empfehle mich.« Nils Krog schlug die Hacken zusammen, und der Großkaufmann Stenbrink trat vor dem Ladeninhaber her in das Geschäft ein.

Ein kurzer Blick zurück ließ Stenbrink erstaunen. Ingvar Chrestensen stand neben ihm.

»Sie wünschen, Herr Stenbrink?«

»Eine Kleinigkeit für meine Frau und Töchter,« war die Antwort Tor Stenbrinks.

»Gern zu Diensten,« antwortete das Hulemännchen als der Inhaber des großen Juwelierladens. »Wollen der Herr Großkaufmann Stenbrink die Güte haben und äußern, was gefällig ist. Vielleicht ein Armband für die Frau Gemahlin,« fuhr er fort, »zweiundeinhalb Karat schwere Steine. Feinster Schliff. Alleredelste Juwelen. Unter uns gesprochen, der Herr Kapitänleutnant handelte schon darauf. Aber — aber — nun, ganz billig ist das Schmuckstück jedenfalls nicht.«

Tor Stenbrink runzelte die Stirn. Er konnte das Gesicht nicht loswerden. Es war so mißlich, wieder dem Hulemännchen im Juwelierladen zu begegnen. Nun wußte es, nun hatte es bestimmt erfahren, daß der Kapitänleutnant als zukünftiger Schwiegersohn heute mit nach dem Lindhof hinausfahren sollte.

Der Großkaufmann ließ sich alles mögliche auf die geschliffene Spiegelplatte des Verkaufstisches legen. Das kleine Männchen rühmte dies und jenes Stück.

»Ja, ja, schön, schön,« antwortete Stenbrink gedankenabwesend, »aber haben Sie nicht etwas Besonderes, Herr Mortensen?« Dies da, das Armband, läuft ja nicht weg, dachte der Großkaufmann bei sich, während er laut zu dem Ladeninhaber sagte: »Es kommt darauf an, eine nette Kleinigkeit zu finden.«

Mortensen ging und holte aus einem verborgenen Fach einen Ring mit einem wunderbaren Rubin in Perlenfassung. »Das wäre was Besonderes, Herr Stenbrink.«

»Freilich,« entgegnete Stenbrink, überrascht von der Schönheit des Ringes. »Kann ein junges Mädchen wohl den Ring tragen?« fragte er.

»Aber selbstverständlich, Herr Stenbrink. Eine von den lieben Fräulein Töchtern vielleicht?« erkundigte sich der Juwelier dienstbeflissen.

Der Großkaufmann wurde den Eindruck nicht los, daß ihm der Juwelier Mortensen den wunderbar seltenen Ring mehr aufdrängte, als er anfangs aus sich selbst eigentlich entschlossen war, das Kleinod zu erwerben. »Hat der Kapitänleutnant Krog wohl zufälligerweise diesen Ring gesehen?« wollte Stenbrink wissen.

Jedoch Mortensen schüttelte leise lächelnd den Kopf. »Herr Stenbrink, so etwas zeige ich nicht jedem Kunden. Sie sehen, es liegt der Ring in einem besonders verborgenen Fach für sich.«

»Ich verstehe,« war die Antwort Stenbrinks. Er kaufte neben andern Kostbarkeiten für Mathilda, Swan und Irmin den Ring für Elin.

Zufrieden mit dem Kauf, verließ der Großkaufmann endlich den Laden, vom Juwelier Mortensen höflichst zur Tür geleitet, und ging langsamen Schrittes nach seinem Kontor zurück. Unterwegs dahin blieb er unterschiedliche Male stehen in Gedanken. Es war ihm immer, als ob das Hulemännchen ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Herr Mortensens Gesicht und Chrestensens Gesicht waren sich so gleich gewesen für einen Augenblick. Wenigstens hatte Tor Stenbrink den Eindruck, als ob die ganze Gestalt des kleinen Chrestensen wieder zu Mortensen paßte.

Stenbrink fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Was lag dahinter? fragte er sich in Gedanken. Welch Zufall? Welch Geheimnis?

Hurtig, als ob er große Eile hätte, schritt Stenbrink nun nach Hause zurück. Sein Fahrer wartete bereits auf ihn mit dem Wa-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen an der Seitenauffahrt des Hauses. Der Großkaufmann ging kurz wieder hinein in die Geschäftsräume, fragte, ob noch irgend etwas von Bedeutung vorläge. Als er erfuhr, daß nichts Wesentliches eingetroffen wäre, begab er sich zurück nach seinem Wagen, stieg ein und ließ sich zunächst nach der Westerkirchstraße fahren, um Nils Krog abzuholen.

Der Kapitänleutnant wartete bereits auf Stenbrink, denn er kam sofort aus dem Hause heraus mit einem großen herrlichen Strauß roter Frührosen für Elin. Der Schwiegervater lächelte, während er Nils Krog einlud, neben sich Platz zu nehmen. »Nun, Herr Kapitänleutnant, alle Vorbereitungen getroffen?« fragte er freundlich.

»Zu Befehl!« lautete die kurze Erwiderung Nils Krogs. Mit glückstrahlenden Augen sagte er: »Habe die Ehre, Herr Stenbrink.«

Die Fahrt ging nun langsam durch die Straßen der Stadt, hinaus über die Westertorbrücke auf die Chaussee von Lindholmen.

Der Seewind kam mit leiser Bewegung an den rasch und immer rascher dahineilenden Kraftwagen. Diese Fahrt in den sonnigen Sommertag hinaus war wunderschön. Nils Krog unterhielt sich mit Stenbrink. Plötzlich an einer Ecke vor dem letzten Wegstück, das in gerader Richtung durch den Wald nach dem Lindhof führte, sagte Stenbrink zu Krog: »Ich habe so allerlei kleine Überraschungen im Sinn, Herr Kapitänleutnant. Es sind gut ungefähr zehn Minuten von hier geradeaus nach dem Hof. Steigen Sie bitte aus und kommen Sie mir nachgegangen, während ich mit dem Wagen vorauseile.«

Der Fahrer mußte halten, und Nils Krog stieg mit einem Sprung aus dem Wagen. Er grüßte in strammer Haltung, als Stenbrink darauf weiterfuhr.

»Auf Wiedersehen!« riefen sich die beiden Herren gegenseitig zu.

Nun kam Tor Stenbrink allein vors Haus gefahren. Mathilda und die Töchter standen in der Tür des Gutshofes zu seinem Empfang. Der Vater wurde von allen Seiten umfaßt, gehätschelt und, wie immer, mit tausend Fragen bestürmt. So wurde er ins Haus geleitet.

»Elin,« sagte Stenbrink mit einem Blick der Verständigung, der Frau Mathilda galt, »komm, liebe Elin, ich habe dir etwas zu sagen.«

Die andern beiden Mädchen, Svan und Irmin, sahen einander überrascht fragend an. Elin folgte dem Vater in dessen Zimmer.

Tor Stenbrink sagte seiner Tochter nun, daß Mutter und er ihr heute zu dem Festabend eine besondere Überraschung zugedacht hätten. »Guck mal aus über den Hof, wer da kommt!«

Gerade trat der Kapitänleutnant, mit Gebell von den Dachshunden empfangen, in die offene Pforte ein.

Elin wurde blaß und rot, wie sie Nils Krog durch den Garten ins Haus schreiten sah. »Vater,« stammelte sie, »Vater, wirklich? Darf Nils um mich freien?«

Während sie das sagte, fiel Elin ihrem Vater um den Hals und küßte ihn. Tor Stenbrink nahm die Gelegenheit wahr, der Tochter das Kleinod in die Hand zu drücken. »Denk' an den Tag,« sagte er bewegt.

In ihrer Überraschung vergaß Elin, das Kästchen mit dem kostbaren Ring darin zu öffnen. Draußen wartete doch schon der Kapitänleutnant, schmuck wie er war, in Unterhaltung neben Frau Mathilda im Salon auf Elins Erscheinen. Svan und Irmin liefen ab und zu, flüsterten sich allerhand halbe Worte ins Ohr, als Tor Stenbrink mit Elin am Arm aus seiner Stube herauskam.

Nun brachten Stenbrink und Frau Mathilda Nils Krog ihre Tochter entgegen. Der Augenblick wurde von allen, die dabei waren, mit verhaltenem Atem erlebt. Wie schön die beiden Glücklichen waren! Frau Mathilda rührte es zu Tränen. Tor Stenbrink machte absichtlich eine Bewegung gegen sein Zimmer zurück, als ob er dort etwas vergessen hätte. Doch er griff nur in die Tasche, um die kleinen Andenken hervorzuholen für Mathilda, Svan und Irmin.

Bescheiden gab Nils Krog an Elin neben dem herrlichen Frührosenstrauß ein kleines Kästchen, das eine wirklich sehr schöne, schlicht goldene Spange, mit einem einzigen hellen Brillanten geziert, enthielt.

Elin wußte nicht, was sie sagen sollte vor Überraschung. Sie hatte auch das Kästchen, das der Vater ihr vorerst gab, noch uneröffnet gelassen, so sehr war sie von den kurz aufeinander folgenden Ereignissen in Anspruch genommen. Aber die Seligkeit des Tages, die Freude und der Jubel waren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemein unbeschreiblich groß auf dem Lindhof an diesem Tage und Abend.

Denn als später die Geladenen vorfuhren oder zu Fuß aus der nächsten Nachbarschaft herüberkamen in hellen Kleidern, mit bunten Sommeranzügen und lachenden Mienen, da steigerte sich allmählich dieser Frohsinn untereinander. Es wurde, was es zu werden versprach nach dem ganz herrlichen Tage, ein unvergleichliches Fest auf dem Lindhof.

Die Jugend rauschte vor den Älteren vorüber wie die laute Erinnerung alles dessen, was sie selbst einmal erlebt hatten.

Mathilda Göns und ihre Töchter, ja, das waren Menschen!

Das glückliche junge Paar, Elin und Nils, war stets umringt von Glückwünschenden. So ging es stundenlang.

Bald nach dem Abendessen, das draußen auf dem großen Rasenplatz an vier Tischen gegeben wurde, ging es hinunter an den See am Wald. Die Mittsommernacht leuchtete hell. Die sanften Schatten zwischen den Bäumen erinnerten an Vorfrühlingsstimmung. Die leisen Wellen plätscherten. Der Weg hinab zum Tanzboden war ein einziger Blumenteppich.

Die älteren Herrschaften blieben nach dem guten Abendessen im kühlen Hausschatten behaglich auf Bänken und Stühlen an Tischen sitzen, um zu plaudern. Die Herren rauchten und tranken ein Glas Punsch. Den Damen wurden allerlei Erfrischungen gereicht, unter anderm Netzmelonen, mit Zucker bestreut, in silbernen Schüsseln.

Mathilda Stenbrink gehörte mehr zur Jugend als zum Alter. Sie ging ab und zu. Erst blieb sie ein Weilchen bei den älteren Herrschaften, dann begab sie sich mit mehreren neugierigen Damen doch hinunter nach dem See, um zuzusehen, wie die Jugend am Waldplatz um den Maibaum tanzte. Dort war sie eigentlich von Anfang an mit ihrem Herzen gewesen.

Die drei Musikanten aus dem Marktflecken traten eben in die Reihe. Sie nahmen auf einer seitwärts gelegenen Bank Platz. Jöns stimmte seine Fiedel, und Enge griff in die Harfe, während Ole die Klarinette prüfend beklopfte, als ob er ihr ein heimliches Zeichen geben wollte: Nun man los!

In den schweigenden Wald hinein erklang der erste jubelnde Springtanz.

»Kwiwitt, kwiwitt tarette!« fuhren die Wildgänse schreiend aus dem Rohr.

Das Gelächter, der Frohsinn lockender Worte, die ganze junge Menschenseligkeit erwachte gegen den abendlichen Wald. Die Fahnen an den bekränzten Masten flatterten golden in der Sonne, die aufrecht über dem Meere stand und nicht niederging.

Enge hatte ein buntes Tuch über die Schultern geworfen. Sie erschien märchenhaft in einer Haartracht mit Papierblumen. Wie eine Nixenmutter aus dem tiefen Grunde des Torfsees mutete die Harfenspielerin an.

Jöns hielt sich gerade in einem blauleinenen Kittel mit großen Silberknöpfen. Dazu trug er gelblederne Kniehosen und rote Strümpfe, während Ole, der Vater von Jöns und Enges Bruder, ein wenig zusammengesunken dasaß in seinem sauber gebürsteten blauen Rock mit vorstehendem Kragen und einem Leinenhemd darunter.

»Ja, ihr lieben Leute, nun man lustig!« ermunterte Frau Mathilda die Musikanten, als sie im Kreise älterer Gäste an ihnen vorüberschritt. Enge nickte freundlich. Jöns grunzte ein gesegnetes »Gott, wie gern!« Dabei puffte Ole Enge in die Seite, um ihr zu bedeuten: Nächstens den Kontertanz und dann den Schneckenberggalopp, verstehst du?

In dieser Verständigung unter den Musikanten lag ein Machtspruch. Denn nach dem Kontertanz lebte und wogte so viel junges Blut durcheinandergewirbelt, freute sich am Dasein und ergriff die ganze Seligkeit der Freude dieser Stunden. Die stille Nacht verrauschte wie ein Traum. Der frühe Morgen aber fand noch ebenso viele lebensmutige, daseinsfröhliche junge Menschen auf der Waldwiese wie die Mitternachtssonne um 12 Uhr.

Im Schneckenberggalopp fielen den drei Musikanten dann später ebenso viele ins Garn. Es wurde der heiße Atem einer trunkenen Freude unter den Tanzenden erweckt.

Langsam verloren sich einzelne Paare auf einsamen Wegen in den Wald. Glücklich wandelten die jungen Menschen dahin nach der Aussicht, von wo man die Sonne wieder emporhüpfen sehen wollte.

Der flimmernde Waldboden leuchtete. Helle Steinchen blinkten überall. Selige Menschenherzen seufzten. Dort, wo sich der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Rudolf Hermanns (Hannover): Herbststurm in der Heide

Aufn. von Preil in Hannover, Kokenstraße 3

Zu dem Aufsatz »Rudolf Hermanns« von Fritz Goebel

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Weg einmal in einer Biegung verlor, da hielt man sich rasch umschlungen. Diese Bäume erlebten tausend Küsse und wieviel mehr unter ihrem Schatten in der Morgenfrühe.

Der Wind stand auf, und vom Tanzboden klirrte noch immer der Schneckenberggalopp. Die Melodie wurde leise verwischt, aber der Rhythmus hielt sich in der lustigen Schar, die bergan zum Aussichtsplatz kletterte. Die Sonne lachte, als Elin und Nils allein zuerst dort oben standen.

Die beiden Glücklichen hielten sich eng umschlungen. Nils Krog sah Elin an, und Elins Blick traf wieder ihn. Mit der stillen Seligkeit des Geborgenseins lag das junge Mädchen in Nils' Armen.

»Ich habe so viel an dich gedacht, all die Zeit, wo wir nicht mehr zusammenkommen konnten. Der Sommer trennt doch,« behauptete Nils. »Solange wie ihr auf dem Lindhof seid, hat man nichts von euch in der Stadt gesehen. Einmal bin ich sogar hier hinausgesegelt in der Hoffnung, dich unten bei der Bucht zu treffen.«

»Wenn du geschrieben hättest, ich komme, dann wäre ich doch hier oben auf dem Berg gewesen, Nils,« antwortete Elin dem Verlobten und lachte leise.

»Das konnte ich nicht tun. Das wollte ich auch nicht unternehmen gegen den Willen deiner Eltern, verstehst du?« sagte Nils Krog.

Elin lachte ein wenig übermütig zu seinen Worten: »Lieber Nils, wenn man schweigt, kann niemand erwarten, daß einer zu Besuch kommen will.«

»Nein, du hast recht.«

Die beiden gingen ein Weilchen auf der Bergkuppe zwischen Tannen entlang. Sie schauten sich an, sie sahen aufs Meer. In dem leuchtenden Frühmorgen hörten sie vom Tanzplatz her noch immer die Klänge des Schneckenberggalopps, bald deutlicher, bald entfernter.

Plötzlich blieb Elin stehen, suchte in ihrer Kleidertasche und zog nach einigen Sekunden das Kästchen hervor, das der Vater ihr am Nachmittage gegeben hatte.

Sie öffnete es nun und war, verwundert von der überraschenden Schönheit des Kleinods, zuerst kaum eines Wortes mächtig.

»Da, schau her,« sagte sie endlich zu Nils, »den Ring gab mir mein Vater gerade in dem Augenblick, wo du durch die Pforte auf den Hof kamst. Fast hätte ich ihn vergessen in meiner Tasche.«

Nils hob den Ring aus dem Behältnis und hielt ihn gegen das Licht. »Wie wunderbar, Elin; welch kostbares Geschenk!« Er gab das Schmuckstück wieder an Elin zurück, die es nun mit einem Scherzwort anzupassen versuchte. Am vierten Finger der linken Hand saß der Ring, wie wenn er für Elins schlanken Goldfinger ausdrücklich gearbeitet worden wäre.

»Ist das ein wunderbarer Stein!« sagte sie fast betroffen und ließ den Rubin in der Sonne funkeln.

Die beiden Glücklichen schlenderten nun im Bogen um die Kuppe wieder hinunter und zum Tanzplatz zurück. Als sie langsam durch den Wald geschritten kamen, begegneten ihnen andre Paare aus der Gesellschaft.

Unten auf der Wiese stellte man gerade den Schlußtanz.

Da sprangen nun Elin und Nils Krog mitten unter die tanzenden Paare. Sie lachten mit der allerfröhlichsten Miene, als gefragt wurde: »Wo wart ihr denn eigentlich?«

Svan sah den Ring, den Elin trug. »Hast du den von Nils?« fragte sie.

»Nein, von Vater,« gab Elin zur Antwort.

Als der letzte Tanz in zehn bunten Reihen zu Ende war und ein allerletzter Hopp nochmals den wilden Schneckenberggalopp brachte, da zog die Gesellschaft, mit der Musik voran, langsam heimwärts nach dem Lindhof.

Dort war inzwischen die Kaffeetafel auf dem Rasen beim Hause gedeckt worden. Als Elin und Nils sich dem Hause näherten, blieb die Gesellschaft der Älteren verwundert an Elins Erscheinung hängen.

»Was ist es, daß sie so besonders schön erscheint?«

Frau Mathilda zog Tor Stenbrink beiseite. »Ist Elin nicht ein himmlisches Wesen?« sagte die beglückte Mutter.

»Das macht wohl, daß sie jetzt den Ring trägt,« meinte der Vater. Er hatte sofort an Elins linker Hand den mit Perlen umfaßten großen Rubin entdeckt.

Die Mutter bezog es aber im allgemeinen darauf, daß der Gatte damit nur andeuten wollte, Elin wäre so schön, weil sie verlobt sei.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Tat, die nächsten Tage und Wochen nach diesem Mitsommerfest auf dem Lindhof gestalteten sich so begeisternd, wie es sich nur denken läßt. Noch viele Gesellschaften wurden in der Umgegend veranstaltet, Elin und Nils Krog zu Ehren.

Der Kapitänleutnant hatte ein eignes Segelboot. Damit kam er, sooft er Zeit hatte — und fast jeden Nachmittag war er wieder da —, über das Wasser nach dem Lindhof.

Elin wußte es schon. Nach Tisch ging sie immer den Berg hinan hinter der Waldwiese, setzte sich auf die Steine und hielt Ausschau nach Nils' Segel. Es tauchte wie das schneeweiße Schwanengefieder endlich am Horizont auf. Sodann lief Elin bergab, um Nils Krog unten zu begrüßen, sobald er an Land käme.

Oft segelten die beiden Verlobten auch gemeinsam hinaus auf die See. Die blauen Wogen trugen das Boot ganz leise und behutsam über das Wasser dahin. Als ob er jeden Stein, jede Untiefe genau zu bestimmen wußte, lenkte Nils sein Ruder.

Elin wurde das glücklichste Mädchen während dieser Sommerwochen. Wie im Traum zogen die schönen Tage in ihrem Dasein vorüber. Als es Herbst war, hieß es, bald sollte Hochzeit gemacht werden. Nils Krog hatte ein Bordkommando erhalten. Deshalb mußte das junge Paar später nach der Stadt ziehen, wo die Flottenstation lag.

Aber die Vorbereitungen bis dahin ergaben ebenso viele unruhvolle, abwechslungsreiche Wochen für Elin. Dann, Ende Oktober, kam der Tag, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Ein paar Wochen lang fuhr das junge Paar in die Welt hinaus nach dem fernen Süden.

Bisher war alles so gut gegangen. Die beiden Neuvermählten schrieben von den Aufenthaltsorten unterwegs immer selig zufrieden. Wer Nils Krog und Elin kannte, brauchte darüber eigentlich nicht erstaunt zu sein. Es war ein Paar wie füreinander geschaffen. Die stille, sanfte Elin und der lebensfrische, in Gesundheit blühende Nils Krog ergänzten sich glücklich.

Die nächsten Anverwandten von beiden Seiten sprachen wochenlang nur davon, wie reizend Elin als Braut gewesen wäre, und wie gut Nils zu ihr paßte. Ja, es war wieder an allen Orten fast immer von ihnen die Rede. Man nahm den lebhaftesten Anteil an ihrem Wohlergehen, so daß sich endlich der Empfang der Heimkehrenden zu einer freundschaftlichen Kundgebung für sie gestaltete. —

Der Winter hatte schon wochenlang das Regiment im hohen Norden. Es schneite an der Küste. In dicken wirbelnden Flocken trieb der Schneesturm von der See herüber. Elin freute sich, daß Nils daheim war während dieses ersten Winters ihrer Ehe. Im Frühjahr sollte er mit seiner Fregatte hinaussegeln nach den Sundainseln.

Heute liebte es aber Elin nicht, daran zu denken. Die Wochen gingen sowieso rasch genug dahin. Das gesellige Leben in der Kriegshafenstadt, der Verkehr in den Familien von Vorgesetzten und Freunden, schließlich der freundschaftlich gesellige Verwandtenkreis, der herüber- und hinüberreiste von der einen Stadt zur andern, dort, wo Elins Eltern lebten, schuf immer Abwechslung.

So kam es auch, daß Elin gar nicht recht Zeit zum Nachdenken fand. Das verinnerlichte Beisammensein des jungen Paares in der eignen Häuslichkeit ergänzte dieses glücklich zufriedene Leben zweier Liebenden.

Svan und Irmin waren häufiger da zu Besuch.

Nils und Elin dagegen kamen Weihnachten zu den Eltern. Bei dieser Gelegenheit gab es nun wieder Feste in dem großen Hause am Südwall.

Dreimal erstrahlten die Festräume im Kerzenschimmer. Einen Tag nach Weihnachten wurde eine Gesellschaft für die älteren Herrschaften aus der Stadt gegeben. Dann war Altjahrsabend ein großer Festschmaus. Endlich, am Tage der heiligen drei Könige, wurde für die Jugend ein Ball veranstaltet.

Frau Mathilda hatte vollauf zu tun, um die Überraschungen für diesen Abend zur Ausführung zu bringen. Sie verstand es von ihren Eltern her, größere Gesellschaften vorzüglich zu leiten. Gerade bei dem Fest für die Jugend war sie mit dem ganzen Herzen beteiligt. Sie tanzte ja selbst noch so gern. Stellte sie sich dabei vor, wie es ein Zauber werden sollte, wenn die drei Musikanten von dem Sommerfest auf dem Lindhof mit einemmal hier als die drei Weisen aus dem Morgenland aufzutreten hätten, so.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als ob niemand sie gerufen, da konnte sie sich schon tagelang darüber im geheimen freuen.

Als der Abend nun wirklich herangekommen war, fuhr die halbe Stadt mit Schlitten vor den Stenbrinkschen Palast. Man hätte denken sollen, wie die in Pelze gehüllte Gesellschaft nach und nach erschien, es wären wirklich nicht Stuben genug vorhanden im Hause, um sie alle aufzunehmen. Die Halle, der große Vorsaal an der Treppe waren von Menschen belebt. Die Mäntel wurden abgelegt. Die strahlenden Gesellschaftskleider der Damen kamen darunter zum Vorschein sowie die Fräcke und blitzenden Uniformen der Herren. Das eindrucksvolle Bild dieses wunderbaren Treppenhauses im Palast Stenbrink war einzigartig.

Oben im Saal war der Empfang. Gleich links davon befanden sich die Erfrischungsräume. Das kam und ging ab und zu. Die Bedienten liefen hin und her, die Lohnkellner und Aufwärterinnen. Die strahlende Helle in dem mit blauseidenen Wandstoffen ausgeschlagenen Festraum, die bronzenen Kerzenkronen darin und die durchaus wohlige Wärme der ganzen Flucht hoher Zimmer wirkten ohnegleichen. Ein kleines Orchester spielte von einer erhöhten Estrade herab lustige Weisen zum Eingang, ehe der eigentliche Ball seinen Anfang nahm.

Svan und Irmin durchliefen die Stuben in fröhlichster Laune wie zwei neugierige junge Mädchen, die so taten, als wären sie hier zum ersten Male. Nils und Elin standen neben den Eltern. Elin war wieder strahlend schön. Nils nahm die Haltung des selbstbewußten stattlichen Mannes an.

Tor Stenbrink und Frau Mathilda hatten überall die Augen. Die Besucher, die den Saal betraten, mußten passend begrüßt und, den Ehren entsprechend, an die richtigen Plätze geführt werden.

Da war der Admiral, Nils höchster Vorgesetzter. Er kam in seiner schmucken Uniform mit den vielen Orden und Ehrenzeichen auf der Brust, am Arm die etwas ältliche Gattin mit der wundervollen Frisur aus falschem Haar.

Doch das Bild der beiden war eindrucksvoll. Tor Stenbrink verbeugte sich tief vor der Gnädigen, die in Chamoisseide gekleidet war. Der Schnitt des Kleides entsprach der allerneuesten Mode. So tonangebend, so außerordentlich besonders pflegte die Admiralsgattin stets aufzutreten. Dabei trug sie ein herablassendes Lächeln zur Schau. In der Tat, sie erschien sehr gnädig. Der Admiral tat ebenfalls sehr aufgeräumt.

Er sprach mit Nils in freundlicher Weise. Bestimmt erwähnte er, daß die Ausreise der Fregatte auf den 20. April festgesetzt sei. Elins Herzen gab diese Mitteilung einen Stoß. Sie hatte es bisher immer vermieden, an diesen Tag der Ausreise überhaupt zu denken. Der gute Nils, wie fröhlich er tat, als ihm der Admiral wohlwollend auf die Schulter klopfte mit den Worten: »Nicht wahr, Herr Kapitänleutnant, wir wollen zur Ehre Seiner Majestät das Schiff führen?«

»Zu Befehl, Exzellenz! Das versagt sich keiner von Seiner Majestät Offizieren, dem die hohe Ehre zuteil wird, ein Schiff zu führen.«

»Und die junge Frau?« meinte der freundliche Herr, zu Elin gewandt.

Elin versuchte es, Exzellenz frei ins Auge zu blicken. Jedoch, da fuhr es ihr plötzlich wie Feuer durch die ungetrübte Freude. Sie bewegte nämlich die Hand, über die ein spinnwebdünner seidener Handschuh lag. Der wunderbare Rubin im Perlenkranz fing an zu leuchten, als Elin auf das funkelnde Kleinod verlegen niederschaute.

Tränen traten der jungen Frau in die Augen. Sie drängte sie gewaltsam zurück und lächelte wieder dem Admiral freundlich zu mit den Worten: »Wie Nils es will, Exzellenz.«

Der Kreis der Gäste war bald vollzählig, die Gespräche schwirrten bunt durcheinander.

Frau Mathilda glitt mit unglaublicher Sicherheit und besonderer Verständigungsgabe zwischen all den vielen Menschen hin und her. Sie sprach hier und dort ein Wort. Sie hatte kaum eine Silbe vernommen aus irgendeiner Unterhaltung zwischen den Gästen und wußte bereits entsprechend zu antworten. Dies hatte sie im Hause ihres Vaters vorzüglich gelernt. Sie verstand es, die Menschen zu behandeln und dabei genau abzumessen, wie weit sie diesen entgegengehen mußte, und in welchem Abstand sie von jenen zu bleiben hatte.

Nils und Elin standen plötzlich allein im Wintergarten. Unter Palmen plätscherte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein rauschender kleiner Springbrunnen über einem Becken, in dem Goldfische schwammen.

Dem Paar gegenüber tauchte auf der andern Seite plötzlich einer auf, den beide nicht kannten. So versonnen waren sie noch in ihrer ewig jungen Liebe miteinander in Gedanken hierhergegangen, daß sie das laute Summen der Unterhaltung, die fröhliche Musik aus der Entfernung wie nichts mehr vernahmen, sondern wirklich von sich selbst zueinander sprachen.

»Weißt du noch den Tag, wo du mich mit dem Boot abholtest, Nils? Damals, wie die See so stürmisch war? Wärest du es nicht gewesen, der das Boot führte, ich hätte die Fahrt nicht mitgemacht,« sprach Elin, an den Gatten geschmiegt.

»Du meinst an dem Septembermorgen, als wir nach Holms Klippen fuhren?« fragte Nils Elin. »Ach, das war eben eine prächtige Brise, Elin, und durchaus ungefährlich ist es gewesen.«

»Lieber Nils, eigentlich wurde mir der Abend verdorben durch deinen Admiral. Warum mußte er dir heute gerade den Tag nennen, an dem du ausfegeln sollst?«

»Er sagte es doch nur, Elin,« versuchte Nils Elin zu trösten.

»Er sagte es, und ich hätte laut weinen mögen.«

»Sieh, wie tapfer!« scherzte Krog.

In diesem Augenblick nickte das kleine Gegenüber von der andern Seite des Goldfischbeckens her den beiden zu. Das Männchen sah aus wie solch alter Geheimrat, so ehrwürdig in der Haltung und in seiner schwarzen Kleidung.

»Kennst du den?« fragten Elins Blicke Nils leise erschrocken.

»Nein,« antwortete Nils Krog seiner Gattin ebenso stumm.

»Kein Wunder,« sagte da das Hulemännchen laut. »Sie haben mich auch wohl kaum jemals schon gesehen.« Ingvar Chrestensen wandte sich unmittelbar an den Kapitänleutnant: »Dennoch hatte ich bereits einmal das Vergnügen, Sie zu treffen, Herr Kapitänleutnant Krog. Am Morgen Ihres Verlobungstages im Sommer begegneten wir uns im Vorzimmer Ihres Herrn Schwiegervaters. Ich ging hinaus, sie eilten hinein, denn man hatte Sie zu elf Uhr vormittags gebeten, zu kommen.«

Nils Krog hörte dem Kleinen erstaunt zu. »In der Tat?« fragte er nun. »Dann ist mir Ihr Name gewiß entgangen,« sagte er höflich.

»Ich heiße Chrestensen, Ingvar Chrestensen,« wiederholte das Männchen mit einer Verbeugung seinen ganzen Namen. »Zu schade ist es, daß damals versäumt wurde, auf mich zu hören. Ich schlug Ihrem Herrn Schwiegervater nämlich meine Verbindung mit Ihrer jetzigen Frau Gemahlin vor.«

»Nicht übel!« sagte Nils Krog laut und lachte hell auf. Gleichzeitig zupfte er Elin am Arm, um ihr mit einem Finger gegen die Stirn anzudeuten, daß er den Kleinen für verrückt hielte.

Elin wurde es dabei unheimlich. »Komm,« bat sie Nils, »laß uns wieder hinein in den Saal gehen.«

Fast scheu drängte sie hinaus aus dem Wintergarten.

Während die beiden nun wieder inmitten der Schar der Gäste standen, kamen von der Treppe her gerade Jöns, Ole und Enge als die drei Könige vom Morgenland in die Gesellschaft.

Sie standen in der weitgeöffneten Saaltür und sangen.

Elin sah ihre Mutter an. Was bedeutet das wieder? fragten ihre unruhigen Blicke. Doch die Gäste drängten herzu, um sich das Lied der Weisen anzuhören:

Wir kommen und gehen,
wir kommen und gehen
vor Toren und Türen.
Gesegneten Abend!

Dann sang Balthasar ein Lied für sich. Endlich gab Enge, die den Kaspar vorstellte, etwas zum besten. Sie zeterte mit ihrer schrillen Stimme den Text zum Liede wie ein Gespenst der Nachteule, das vor dem Mond im Walde laut zu heulen beginnt.

Das wirkte schaurig. Wieder war es Elin, die sich ängstlich an Nils hielt. »Oh, wie entsetzlich ist das!« sagte die junge Frau unter Tränen. »Warum hat die Mutter gerade das gewollt?«

Ehe Nils ihr antworten konnte, ertönte ein wildes Gelächter hinter ihm. Als er sich umschaute, war wieder Ingvar Chrestensen da.

Auch Elin sah das Männchen und schrie auf. Die Aufmerksamkeit der Gäste wurde dadurch von Enge weg zu Elin gelenkt.

Nils winkte einem Diener und gab ihm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Wink, den Verrückten aus dem Saal zu entfernen. Chrestensen hatte sich aber inzwischen schon aus dem Staube gemacht. Man sah ihn an diesem Abend nicht wieder.

Von dem Augenblick an wurde Elin traurig. Sie weinte oft wie ein Kind und hatte böse Kämpfe zu bestehen mit sich selbst.

Nils versuchte es auf alle nur erdenkliche Art, Elin aufzuheitern. Aber sie blieb während dieses Abends außer Fassung. Sie konnte die Gestalten der drei Könige nicht länger ansehen und floh deshalb aus einer Ecke des Hauses scheu in die andre. Lange vor Mitternacht verließ sie drum den Ballsaal. Nils mußte sie nach oben begleiten in ihr Zimmer und bei ihr bleiben. Sie lag und stöhnte, warum der kleine Mann als ungebetener Gast gekommen wäre. »Warum sah er mich auch so an?« fragte Elin.

»Gott mag wissen, warum,« beteuerte Nils in der ersten Bestürzung. Doch sofort versuchte er es, Elin wieder zu trösten. »Mach' dir keine dummen, bösen Gedanken, liebe, liebe Elin. Es war ein Narr, der zwischen die Gesellschaft geraten ist. Bestimmt, Elin! Der Kerl war verrückt.«

»Kennt Vater ihn denn nicht?« wollte Elin wissen.

»Vater weiß nichts von ihm,« behauptete Nils Krog.

Elin wollte sich dabei nicht beruhigen. Die darauffolgenden Tage waren noch schlimmer. Sie wollte fort, nach Hause. Nils sagte selbstverständlich ja, obwohl er noch vier Tage Urlaub hatte.

So reisten denn Elin und Nils früher zurück, als geplant war.

Frau Mathilda, Svan und Irmin wie auch der Vater waren sehr unglücklich darüber, daß Elins Friede durch irgendein Wahnbild gestört wurde. Svan und Irmin behaupteten auch, es wäre solch ein herrliches Fest gewesen. So schön hätten sie sich damals auf der Waldwiese kaum belustigt wie an diesem Abend. Frau Mathilda dagegen wünschte, sie hätte Jöns, Ole und Enge nicht auftreten lassen. Denn sie brachte Elins Empfindlichkeit damit in Zusammenhang, daß die junge Frau gerade jetzt, wo sie Mutter werden sollte, besonders vor allen Späßen hätte bewahrt bleiben müssen.

(Schluß folgt.)

Meiner Frau und meinen Kindern aus dem Felde

Daß ihr zusammen im Garten steht,
Zusammen in die Sterne seht —
Ja: ich las es wie ein Gebet.

Heut standen sie wieder funkelklar
Am nächtigen Himmel. Zwischen der Schar
Gespenstiger Wagen, Troß hinter Troß,
Hastende Schatten, Mann und Roß,
Fauchender Kraftwagenkoloß —
Fühlte mein Schritt sich tastend hin
Über Schutt und Geröll ... Den Sinn
Zog es dennoch nach oben: da stand
Schräg an der schwarzen Himmelswand
Der Wagen wie eine weisende Hand:
„Siehst du sie nicht, deine heilige Drei?"
Leuchtend sprang ihm die Wega bei:
„Über die Spanne Erdenkreis
Langte nicht eure Liebe?"
Heiß
Brannte es mir in meinem Blick.
Bis in die Sterne blühte mein Glück,
Eine Wunderblume weiß und blau
Mit goldenen Krönchen.
Grau an Grau
Rollte, ratterte, fluchte, schrie
Um mich Vormarschmelodie,
Pferdegeschnaube und Hott und Hü,
Einer Laterne Blutfeuerrot:
„Hier! Ich sammle Wundennot!"
Jäher Kommandoton, knirschendes Halt,
Stummes Starren, Gestalt an Gestalt ...

Droben aber die Sternenschar
Unberührt, funkelklar.
Der Orion, ein Jubelgedicht
Gläubiger Liebe, die nicht zerbricht.
Lieblich darunter ein Nachtgesicht:
Drei Kinder, ein liebendes Weib — ihr steht,
Ja, ich las es wie ein Gebet:
Ihr mit mir in die Sterne fleht.

Hermann Claudius

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Lasset neue Kindlein zu uns kommen!

Von Dr. Alexander Elster

Manfred: Es ist lange her, daß wir zusammen geplaudert haben. Nach allem, was dazwischenliegt, dürfen Sie heute doch glücklich sein, meine junge Freundin!

Franziska: Jung, sagen Sie? Als ich mein letztes Kind bekam, war ich jung, aber heute nach so langer Zeit ...

Manfred: Dann ist Ihr Herr Gemahl wohl auch schon ein alter Mann?

Franziska: Nein, das dürfen Sie nicht sagen — und übrigens: Sie haben recht ... Wer jetzt im vierten Kriegsjahr ein Kindchen bekommt, der ist in jeder Weise wieder verjüngt.

Manfred: In Sorge und Stärke jung wie das deutsche Volk selbst.

Franziska: Wie das deutsche Volk? Ach ja, Sie sind Politiker, lieber Doktor, da darf es mich nicht wundern, wenn Sie an meinem Jungen auch irgendeine hochpolitische Beziehung entdeckten.

Manfred: Glauben Sie nicht, gnädigste Frau, daß alles im Leben viel enger zueinander gehört, als unser allzusehr ordnender Verstand es annimmt? Daß Geburten mit völkischer Politik zusammenhängen, ist dabei nicht einmal so wunderbar wie die Verbindung von Krieg mit Humor oder wie Mädchen mit Hausschlüssel.

Franziska: Als wir das letztemal uns so festschwatzten — es war wohl, ob der Haushalt eine Seele habe —, da haben wir auch scheinbar Auseinanderstrebendes zusammengeführt.

Manfred: Und haben, wenn ich mich recht erinnere, das Allerwichtigste zu betonen vergessen: nämlich daß ein Haushalt ohne Kinder überhaupt keine Seele hat. Er kann sehr gebildet, sehr ordentlich sein ...

Franziska: Ja, vor allem sehr ordentlich...

Manfred: Der Seufzer sprach Bände, meine Gnädigste ... sehr viel echte Teppiche kann so ein kinderloser Haushalt haben, aber warm ist er darum doch nicht. Und deshalb ...

Franziska: Gratulieren Sie mir nochmals, Doktor.

Manfred: Ja, und immer wieder, gerade jetzt, wo wir wieder von vorn beginnen müssen. Buchstäblich ab ovo...

Franziska: Von unten herauf?

Manfred: Von Anfang an; aus dem Ei. Der neue Geist, der nach dem Frieden für Deutschland kommt und bereits auf dem raschen Wege zu uns ist, fängt auch für das Politische beim Kinde an. Aus Liebe zum Staat und zum Deutschtum werden wir Kinder haben, und diesen Kindern werden wir eine Erziehung geben müssen, die selbst im Steckkissen schon politisch ist.

Franziska: Jetzt werden Sie wieder paradox, Doktor.

Manfred: Um anschaulich zu sein.

Franziska: Keine Frau wird das verstehen.

Manfred: Sie wird es verstehen müssen.

Franziska: Da bitte ich Sie zunächst um einige Aufklärung über das politische Wickelkind.

Manfred: Also gestatten Sie: Ich erlaubte mir schon zu betonen, daß im Leben alles, auch das Verschiedenartigste zusammengehört. Lassen Sie mich ein wenig ausholen. Die Lehre des Weltkrieges ist jedenfalls die, daß die Lüge auferstanden ist, um Deutschland zu vernichten. Oder wo es vielleicht nicht immer bewußte subjektive Unwahrhaftigkeit war, so war es doch zum mindesten objektiv unwahr, was der Welthaß gegen uns an Verleumdungen getürmt hat. Englischer Cant und die Friedensnote eines waffenliefernden und kriegsverlängernden amerikanischen Freiheitsdiktators über »Menschlichkeit«, französische »Ritterlichkeit« an wehrlosen Gefangenen und alles in allem das Lob der freien westlichen Demokratien — so viel Worte, so viel Lügen!

Franziska: Pfui, welch ein politisch Lied für ein Wickelkind!

Manfred: Warten Sie noch einen Augenblick, liebe gnädige Frau, und Sie werden mich nicht mehr schelten. Diesen Waffen der Feinde, die mit beispiellosem Erfolg alle Welt betört haben, diesen diplomatischen Waffen des Quidproquo hatten wir stets nur das unmittelbare Waffendraufgängertum und unsre ehrlichen Friedensangebote entgegenzusetzen. Es gibt mithin nur zweierlei für uns: entweder verlernen wir wirklich die Sentimentalität und werden klug wie die andre Welt, gerissen und verschlagen und erfolgreich ...

Franziska: Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben ...

Manfred: Oder wir bleiben bei unserm Fanatismus der Wahrhaftigkeit und suchen damit durchzukommen. Ein Drittes gibt es nicht! Wir wollen klug sein wie die Schlangen, ja — wissend, daß Klugheit böse sei, und das Ohnefalsch an uns herankommen lassen, wie die Kinder es haben, ehe sie von den Eltern angelernt werden.

Franziska: So meinen Sie wohl, daß unsre ganze Erziehung überflüssig ist, etwa weil sie nur Verstellung und Notlüge großzieht?

Manfred: Ich bin nicht Pädagoge genug, um den Wert unsrer Erziehung ganz würdigen zu können, und bin zu sehr Gesellschaftsmensch,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um mir ein unbefangenes Urteil über Verstellung und Notlüge anmaßen zu können. So viel aber weiß ich: eine Unzahl Kinder wäre besser, gesitteter und wertvoller, wenn sie von den Eltern nur das Angeborene und nichts weiter mitbekämen.

Franziska: Diese Theorie ist aber doch recht anfechtbar, mein Freund.

Manfred: Soll sie das nicht sein? Meint meine Freundin, man dürfe nur Dinge sagen, die der Zustimmung aller oder auch nur aller Ähnlichdenkenden sicher wären? Gegen jede Wahrheit gibt es eine Gegenwahrheit, und als Anregung bleibt auch das Anfechtbare wertvoll.

Franziska: Nun denn — dann gäbe es doch nur das Mittel der Staatserziehung, damit unser Nachwuchs das, was mühsam unsre Vorgeschrittensten errangen, möglichst gut und heil mitbekommt und nicht immer wieder von vorn anfangen muß.

Manfred: Staatserziehung? Sie meinen, dabei geht die Familie zum Teufel? Richtig — also bleibt nur das andre! Selbsterziehung der Erwachsenen — und allergrößte Selbstzucht überall da, wo wir mit Kindern zusammenkommen. Es darf einfach nicht vorkommen, daß Kinder an Erwachsenen Launen, Ungerechtigkeiten, Unlogik sehen. Was nützt alles Predigen von Sanftmut, von Selbstbeherrschung, Nächstenliebe, von Artigkeit, Folgerichtigkeit und derlei schönen deutsch-christlichen Eigenschaften, wenn die Kinder an den Eltern oder andern Großen das Gegenteil sehen! Aber dadurch, daß es eine besondere Moral für Kinder und eine besondere für Erwachsene geben soll, erzieht man nur Auflehnung, Mißtrauen, Taktlosigkeiten. Kinderkameraden müssen wir werden!

Franziska: Ei, Doktor, da müssen Sie aber viel Glück haben mit der Charakterart der Kinder, denen Sie Kamerad werden wollen. Ein jedes Kind verträgt das nicht — und kein Kind verträgt es immer. Oder werden die neuen Kinder, die Sie haben wollen, ganz außer der Art sein?

Manfred: Mit Offenheit und Wahrheit ist alles zu machen. Und dazu, meine ich, wollen wir unsre Kinder erziehen: Fanatiker der Wahrheit zu sein und damit die Erde zu reinigen! Wenn es wahr ist, daß deutscher Geist siegreich aus dieser Sintflut hervorgeht, dann darf er dies nicht erreichen, indem er die Methoden der Feinde nachmacht, sondern sie überwindet und sich mit ihnen auf dem neuen, von ihm geschaffenen Boden wieder friedlich zusammenfindet. Nur dann ist er Sieger.

Franziska: Solange es noch vorkommt, daß aus den Wartezimmern der Ärzte Zeitschriften von gebildeten Leuten mitgenommen werden, und solange der Hamsterer noch der kluge Mann ist gegenüber dem dummen Ehrlichen, so lange können wir uns wohl noch nicht als einwandfreie Sieger durch die Macht der Moral fühlen.

Manfred: Das alles müssen wir an uns, die wir zunächst für unser Teil die neuen Kinder der Zukunft in die Welt setzen wollen, erziehen, um dadurch den besten Teil der Vervollkommnung zu schaffen.

Franziska: So meinen Sie schließlich, wir sollen unsre Kinder in ihrer natürlichen Unverfrorenheit aufwachsen lassen? Wenn Besuch kommt, den sie nicht leiden können, dürfen sie unfreundlich sein ...

Manfred: Nein, unfreundlich nicht, aber auch nicht freundlich ...

Franziska: Und die Tante dürfen sie gleich fragen: Hast du uns nichts mitgebracht?

Manfred: Ein im Geiste der Wahrheit erzogenes Kind weiß, daß es auf Geschenke kein Recht hat, und fragt daher so was nicht.

Franziska: Sie sind ein Schwärmer, Doktor — und wie wollen Sie solche verzwickte Auffassung einem Kinde anerziehen?

Manfred: Anerziehen? Das Kind wird mit klarer Rechtsauffassung überhaupt geboren, wenn die Eltern keine verschrobenen Köpfe sind, wie Goethe sagt: »Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären.« Es handelt sich da um Takt und allgemeine Geistesrichtung, und beides müssen wir den Kindern von vornherein ins Leben mitgeben. Gerade in dieser Zeit sollten wir dessen eingedenk sein, wo Freundlichkeit überall und gegen groß und klein das beste Mittel zum Ertragen der Zeit ist.

Franziska: Sie haben vielleicht nicht so unrecht, wie es mir zunächst schien. Daß zum Beispiel die während des Krieges in Holland untergebrachten deutschen Kinder dort den Ruf der Artigkeit sich erworben haben im Gegensatz zu den französischen, kann man wohl am leichtesten auf die Gutartigkeit des Charakters zurückführen. Aber wie wollen Sie das machen in dieser Welt, die nun einmal nicht so ist! — Auch bei uns nicht! Haben Sie schon einmal gesehen, wie Kinder im öffentlichen Verkehr behandelt werden? Wie sollen sie da an Anstand, Takt und dergleichen glauben?

Manfred: Nun, ich habe schon Schaffnerinnen auf der Straßenbahn gesehen, die zu Kindern ganz besonders nett waren.

Franziska: Ja, dergleichen habe ich auch gesehen; das waren Mütter. Aber das Publikum? Halbwüchsige Burschen quetschen sich rasch auf die Plätze, aber Kinder müssen aufstehen.

Manfred: Das wird so lange nicht anders, wie sich Herren hinter der Zeitung vergraben, damit sie Hilfsbedürftigen nicht den Platz anzubieten brauchen. Es sollte doch selbstverständlich sein, daß der erwachsene Mann, auch wenn er eilig ist, Kinder im Gedränge mehr als festen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Körper denn als Luft betrachtet. Auf der Post und im Laden dürfen Kinder warten, bis kein Größerer mehr da ist — die Späterkommenden immer eingerechnet —, und Mutter wartet und wartet, bis das Kind endlich mit schlechter Ware heimkehrt — denn die selbstherrlichen Verkäuferinnen drücken Kindern auch alles in die Hand. Solange die Kulturvölker nicht das Kind als ganzen Menschen achten, so lange hat die Menschheit keine Kultur.

Franziska: Sie machen mich nachdenklich: als ganzen Menschen habe ich das Kind bisher auch nicht angesehen ...

Manfred: Zugegeben, das Kind ist kleiner als der Große, es fehlt ihm an allen Ecken und Enden an Lebenserfahrung, Verschlagenheit, Gelbgier, Gesellschaftsschliff ...

Franziska: Was ihm fehlt, sind keine Werte, wollen Sie sagen.

Manfred: Ja, das will ich sagen. An Gemüt fehlt ihm nichts, an Aufnahmefähigkeit und Verstandeskraft erst recht nicht, denn es hat geistig viel größere Leistungen zu erfüllen als wir Großen: Liebe und Wahrheit sind bei ihm noch unverfälscht beisammen — als großes Kind hat Siegfried Gott und die Welt erlöst vom Fluch des Goldes.

Franziska: Der Siegfried der Edda, ja. Freilich, kein Volk hat so ein Knabenideal als Nationalheros.

Manfred: Das Volk der Kindheit ist das deutsche.

Franziska: Sie erfinden gute Belege für Ihren sogenannten neuen Geist.

Manfred: Wäre es Erfindung, so hätte es keine Dauer.

Franziska: Mit solcher kindlichen Michelei sind wir aber bei der Verteilung der Erde immer zu spät gekommen und lagen uns noch wegen Glaubensfragen und Stammesfehde in den Haaren, als die andern sich ihren Anteil am Weltboden sicherten.

Manfred: Nun werden Sie ja politisch!

Franziska: Darf ich das nicht?

Manfred: Es steht Ihnen gut.

Franziska: Das ist boshaft!

Manfred: Es soll Sie zu weiterer Politik reizen.

Franziska: Ich kann in der Kindlichkeit eines Großmachtvolkes nicht so besonders Lobenswertes erblicken. Die Naivität, die damit unweigerlich verbunden ist, hat uns geschadet, hat unsre Wirtschaft und unser Ansehen herabgesetzt und uns in jede weltpolitische Falle laufen lassen.

Manfred: Und doch, gnädigste Frau! Wenn auch alles richtig ist, was Sie sagen, so liegt in unsrer völkischen Jugendlichkeit doch die Gewähr, daß wir noch ein langes Leben vor uns haben. Daß wir uns noch wirklich und ruhig entwickeln können — und was sich langsam entwickelt, hat Anwartschaft darauf, sich sehr hoch zu entwickeln.

Franziska: Das wäre also noch ein ermutigendes Moment dafür, daß wir unsern Kindern leben sollen.

Manfred: Anders als vor dem Kriege! Selbst wenn wir nun wirklich ein wenig zuviel des Guten nach dieser Richtung täten.

Franziska: Ach, wo sind die Zeiten, da wir für Theater und Kino unsre Erstgeburt hergaben, für Bälle und schöne Kleider uns zur Salzsäule werden ließen! Jetzt gilt uns Kinderlächeln endlich mehr als ein Hermelin, und das Geschrei der Kleinsten hat mehr Wert als das Lob der flirtenden Tänzer.

Manfred: Alle die guten Eigenschaften der Jugend darf auch ein Volk haben: Lebendigkeit und Frische des Geistes, Anpassungsfähigkeit und jenes Glück des Tätigwerdens, das nicht in dem Rentendasein, sondern im Schaffen selber Erfüllung der Sehnsucht erblickt.

Franziska: Schließlich aber ist das Ganze doch nur Kinderland — ein Traum vom Glück.

Manfred: Was wäre ein Leben ohne Träume? Und auch ein Traum kann Glück sein — der Traum von der Gegenwart, die wir opfern für die Zukunft —, der Traum, daß wir alles hingeben für die Kinder, die das große deutsche Volk der Zukunft bilden sollen. Das wissen Sie heute so gut wie ich: sich selber zu leben, ist armselig, seinen Kindern zu leben ist der Reichtum derer, die für anderen Reichtum zu gewissenhaft sind.

Die junge Mutter

Morgens, bist du erwacht,
Schaust du wirr, wie zagend,
Groß mit den Augen fragend:
War das nur ... Träumen ... der Nacht?

Dann — dann sprüht ein Tau,
Zitternd, mit huschendem Glanze —
Sonne ladet zum Tanze
Draußen auf atmender Au.

Dann — dann sinkst du zurück
In die bauschenden Kissen —
Heimlich-heiliges Wissen
Füllt deine Blicke mit Glück.

Leishin lächelst du ...
Sonnenknospen umfließen
Deine Lider ... sie schließen
Selig staunend sich zu ...

Franz Lüdtke

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Rudolf Hermanns (Hannover): Spätnachmittag

Zu dem Aufsatz »Rudolf Hermanns« von Fritz Goebel

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Rüsterburg (Hannover, Südstadt)

Rudolf Hermanns

Von Prof. Dr. Fritz Goebel

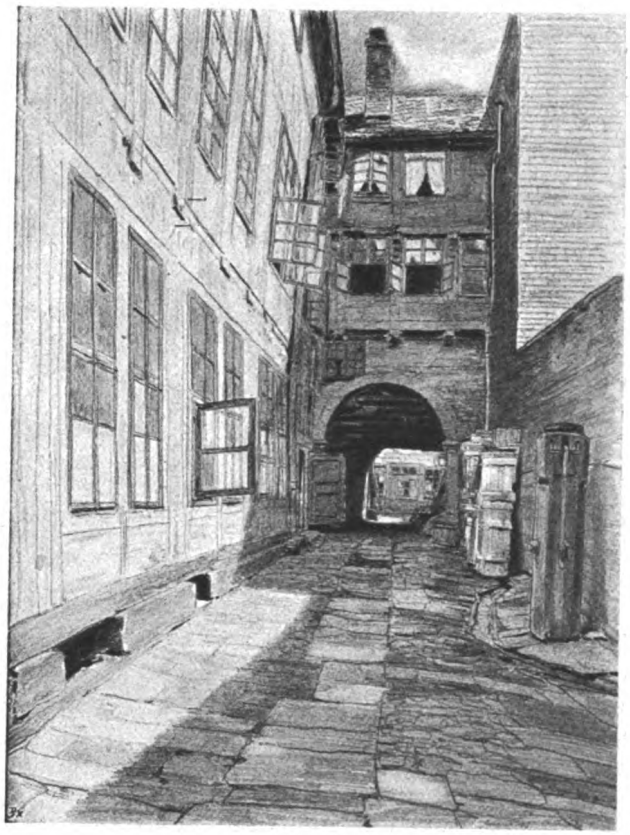
Mit einer eignen Lebensbeschreibung des Künstlers und achtzehn Abbildungen seiner Werke

Mit der künstlerischen Entdeckung der Lüneburger Heide, dieses Aschenbrödels der deutschen Landschaft, wuchs die Zahl der Besucher und Heideschwärmer von Jahr zu Jahr. Auch Maler und Schriftsteller fanden sich in Menge, voran der Altmeister der deutschen Landschaft, Eugen Bracht, schon vor 40 Jahren; zwei Jahrzehnte später waren es die Worpsweder, welche dieses Neuland in seiner verhaltenen unberührten Schönheit dem Verständnis der Menge näherbrachten. Dann folgten viele andre, und zu den berufensten und besten unter ihnen gehört sicher auch der Maler, dessen Bedeutung einem weiteren Kreise zu vermitteln der Zweck dieser Skizze ist.

Rudolf Hermanns, so recht inmitten der Heide, im alten Celle geboren (1860), zwar väterlicherseits rheinischer Abstammung, aber durch die Mutter von echter niedersächsischer Art, zeigt in seinem ganzen Leben und Wirken diese glückliche Mischung norddeutschen, gewissenhaften, gründlichen Wesens mit rheinischem Temperament, Frohsinn und Freude an der schönen Form. Celle, das als ehemalige Residenz der welfischen Herzöge so eng mit der Geschichte des Lüneburger Landes verwachsen ist, war damals — und ist's noch heute — eine vornehm ruhige Beamtenstadt, die man wohl das »hannoversche Versailles« genannt hat. Es bietet eine Fülle niedersächsischer Stadtschönheit mit einem malerischen Schloßbau, seiner ehrwürdigen Stadtkirche und dem vielen schöngeschnitzten Balkenwerk der alten vorgekragten Fachwerkhäuser. Rudolf Linde, der Schilderer der Lüneburger Heide, nennt es »die Sonnenstadt des nordwestlichen Deutschlands«, weil es erst im hellsten Sonnenschein sein ureigenstes Gewand zeige, und als ganz besonders farbenreich hebt er das Bild des Wochenmarktes hervor mit seinen flutenden

Bildnis Rudolf Hermanns

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hannover: Osterstraße Nr. 76

Lichtmassen vor der dunklen Kirche und ihrem grünen Baumhintergrund.

Zeichnen und wieder Zeichnen war das Lebenselement des jungen Hermanns, und diese Liebe für die schöne Form ist sicher ein Erbteil seines Vaters, eines ehemaligen Bildhauers und späteren Bühnenkünstlers. Eine eigne Vorliebe bekundete der Knabe für das Entwerfen von allerlei Bauten. — So ist denn wohl bereits die Vaterstadt mit ihren architektonischen Reizen und dazu die herbe Schönheit der weitgedehnten braunen Heide in doppelter Hinsicht für ihn von Bedeutung gewesen.

Die Geschehnisse des Krieges von 1870/71 fanden auch in Celle ihr Echo, trotz allem Welfentum, das sich begreiflicherweise gerade hier noch lange gehalten hat. Auch auf den warm empfindenden Knaben übten die Taten der deutschen Heere tiefen Eindruck aus. Sie haben früh in ihm einen lebhaften Sinn für historisches Geschehen geweckt, der dem reifen Manne geblieben ist und ihn noch heute so viel Freude finden läßt an geschichtlichen Studien.

Nach dem Kriege wurde die enge Kleinstadt mit Hannover, der zukunftsreichen Großstadt, vertauscht. Der Großvater, in dessen Hause der Künstler seine Jugend verlebte, übernahm dort die Leitung des Theaters. Neue, tiefgehende Eindrücke bestürmten den Knaben, dem nun zum ersten Male Museen, Galerien, Ausstellungen und andre künstlerische Dinge vor Augen kamen.

Im Bannkreis des Theaters gewann trotz aller Vorliebe für bildende Kunst eine Weile der Theaterteufel die Oberhand im Leben des jungen Hermanns; und ihn niederzuringen, war wohl das schwerste für den Künstler. Meint doch ein altes Schauspielerwort: Wer einmal ein Paar Sohlen auf der Bühne durchgelaufen hat, ist ihr für immer verfallen, »und ich«, so sagte mir Hermanns einmal schmunzelnd, »habe ihrer Dutzende verbraucht und deshalb mit dem diabolus theatri mich herumgeschlagen, wie einst der Doktor Martinus mit Beelzebub auf der Wartburg«. Zehn lange Jahre dauerte es, bis Hermanns das Bühnenleben überwunden hatte, um eines Tags kurz entschlossen Puderquaste und Schminke mit Pinsel und Palette zu vertauschen. Über diesen tief einschneidenden Wechsel des Berufs und die Gründe, die ihn veranlaßten, soll hier nicht weiter gesprochen werden; der Künstler selbst hat uns darüber erschöpfende Auskunft gegeben in einer hier mitgeteilten Selbstbiographie.

Ebenso sei der nun folgende Aufenthalt in München nur kurz gestreift. Auch dort blieb Hermanns im wesentlichen Autodidakt. Wohl hat er an der Isar bei den alten und neuen Meistern der Pinakotheken, der Schackgalerie und des Glaspalastes viel gute Kunst gesehen und eifrig studiert, aber es ist ihm niemals eingefallen, etwas davon »nachzumachen«. Allenfalls ist Rottmann, der Meister der historischen Landschaft, nicht ganz ohne Einfluß auf das Schaffen des Künstlers gewesen. Im übrigen war und blieb er ein Eigner, der nie nach einer »Richtung« schielte. Er hat in ernster, harter Arbeit seinen Weg selbst gesucht und gefunden.

Die nächsten Jahre in der alten Heimat, im kleinen Celle, waren voll harter Entbehrungen für den Künstler. Mancherlei Verhältnisse hatten ihn wieder nach Norden getrieben: seine in schwerer Krankheit dahinsiechende erste Frau, einst sein bester Kamerad, starb; und als kaum halbfertiger Anfänger in einer neuen Kunst stand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hermanns allein mit zwei Kindern, allen Kämpfen ums Dasein preisgegeben. Aber so traurig diese Periode auch war, sie gestaltete sich doch auch wieder hoffnungsvoll. Der neue Weg war nun einmal betreten, und jetzt hieß es vorwärtsstreben mit allen Kräften, das ferne Ziel zu erreichen.

Der erste Lichtpunkt war der Ankauf einiger Bildchen durch den Herzog von Cumberland, der sein warmes Interesse für alles, was mit den alten Stammlanden seines Hauses im Zusammenhang steht, auch hier betätigte. Mit dem Gefühl der wachsenden Sicherheit wurde dann die Sehnsucht nach einem weiteren Wirkungsfeld rege. Da war nun wiederum Hannover das Ziel. Alte Jugendfreunde, die zum Teil schon in einflußreiche Stellungen gekommen waren, traf er hier wieder, und in kurzer Zeit fand er Anknüpfungspunkte in allen Gesellschaftskreisen, die sich ihm rasch öffneten. In diesen Jahren setzte eigentlich erst die regelmäßige künstlerische Tätigkeit ein, nach Ausschaltung der vielen bisherigen Gelegenheitsarbeiten.

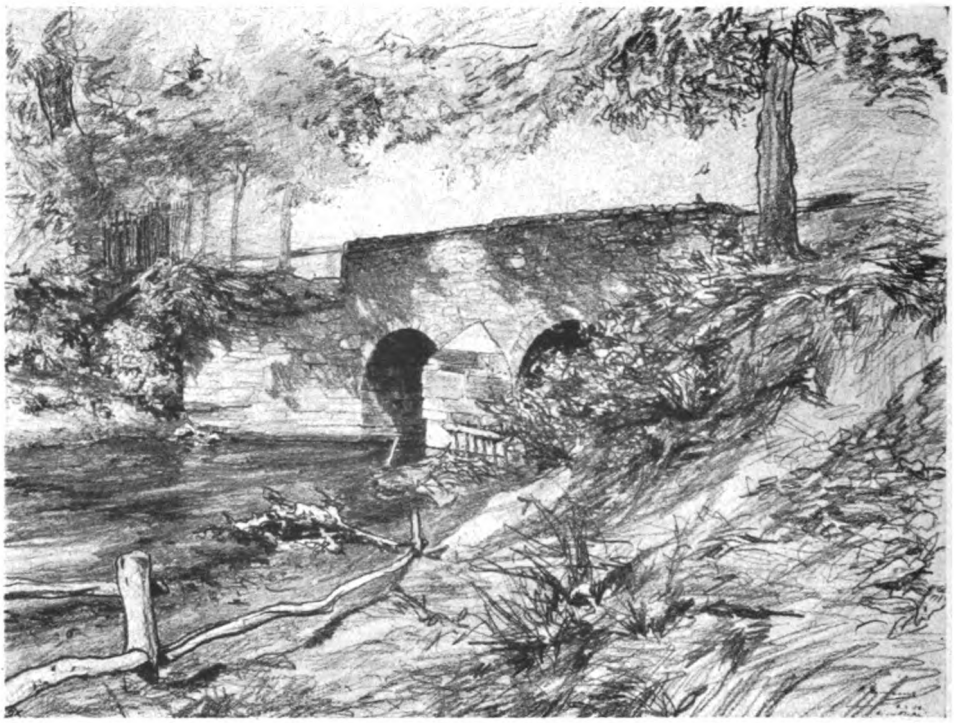
Die erste Anerkennung in Künstlerkreisen brachten ihm eine Reihe frisch und flott vor der Natur heruntergemalte Aquarelle, Eindrücke einer Reise in die nordfriesische Inselwelt: der »blanke Hans« und der weiße Dünensand, der weite Horizont und die gewaltigen Wolkenbildungen über Meer und nordischen Heiden waren so recht eigentlich das Element des jungen Malers und sind es seitdem geblieben. Auf allen seinen Bildern der folgenden zwei Jahrzehnte — mit Ausnahme der Architekturen — bilden der weite Horizont, das Spiel der Wolken und Winde, die atmosphärischen Erscheinungen der norddeutschen Tiefebene mit ihrer unendlichen Fernsicht die beherrschende Note. Gewiß hat er auch die Heimlichkeit des deutschen Waldes zu allen Jahreszeiten gern geschildert, aber die eigentliche Bedeutung seines Schaffens liegt doch in der Darstellung der norddeutschen Tiefebene. Die Einsamkeit der weiten Heide, ausgefahrene Wege, bleiche Sandböschungen, von einem vorüberhuschenden Sonnenstrahl getroffen, tiefe Wolkenschatten — kurz, das wechselnde Spiel des Lichtes zu allen Tages- und Jahreszeiten über den einsamen Küsten- und Heidestrichen Niedersachsens — sie geben den Grundzug seines künstlerischen Werkes ab.

Während Hermanns in den ersten zehn Schaffensjahren Aquarell, Guasche und Tempera bevorzugte, trat später allmählich die Ölfarbe mit ihren viel reicheren Ausdrucksmöglichkeiten in den Vordergrund. Auf dies weitere Schaffen war auch seine zweite Heirat nicht ohne Einfluß. Die Eltern der jungen Frau, im malerischsten Teil der Lüneburger Heide ansässig, ermöglichten ihm einen ungleich häufigeren und längeren Aufenthalt in dem Lieblingsgebiet seiner Studien. Jetzt erst war es ihm vergönnt, sich ganz in die herbe Schönheit der ihn umgebenden Natur einzuleben und sie künstlerisch zu verarbeiten.

Immer hat man auf den Bildern von Hermanns den weiten, ungehemmten Blick. Höhere Baumgruppen als Kulissen zur Vertiefung des Raumes kommen selten vor; dafür findet er im Spiel zwischen Licht und Schatten sowie in dem gewaltigen Aufbau bewegter Wolkenmassen sein Lieblingsthema, wie ihn überhaupt das Studium der Wolken, ihrer Bildung und ihrer Färbung stets von neuem reizt. Nicht unwichtig ist es in

Hannover: Osterstraße Nr. 80

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Alte Brücke (Landwehrschenke)

diesem Zusammenhange, daß der alte Preller, der Maler der Odyssee, unter den deutschen Meistern bei ihm einen Ehrenplatz einnimmt. Hatte sich doch auch Preller, auf Anregung Goethes, eifrig dem Studium der Wolkenbildungen gewidmet, und kein zweiter Künstler in deutschen Landen hat es so meisterhaft verstanden, die phantastischen Wolkenmassen des stürmischen oder ruhigen Himmels in Form und Bewegung wiederzugeben wie der Weimarer Meister.

Übrigens ist das Stoffgebiet des Künstlers keineswegs auf die norddeutsche Tiefebene beschränkt geblieben. Überall, wohin ihn seine oft weiten Reisen führten, hat er, was Natur und Menschen boten, studiert und künstlerisch verwertet. Bei seiner Vorliebe für Architekturen schuf er zahlreiche italienische und griechische Veduten, deren Reize ebensosehr in der zeichnerischen wie in der malerischen Technik liegen.

Hannover: Johanneshof

Ein Lieblingsgebiet unsers Malers ist aber neben seiner Lüneburger Heide immer Paris gewesen. Der malerische Reiz der alten Montmartregassen sowie das einzigartige, stets bewegte und wechselvolle Straßenleben der Weltstadt gaben ihm Stoff zu prächtigen Blättern. Das lebensprühende, hier als Einschaltbild wiedergegebene Aquarell »Blick auf das Pantheon«, ein Blatt, das in Farbe, Technik und malerischem Reiz an den prächtigen Rudolf Alt erinnert, zeigt uns, wie fein die Pariser Welt in ihrer Farbigkeit von dem Künstler erfaßt wurde.

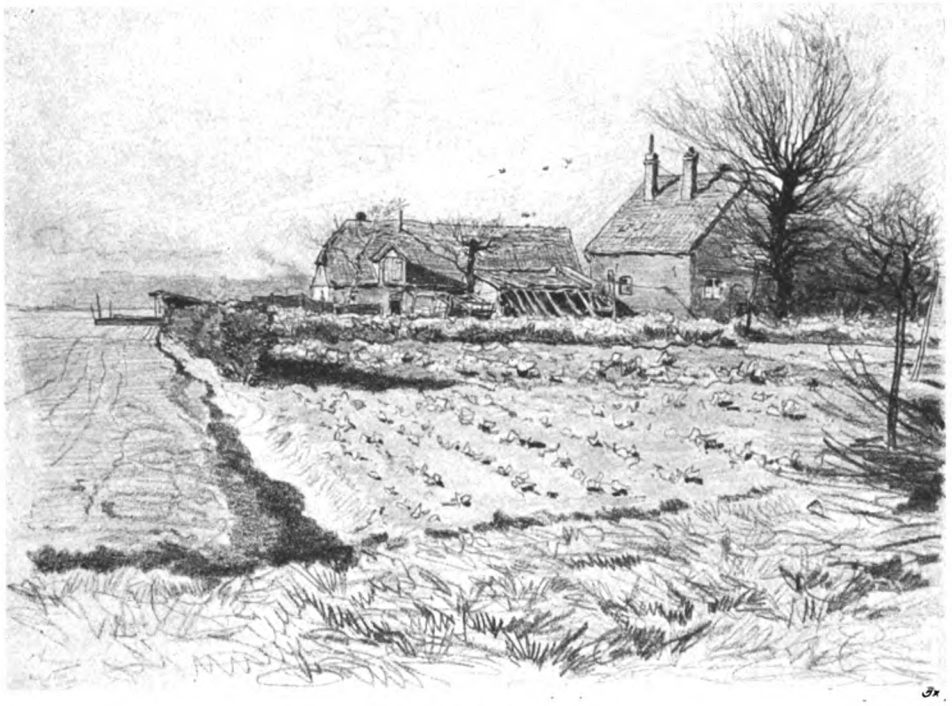
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dieses Bildchen gibt uns zugleich Gelegenheit, auf den Graphiker und Zeichner Hermanns hinzuweisen, denn gerade hier zeigt sich, abgesehen von der delikaten Farbe, die hervorragende zeichnerische Kraft des Künstlers, der auch von sich selber immer behauptet, in erster Linie Zeichner zu sein. Die windschiefen Häuser Alt-Hannovers, dessen malerische Reize bei weitem nicht genug gewürdigt werden, die alten Gassen, Winkel und Gänge der zweiten Heimatstadt unsers Malers fanden in ihm einen begeisterten Forscher und getreuen Dolmetscher, der mit Lust und Liebe bei Wind und Wetter und zu allen Tagesstunden in ihre stillen Reize einzudringen suchte. Bei diesen Blättern bewundert man ebensosehr die vollendete Auffassung und den glücklichen Standpunkt des Zeichners wie den fabelhaften Reiz und die Sicherheit des Striches, der bald zart, bald kräftig, je nach Beleuchtung und Tageszeit, den ganzen Reiz und Zauber, der über solch versteckten Winkeln alter deutscher Städte ruht, mit den einfachen Mitteln von Schwarz und Weiß zum Ausdruck bringt.

Am Maschrand

Nicht minder reizvoll sind Blätter, die den Übergang von Stadt und Land behandeln und uns die letzten Ausläufer der Großstadt vor Augen führen. Frühlingsstimmungen, März- und Aprilschauer beherrschen sie: hier ist der Zeichner zum Stimmungsmaler geworden.

In all diesen Zeichnungen offenbart sich — trotz Paris — die echt deutsche Art in Hermanns, seine Liebe zur Heimat, sein Aufgehen in den Stoff, seine Gewissenhaftigkeit und Treue, auch das Kleinste und Unbedeutendste mit em-



Haspelfeld

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haspelfeld

sigem Fleiß zum Ausdruck zu bringen in jener zeichnerisch strengen Art, die vom alten Anton Koch bis in die fünfziger Jahre das Kennzeichen deutscher Kunst war.

Hermanns, im Vollbesitz seiner Kraft, gesund in seiner Natur- und Kunstanschauung, berechtigt noch zu starken Hoffnungen: Zähigkeit im Verfolgens seines Ziels, klare Erkenntnis der Grenzen seines Könnens, frische Arbeitskraft und rege Begeisterung für alles Schöne sind Charaktereigenschaften, die ich seit Jahren an ihm beobachte und schätze.

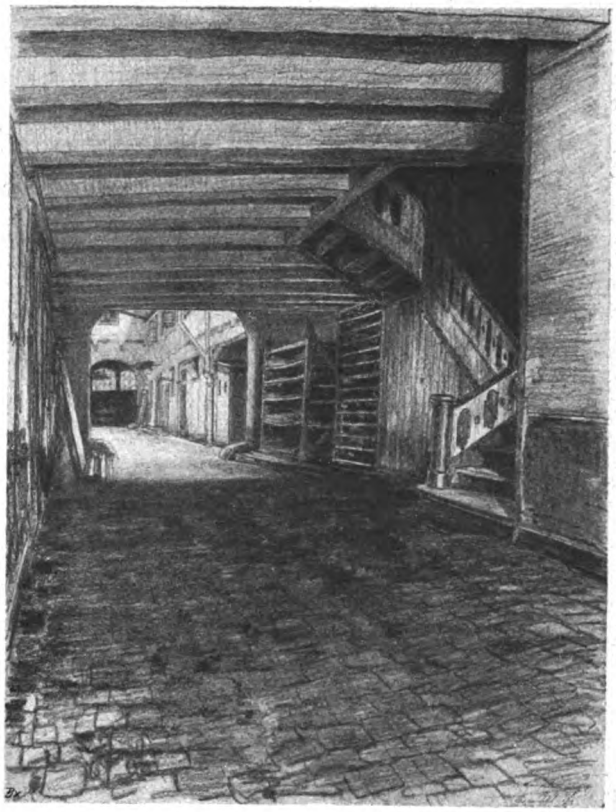
Weit treuer und klarer, als es durch die Vermittlung einer fremden Feder möglich wäre, tritt uns der temperamentvolle Künstler in einer selbstverfaßten Lebensskizze entgegen, in der er mit wenigen Strichen ein Bild seines Ichs, seiner Entwicklung und seines Strebens gibt. Deshalb soll sie hier folgen. F. G.

*

Die liebenswürdige Aufforderung der Schriftleitung von Westermanns Monatsheften, mich über mein Werden und meine Entwicklung als Maler zu äußern, erfülle ich nicht ohne einige Verlegenheit und starkes Bedenken, einesteils des mich immerhin mager dünkenden Stoffes wegen, andernteils wegen der mir fehlenden Fähigkeit, das wenige auf meinem einfachen Lebenswege vielleicht Ungewöhnliche schmackhaft und fesselnd zu machen. Meiner Freude an einem schönen Stück Natur, einem hervorragenden Bauwerk, an Licht, Luft, Wald und Bergen zu allen Jahreszeiten und Tagesstunden habe ich in gar vielen Zeichnungen, Aquarellen und Ölbildern mit mehr oder weniger Gelingen Ausdruck gegeben, habe gezeichnet und gemalt, so lange ich denken kann, und mich ganz allmählich vom pinselnden Schauspieler zum Maler gewandelt. Das ist vielleicht das in meiner Laufbahn einzige vom Alltäglichen Abweichende, wenn auch nicht gerade übermäßig Seltene — der Fälle gibt es mehrere —, daß ich mich volle zehn Jahre an allen möglichen Bühnen des lieben Vaterlandes umhergetrieben habe, ehe ich vollends, ebensosehr durch die Verhältnisse wie von innerem Drang getrieben, zur Malerei überging. Darüber wundre ich mich oft heute noch; wirklich, das Malerwerden hätte ich mir nie träumen lassen, alle Wünsche, alle Träume der Jugend hatten andre Ziele. St. Lukas und seine Kunst waren nicht das Ideal dieser Jahre, denn als echtes und rechtes Schauspielerkind leuchtete mir nur ein Stern, und dieser strahlender und heller als alle andern: das Theater! Ich bin — so kann ich mit gutem Recht behaupten — hinter den Kulissen, im Rampenlicht groß geworden, lebte und webte von frühester Kindheit in allem, was Bühne, was Theater hieß. Nie wäre mir der Gedanke gekommen, etwas andres als Schauspieler zu werden: das war einfach selbstver-

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

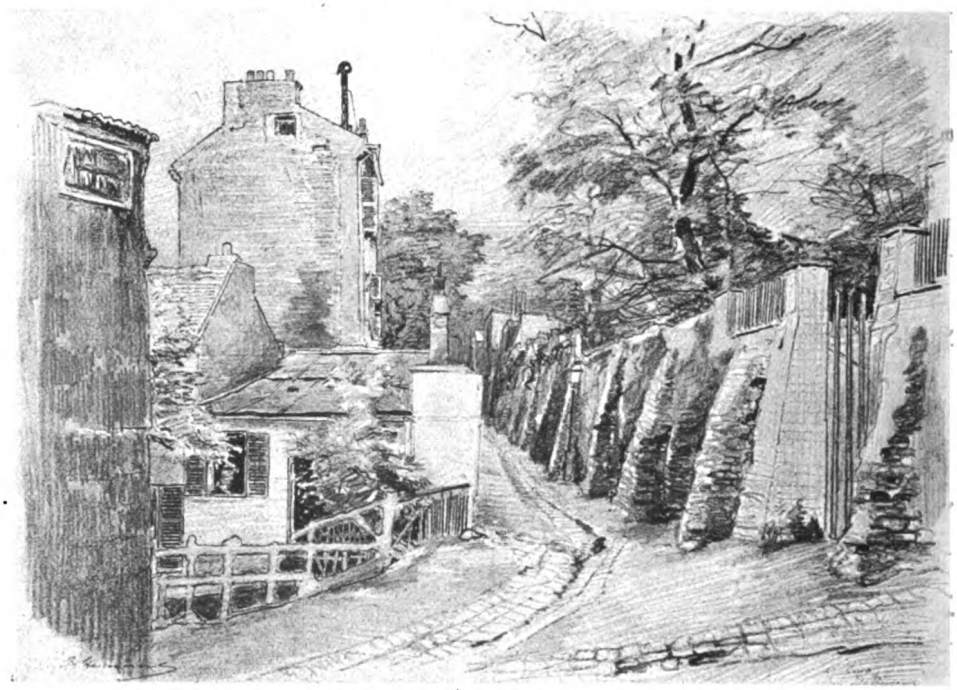
ständlich, bei mir wie bei den Eltern, das lag im Blut, in der Überlieferung; mütterlicherseits hatten sich schon Generationen recht und schlecht als Komödianten durchs Leben geschlagen, und der Vater, ursprünglich Bildhauer, ging nach Entdeckung seiner schönen Stimme zur Bühne, wo er als bedeutender Bassist, vornehmlich im Ausland, mit Erfolg wirkte. Ich glaube, der Sinn, die Vorliebe für alles formal Schöne ist eine Erbschaft meines Vaters, der sonst nicht den geringsten Einfluß auf meine Jugend gehabt hat, aus dem einfachen Grunde, weil er für mich gar nicht vorhanden war, denn die Ehe meiner Eltern war eine echte Künstlerehe, will sagen: man sah sich, liebte, heiratete, lief wieder auseinander, und ich, die Frucht dieser, ich hätte beinahe gesagt Quartalsehe, wurde den Großeltern überlassen, die mich mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen und vielleicht auch manchmal verzogen. Aber auch hier war ich im Bannkreis der Bühne, denn der Großvater war Theaterleiter; ohne Theater ging es nun mal nicht! War es ein Wunder, wenn ich nur in Kulissenluft atmen zu können glaubte, wenn die vielfarbige, abwechslungsreiche, kaleidoskopisch veränderliche Flitterwelt der Bühne mit ihren steten Aufregungen auf und hinter den Brettern, mit ihrem Zubehör von oft hochbegabten, aber überspannten, nervösen, mokanten, wenn auch immer interessanten Menschen mich vollständig in Besitz nahm, ja so recht eigentlich mein Lebenselement wurde? In dem Gefühl, zum Schauspieler geboren zu sein, in der Überzeugung, die Welt des Puders und der Schminke sei mir vom Schicksal als Zukunft bestimmt, flossen meine Jugendjahre glücklich und zufrieden dahin. Neben den wechselnden theatralischen Eindrücken beschäftigten mich unaufhörliche Versuche, das mannigfach bunte Leben rings um mich her, die farbigen Bilder der Bühne mit ihren dekorativen Reizen und Beleuchtungseffekten in Zeichnung und Bild festzuhalten, viel mehr, als mir eigentlich bewußt war; denn so sehr mich schauspielerische oder gesangliche Leistungen bis zu einem gewissen Grade fesselten, die Hauptsache war mir immer der malerische Reiz der Ausstattung. Auch Musik war schon in frühester Jugend für mich ein mächtiger Anreger der bildnerisch gestaltenden Phantasie. Werke wie »Tannhäuser«, »Zauberflöte«, »Freischütz«, in ihrer malerischen Umrahmung und bestrickenden Tongebung, versetzten mich in Ekstase, und noch heute, nach vierzig Jahren, wirkt die Waldromantik des Weberschen Meisterwerkes auf mich wie am ersten Tage. Als 1876 die Baireuther Ring-Aufführungen die gesamte europäische Kunstwelt in Aufregung versetzten, wurde ich trotz aller Unreife und Jugend dermaßen vom Enthusiasmus gepackt, meine Vorstellungswelt derart von Nibelheimen, wilden Felsgebilden, heroischen Landschaften erfüllt, daß ich nicht umhinkonnte, mir den Schauplatz des Wagnerschen Götter- und Heldenepos wenigstens in Bildern aufzubauen.



Hannover: Alte Diele (Osterstraße Nr. 73)

Nach jahrelangem vergnügtem Hinundherpendeln zwischen Theater und Malerei sprang ich eines Tags als achtzehnjähriger Bursch von der Schule frischweg auf die Bretter. Mit mäßigen Kenntnissen — Lorbeeren habe ich auf der Schule nicht geerntet —, mangelhafter Allgemeinbildung, deren Lücken auszufüllen mir erst die späteren, ruhigeren Malerjahre gestatteten, aber froh und zuversichtlich schritt ich ins Leben hin-

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Paris: Rue St. Vincent

aus, in das Leben, das jahrelang schon das Ziel meiner Hoffnungen und Wünsche gewesen war. Die Theaterperiode mit Erfolgen, Mißerfolgen, Lust und Leid, ehrgeizigen Träumen, nichtbezahlten Gagen, Zusammenbrüchen, Ärgernissen und doch oft unendlich stolzen, hoffnungsreichen Stunden und Ausblicken will ich übergehen, denn sechs Jahre dauerte es, bis der Zufall — oder war es die Vorsehung? — mich ganz langsam hinübergleiten ließ in jene Welt, in der ich jetzt noch lebe und wirke; und das war so einfach, ging so selbstverständlich zu, daß mir gar nicht zu Bewußtsein kam, wie ich allmählich mich zum Maler entwickelte.

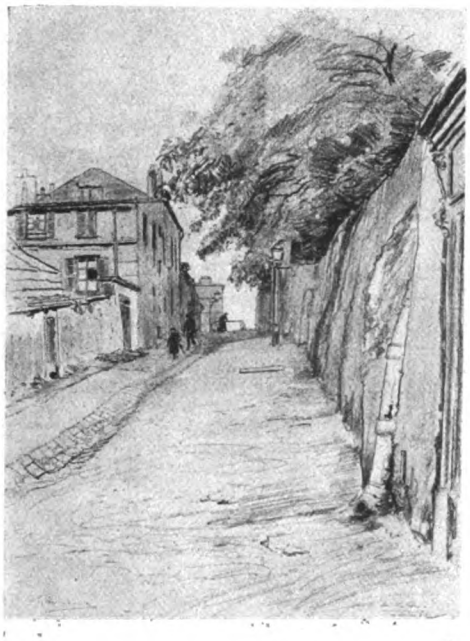
So kam's: in Berlin, im neuerbauten Faberhaus (Bleistiftfaber), einem der ersten großen modernen Geschäftspaläste der zur Weltstadt emporwachsenden Reichshauptstadt, sah ich bei einer Besichtigung des Inneren Originalaquarelle, kleine hübsche Menüs, geschmackvoll und gut in Farbe. Voll Interesse fragte ich nach den Malern, äußerte, derartiges wäre auch etwas für mich, und bekam — einen Probeauftrag für ähnliche Blätter. Damit war der erste und in seinen Folgen schicksalsschwerste Schritt ins neue Land getan. Bei Tages- und Lampenlicht, in jeder freien Stunde — denn noch hielt mich ja die Bühne — habe ich acht bis neun Jahre für das Haus A. W. Faber Hunderte und Hunderte von solchen Menüs mit allen erdenklichen Darstellungen: Landschaften, Tieren, Menschen, Stilleben, Früchten, komischen Szenen usw., gezeichnet und aquarelliert, bekam immer mehr Fertigkeit und Sicherheit der Hand, die Zuversicht wuchs, und eines Tags zog ich den »Seelenmaler« aus, um ihn endgültig mit dem, wie es jetzt heißt, »Kunstmaler« zu vertauschen.

Aber es war doch kein leichtes Stück. Mit einer kränklichen Frau und zwei Kindern pilgerte ich im Herbst 1888 nach München, um mich dort frisch, fröhlich und frei dem neuen Beruf in die Arme zu werfen, das heißt mit der Fröhlichkeit haperte es oft bedenklich, denn ich war so gut wie mittellos und auf die bescheidene Hilfe zweier Gönner angewiesen. Unter den obwaltenden Verhältnissen war dieser Schritt leichtsinnig, tollkühn, ja mehr als das: einfach verrückt. Aber wie heißt es im Egmont: »Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen.« So überließ ich mich denn diesem Schicksal. Es war ein Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit, weit schlimmer als ich ihn mir vorgestellt hatte, und oft hieß es die Zähne zusammenbeißen, alle Willenskraft aufbieten, um nicht zu unterliegen; und wie fest hielt mich die eben aufgegebene andre Welt, die Sehnsucht nach verflossenen lichtvolleren Tagen! Auf der Bühne in eigner Person das Kunstwerk verkörpern, den lauten Beifall ernten — nur, wer selber oben gestanden hat, kann ermessen, wie berauschend solch unmittelbarer Erfolg wirkt!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun nach diesem geräuschvollen, oft lustigen Treiben ein Leben der Einsamkeit, der Verinnerlichung, der vollsten Hingabe an ein Bildchen, ein Stück Leinwand ohne die bisherige Ernte, das heißt Anerkennung in Gestalt von Beifall und Honorar! Honorar, Einkommen, Verdienst waren nun überhaupt der Vergangenheit angehörende Begriffe, Finanznöte dagegen an der Tagesordnung. Jeder Quartalserste war für mich, wie es so hübsch in Murgers »Vie de Bohème« heißt, ein »Kap der Stürme«.

Nach München zogen mich eigentlich nur Hans v. Bartels und seine Aquarelle. Ich war immer ein leidenschaftlicher Aquarellist. In frühester Jugend schon fesselten mich stundenlang die Schaufenster der Buchhändler, in denen damals, zu Anfang der siebziger Jahre, als etwas ganz Neues die farbensprühenden und in vieler Beziehung noch heute unübertroffenen Aquarelle Eduard Hildebrands in Reproduktionen ausgestellt waren. Meine Begeisterung für Hildebrand kannte keine Grenzen. Bei meinem ersten Besuche Berlins war das Kupferstichkabinett dauernd das Ziel meiner Wanderungen. Mein höchster Wunsch, Hildebrandsche Aquarelle im Original kennenzulernen, ging dort endlich in Erfüllung, und so ist es begreiflich, wie in späteren Jahren Hans v. Bartels, der damals größte deutsche Aquarellist, und München das Ziel meiner Sehnsucht waren. Persönlich freilich bin ich Bartels nur flüchtig begegnet, und festen Fuß in München zu fassen,



Paris: Rue de Mont Cenis

Paris: Rue de Mont Cenis

gelang mir trotz allen Bemühungen nicht: der Boden wurde mir allmählich doch zu heiß, der Kampf ums Dasein immer schwerer, allerlei Schicksalsschläge kamen hinzu, und so wandte ich mich wieder der norddeutschen Heimat, dem kleinen Celle zu, um von dort nach einigen Jahren und nach Überwindung mancher Nöte und Kümmernisse schließlich — ob endgültig, weiß ich nicht — in Hannover zu landen.

Zwanzig Jahre habe ich hier still dahingelebt, ohne mich je um Kunstrichtungen, Tagesströmungen und Kunstsnobismus viel zu kümmern. Niemals habe ich auch nur das geringste Interesse für Sezessionismus, Impressionismus, Expressionismus sowie alle andern »Ismen« gehabt. Alle jene augenblicklich geltenden Kunstrezepte und Schlagwörter waren und sind mir leerer Schall; allen hochtrabenden Programmworten bin ich stets aus dem Wege gegangen, scheinen sie mir doch nur Eselsbrücken zur Bequemlichkeit und zum Faulenzen. Wie viele hochbegabte junge Maler habe ich kennengelernt, die, nachdem sie irgendeine der großen Kunststätten Deutschlands aufgesucht hatten, sich sofort einer Gruppe oder einem Grüppchen anschlossen, um dabei dann möglichst schnell das zu verlieren, was gut, was ureigen an ihnen war! »Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist«, sagt unser alter Friedrich Schiller; aber, so frage ich mich immer wieder, herrscht nicht ein förmliches Wettlaufen unter der jüngeren Malergeneration, möglichst bald, statt Selbständigkeit und Eigenart zu wahren,

Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

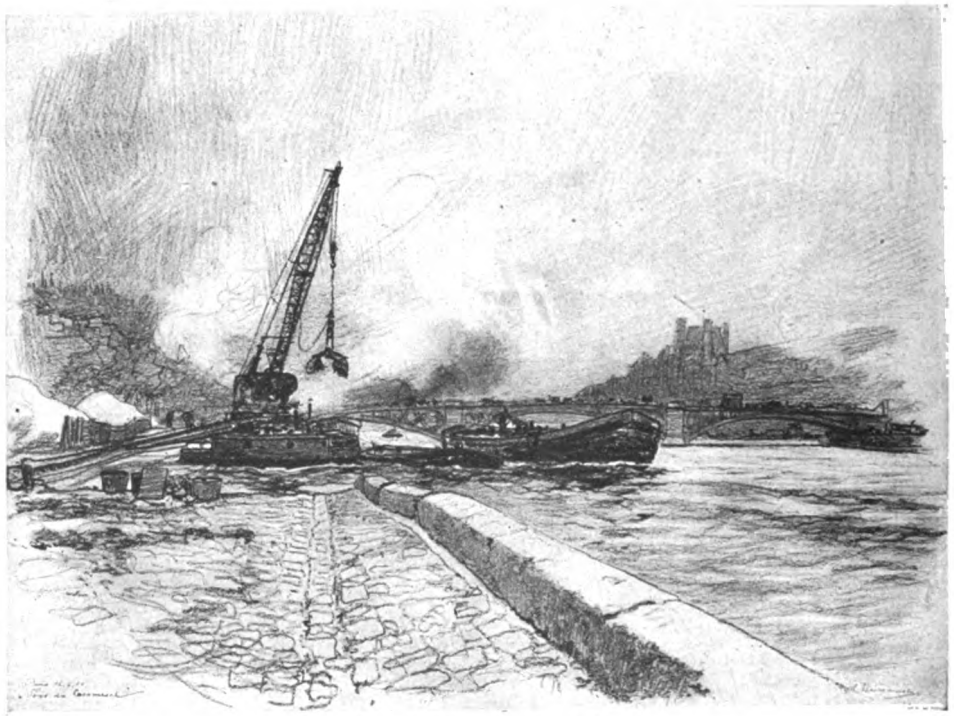
ein Zögling ihrer Zeit und der augenblicklich herrschenden Richtung zu werden?

Warum, so möchte ich fragen, spielt überhaupt das Wort »modern« in der deutschen Kunst eine so ungeheure Rolle?! Kann Kunst nicht in der allerältesten wie allerneuesten Form vorhanden sein, ist diese Form, diese Gewandung beim wirklichen Kunstwerk nicht vollkommen gleichgültig? Jedenfalls legt man in andern Kunst- und Kulturländern nicht im entferntesten solchen Wert auf den Begriff »modern« wie bei uns. Daher auch wohl im Gegensatz zum Auslande der bei uns herrschende gänzliche Mangel an Beharrungsvermögen in der Wertschätzung unsrer Künstler. Hochgefeierte Namen, deren Bilder vielleicht 25—30 Jahre zurückliegen, werden von der künstlerischen Jugend mit einer Gleichgültigkeit, Respektlosigkeit, ja Verachtung behandelt, die in jedem andern kunstliebenden Lande der Welt einfach unmöglich und unbekannt ist. Mich wundert nur, daß die Bahnbrecher und Bannerträger der gegenwärtigen Kunst nicht daran denken, wie bald bei solcher Unduldsamkeit die Stunde schlagen wird, wo auch sie zum alten Eisen geworfen werden.

Merkwürdig, soeben beim Niederschreiben dieser Zeilen fällt mir ein Aufsatz Liebermanns über »Erscheinung und Phantasie« in die Hände, in welchem der Meister in etwas andern Worten mich in meinen Anschauungen unterstützt; er sagt nämlich: »Je mehr sich die Ästhetik mit den Kunstrichtungen beschäftigt, desto unfähiger erweist sie sich für ihre eigentliche Aufgabe, die Qualität des Kunstwerks zu erforschen. Denn ‚Richtung' bedeutet nur eine Zeitströmung, die gerade Mode ist und von der nächsten Mode zum alten Eisen geworfen wird. Sie ist die Losung, das Feldgeschrei im Kampfe der jüngeren gegen die ältere Generation: sie ist eine Zeit-, aber keine Wertbestimmung. Aber nicht das laute Feldgeschrei entscheidet — sonst hätten die Expressionisten und Kubisten längst gewonnen —, sondern, wie im Kriege die stärkeren Bataillone, so entscheiden in der Kunst einzig und allein die stärkeren Persönlichkeiten.«

Doch ich bin von meiner eigentlichen Aufgabe abgekommen, ich soll ja von mir und meinen eignen bescheidenen Leistungen schreiben und darf mich nicht in Allgemeinbetrachtungen verlieren.

Die Jahre in Hannover gaben mir doch Ruhe und Sammlung; Bilder auf Bilder entstanden: gute, mittelmäßige und schlechte. Griechische, italienische Motive, Veduten und Architekturen — Früchte südlicher Reisen — brachten die ersten Erfolge. Dann hatten es mir die friesischen Küsten, das Meer, die Inselwelt mit ihren Dünen angetan, bis ich schließlich in der nächsten Umgebung Hannovers, in Heide und Wald, in Feld und Flur den frischesten, ech-



Paris: Pont du Carrousel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paris: Bois de Clamart

testen und überzeugendsten Ausdruck für meine Naturschilderungen fand. Trotz Krieg und Kriegsgeschrei muß ich aber doch gestehen, daß ich Paris die tiefsten Anregungen für meine Entwicklung zu danken habe. Der Zauber dieser Stadt, ihr unermeßlicher Reichtum an Kunstwerken jeglicher Art aus allen Zeiten, die außerordentliche Höhe des technischen, formalen Könnens auf allen Gebieten der bildenden Künste, der überall erkennbare gute Geschmack in allen Lebensäußerungen der Straße zogen mich immer wieder dorthin.

In den Jahren 1898/99 veranstaltete Schulte eine größere Sammelausstellung meiner zeichnerischen Studien in Düsseldorf, Köln und Berlin. 1905 kaufte das hannoversche Provinzialmuseum ein großes Herbstbild, dann die Stadt eine größere Sammlung von Zeichnungen und Aquarellen für das Vaterländische und das Kestner-Museum, darunter dem Umfange nach eins meiner größten Wasserfarbenbilder, das alte Wahrzeichen Hannovers, der mächtige Marktturm, ist. In dem Wettbewerb um die Ausschmückung des großen Sitzungssaales des Hannoverschen Provinzialständehauses mit Landschaften blieben B. Feldmann (Lüneburg) und ich Sieger. Und so habe ich unverdrossen drauflos gearbeitet nicht rechts noch links gesehen, unbekümmert um die Anschauungen des Tages meine Bilder so gestaltet, wie ich die Natur sehe, empfinde, ohne jede Mätzchen. Jedenfalls sind Lust und Leichtigkeit des Schaffens meine treuen Begleiter geblieben. Still, nicht immer zufrieden, ziemlich abseits von der großen Heerstraße der Ausstellungen — denn die stiefmütterliche Behandlung der Kleinkunst auf den großen Massenbildermärkten hat nie meine Sehnsucht nach ihnen geweckt — habe ich dahingelebt, die Tage aber immer zu den glücklichsten gezählt, an denen ich, unbehindert von Sorgen, mich dem rein künstlerischen Schaffen hingeben konnte.

Hannover. Rudolf Hermanns.

Spruch

Mag dir das Leben tausend Kränze winden,
Wertlos sind sie, lernst du nicht überwinden,
Im Schmerze stolz, in Qualen lächelnd stehn,
Was hinter dir liegt, nicht mehr anzusehn,
Was du gefehlt hast und bereut — verachten,
Nach neuem Sieg mit wildem Mute trachten,
Aus deinen Sünden starke Brücken bauen
Und deiner Kraft wie Götterhuld vertrauen.
Mag dir das Leben tausend Kränze winden,
Wertlos sind sie, lernst du nicht: überwinden.

Maria Stona

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Briefwechsel Carl Alexanders von Weimar mit Joseph Viktor von Scheffel

Zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages des Großherzogs am 24. Juni 1918

Herausgegeben von Conrad Höfer

II

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Da der Entwurf zu dem im folgenden Schreiben Scheffels erwähnten Brief des Großherzogs vom 21. Sept. 1858 im Archiv nicht mehr vorhanden ist, so kann bloß vermutet werden, daß sich der freundliche und tröstende Zuspruch des Fürsten auf des Dichters Liebesleid um die ungetreue Emma Heim oder aber auf den Schmerz um den noch lange nicht verwundenen Tod Mariens bezogen habe. Zugleich hat er wohl eine neue Einladung nach der Wartburg enthalten, denn Carl Alexander rechnet Scheffel schon ganz und gar zu den Seinen, was u. a. aus der wie selbstverständlichen Nebeneinanderstellung: Liszt, Dingelstedt und Scheffel, in einer bedeutungsvollen Niederschrift des Großherzogs hervorgeht. — Der im folgenden Brief erwähnte Aufsatz im »Morgenblatt für gebildete Leser« steht im 48. Jahrgang (1854) Nr. 6 und heißt: »Der Psychograph. Zweites Sendschreiben an Dr Justinus Kerner.«

Scheffel an den Großherzog

Gestatten mir Euer Königliche Hoheit, den innigsten Dank auszusprechen für Hochdero huldvolle Zuschrift vom 21ten v. M. Die persönliche Theilnahme an einem in meiner Seele nie wieder erlöschenden Kummer sowie das freundschaftliche Wohlwollen, das aus jeder Zeile spricht, haben mich tief berührt; das Gefühl, an Euer Königl. Hoheit einen Schirmherrn zu besitzen, dem ich gerne hienieden noch eine Schuld abtragen möchte, ist eines der wenigen, die mich mit dieser Welt zusammen halten.

Wenn ich mir die Bitte erlaube, mich für eine Herbstreise nach der theuren Wartburg entschuldigt halten zu wollen, so geschieht dies im Vertrauen auf Euer Hoheit Kenntniß dienstlicher Verhältnisse, deren Wucht eben einmal auf Jedem, so lange er innerhalb derselben zu stehen hat, ruht, und in dem Bewußtsein, daß ich auch in der Ferne meines Bücherlebens der Wartburg, ihrer glorreichen Zeit und den hohen Intentionen ihres Burgherren nicht fremd bin. So Gott will wird mich ein stiller zurückgezogener Winter in der Lebendigmachung alter Traumgestalten bedeutend fördern; manchmal freilich will mich die trübe Ahnung beschleichen, als sei es mit meinem Schaffen bald zu Ende. Im Morgenblatt von 1854 steht ein absonderlicher Bericht von einem psychographisch befragten Tisch, aus dem heraus Etwas geantwortet haben soll, als wäre es der seelische Theil eines Zeitgenossen des Landgrafen Hermann. Ich weiß nicht, warum mir ein Reim jenes Unbekannten:

bin todt, bin blind;
bei Gott allein
in hoher Welt
will ich jetzt sein

so manchmal durch den Sinn zieht.

Die von Euer Königl. Hoheit gewünschten Sprüche altdeutscher Küchenkunst, ärztliche Gesundheitsregeln sowie einen alten Calender mit Malereien erlaube ich mir, gleichzeitig auf die Wartburg zu senden.

Donaueschingen, 15. Oktober 1858.

Die tiefe Niedergeschlagenheit des Briefschreibers hat natürlich auf den Empfänger gewirkt. Das Archiv bewahrt zwar die Antwort nicht, aber zweifellos hat sie lind und freundlich Scheffels Not berührt und einen Verzicht auf sofortige Ausführung des Wartburgromans angedeutet, wenn es der körperliche und seelische Zustand des Dichters wünschenswert erscheinen lasse, daß er sich schone und zurückhalte.

Scheffels Antwort berichtet nun von einer Erweiterung des Planes seiner Erzählung Irene, die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos, war mit Philipp von Staufen (1198—1208) vermählt. Das Werk des Akominatos Niketas, »Geschichte der griechischen Kaiser« in 21 Büchern, stand in zwei Ausgaben (Basel 1557 und Bonn 1835) zur Verfügung. Der eigentliche Herodot des vierten Kreuzzugs aber ist Gottfried von Villehardouin, Marschall der Champagne, geworden, der mit an der Spitze der flandrischen und französischen Kreuzfahrer stand. Der Hauptkampftag (12. April 1204), an dem die Besatzungen der Schiffe »La Pellegrina« und »A Paradiso« unter Führung der Bischöfe von Soissons und Tours den Mauerturm Virgioti am St.-Peters-Viertel überwältigten und damit den Fall der Bosporusstadt einleiteten, entschied das Schicksal des Kaisers Alexios Dukas, wegen seiner buschigen zusammengewachsenen Brauen Murzuphlos genannt, der kurz vorher den letzten Angelos Alexius IV., den Bruder der deutschen Kaiserin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irene, im Kerker hatte umbringen lassen. — Das Ergebnis der Donaueschinger Studien: »Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen«, geordnet und beschrieben von J. Vikt. Scheffel. Stuttgart 1859. — Die poetische Vorrede zur zweiten Auflage des Trompeter stammt aus dem September 1858. — Über die französische Ekkehard-Übersetzung weiß ich keinen Bescheid; Breitner, »Joseph Viktor v. Scheffel und seine Literatur« (Baireuth 1912), verzeichnet keinen französischen Ekkehard. —

Scheffel an den Großherzog

Es drängt mich, Euer Königlichen Hoheit meinen innigen Dank auszusprechen für die Zuschrift von der Wartburg, deren freundschaftlich wohlwollender Inhalt eine grosse innere Unruhe von mir nimmt und mich einer Stimmung wiedergiebt, die mir in diesen letzten Wochen eine fremde geworden. Denn um die Wahrheit zu gestehen, ich war in großer Bedrängniß. Die schlimme Erkenntniß, *mehr* zugesagt zu haben, als bei normalem Gang der Dinge zu halten ist, hat schwer auf mir gelastet.

Bei näherer Betrachtung der Schwerpunkte, auf welche die Wartburgerzählung gestützt werden soll, kam ich darauf, daß Constantinopel, seine Erstürmung durch die venetianisch-französischen Kreuzfahrer im Jahr 1204 und die gesammten byzantinischen Zustände von damals, deren naher Bezug zu den Deutschen in der Heirath Philipp des Hohenstaufen mit der Griechin Irene personifizirt ist, mit in den Bereich des Romans gezogen werden müssen.

Dies unterbrach meine Arbeit und ihren Plan; so saß ich in unruhigen Nächten über dem griechischen Geschichtschreiber Niketas und dem französischen Marschall Ville Bardouin (so!) und wurde in Lärm und Kampf jener Tage hineingezogen, fuhr mit den kettenverbundenen Galeeren der Venetianer über die Propontis, hackte die Fallbrücke vom Vordercastell des Schiffes »Die Pilgerin« an die Stadtmauer von Byzanz an, sprang eisengepanzert unter die Truppen des Kaisers Alexius Murzuflus und tobte plündernd und abenteuernd in der eroberten Hauptstadt des griechischen Reiches herum. Diese Studien kreuzten sich mit ganz heterogenen Beschäftigungen: hier erwartete die Stuttgarter Druckerei die Correkturbogen des Handschriftencatalogs, die ich Buchstabe für Buchstabe mit dem Text der Manuscripte vergleichen muß, dort soll ein neues Vorwort zum Trompeter gemacht, dort eine französische Ekkehard-Übersetzung revidirt — und neben allem der laufende Dienst besorgt werden. Das Vielerlei und Unruhige einer solchen Gedankenjagd hat abwechselnd Melancholie und Abspannung zur Folge; nachdem die ausschwärmende Phantasie Constantinopel erobert, die Sophienkirche geplündert, den Niketas mit Weib und Kind ins Exil gejagt, kam eine tiefe Schwermut über mich, gesteigert durch die trübe Einsicht, daß in solcher Hetzjagd doch eigentlich nichts Gedeihliches zu Stand kommt, und durch ein gewisses Grauen vor aller Poesie, das ich nie lebhafter empfinde, als wenn ich ihr recht ernsthaft nachgehe.

Der wahrhaft liebevolle Brief Euer Königl. Hoheit gibt mir Ruhe und Heiterkeit; wenn ich weiß, daß Euer Königliche Hoheit mir vertrauen, daß ich, wenn auch langsam, doch ernst und zäh an meiner Arbeit bin, so ist das Gemüth erleichtert.

Wie oft hab ich der Wartburg und ihrer hohen Bewohner gedacht: neulich stund ich einen Nachmittag lang auf der Thurmruine von Höwen Egg, die sich zwischen dem Hegau und der alten Bertholdsbaar auf basaltner Felskuppe erhebt, und schaute in das Gewoge der Herbstnebel, die über dem Bodensee und an den kahlen Wänden der Alpen herumspielten. Da hab ich mich lebhaft daran erinnert, daß es bald sich jährt, seit mich ein unvorhergesehen Geschick auf Euer Königlichen Hoheit gastliche Burg geführt, und hab auch mein weiter Schicksal fröhlich Gott anheim gestellt, der von allem den Grund weiß und bestimmen wird, ob ich dereinst am Fuß des Wartburgberges oder in der schwäbischen Heimath meiner Väter mein Grab zu finden habe.

Die ersten Novembertage werde ich zurückgezogen im rheinumspülten Kloster Rheinau verbringen und auch dort, in einsamem Zwiegespräch der Seele mit sich selbst, Euer Königlichen Hoheit in Treue und Liebe gedenken.

Donaueschingen, 27. Oktober 1858.

Zum folgenden Brief ist u. a. zu vergleichen Kennel, »Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben«, Lahr 1895, wo S. 106 f. auch ein Brief Scheffels über das Drama des Freundes abgedruckt ist, der die Ablehnung in eine etwas mildere

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Form kleidet. Das Drama heißt »Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den Heidelberger Gassen« (Lahr 1859, Druck und Verlag von J. H. Geiger). Im Anfang des Vorworts heißt es: »Die ‚Sabinerinnen' und die ‚Wittwe des Agis' drängen mich, ein Bühnenstück zu veröffentlichen, welches in dreifacher Hinsicht auch antik ist ... Man hat jenen oben bezeichneten Stücken zu München Preise zugesprochen, weil sie die besten waren, oder gut, der Sache nach aber sicher ohne Humor sind. Ich gerathe nun in Versuchung, den deutschen Lesern und Bühnen ein Stück vom deutschesten Stoff auszubreiten, den es geben mag ...« Dann folgen schöne Worte über die Berechtigung deutscher geschichtlicher Stoffe auf der deutschen Bühne. Am Schluß: »Unserer Geschichte Kern ist das Ringen nach politischer und geistiger Größe. Tüchtige Gestalten haben wir die Fülle. Lasset uns zugreifen! Wers im Ganzen gut meint, dem wird man nirgends Blödigkeit zumuthen.« — Über die genannten Dramen von Paul Heyse und Wilhelm Jordan und die Münchner Konkurrenz vgl. Grosse, »Ursachen und Wirkungen«, Braunschweig 1896, S. 277. — Eichrodts in allen Kommersbüchern stehendes Wanderlied »Nach Italien, nach Italien« ist mit Recht bekannter als sein verunglücktes Drama. — Die Gedichte liest man jetzt am besten in den »Gesammelten Dichtungen«, Stuttgart 1890, wo im 1. Band auch die ersten sieben Szenen der Pfalzgrafen wieder abgedruckt sind.

Scheffel an den Großherzog

[Carlsruhe, 30. Dez. 1858.]

Es hat mich nicht wenig überrascht, das Werk eines Landsmannes aus Euer Königlichen Hoheit Händen zu erhalten. Mit grossem Interesse habe ich dasselbe sofort gelesen, mit einem gemischten Gefühl lege ich es wieder aus der Hand. Der Verfasser ist mir wohl bekannt, beinahe ein Alters- und Studiengenosse, Sohn des † badischen Staatsrathes und Ministerialpräsidenten E., ein strebender, äußerlich etwas massiver, aber geistreicher Mensch, den nur unliebsames juristisches Geschäft und der Hader, in welchem Themis mit den Musen allzeit liegt, manchmal verdrossen macht. Seine Hauptstärke hat sich bisher in einer andern Richtung kund gegeben, in einem gewissen trockenen, aber drolligen und barokken Humor, der schon manchen Mund in Deutschland zum Lachen gebracht. Von ihm stammen viele der pikantesten Sachen in den Fliegenden Blättern z. B. das seltsam närrische Wanderlied (Nro 158. 159. 193. 196 u. s. w.) und viel anderes, durch Behandlung der Sprache und Inhalt äusserst Komisches. Eine Sammlung ernster gehaltener Gedichte »Leben und Liebe, Frankfurt 1856« war nicht orginell und formschön genug, um bei der massenhaften lyrischen Produktion unserer Tage Beachtung zu finden. Ihm als dramatischen Dichter zu begegnen, wird Manchem wie mir unerwartet sein, da bei seinem seltsamen Talente für komische Form zu erwarten stand, er werde dasselbe auf Hervorbringung komischer Gestalten in Lustspiel. Novelle oder Roman zu concentriren versuchen. Auffallenderweise sprudelt der Humor in diesem dramatischen Bild nur spärlich auf und hat an manchen Stellen ziemlich dürrem Ernst den Platz geräumt.

Mir scheint, mein poetischer Landsmann hat sich, des leichten Spiels mit den Dingen müde, nunmehr ein hohes und schweres Ziel gesteckt. Ob es aber erreicht ist, das ist eine bedenkliche Frage.

Vieles ist gut ausgedacht: der Hintergrund des Heidelberger Studentenlebens, auf welchem das Ganze sich bewegt, die Idee, das ehrwürdige Gaudeamus igitur als rothen Faden durchzuziehen, sehr ansprechend; die Intention, vaterländische Motive ins Drama zu bringen, eine edle. Im Ganzen aber will mich bedünken, die Gestalten kommen und verschwinden mehr wie Figuren in einem gut geordneten, das Costüm ihrer Zeit tragenden Festzug, als daß sie ein individuelles, Herz und Gemüth bewegendes Interesse erregen.

So ist weder eine humoristische Entwicklung mit lustspielhaftem Ausgang, noch ein scharf gezeichneter dramatischer Conflikt mit erschütterndem Ende und Untergang groß angelegter Charaktere vorhanden.

Ein guter Theil dieses unbefriedigenden Eindrucks ist übrigens weniger auf Rechnung des Talents des Verfassers als auf die des spröden, schwer gestaltbaren Stoffes zu setzen. Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, der im Namen seines Neffen Philipp regierte, war eine tapfere, aber ziemlich hausbackene Natur, dem die gewonnene Schlacht von Seckenheim und die bekannte Geschichte mit den gefangenen Fürsten, denen er ob der verwüsteten Felder kein Brod zur Mahlzeit vorsetzte, zwar den Nimbus eines pfälzischen Helden verliehen, der aber in seinen Fehden wie in seinen Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waltungs- und Regierungshandlungen wenig dramatische Seiten darbietet, und trotz der wackeren und uneigennützigen Bravheit seines Handelns doch nur in gezwungener Weise als ahnender oder bewußter Vorläufer der Reformationszeit dargestellt werden kann. Die damalige Curfürstenopposition gegen Kaiser und Pabst hat weder zu grossen Conflikten, noch zu grossen Ergebnissen geführt; man sandte sich Oratoren und Nuntien zu, ließ aber im Ganzen die Dinge gehen, wie sie eben gehen konnten.

Dies scheint auch der Verfasser gefühlt zu haben, und hat, da sein Zweck war, Ringen und Streben der Geister in vorreformatorischer Zeit darzustellen, eine andere Gestalt, den ritterlichen Doktor von Zeltheim in den Vordergrund gestellt. Aber dieser, als Humanist in Bildung und Weltansicht gut gezeichnete Charakter thut und handelt so wenig und erscheint eigentlich so harmlos, daß man schwer begreift, warum er den Haß der Nominalisten und Dominicaner in so grossem Masse auf sich geladen, daß er erstochen werden muß. Vollends befremdend und eigenthümlich psychologisch gedacht ist sodann, daß der letzte Vehmrichter nach vollbrachtem Mord zur Sühne sich ebenfalls tödtete, während die vom Curfürsten damals angestrebte Vernichtung der sich selbst nicht mehr begreifenden und den territorialen Interessen schwer im Wege stehenden Vehme es dem Dichter nahelegte, daraus eine humoristisch wirksame oder drastische Gestalt zu gewinnen. Ein historisches Auge sieht nun die guten Intentionen überall durchblicken, aber im Ganzen wird auch so Manches des damals Geschehenen, so des Curfürsten delicates Verhältniß zu dem Mündel, für den er regiert, während seine eigenen Söhne von der schönen Augsburgerin Clara Detten nicht successionsfähig waren, als bekannt vorausgesetzt, so daß das Stück mehr als Fortsetzung vieler schon vor seinem Beginn wirksamer Motive, denn als ein sich aus sich selbst heraus auf- und abwickelndes erscheint.

Darum möchte es schwer fallen, ein grösseres Publikum, dem Friedrich der Siegreiche wie seine Zeit so ziemlich unbekannt sind, dafür zu electrisiren.

Wenn daher die Annahme der Dedikation, wenn ja zugleich die Eröffnung einer Aussicht auf wirkliche Darstellung dem Verfasser zu Theil würde, so glaube ich, würde derselbe selbst dadurch nicht gegen die Critik »des deutschen Philisters« gedeckt.

Die Erwartungen würden um so höher gespannt, als, der Vorrede zufolge, das Stück einen Gegensatz zu den in München gekrönten bilden soll. Jedermann muß die Theorie billigen, daß es wünschenswerther, auf deutscher Bühne deutsche Stoffe behandelt zu sehen, aber die Ausführung und Inscenesetzung dieses Grundsatzes muß dann auch wirklich der löblichen Absicht entsprechen, und die erste Bedingung für ein deutsches Drama wird immer bleiben, daß es *dramatisch* sei.

Bei alledem ist das Talent des Dichters ein schwer bestreitbares und mit manchen, in vorliegendem Stück nicht zum Ausdruck gekommenen Eigenthümlichkeiten begabtes, daß ich nicht zweifle, daß ihm einmal ein guter Wurf, sei es im Lustspiel, sei es im frei erfundenen, von historischen Rücksichten weniger beengten, dagegen mit Humor gewürztem Drama gelingen kann. Ein auf dem Gebiete der Bühne sachkundiger Mann z. B. Dingelstedt oder Genast würde ihm sicherlich mit wenigen bedeutsamen Winken einen Weg zu bezeichnen vermögen, der zu erfolgreichen Leistungen führen kann; wenn Eure Königliche Hoheit, statt kurzweg zu entmuthigen, dem Dichter etwa eine derartige Theilnahme bezeigen, wird vielleicht eine Anregung gegeben, die auf fruchtbaren und dankbaren Boden fällt. Das Leben in einer kleinen Landstadt und mehr juristischem Geschäft, das der Verfasser zu führen genöthigt ist, hat etwas Monotones und Abstumpfendes; ein Impuls von Aussen, der aus genügsamer Ruhe aufrüttelt und den Blick zu höheren Zielen richtet, kann von den wohlthätigsten Folgen sein.

Dem Verlangen Ew. Königl. Hoheit entsprechend, füge ich wenige Worte über mich selber bei. ...

Der Schluß des Briefes, der von dem Plan des Dichters handelt, die alte österreichische Nibelungenstraße hinabzuziehen, um sich dort in Bechelaren oder in Steyer vielleicht die schmerzlich entbehrte Klarheit über die Gestalt des Osterdingers zu suchen, die den Wartburgroman als Hauptperson tragen sollte, ist bei Proelß S. 466 f. abgedruckt und kann hier nicht wiederholt werden. Das gleiche gilt von dem Schreiben vom 30. April 1859, das bei Proelß S. 483 ff. zu lesen ist. Die Antwort des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großherzogs vom 6. Mai 1859 ist im Archiv nicht aufbewahrt. Scheffels nächstes Schreiben wurde durch den Tod der achtjährigen Prinzessin Marie Anna Sophia (26. Mai 1859) veranlaßt. Zugleich meldet der Dichter die Übersendung der Juniperus-Novelle, die — ursprünglich eine Episode des Wartburgromans — 1867 als selbständiges Büchlein, durch geschichtliche Anmerkungen vermehrt, im Buchhandel erschienen ist. — Was aus der Handschrift des »Juniperus« geworden ist, die Scheffel nach der Wartburg geschickt, habe ich leider nicht feststellen können. Zu dem im Brief erwähnten Sturm auf Akkori im Mai 1190 vgl. den Eingang zum »Juniperus«. — Des Großherzogs Antwort meldet den Tod seiner geliebten und verehrten Mutter, der Großfürstin Maria Pawlowna († am 23. Juni 1859), die mit dem Werk der Wiederherstellung der Wartburg insofern eng verknüpft war, als von ihr der erste Anstoß dazu ausgegangen ist (vgl. das Eingangskapitel zu Carl Alexanders großem Wartburgwerk, Berlin 1907). — Wie tief die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1859 Scheffel beunruhigten, der ein ausgesprochener Großdeutscher war, liest man bei Proelß S. 483 ff.

Scheffel an den Großherzog

Betrübt durch die Botschaft der Trauer, die Euer Königlichen Hoheit glückliches Familienleben so schwer heimgesucht hat, erlaube ich mir, meinen innigen Antheil an diesem harten Verluste auszusprechen. Den Schmerz, ein blühend jugendlich Kindesleben von treuer Eltern Seite gerissen zu sehen, fühle ich mit Euer Königlichen Hoheit und der hohen Frau, der diese Heimsuchung nicht erspart wurde, aus vollem Herzen mit. Möge eine Beruhigung darin gefunden werden, daß Gottes undringbarer Ratschluß es mit einer Seele, die er, den Engeln zur Freude, in kindlicher Reinheit zu den Quellen des Lichtes zurücknimmt, zum mindesten eben so wohl meint, als mit den andern, denen er des Lebens Freud und Leid auszukosten vorbehalten.

Es scheinen Zeiten über die Welt kommen zu wollen, in denen das Leben eine rauhe Arbeit wird; wohl denen, die aus siderischer Ruhe darauf herabschauen.

Wie soll ich auf die liebevolle gnädige Zuschrift vom 6. Mai antworten? Es würden mich wenige verstehen, wenn ich mich zu rechtfertigen versuchte, warum ich zögere, einem so aus vollem Herzen kommenden Ruf ungesäumt folge zu leisten. Aber der Poet, dem er gilt, und der Mensch sind leider nicht identisch. Um Ehre der Welt oder Vorteil zu rechnen, verstehe ich nicht, wiewohl das sehr unpraktisch sein mag. An der Donau habe ich eine halbvollendete Aufgabe zurückgelassen und meine, es sei meine Schuldigkeit, sie auch ganz zu Ende zu bringen; Süddeutschland ist meine Heimat, u. in Carlsruhe zählen meine Eltern auf mich mit einem Bruder, den das Unglück trifft, nicht gehen zu können u. dem z. B. vor wenig Tagen der Diener, der ihn zu besorgen verstand, zu den Fahnen gerufen worden.

Andrerseits weiß ich, daß ich mit dem Besten, was ich leisten kann, den edeln Intentionen Euer Königlichen Hoheit am besten in stiller einsamer Arbeit entspreche. Die Poesie gedeiht leider anders nicht; sie ist ein Feuer, das nicht auf dem Markt brennt, wie eine wohlgepflegte Gaslampe; ist aber ihr phosphorisch Aufleuchten in einer grösseren Arbeit wieder verloschen, so bin auch ich wieder nichts anderes als eine Schlacke, werth, bei anderen Schlacken im Verborgenen zu liegen.

Die Deutschen halte ich, trotz und zum Theil gerade wegen des vielen Geredes über Kunst, für eine ziemlich wenig künstlerisch denkende u. mitempfindende Nation, u. nur wenig Auserwählten ist die Kunst wahres Herzensbedürfniß. Daher mangelt mir Selbstvertrauen u. nachhaltige Opferbereitwilligkeit; ich hege eine Scheu vor dem Wechsel von hetzender Anspannung und müßiger Abspannung, die die Arbeit ernster Poesie, wenn sie ein Spiegel der Welt und des Menschenherzens sein soll, nothwendig im Gefolge hat. Daher auch — nicht aus falscher Bescheidenheit — die Scheu, auf einen Posten gestellt zu sein, der in den Augen der Welt die Verpflichtung in sich schließt, stets mit neuer dichterischer Leistung sich darauf zu rechtfertigen.

Unbewußtem Trieb folgend, habe ich jetzt wieder nach einem Stoff gegriffen, der mich zu mannigfachen Umwegen und Quergängen nöthigt; um zu freier Anschauung der alten Zeit zu gelangen, muß ich bald reisen z. B. nach Oesterreich, Franken, auf den Hohenstaufen, bald still vergraben hinter Büchern liegen. Und so steht noch manche Unruhe bevor, ehe ich der Wartburg freundlich Gastrecht zur letzten ausrundenden Arbeit beanspruchen darf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Emil Orlik: Erinnerung an Magelang

Aus der Kunstausstellung der Berliner Freien Sezession vom Sommer 1911

Aufn. von Quidde & Müller in Berlin

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Gestalten beim Landgrafen Hermann repräsentieren in wahrhaft idealer Weise die verschiedenen Stücke Deutschlands in ihrer Eigenthümlichkeit. Für Schwaben, den fruchtbaren Poetenwinkel am Bodensee, erlaube ich mir, eine erfundene Figur, die den Namen Juniperus trägt und die weltliche lateinische Dichtung jener Epoche vertritt, eintreten zu lassen. Ein Fragment aus einem Capitel, das ich neulich beendigte und das diesen letzteren schildert, schicke ich in besonderer Abschrift auf die Wartburg. Vielleicht mag es, wenn Euer Königl. Hoheit dieselbe zu besuchen geruhen, dort einmal meine Stelle vertreten u. im Namen des noch nicht anwesenden Verfassers ein Schärflein zur Kurzweil beitragen. Es ist eine schwarzwälderische Novelle, die auch ohne Zusammenhang mit dem Ganzen gelesen werden mag; Euer Königliche Hoheit werden lächelnd daraus ersehen, daß ich, um nicht aus dem Charakter des XIII. Jahrhunderts zu fallen, mich auch mit Anfertigung lateinischer Gedichte plagen muß.

Ptolemaïs habe ich in zwei Capiteln neulich mannhaft bestürmt; leider hat mir die geschichtliche Wahrheit nicht gestattet, es auch mit den thüringischen Schaaren zu erobern.

Ich freue mich wahrhaft, Euer Königlichen Hoheit im Herbst oder Winter von Allem Rechenschaft zu geben.

Es wird freilich täglich eine schwierigere Aufgabe, itzt, wo jede Stunde die Gemüther mit ihren Nachrichten aufs ernsteste erschüttert, das Denken und die Phantasie um 600 Jahre zurückversetzt zu erhalten.

Und so geht es langsam und oftmals verzagt vorwärts; ich bitte um freundliche Nachsicht.

Carlsruhe, 9. Juni 1859.

Der Großherzog an Scheffel

(Konzept)

Sie haben, mein lieber Doktor Scheffel, Mir ohnlängst Worte des Antheils ausgesprochen bey dem Tod eines holden Kindes, und noch ehe mein Dank zu Ihnen gelangen konnte, ist ein neuer, tiefer, unersetzlicher Verlust durch den Heimgang der Großfürstin, Meiner geliebtesten Mutter, Mir geworden!

Alle die mit Mir, die für Mich fühlen, müßen, Ich rufe es Ihnen zu, sich fester um Mich schaaren, müßen die ernste Aufgabe des Lebens, die noch ernstere des Wirkens mir zu erleichtern bestrebt seyn!

Wie Sie, lieber Doctor, vor wenig Wochen liebliche, der Gegenwart entrückende Dichtung Mir sandten, so senden Sie jetzt bald den Dichter jenes Gedichtes mir zu!

Dies erwartet und sagt Ihnen, daß Er es erwartet, wenn auch mit fremden Schriftzügen, doch mit Selbsteignem Herzen Ihr Ihnen treu wohlwollender C. A.

Weimar, d. 6ten Juli 1859.

Im Herbst 1859 endlich landet der Dichter mit dem landfahrigen Herzen nach weitgedehnten Streifzügen auf der Nibelungenstraße, durch Frankens und Thüringens Gaue im Frieden der Wartburg zu längerem Aufenthalt. Vorsorglich hatte der Großherzog in seiner warmen Herzensgüte schon im Juni bestimmt, für Scheffel müsse ein still gelegener, gesunder Raum bereitgehalten werden. Doch wurden seine Wünsche durch Anordnungen des Hofmarschallamts durchkreuzt. Arnswald aber fand einen Ausweg. Er mietete im Auftrag des Hofes ein Gartenhaus im damaligen Postmeister Gutgesellschen Garten, das sollte ein Heim für die Künstler werden, die die Wartburg besuchten. In dieses Gartenhaus, das heute noch im unveränderten Zustand im schönen Besitztum von Joseph Kürschners Witwe am Hainstein steht, zog Scheffel am 14. September 1859 ein. Am 18. September hat der Großherzog, der in Wilhelmsthal wohnte, nach seinen eignen Worten ein interessantes Gespräch mit dem Dichter des Ekkehard, am 4. Oktober essen sie zusammen zu Mittag, während Scheffel sonst beim Wirtschaftspächter Wolf seinen Tisch hatte. Den 8. Oktober 1859, seinen 17. Hochzeitstag, hatte sich das Großherzogspaar ausgesucht zur erstmaligen Besiedlung der Räume der wiederhergestellten Burg. Obgleich Carl Alexander und Sophie sich jede Aufmerksamkeit verbeten hatten, ließen es sich die auf der Burg anwesenden Künstler Rietgen, Welter und Scheffel doch nicht nehmen, ihre Verehrung für das hohe Paar zum Ausdruck zu bringen. Scheffel dichtete die Verse »Zum 8. Oktober 1859«, die hier folgen und die offenbar den Herrschaften beim Betreten der Burg überreicht wurden.

Dem Weimarischen Großherzogspaar

Zum achten Oktober 1859

Schon streift der Herbst im Bergwald auf und nieder
Und falbt das Laub und schüttelt's vom Geäst,
Schon wallt und wogt der Nebel durch die Schluchten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und hüllt das Land mit weißem Schleier ein:
Doch oft erglühn im Abendpurpurschimmer
Die Höhen gold'ner denn am Sommertag,
Als ob die Sonne, eh' wir weiter rücken,
Sie noch mit Lebenshauch durchwärmen wollte,
Bevor der Reif kommt und die böse Zeit.

So strahlt die alte Wartburg heut in Freuden
Und schaut vergnügt hernieder in das Thal,
Zu neuem Leben wird sie heut erwecket;
— Von holden Töchtern jugendfroh umschwebt,
Und manchen werthen Gast in dem Geleite,
Naht ihr der Burgherr und die hohe Herrin.

Ein Festtag ist's! — Da sie die Ringe tauschten,
Schrieb man den gleichen'... und die alte Burg,
Sie fühlt es mit und weiß es wohl zu schätzen,
Daß sie, wie ehdem, heute wieder sein darf
Ein fester Hort, darin die Minne blüht.

Drum werden auch, wenn sich in stillem Frieden
Der Abend auf die Höhen niedersenkt,
Viel alte Geister wach, die tugendlich
Im Erdenleben hier sich einst getummelt
Um Ritterschaft und Kunst und Minnepreis.

Und Einen sah ich durch den Hofraum schreiten
Im Lichtgewand, die Zither an dem Arm,
Und kenn ihn wohl, der Wartburg heitern Gast,
Reinmar den Alten, der dies Lied einst sang:
»O wohl Euch Frau'n! Wie rein erklingt der Name,
Wie ist er sanft zu kennen und zu nennen!«

Dort vor dem Pallas, wo er oft gestanden,
Wenn schöne Augen aus den Säulengängen
Beifällig nickten seiner Lieder Kunst,
Hält er und schaut empor zum hohen Hause
Und neigt das Haupt und stimmt die Zither rein,
Und leise hallt sein Wartburgabendgruß:

Willkomm und Heil dir, erhabenes Paar!
Burglichen Glückwunsch bring ich Euch dar.
Denn wie die Zither von selber erklingt,
Wenn ein verwandter Akkord sich erschwingt,
Tönt es allum, wie ein Lied alter Zeit,
Tönt es von Minne und Lieb ohne Leid.

Siebenzehn reihen sich Rosen im Kranz,
Sinnbild der Jahre beglückten Verbands,
Seien es dreimal und viermal so viel,
Minne weiß Zählens und Rechnens nicht viel:
Aelter, nicht kälter schaut nie sie zurück,
Jahre verfliegen, doch nimmer ihr Glück!

Näher der Sterne mildfunkelndem Schein
Wieget in süße Gedanken Euch ein!
Liebegeweiht und erinnrungverklärt
Seien die Stunden, die Gott Euch bescheert.
Träumet dann Gutes im Schlummer der Nacht,
Frau Minne, Frau Saelde, sie halten die Wacht.

Am 15. Oktober vormittags besucht Carl Alexander den Dichter im Gartenhaus und meint hinterher, zwei Dinge wären immer interessant zu beobachten: ein ausgesprochener Charakter und ein Mensch, dessen Herz und Seele durchaus von einer Idee erfüllt ist. Beides wäre der Fall bei Scheffel, der aber durch sein dichterisches Genie noch ein drittes Schauspiel darbiete. Am 28. und 29. Oktober liest Scheffel dem Großherzogspaar Teilstücke seines Wartburgromans vor und läßt am 31. Oktober eine andere Episode daraus folgen, nämlich die Jugendgeschichte des Meisters Konrad, des Verfassers der lateinischen Urform des Liedes von der Not der Nibelungen. Bruchstücke daraus sind seit kurzem bekannt geworden durch Werner Kremsers, des unermüdlichen Mehrers der Karlsruher Scheffel-Schätze, Veröffentlichung in der Sonntagsbeilage zum Karlsruher Tageblatt »Die Pyramide« vom 9. April 1916 (wiederholt im Weihnachtsblatt 1916 der Täglichen Rundschau).

Über den Notstand im Bewußtsein des Dichters, der aus dem Mißverhältnis zwischen seinem Wollen und Vollbringen entstand, der immer quälender wurde, je mehr das Jubelfest des großen Wollers und Könners Schiller heranrückte und ihn zuletzt zum fluchtartigen Verlassen der Wartburg nötigte, sind die einschlägigen Stellen bei Proelß und Boerschel (Eine Dichterliebe. Neue Ausgabe S. 212 f.) zu vergleichen, doch ist auch die Darstellung von Rosalie Braun-Artaria zu beachten (Von berühmten Zeitgenossen, München 1918, S. 14). Für alle Fälle bedeutet nach dem nervösen Zusammenbruch des Dichters der im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Archiv leider nicht vorhandene Brief des Großherzogs, der ihm die Last des Versprechens von der Seele nahm, eine tatsächliche Befreiung und Rettung aus tiefster seelischer Not.

Die ferneren Beziehungen zwischen Fürst und Dichter können hier nicht weiter verfolgt werden. Die sogenannten Feuerbachbriefe Scheffels werde ich an andrer Stelle veröffentlichen. Die übrigen Briefe aus den Jahren 1860—63 sind ziemlich vollständig bei Proelß wiedergegeben. Hier teile ich nur noch ein Schreiben des Großherzogs mit, das nach dem Erscheinen der Juniperusgeschichte nach Karlsruhe ging, und das uns den Beweis liefert, mit welcher Liebe der Großherzog an seinem Plane hing und wie unerschüttert sein Vertrauen in den Dichter geblieben ist. Über das Bruchstück aus dem 16. Jahrhundert könnte ich nur Vermutungen äußern.

Der Großherzog an Scheffel
(Kopie)

Ihr Brief vom 14ten d. M. und Ihre Festgabe, mein lieber Scheffel, sind mir sehr willkommen. Aber wie so oft im Leben mischt sich eine Farbe, eine nicht erwünschte in das ganze Bild, das Ihre treue Gesinnung und Ihre reichbegabte Feder vor mir emporsteigen läßt. Ich sehe Sie zuerst leidend und habe, wie Jeder und mehr als Jeder, der ein Recht hat, Ihr Talent zu bewundern, die Befugniß, Sie zu ermahnen, Sich zu pflegen, um wieder bald gesund zu werden. Denn wer ein solches Talent hat, muß alles thun, um es frisch zu erhalten und fruchtbar werden zu lassen. Sodann sehe ich Sie entmuthigt — dies ist ernster, denn Entmuthigung ist der Nebelthau für die Thätigkeit des Talentes. Gegen diese Entmuthigung aber ziehe ich zu Feld. Warum, sagen Sie mir, sind Sie dieser zugefallen? Ich sollte meinen, daß gerade Juniperus Ihnen neuen Muth, neue Kraft zuführen mußte, denn Sie müssen Sich gestehen, daß Sie etwas Gutes abermals geleistet haben. Weshalb also wollen Sie das Werk über die Wartburg ruhen lassen? Und wenn Sie es für zu »weitschichtig« angelegt hielten, weshalb über die Anlage das Ganze aufgeben? Weshalb nicht versuchen, den Roman in einzelnen Bildern zu geben, wie Juniperus eins ist? Dies wäre originell und würde außerdem Ihnen wie dem Vaterländischen Publikum den Vortheil gewähren, die Vielseitigkeit Ihres Talentes entfaltet zu sehen. Jedes Bild müßte nemlich mit den eigenthümlichen Farben der geschilderten Zeit gemalt sein, und Sie können es; ist doch »Ekkehard« ganz anders geschrieben als »Juniperus« und der anders wie Ihr Bruchstück aus dem 16ten Jahrhundert. Ueberlegen Sie Sich diesen Vorschlag und schreiben Sie mir darüber. Nicht besser wüßte ich Ihnen zu danken als durch einen Aufruf an Ihr Talent. Hierinnen erkennen Sie sicher die besondere Zuneigung, die ich für Sie hege.

Weimar, 21. December 1867.

In den folgenden Jahren vergrößerten sich naturgemäß die Pausen zwischen den Briefen mehr und mehr. Zuletzt schrieben sich beide Männer nur noch aus Anlaß äußerer Gelegenheiten. Scheffels letzter Brief stammt vom 7. Juli 1885. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, durch öftere persönliche Begegnung immer wieder angefrischt, blieben jedoch die ungetrübtesten. Auch hielt der Großherzog seine Idee eines Wartburgromans und ihre Ausführung durch Scheffel, wie ich aus der Erzählung von Eduard Sievers weiß, der als junger Jenenser Professor öfter ins Weimarische Schloß kam, noch in den siebziger Jahren mit Zähigkeit fest. Wie sehr Carl Alexander aber Scheffel als *seinen* Dichter ansah, geht u. a. daraus hervor, daß er sowohl das Festspiel für die Hochzeit seines Sohnes (1873) als auch dasjenige für sein 25jähriges Regierungsjubiläum (1878), von deren Entstehung in diesen Blättern ein andermal erzählt werden soll, von ihm hat schaffen lassen. Doch genug dieser Andeutungen. Die vorliegende Veröffentlichung will ja nur aus Anlaß seines 100. Geburtstages eine Vorstellung vermitteln von dem tiefen echten Menschentum des Großherzogs, von seiner treuen suchenden Liebe und Fürsorge für einen Mann, dem er seine Neigung geschenkt, von seiner Ehrfurcht vor der Kunst, von seiner Gabe, das Vertrauen des andern zu gewinnen und es sich zu erhalten, vor allem aber will sie zeigen, in welch hohem Maße der Großherzog sich der idealen Aufgaben bewußt war, die ihm als dem Träger der großen Weimarischen Überlieferung erwuchsen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daheim

War wieder einmal durch die Welt gezogen,
Hinab, hinauf, gelockt und doch betrogen.
War wieder einmal müd und ging nach Haus.

Nun ruhte ich im alten Lehnstuhl aus,
Der breit am Fenster steht vor einer Truhe.
Ich war allein und freute mich der Ruhe.
Die Sonne schien. Das alte Ticktack klang
Vom Ofen her, und horch – ein Vöglein sang
Im Birnbaum draußen von der Maienzeit.

Ich las Gedichte. Las von Lust und Leid
Einfache Worte, mild wie Glockenläuten,
Und doch so tief, daß sie das Leben deuten.

Da rief ein altes Lied, das ich gelesen,
Ein Lied vom Tod, zurück, was hier gewesen.
Und mir fiel schwer aufs Herz, was ich erfahren,
Woran ich heut und gestern nicht gedacht:
Daß in dem Stuhl, in dem ich saß, vor Jahren
Die Mutter starb in einer Sommernacht.

Ich war nicht bei ihr, habe nicht gewacht,
Als sie um Luft am offnen Fenster klagte
Und schließlich leis „Nun wird mir besser" sagte,
Worauf sie still die Augen zugemacht.
Ein schöner Tod, im Angesicht der Sterne.
Nur viel zu früh. Und ich war in der Ferne.

Vergessen schien's. Und nun: wie weh es tut!
Die dunkle Lehne, drauf ihr Arm geruht,
Das Leder, braun, mit manchen Rissen drin –
Ich strich liebkosend leise drüber hin,
Als könnte das ein dankbar Grüßen sein.

Und an die Mutter denkend – dacht' ich dein.
Du weißt es ja, ich hab' dir's oft vertraut,
Was ich gedacht, wenn ich dich angeschaut:
Daß du wie sie das stille Leuchten trägst,
Daß du wie sie die goldnen Brücken schlägst;
Die goldnen Brücken, die ins Helle gehn,
Wenn ich und andre nur das Dunkel sehn.
O hättest du die Mutter doch gekannt!
Du hast wie sie die gute weiche Hand,
Du hast wie sie den guten treuen Blick,
Du bist, was sie mir war, du bist das Glück.

Du und die Mutter. Alles ward verschwommen.
Ich saß ganz still und fühlte Tränen kommen.
Ein Vöglein sang, vom Ofen klang die Uhr.
Du und die Mutter, dacht' ich immer nur.
Und wußte nicht – so ward ihr mir vereint –,
Ob ich um dich, ob ich um sie geweint.

Adolf Heckel

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

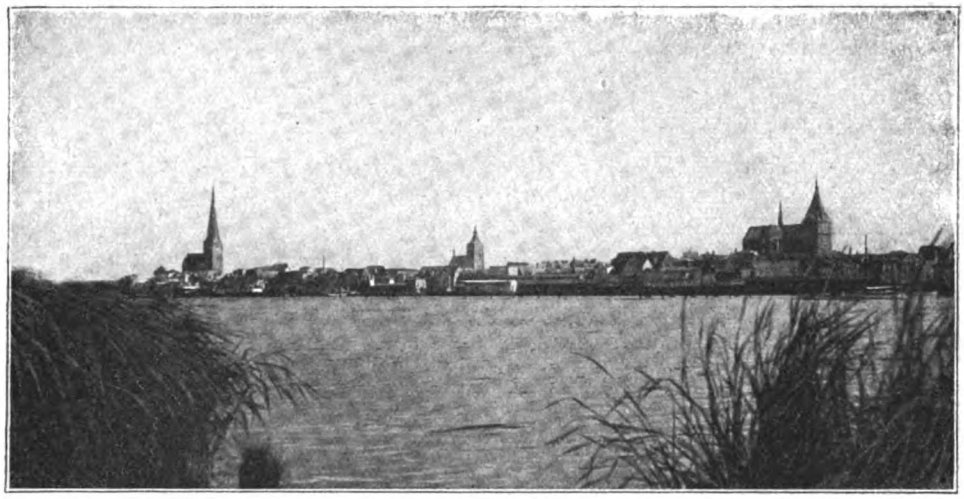
Oswald Gette: Gletſcherſee im Hochgebirge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Gesamtansicht von Rostock

Zur 700-Jahr-Feier der Stadt Rostock

Von Prof. Dr. G. Kohfeldt

Die Stadt Rostock kann sich keines so hohen Alters rühmen wie die meisten Stadt- und Dorfgemeinden Süd- und Westdeutschlands. Ein Ort des Namens Rostock, eine wendische Dorf- und Burgwallanlage, die zuerst im Jahre 1160 erwähnt wird, mag allerdings schon in den ersten Zeiten der Besiedlung des Ostseelandes durch die Slawen, also im 6. Jahrhundert, entstanden sein. Spuren einer deutschen Siedlung — auf dem linken Warnowufer, dem wendischen Burgwall gegenüber — finden sich aber erst zu Ende des 12. Jahrhunderts, und von einer deutschen Stadt kann nicht eigentlich vor der Zeit, in der der mecklenburgische Fürst die deutsche Siedlung mit dem Lübischen Recht und andern wertvollen Sonderrechten ausstattete, also vor dem 24. Juni 1218, die Rede sein.

Mit diesem Zeitpunkt setzt dann aber sofort eine so starke und schnelle Entwicklung der jungen Stadt ein, daß ihr Wachstum nur mit dem der neuzeitlichen Stadtgründungen jenseit des Ozeans verglichen werden kann. Aus Holstein, aus Westfalen und vom Niederrhein strömten nach der Rechtsbelehnung immer von neuem Scharen von niedersächsischen Kolonisten in die Warnowgegend. Bürger der günstig gelegenen, eigenrechtlich regierten neuen Stadt zu werden, war ein lockendes Ziel für die wanderfrohe, unternehmungslustige und kraftbewußte Jugend des alten deutschen Landes. Und kein Wunder war es, daß der Auf- und Ausbau des jungen Gemeinwesens unter den Händen solcher Bürger, die nicht bloß guten Willen, sondern auch die reichen Kulturmittel der alten Heimat mitbrachten, mit erstaunlicher Schnelligkeit erfolgte.

Die eben mit dem Lübischen Recht bewidmete kleine Gemeinde hatte noch nicht mehr als die Gegend in der nächsten Nähe der Petrikirche bebauen können. Nicht viel mehr als ein Jahrzehnt nach der Bewidmung hören wir aber schon von der Marienkirche und damit von der sogenannten Mittelstadt, und etwa zwei Jahrzehnte danach von der Jakobikirche und der Neustadt. Ein paar Jahre später wird die Nikolaigemeinde erwähnt, und fast gleichzeitig werden zwei große Klöster und einige Hospitäler begründet. So hat die Stadt schon in drei bis vier Jahrzehnten ungefähr den Umfang angenommen, der noch heute durch die Stadtmauern gekennzeichnet wird, und der auch in der Blütezeit der Hanse und bis in die Neuzeit hinein nicht überschritten worden ist.

Aber nicht bloß stattliche, weitausgedehnte Straßenzüge und Märkte waren so während eines kurzen Menschenalters von den rührigen Niedersachsen geschaffen worden, zu gleicher Zeit hatte man auch alle Kraft darangesetzt, die wirtschaftliche und politische Entwicklung des neuen Gemeinwesens zu fördern. Als der wichtigste Hebel für den vielseitigen Aufschwung der Stadt bewährte sich von Anfang an der Besitz des Lübischen Rechts. Im Besitz dieses Rechts konnte die Stadt eigenherrlich ihr Verfassungs- und Wirtschaftsleben ausbauen, und auf der Grundlage dieses Rechts konnte sie schon früh mit den Städten gleichen Rechts, vor allem mit Lübeck, Wismar, Stralsund, Greifswald, in enge Vertrags- und Bündnisbeziehungen treten, die dann wieder Rostock selbst wie auch den übrigen Städten einen erheblichen Zuwachs an Macht und Handelsgeltung brachten. Wichtige Handelsprivilegien von dänischen, schwedischen

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aufn. Hollmann, Rostock

Der Markt in Rostock

und andern Machthabern, Erwerb von Landbesitz und Sonderrechten vonseiten der Landesfürsten waren die Folge der erweiterten Machtstellung.

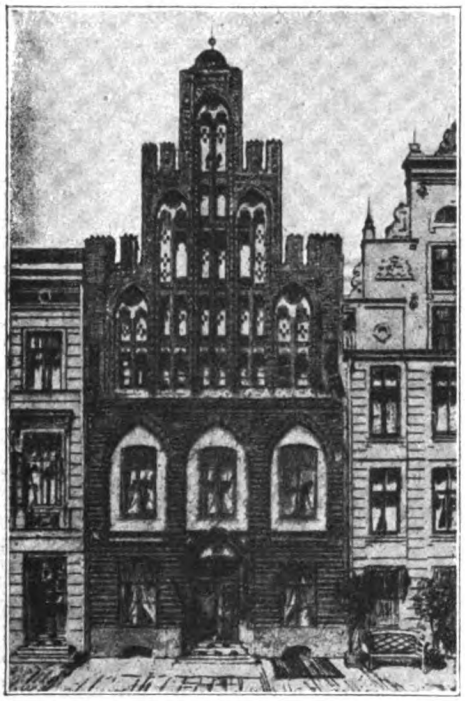
Zugleich lag in der überaus schnellen Machtentwicklung der Stadt aber auch der Keim zu Kämpfen aller Art. Schon im Jahre 1284 sahen sich die fünf mit Rostock vereinten Städte — der Wendische Städtebund, der dann in den größeren Hansebund aufging — veranlaßt, Norwegen den Krieg zu erklären. Viele, oft lang andauernde Kriege, besonders solche mit den nordischen Reichen, folgten dann das ganze Mittelalter hindurch, Kriege, in denen Rostock nicht immer vom Glück begünstigt wurde, in denen es aber häufig Machtmittel in Bewegung setzte, wie man sie einem so jungen städtischen Gemeinwesen nicht zutrauen würde. Auch an Streitigkeiten mit den Landesherren und mit benachbarten Fürsten fehlte es nicht. Und zu allen diesen Verwicklungen kamen noch Unruhen im Inneren, Kämpfe zwischen dem Rat und der Bürgerschaft, wie sie in den mittelalterlichen Städten häufig sind.

Wenn trotz all diesen Hindernissen die Stadt sich doch kräftig weiterentwickeln konnte, so läßt sich ein solcher Fortschritt wohl nur aus der ausgezeichneten Beschaffenheit der körperlich und geistig hochstehenden Siedlerbevölkerung erklären. Auf einem solchen Boden konnten Handel, Wandel und Gesittung auch in langen Kriegen keinen Dauerschaden erleiden. Besonders der Handel der Stadt wurde auch in den unruhigen Zeiten des Mittelalters weiter ausgebaut. Lebhafte Handelsbeziehungen mit Dänemark, Schweden und Norwegen waren schon in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung angeknüpft worden, auch nach Livland segelten schon in dieser Zeit die Rostocker Schiffe, und nicht viel später wird vom Handel mit Nowgorod, mit Flandern und England berichtet. Die zu See und die zu Lande handeltreibenden Kaufleute schlossen sich zu Gesellschaften zusammen. An verschiedenen Stellen in den nordischen Ländern wurden feste Handelsniederlassungen begründet. Auch das tüchtige Handwerk, ohne das das Schiffahrtsgewerbe nicht denkbar ist, spielte dabei eine Rolle. Und Schiffahrt und Handel wirkten ihrerseits wieder befruchtend auf die Handwerks- und Kunstgewerbetätigkeit zurück. Aus dem späteren Mittelalter sind noch manche Zeugen solcher Tätigkeit in unsre Zeit herübergerettet worden. Vor allem die imponierenden Kirchen- und Wehrbauten, die noch heute der Stadt ihr besonderes Gepräge geben.

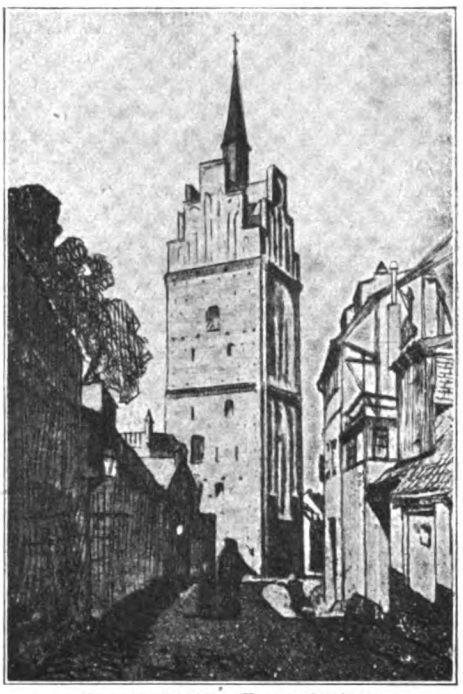
Wie die bau- und kunstgewerbliche Tätigkeit der mittelalterlichen Stadt als eine Folge wachsen-

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

den Wohlstandes anzusehen ist, so steht auch die Förderung der Wissenschaft, in der Rostock sogar vor bedeutenderen Städten, wie Lübeck, bald den Vorrang gewann, hiermit in engem Zusammenhang. Schon im 13. und 14. Jahrhundert wird von reichen Stiftungen zum Besten der Kirche und damit zugleich der Wissenschaft, die damals von der Kirche vertreten wurde, berichtet. An die erste Stelle solcher Stiftungen gehört aber die Errichtung der Universität, die im Jahre 1419 ihre Arbeit begann und die Rostock für lange Zeiten zum eigentlichen wissenschaftlichen Mittelpunkt der weiten niederdeutschen und nordischen Länder machen sollte. Von weither strömten ihr Jahr für Jahr die Scholaren des Mittelalters zu. Mehr als tausend Skandinavier finden sich schon im ersten Jahrhundert unter den Studierenden der neuen Hochschule, dazu kommen im gleichen Zeitraum gegen dreihundert Livländer, über vierhundert Niederländer und sonst Scharen von Wissensdurstigen aus den übrigen Ost- und Nordseeküstenländern. Und noch in anderer Weise sorgte Rostock für die Ausbreitung der Wissenschaft in den Küstenländern; gleichzeitig mit Lübeck und früher als andre niederdeutsche Städte konnte es die Erzeugnisse eigner Druckpressen in den Handel bringen, Werke der neuen Kunst, von denen auch die frühesten aus den Jahren 1475/76



Giebelhaus in Rostock
Nach einer Zeichnung von A. Eulert
Verlag von G. B. Leopolds Buchhandlung in Rostock



Das Kröpeliner Tor in Rostock
Nach einer Zeichnung von A. Eulert
Verlag von G. B. Leopolds Buchhandlung in Rostock

wegen ihrer prächtigen Ausstattung noch heute zur Bewunderung zwingen.

Gegen Ende des Mittelalters hatte Rostock den Höhepunkt seiner Macht und seines Wohlstandes erreicht. Die Reformationszeit brachte keine Steigerung mehr, aber auch während des Reformationsjahrhunderts und darüber hinaus noch konnte die Stadt ihre Stellung als eine der bedeutendsten Handels- und Kulturstätten der deutschen Küstenländer behaupten. Besonders die Universität büßte nichts von ihrem alten Ansehen ein. Ausgestattet mit tüchtigen, oft weit hergeholten Lehrkräften, übte sie auf die studierende Jugend der protestantischen Länder bis weit über den Dreißigjährigen Krieg hinaus dauernd eine starke Anziehungskraft aus, obwohl ihr in zahlreichen neubegründeten Hochschulen inzwischen ein erheblicher Wettbewerb entstanden war.

Schlimmer und schlimmer wurde aber, wenn auch vom Nutz- und Kunsthandwerk in diesen Zeiten noch Tüchtiges geschaffen wurde, die Lage des wirtschaftlichen Lebens der Stadt. Der Gründe für den Niedergang des Wohlstandes gab es viele. Die hauptsächlichsten waren einmal die nach der Entdeckung Amerikas beginnende allgemeine Verschiebung des Welthandels nach den Nordseehäfen, dann die unaufhörlichen Streitigkeiten und Kämpfe der halb freien, halb abhängigen Stadt mit der Landesregierung,

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

weiter die schweren Bedrückungen in langdauernden Kriegszeiten, besonders im Dreißigjährigen, in den nordischen und im Siebenjährigen Kriege, die Schädigung durch den schwedischen Zoll in Warnemünde, der große Brand von 1677, der ein Drittel der Stadt vernichtete, u. a. m.

So stand Rostock am Ende des 18. Jahrhunderts als eine Stadt mit einer großen Vergangenheit, aber mit einer dürftigen Gegenwart und Zukunft da. Ihr Umfang war derselbe wie ein paar Jahrzehnte nach der Begründung der Stadt geblieben, die Einwohnerzahl erreichte nicht diejenige des späteren Mittelalters. Die Universität, eine Zeitlang sogar gespalten in eine Rostocker und eine Bützower Hochschule, hatte selten unter den Studierenden und noch seltener unter den Professoren einen Nichtmecklenburger aufzuweisen. Auch der Einfluß von Handel und Gewerbe hielt sich in engen Grenzen.

Erst die neueste Gegenwart hat der Stadt wieder einen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die heutige Gegenwart hat sich die Einwohnerzahl Rostocks versiebenfacht, von etwa 10 000 ist sie auf 70 000 angewachsen. Ausgedehnte Vorstädte sind entstanden, bedeutende Fabrikanlagen, von denen die wichtigste die Schiffswerft, sind gebaut worden. Die alte Stadt aber, wie sie noch heute zum größten Teil von Wall und Stadtmauer eingeschlossen wird, hat auch jetzt noch — nicht zu ihrem Nachteil — viel von dem Aussehen einer längst vergangenen Zeit behalten. Von den vielen hochragenden Giebelhäusern sind die meisten allerdings verschwunden, aber die alten Straßenzüge mit ihren vielen malerischen Winkeln und Durchblicken, die Märkte und die Gebäude, die das Gesamtstadtbild in erster Linie bestimmen — die ehrwürdigen gotischen Kirchen, das Rathaus mit seinen mittelalterlichen sieben Türmen und seinem Barockvorbau, auch einige der schönsten und charakteristischen Tore —, sind geblieben, und alle diese Zeugen der Vergangenheit reden auch heute noch eine anheimelnde Sprache für die nachdenklichen Betrachter aus Heimat und Ferne.

Aber auch das, was die Gegenwart zu dem Stadtbild hinzugefügt hat, bietet manches Schöne und Erfreuliche. Am meisten vielleicht das, was an gärtnerischen Anlagen in der Stadt selbst oder in ihrer Nähe geschaffen worden ist. Und hierbei ist es wieder ein hübscher Zug, daß man in enge Beziehung zu solchen Anlagen auch die Denkmäler gebracht hat, die die Erinnerung an verdiente Rostocker oder Mecklenburger wachhalten sollen. Der Reformator Rostocks, Joachim Slüter, der Großherzog Friedrich Franz III., der Afrikaforscher Pogge, die beiden volkstümlichsten mecklenburgischen Dichter Fritz Reuter und John Brinckman und der volkstümlichste Rostocker in ganz Deutschland, Gebh. Lebr. v. Blücher, der alte Marschall Vorwärts, sind auf diese Weise in dem Rostocker Stadtbild verewigt worden. Bei der Errichtung des Blücher-Denkmals, das bald nach den Freiheitskriegen von einem unsrer größten Bildhauer, von Schadow, entworfen wurde, hat auch der Rat des größten deutschen Dichters eine entscheidende Rolle gespielt. Kein Geringerer als Goethe hat die Inschrift verfaßt, die das Denkmal schmückt, vier wie aus Stein gehauene oder in Erz gegossene Verse, die heute wieder eine besondere Bedeutung gewinnen:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß!
So riß er uns von Feinden los.

Michael Kohlhaas

Der Morgen gleißt. Es pfeift der Bolz.
Mein Faustschlag splittert Schrankenholz.
Ich spei' auf Glück und Ruh' und Lust —
Die Wunde brennt mir in der Brust:
Hoch über Lachen und Gebet,
Hoch über allem Leben steht
Mein Recht!

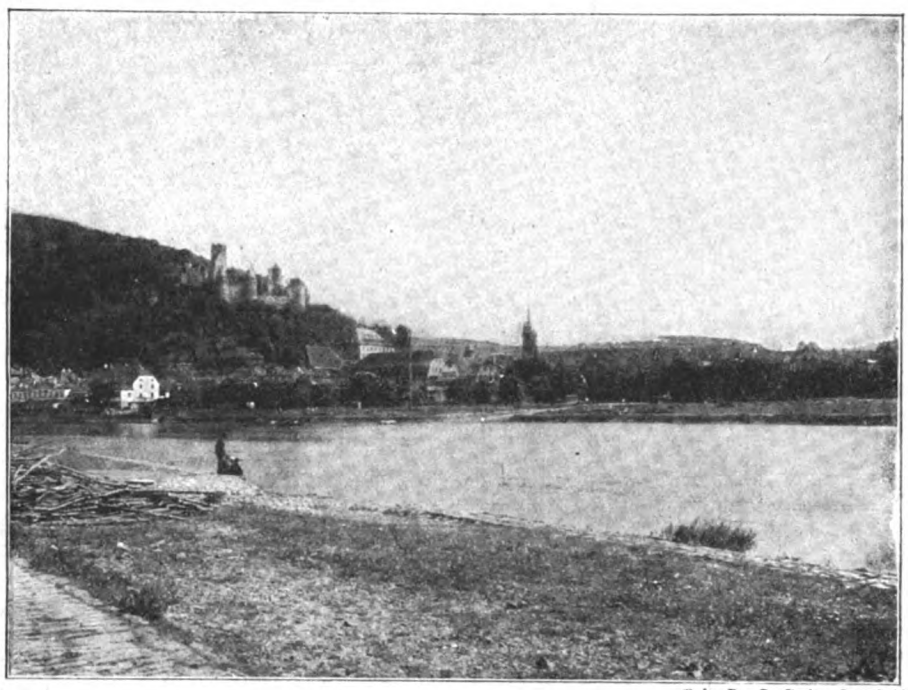
Der Mittag schwelt. Es wächst mein Werk.
Die Flamme schlägt auf Wittenberg.
Die Glocke kreischt von Turm zu Turm,
Mein Wort war Wind — der Wind ward Sturm.
Ich lese in der Flamme Loh'n,
Ich höre in des Sturmes Drohn:
Mein ... Recht ...

Der Abend naht. Halt ein! Halt ein!
Still' meine Not — erhör' mein Schrei'n!
Mag Reich und Land in Stücke gehn —
Du, Wort, bleib stehn! Du, Recht, bleib stehn!
Ich greif' dich durch den Nebeldunst,
Ich such' in nie gestillter Brunst
Mein Recht!

Der Abend stirbt. Nun kommt die Nacht.
Das Tagwerk — sieh! — es ist vollbracht.
Nach meinem Nacken frech und geil
Schielt hinterrücks das Henkerbeil.
Geh, Pfaffe, laß dein Flehn und Drohn:
Ich fordre auch vor Gottes Thron
Mein Recht!

Paul Enderling

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aufn. Dr. D. Greim, Darmstadt

Wertheim von Kreuz-Wertheim aus

Wertheim am Main

Von Mathilde Greim

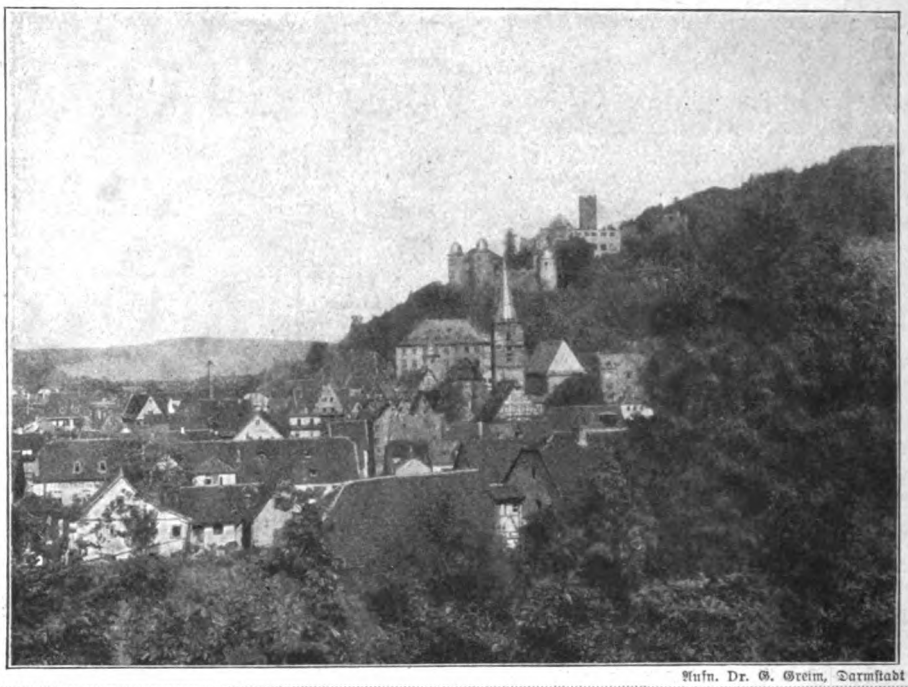
»Aschaffenburg! Umsteigen!« — im Frieden war das so eine unterhaltsame kleine Abwechslung beim Reisen, das Umsteigen; jetzt, seit dem Krieg ist es geradezu eine Strafe, und zwar nach mancher Leute Meinung eine sehr gerechte, nämlich für Vergnügungsreisen. Und ich, daß ich es nur ehrlich gestehe, befand mich auf einer solchen unpatriotischen Tat, ich machte eine wirkliche rechte Pfingstreise. In der Pfingstvorfreude, ob des herrlichen Sonnenscheins nach dem langen Winter, hatte ich alle Arbeit mitsamt den Kriegssorgen leichtsinnig auf einen riesengroßen Haufen geworfen, hatte dem Ungetüm den Rücken gedreht und war dann schnöde durchgebrannt mitten hinein in die Reisefreude von einst.

Da hatte ich schon meine Strafe!

Dreimal mußte ich umsteigen, ehe ich mein Ziel, das den bekannten »weiten Kreisen« glücklicherweise noch unbekannte Wertheim, erreichte. Jedes der drei Male war der neue Zug bis auf den letzten Platz besetzt, jedesmal bekam ich auf jede noch so bescheidene Nachfrage nach leerem Platz in jedem Abteil die gehässigsten oder spöttischsten Blicke, die es gibt. Mein Gepäck, darunter Malerhandwerkszeug, entfesselte gelinde Wutausbrüche, weil Stühlchen und Staffelei an etliche menschliche Gliedmaßen beim Rollen des Zuges anstießen, und ich selber stand schließlich demütig in einer Ecke, durchbohrt von sämtlichen Blicken sämtlicher Mitreisenden. Ich fühlte förmlich, wie niedrig ich geschätzt wurde: erstens ist unser Platz schon für uns zu eng; zweitens bringt sie auch noch Gepäck mit; drittens ist dies Malzeug Luxusartikel eben, wo sich doch die ganze Welt um Maschinengewehre, Bomben und Granaten dreht; und viertens, schlimmstens, macht sie zu dem allem auch noch ein vergnügtes Gesicht, so ein richtiges Reisegesicht von einst.

Nein, für »so jemand« hatten die tüchtigen Mitreisenden keine Spur von Mitgefühl, die mochte ruhig stehen, zur Strafe!

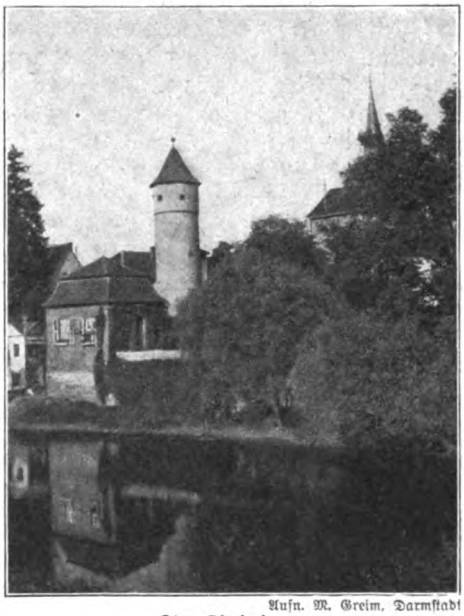
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Aufn. Dr. G. Greim, Darmstadt

Blick aufs Schloß

Nur ein Feldgrauer, dem auch so die stille Freude in den Augen saß (er fuhr in den Urlaub), erbarmte sich meiner und bot mir seinen Platz an mit dem Trost: »I hob' eh schon die ganze Nacht auf so aner harten Bank eng und krumm g'sessen, da steh i ganz gern a bißl an der Luft« — und zum Entsetzen der sich schon breiter machenden sieben eingesessenen Coupébewohner nahm ich das Anerbieten dankend an bis Lohr. Dort erwartete uns eine gemütlichere, zwar nicht viel weniger überfüllte Kleinbahn und führte uns an den grünen Vorhöhen des Spessarts entlang durch das fruchtbare Maintal in stillere Gaue. In dem einen Winkel dieses Mainvierecks, das mit der Bahnstrecke Aschaffenburg-Lohr den Hochspessart umgrenzt, dort, wo die muntere Tauber in den Main mündet, so recht wohltuend abseits vom breiten Touristenstrom, liegt mein Ziel: Wertheim.



Aufn. M. Greim, Darmstadt

Am Kittsteintor

Wer in Gedanken mich dorthin begleiten will, folge diesen Zeilen, auch wenn das manchem langweilige Geschichtliche gestreift wird; denn um sich in Wertheim auszukennen, ist ein kurzer Blick auf seinen Werdegang unerläßlich.

Wie seine sagen- und liederumwobene große Schwester, Hei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

delberg, mit der es gern verglichen wird, schmiegt es sich eng zwischen Fluß und Bergwald in lustigem Gassengewimmel zu den Füßen einer formenschönen Burgruine, deren warmgetönter Buntsandstein als malerischer Abschluß auch dies kleinere Heidelberg krönt. Fehlt ihm auch der große, heroische Zug, der selbst heute noch durch Heidelberg und sein Schloß geht, entbehrt es der Berühmtheit in der Geschichte und des lustigen Trubels der Musensöhne und Vergnügungsreisenden, so hat es dafür den ursprünglichen Hauch der deutschen Kleinstadt, im guten Sinn, stärker bewahrt. Seine alten Gassen und malerischen Winkel umschwebt noch der Geist der Blütezeit deutscher Städtebaukunst und entzückt immer aufs neue empfängliche Augen; sein behagliches Leben, die Freundlichkeit seiner Bewohner, seine schöne Umgebung nehmen aber auch den gefangen, der nicht in Baukunst schwelgen, sondern sich nur erholen will.

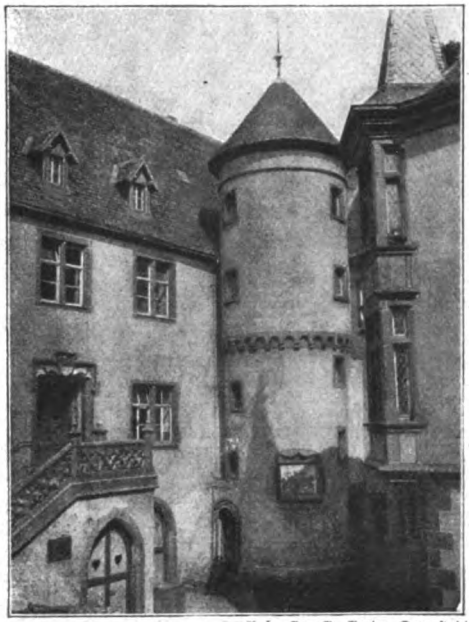
Aufn. Dr. G. Greim, Darmstadt
Marktplatz

Der Ursprung der Stadt als feste Siedlung geht, wie bei vielen Mainstädten, bis in die Karolingerzeit zurück. Vom 12. Jahrhundert an bis zur Neuzeit bleibt dann Wertheim mit den auf der Burg ansässigen Grafen von Wertheim (die sich nach und nach in mehrere Linien, evangelische und katholische, teilten) und ihrer Geschichte aufs engste verknüpft.

Aufn. Dr. G. Greim, Darmstadt
Kilianskapelle

Aufn. Dr. G. Greim, Darmstadt
Rathausgasse

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



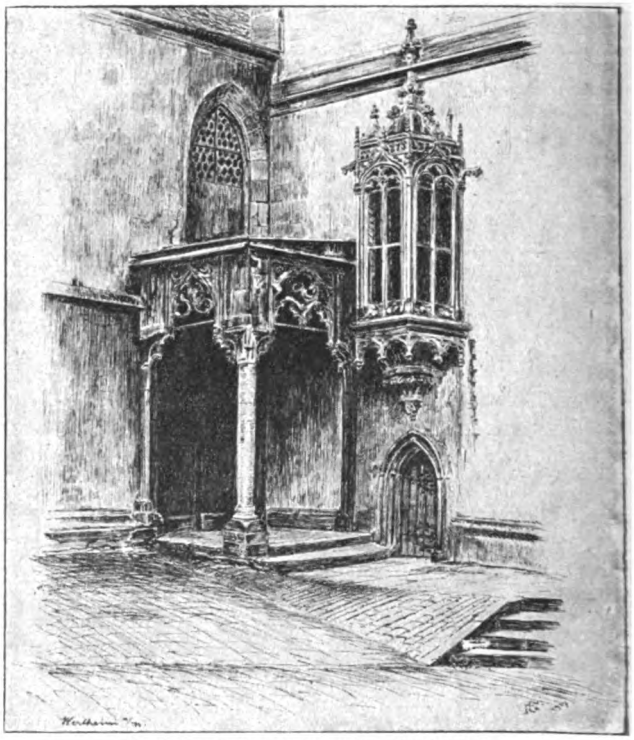
Aufn. Dr. G. Greim, Darmstadt

Rathaus und Turm mit Doppelschnecke

Wie aus seiner Lage am Zusammenfluß von Main und Tauber hervorgeht, waren von alters her die Haupterwerbsquellen der Bürger Fischerei und Schifferei neben Wein- und Holzhandel. Haken, Anker und Ruder als alte Hauszeichen sowie das im Jahre 1866 abgerissene Zunfthaus der Fischer geben vom Wasserhandwerk Kenntnis. Von der Blüte des Wein- und Holzhandels kann man sich allenthalben noch heute überzeugen, wenn auch jetzt vielleicht der Weinhandel nicht mehr solche Summen abwirft wie in früherer Zeit; denn nach Urkunden aus dem sechzehnten Jahrhundert sind da einzelne Geschäfte im Werte von zwanzigtausend und mehr Gulden von einzelnen Bürgern abgeschlossen worden.

Noch immer reift ein guter Tropfen an den sonndurchglühten Hängen main- und tauberaufwärts; der »Kallmuth« sog das ganze Sonnengold des Sommers in sich und nimmt darum den Wettbewerb mit berühmteren Kollegen leicht auf in guten Jahren.

Nach der Blütezeit des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kamen schwere Rückschläge für das wohlhabende Städtchen. Die Pest und der Dreißigjährige Krieg prägen ihm ihre Zerstörungsmerkmale auf, reißen Häuser und Stadtmauern ein und machen die stolze Burg zur Ruine. Zu seinen Füßen nagen Tauber und Main durch starke Überschwemmungen — die ältesten Wassermarken an Häusern stammen von 1595, die ältesten Hachwassernachrichten von 1342 — an den Grundpfeilern der Häuser und bringen auch heute noch alljährlich in den Übergangsmonaten schwere Sorgenstunden für die Bewohner der tieferliegenden Gassen. Gar manchmal stieg die Flut bis zum ersten Stock, drang in Keller und Ställe, kroch die Treppen hinauf und trieb Mensch und Vieh zur Flucht. Besonders die tiefliegenden Gassen des Viertels links der Tauber und die rechtwinklig zur Tauber stehenden Gassen im Hauptteil der Stadt waren vom Wasser bedroht.



Portal und Chörlein an der Stadtkirche
Federzeichnung von Mathilde Greim

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Richard Hoelscher: Hessische Kindergruppe

Aufn. von Fr. van der Smissen in Darmstadt

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

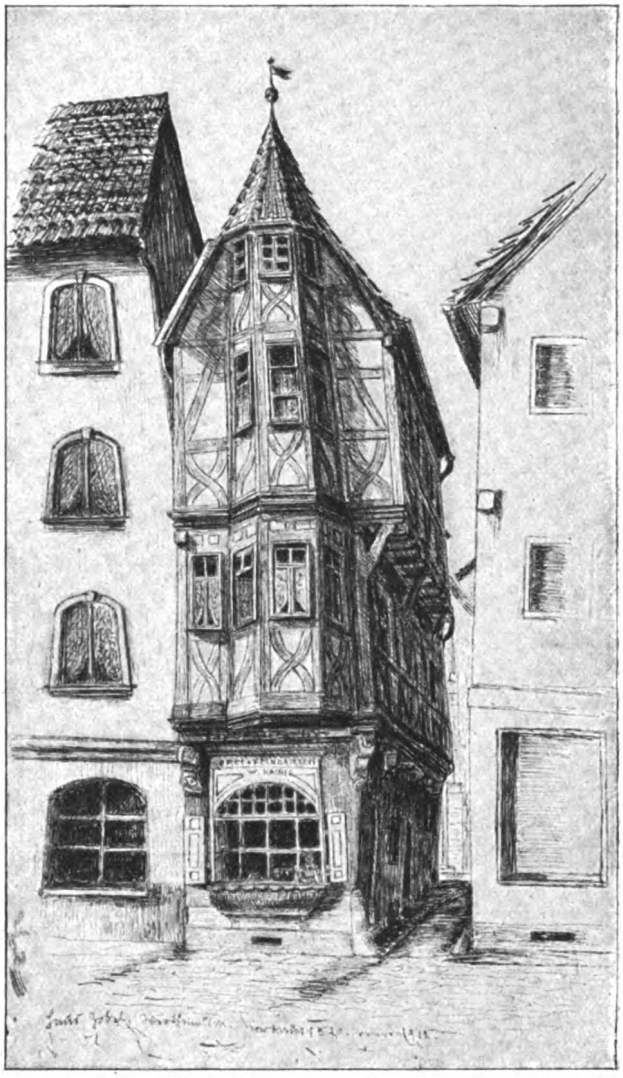
Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schnitt so die Flußlage schwer in das Erwerbsleben der Stadt ein, so entschädigte sie es dann wieder durch die Ausnutzung der Gewässer für die Flößerei und Gerberei, die von den nahen Eichenwäldern des Spessarts mit Holz und Lohrinden versorgt wurden.

Eine zweite Blüte war Wertheim im achtzehnten Jahrhundert beschieden; üppiger Barockzierat und graziöses Rokoko an Türen und Fensterumrahmungen künden noch heute davon. Dann sank das Städtchen in einen echt deutschen Dornröschenschlaf, aus dem es erst die Bemühungen des Historischen Vereins Alt-Wertheim in den letzten Jahren vor dem Kriege zu neuem Leben erweckten, als sie mit Sachkenntnis und Liebe das erschlossen und restaurierten, was noch an gutem Alten zu erhalten war.

Etwas stiefmütterlich scheint dabei das Viertel links der Tauber, das älteste, weggekommen zu sein. Leider reichte auch der Einfluß dieses Vereins, wie es scheint, nicht aus, um den Bau des sehr häßlichen Mietwohnkastens an der Tauberbrücke zu verhindern, der das gerade von hier so anmutige Stadtbild arg entstellt.

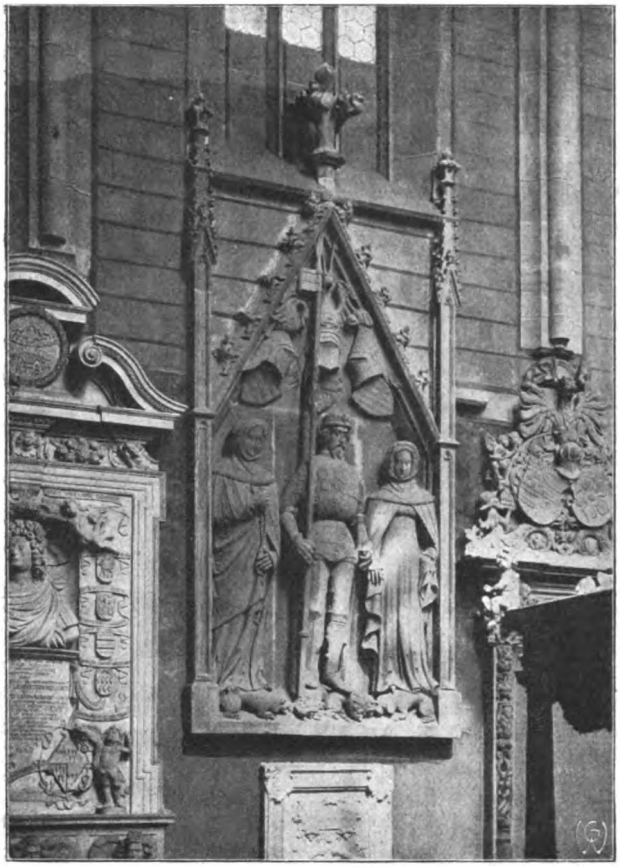


Haus Zobel am Marktplatz — Federzeichnung von Mathilde Greim

Wie freundlich und anheimelnd wirken daneben die alten, buntgestrichenen Fischerhäuser am Ufer entlang bis zur Mainspitze! Kleine Treppen führen zum Wasser, überall sind trocknende Netze aufgesteckt, neben den Kähnen schwimmen Fischkästen auf der Tauber, in denen fette Aale, Maifische und andre Wasserinsassen eingesperrt sind; ein buntes Blumengewimmel drängt sich in den schmalen Gartenflecken und auf den Vorbauten der Häuser.

Rechts von der Brücke tauberaufwärts steht das Kittsteintor, als erstes der alten Stadtbefestigung. Ein paar Schritte weiter der weiße Turm, und nun sind wir schon mitten in den Schönheiten altdeutschen Städtebaues drin. Da schieben sich schlankstrebende Fachwerkhäuser vor, der untere, aus Stein gebaute, fast ebenerdige Stock tritt zurück, oben laden große Stuben weit aus; sich vordrängende starke Holzarbeit ist mit buntbemaltem Flachschnitt geziert oder dunkel gebräunt; spaßige Köpfe tragen gleich Karyatiden diese Vorbauten; Wappen, Steinmetzzeichen und Hausprüche verraten Besitzer und Erbauer und reden von munterer Lebensweisheit und Gottesfurcht. Aus dem spitzragenden, vorspringenden Hausgiebel, fünf, sechs Stockwerke hoch, schaut hier und da noch die Stange des Ladekrans.

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Grabdenkmal Johanns I. in der Stiftskirche

wenn ihn nicht geranienüberblühte Blumenbretter verdrängt haben.

Biegt man von der Tauber her rechts um die Ecke des Marktplatzes, so fesselt eins der schönsten Stadtbilder unser Auge. Eng aneinandergeschmiegt streben da die alten Geschlechterhäuser aufwärts, das dunkelbraune Fachwerk schneidet durch weißgetünchte Füllmauern, kleine behagliche Kaufläden drängen sich zu ebener Erde; Fenster und Erker, dicht beieinander, über ihnen. Ein Brunnen plätschert in der Mitte des Platzes, und unwillkürlich schaut man sich um, ob nicht ein Meister im schweren Tuchwams oder ein zierliches Jungfräulein in Haube und Schaube, ein fahrender Bursch, David und die Zünftler aus dem Dunkel der Münz- oder Eichelgasse geschritten kämen. Zu dem schlanken Haus Zobel mit seinen schönen Verhältnissen würden sie entschieden besser passen als wir Menschen von heute.

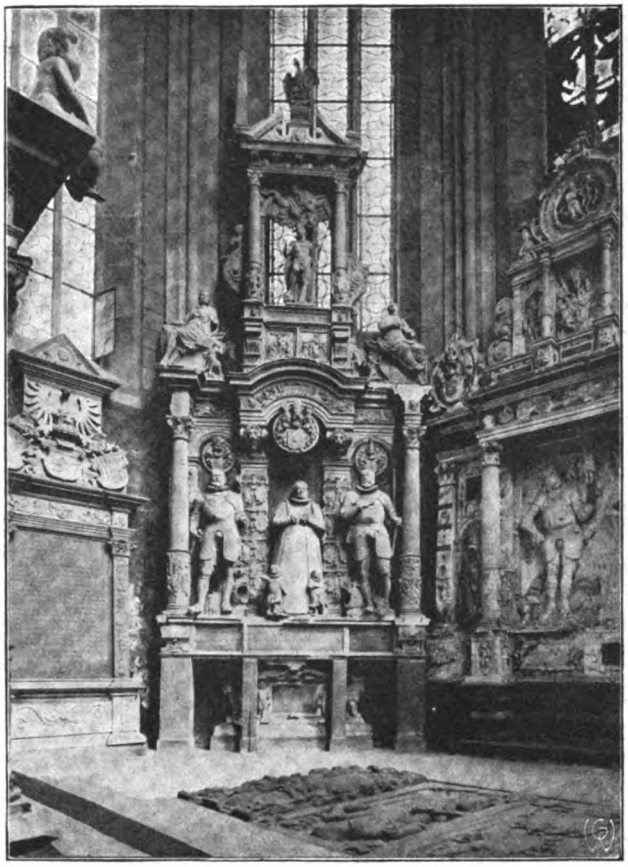
Den Abschluß des Marktplatzes bildet die Stadtkirche, die in ihrer heutigen Form als dritte an dieser Stelle steht. 1283 wird bereits hier ein Gotteshaus erwähnt, 1383 ein zweites fertiggestellt oder ausgebaut. Im Schatten dieser mächtigen Kirchenwände versteckt sich das kostbare Kleinod, das allein eine Reise nach Wertheim lohnt: das spätgotische Portal mit seiner formenschönen Vorhalle, neben dem, scheinbar ganz willkürlich, aber in Wahrheit doch mit feinstem architektonischem Stilgefühl beigefügt, ein graziöses Chörlein in zartester Spätgotik an der Kirchenwand schwebt. Es schwebt wirklich. Denn die schlanken Pfeiler der dreiseitigen Laterne haben die Schwere des Materials überwunden, Fries und Spitzbogen sind von des Meisters Hand in leichte lockere Formen gebracht, die sich in weichen Linien an Spitze und Konsolstein auflösen. Unter diesem Erker führt eine sehr gut restaurierte Eingangstür zu der Heiliggeistkapelle, einem alten Anbau der Kirche; durch die Vorhalle dagegen gelangen wir in das Hauptschiff der Stadtkirche. Ein schöner hoher Chor mit einigen für die Trachtenkunde besonders interessanten Grabdenkmälern des Wertheimer Fürstengeschlechts schließt es ab. Wappen und Figürliches wurden durch die Freigebigkeit der Fürsten in den letzten Jahrzehnten gut erneuert. Das größte der Grabdenkmäler, die »Bettlade« im Volksmund genannt, ein sarkophagartiger Unterbau mit einem von sechs Säulen getragenen, überladenen Barockbaldachin, deckt die Gebeine des Fürsten Ludwig II. von Löwenstein-Wertheim († 1611) und seiner Gemahlin. Als besonders lebenswahr und gut kann das Denkmal des Grafen Philipp von Manderscheid bezeichnet werden, eine Einzelfigur in ruhiger, natürlicher Haltung mit betend gefalteten Händen.

Wenn wir aus dem Ernst der Grabmäler und der sie bergenden Stadtkirche heraus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten, grüßen uns freundlich im hellen Sonnenschein Fachwerkbau und Grün, ein dicker weißer Treppenturm und dabei die alte Kilianskapelle, deren eigenartige Anlage als Doppelkapelle sie zu einer der interessantesten spätgotischen in Deutschland macht. Im ersten Stock, dem Hauptzugang, umläuft eine mit zierlichem Maßwerk gearbeitete Steingalerie ihre schweren Stützpfeiler; ihr Inneres dient nun nach mancherlei wechselvollem Gebrauch dem Altertumsmuseum als Heimstätte.

Eine andre alte Kapelle findet sich in dem engen Gassengewirr westlich des Marktes: die leider jetzt zum Lagerhaus herabgesetzte Marienkapelle. Manche Einzelheiten an den Pfeilern, der zugemauerten Giebelrose und den zum Teil gleichfalls vermauerten Fenstern lassen heute noch ihre ehemalige Schönheit ahnen.



Eberstein-Grabdenkmal in der Stiftskirche

Überhaupt versteckt sich in der halbdunklen Enge der kleinen Seitengassen, in den Höfen und Torwegen viel Malerisches, architektonisch Wertvolles; so u. a. im Rüdigerhof, der alten Front der jetzigen Hofapotheke; denn die frühere Fluchtlinie der den Markt umgebenden Häuser lag weiter zurück; ihr wurden die jetzigen Häuser später vorgebaut. Doch heißt es schon ein wenig suchen nach besonderen Schönheiten, die nicht so bequem vor den Augen liegen wie die wohlerhaltene Rokokotür in der Eichelgasse und die am Rentamt oder der in Wertheim sehr geachtete Engelsbrunnen, der etwas steif und geziert am Eingang der Rathausgasse steht. An ihm vorbei gelangen wir zu dem stattlichen, aus mehreren Gebäuden bestehenden Rathaus, das als richtiges deutsches Rathaus auch seinen Ratsschatz bewahrt hat, dabei ein paar entzückende Zunftbecher in guter Goldschmiedearbeit. Als architektonische Merkwürdigkeit ward diesem Gebäude ein Treppenturm mit Doppelschnecke, das sind zwei getrennt voneinander, übereinanderlaufende Wendeltreppen, angegliedert; wenn auch nur bauliche Spielerei, so setzt sie gründliches architektonisches Können voraus.

Rasch aufwärts aus dem Gassengewirr führen Treppenwege zum Aufgang der Burg, bis sie von breiten Fahrbahnen und grünverwachsenen Fußpfaden abgelöst werden. Die zierlichen Ranken des wohlbekannten Heidelberger Schloßkräutchens drängen überall ihre kleinen Blätter und Blüten aus den Mauerritzen, Linden- und Akazienduft umschmeichelt den Wanderer und begleitet ihn über den hohen Schloßgraben zum mächtigen Tor in den Vorraum der großen Wohnburg, die ein typisches, guterhaltenes Bild einer solchen, aus mehreren Jahrhunderten stammenden Anlage bietet.

Zwei dicke untersetzte Wächter, gut erneuerte Türme, flankieren das Burgtor, das in seinem Aufbau das Archiv beherbergt. In breiten Terrassen, begünstigt von der Schichtenform des Buntsandsteins, steigen die ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zelnen Teile der Burg: Ringmauer, untere Burg, Vorplatz und obere Burg, übereinander auf bis zu ihrer höchsten Krönung, dem mächtigen viereckigen Bergfried.

Heute hat die geschäftstüchtige Neuzeit auch zum Teil von der Burg Besitz ergriffen, denn zur Freude der vom Aufstieg erhitzten Wanderer fließt eine Bierquelle dort oben samt dem im Mai unentbehrlichen Maiwein, denen besonders an Sonntagen ein fröhliches Menschengewimmel eifrig zuspricht. Und während die Kinder mit leichtem Gruseln neugierig in den tiefen Schloßbrunnen schauen oder einen ängstlichen Blick ins Burgverlies werfen, lassen es sich die Alten bei einem guten Trunk unter den Bäumen auf der Ringmauer wohl sein, schenken auch dann und wann der Aussicht einen Blick bei solch behaglicher Rast. Denn zu ihren Füßen breitet sich ein gottgesegneter Strich deutscher Erde tauber- und mainwärts bis zu den blauen Spessarthöhen. In den geschützten Berggärten reift das zarteste Obst, auf dem nahrhaften Talboden gedeihen Gemüse, Kartoffeln und Getreide und an den sonndurchglühten Berglehnen der feurige Wein. Wald und Wasser umrahmen das Landschaftsbild, das an Lieblichkeit wenigen nachsteht; nicht umsonst bauten die Grafen und Bürger von Wertheim Schloß und Städtchen immer neu auf — ein besserer Platz wäre schwer zu finden.

Aufn. Bildhauer Wehnert, Wertheim

Grabdenkmal des Grafen von Manderscheid in der Stiftskirche

Die Burg selbst, wie sie schon Merian in einer Karte von 1620 schildert, wird zuerst in Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert genannt. Damals stand bereits der viereckige Bergfried auf ihrer Höhe, dem sich dann in späteren Jahrhunderten Dienst- und Wohngebäude, Kapelle, Schule, Schmiede anschlossen, von breiten Ringmauern umschirmt. Die tiefe Schlucht, welche die Burg in Ost und Südost von dem Gebirge trennt, sowie der Burggraben wurden künstlich als Schutz hergestellt und haben sich bis heute gut erhalten.

Von der architektonischen Kleinausstattung ist leider wenig mehr zu sehen; nur einige gut erneuerte und ausgebesserte Portale und Fensterumrahmungen sowie das außerordentlich zierliche Gitterwerk der Burgaltane geben einen Begriff der einstigen Schönheit. In ihrer Anlage und ihrer Aussicht erinnert gerade diese Altane an die weltberühmte Terrasse des Heidelberger Schlosses.

Auf schattigem Waldweg, bequem wie im gepflegten Park, gehen wir von der Burg ostwärts bergab unter hohem Tannen- und Laubwald zum versteckten Schlößchen im Herrngarten. Hinter den verschlossenen Fenstern des weißen Hauses wohnt eine verwunschene Prinzeß; die Nachtigall ist ihr Hofsänger, ihre Gespielen sind Reh und Hase, ihre Wächter die verschlafenen weißen Stuckkaryatiden. Eine träumerische Ruhe liegt über den Bäumen und Hecken, ein süßes Vergessen alter und neuer Zeit. —

Fernher vom Main herauf tönt lustiger Klang. Feldgraue auf Urlaub, weißgekleidete Mädel bei sich im Nachen, singen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. M. Greim, Darmstadt

Kreuz-Wertheim am Main

jauchzen und lassen die hellen Tropfen von den plätschernden Rudern sprühen zum Scherz. Die Fähre nach Kreuz-Wertheim, dem kleinen bayrischen Nachbar über dem Main, zieht langsam, dichtbesetzt ihre schräge Bahn über das Wasser und setzt ihre durstigen Fahrgäste drüben gleich beim Bräuhaus ab, wo der Badener seinen Sommersonntagsdurst besonders gern in echtem Bayrischen löscht.

Da beleben sich die stillen Gassen von Kreuz, in denen sonst Hühner und Gänse ein ungestörtes Dasein führen. Die alten Mütterchen, die in Sonntagsbehaglichkeit vor den kleinen sauberen Häusern in der Sonne sitzen, haben genug zu schauen an den städtischen Gästen. Erst der hereinbrechende Abend macht sie wieder zu den alleinigen Inhabern ihres gemütlichen Gäßchens, wenn der »Städter« zur Abendmahlzeit über den Main zurückfährt, die Kinderschar im Bett und die Männer müde in der Stube oder — im Bräu sitzen. Dann schläft auch Kreuz-Wertheim langsam wieder ein für sieben Tage, sorglich bewacht von ein paar alten festen Türmen, wie seine kleine Stadt-Nachbarin.

Leise und sanft plätschern die Wellen; rechts und links vom Ufer, aus Baden und Bayern, huscht der Lichterschein heller Fenster über sie hin; von den schwarzblauen Spessarthöhen bringt erfrischende Waldluft in das sonnenwarme Tal; nichts stört die Ruhe dieses geschützten Fleckchens, es sei denn, daß Nickelmann mit einem andern alten Frosch in Streit gerät, bis die ersten leisen Töne der Nachtigall frühmorgens allen Zwist und Zank schlichten.

Hier herrscht der Friede, mitten im Kriegslärm einer ganzen Welt.

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Herr Kassier

Von Adolf Heckel

Wenn man ihn so auf der Straße gehen sieht, den Herrn Kassier, mit dem regelmäßig auf und nieder wippenden Spazierstock, dessen Beingriff sich in der mageren, knöchernen Hand bewegt, mit der goldenen Brille, die so scharf ist, daß sie auch im Schatten funkelt, mit dem mächtigen Schnauzbart, der fast den ganzen Mund verdeckt — man könnte ihn für einen rechten Brummbären halten, für einen finsteren Menschen, der das Lachen verlernt hat. Aber so schaut er nur auf der Straße aus und im Geschäft. Ja im Geschäft erst recht! Wenn er vor seinem Pult steht und die großen dicken Bücher vor sich liegen hat, die er nun schon jahrzehntelang verwaltet als getreuer Diener seines Prinzipals, dann rechnet und schreibt und zählt er und schaut nicht rechts und nicht links. Der Erste ist er im Geschäft, der kommt, und der Letzte ist er, der geht. Und wenn er einmal krank ist und liegen muß — und es muß schon ordentlich schlimm sein, wenn er zu Hause bleibt —, dann kann er kaum die Nase wieder ein bißchen aus den Kissen strecken, als er sich auch schon die dicken Bücher kommen läßt, um im Bett zu schreiben und zu rechnen.

Mittags aber, wenn er heimkommt — hei, ihr würdet ihn gar nicht mehr kennen! Ganz verwandelt ist er da. Die Brille funkelt so freundlich wie die liebe Sonne selber, und der Schnauzbart kann's nicht verdecken, daß es drunter schmunzelt und lacht. In den dunklen Augen sprüht es von Heiterkeit, und die Ohren, die ein bißchen groß ausgefallen sind, werden ordentlich rot vor Vergnügen. Ja, so ist er, wenn er zu Hause ist bei seinen Kindern und bei seiner Frau.

Und dann kommt die Suppe. Da solltet ihr ihn löffeln sehen! Das geht, als ob er dafür bezahlt würde: schwuppdich wuppdich ist alles verschwunden. Jeden Mittag muß ihn seine Frau ein bißchen bei den Ohren nehmen und schütteln und zausen und auszanken — weil er's gar so eilig hat. »Du bist einer,« sagt sie und lacht ihn mit ihren guten Augen an, »du bist einer, so einer läuft in der Welt nicht rum!« Und dann schaut er sie an, so lustig und verschmitzt, als wollte er sagen: Ja siehst du, so bin ich nun einmal, warum hast du mich genommen, mich komischen Kauz!

Alles muß schnell gehen bei ihm, besonders aber solche dummen Nebensächlichkeiten wie Essen, Trinken und Spazierengehen. Wenn man das Schlafen auch je nach Belieben schneller oder langsamer betreiben könnte — er würde ganz gewiß am schnellsten schlafen von allen Leuten in der Stadt.

Früher, als die Kinder noch klein waren, ging es freilich mittags nicht so rasch. Wie oft wollte da die kleine Lies ihre Suppe nicht essen, oder der kleine Hansl oder das kleine Annerl oder gar alle drei zusammen! Da war guter Rat teuer, da half nur eins: der Vater spielte seinen Kindern Theater vor. In die eine Hand nahm er einen Löffel und in die andre eine Gabel; das waren der Herr Löffel und die Frau Gabel. Die gingen miteinander spazieren, über grüne Wiesen hin, die freilich einem weißen Tischtuch ähnlich waren, und an einem hohen Berg vorbei, der eigentlich eine Suppenschüssel war. Sie gingen an Dörfern vorüber, wo man die Hunde bellen und die Hähne krähen hörte, und besonders schön war es, wenn man gerade dazukam, wie der Schnellzug fauchend vorüberfuhr. Aber nun — was war denn das? Frau Gabel stieß einen fürchterlichen Schrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden. Herr Löffel rannte wie verzweifelt hin und her und wußte sich gar nicht zu helfen. Bis er schließlich aus dem nächsten Dorf den Doktor holte, einen langen, hageren Herrn namens Messer. Der Doktor kam, und nun stellte es sich heraus, daß es gar nicht so gefährlich war. Frau Gabel war offenbar nur tüchtig erschrocken. Und richtig, sie stand auf und erholte sich und war wieder kreuzfidel. »So,« sagte sie, »nun bin ich wieder gesund, ich war nur so furchtbar erschrocken.« — »Ja, aber worüber denn?« fragte Herr Löffel. — »Ach,« meinte Frau Gabel und tat einen erschrecklichen Seufzer, »wir sind da an einem Teich vorbeigekommen, der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war so groß und tief, daß mir ganz schwindlig wurde.« — »Nun, da können Sie sich beruhigen,« sagte Doktor Messer, »der Teich ist jetzt ganz und gar abgelassen, Sie können ruhig dran vorübergehen.« Und wirklich, der Teich war ganz und gar abgelassen, und es war gar nichts mehr drin. Denn der Teich war natürlich der Teller vom Liesel oder vom Annerl oder vom Hansl gewesen, und der Teller war jetzt ganz leer gegessen, damit Frau Gabel doch ja nicht noch einmal in Ohnmacht fiel.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Kinder sind groß geworden, sie sind über die Löffel-Komödien hinausgewachsen, und selbst mit den Kinderstücken im richtigen Theater sind sie nicht mehr zufrieden. Sie sind schon in Wilhelm Tell gewesen, in Wallenstein und in den Meistersingern und in noch viel mehr. Sie können sich nichts Schöneres denken als Theater; am liebsten würden sie es jeden Abend besuchen. Der Herr Kassier geht dafür fast gar nicht hinein: er kann das lange Sitzen nicht vertragen. Denn ruhig sitzen oder ruhig stehen — das kann er nur bei der Arbeit, und Arbeit gibt es im Theater nicht. Augen und Ohren aufreißen wie ein Privatier und dabei ruhig auf einem Sessel sitzen wie festgebunden — nichts für den Herrn Kassier!

Da blieb er schon lieber daheim, unter der großen Familienlampe, am breiten, blanken Familientisch, wo seine Frau ihm gegenüber Strümpfe stopfte. Da brannte dann gemütlich das Feuer im Ofen, und an der Wand überm Sofa tickte die Uhr. Oft war es so still, daß man die Katze gähnen und die Fliegen sumsen hörte. Der Herr Kassier hatte weißes Papier vor sich liegen, ein Bleistiftchen in der Hand und schrieb. Ihr würdet, glaube ich, nie erraten, was der Herr Kassier da geschrieben hat. Er schrieb nämlich Gedichte! Ganz richtige Gedichte, eine Zeile so lang wie die andre und hinten gereimt. Und wenn er ein paar Zeilen geschrieben hatte, setzte er aus und spielte mit dem Bleistiftchen und zwinkerte mit den Augen und dachte nach. Und dann schrieb er wieder. Und zum Schluß, wenn er das Ganze noch einmal durchlas, zuckte es so lustig um seinen Mund herum, daß seine Frau ganz heimlich über die Strümpfe weg ein wenig zu ihm hinüberschauen mußte. Wie ein recht durchtriebener Junge — so verschmitzt und schalkhaft sah er dann aus. Denn es war immer was Lustiges, was er schrieb. »Trauriges gibt es schon so genug,« pflegte er zu sagen, »was zum Lachen wollen die Leute.« Und so schrieb er von dummen Bauern, die sich beim Kuhhandel übers Ohr hauen lassen, von Soldaten, die ihren Feldwebeln drollige Antworten geben, von überklugen Bürgermeistern, von bösen Schwiegermüttern und alten Jungfern, von lustigen Studenten und naseweisen Backfischen und von noch viel mehr. Jeden Samstag, wenn das Unterhaltungsblättlein von der Stadtzeitung erschien, stand ein Gedicht darinnen vom Herrn Kassier. Die Leute lasen es, Woche um Woche, und hatten ihre Freude daran schon seit vielen Jahren. Und mehr wollte er nicht. Er wollte kein Dichter sein, Gott bewahre! Er schrieb die Verslein sich selbst zum Vergnügen und freute sich, wenn sie andern gefielen. Immer bekannter wurde er in der Stadt. Sonntags, wenn er spazierenging und so finster dreinsah, stießen sich dann und wann die Leute an und sahen ihm nach. »Was,« sagte dann einer, »der ist es? Den hab' ich mir auch ganz anders vorgestellt.« Man merkte deutlich die Enttäuschung im Tonfall der Stimme, und der Herr Kassier, der es aufschnappte, lachte leise vor sich hin. Auch Besuch bekam er oft — von Leuten, die er gar nicht kannte. Die sprachen dann lang und breit übers Wetter und über die teuren Zeiten und über die lustigen Gedichte vom Herrn Kassier. Und schließlich kam die große Bitte: ein Gedicht hätten sie halt gern für die Hochzeit oder für das Jubiläum von dem und dem; in vierzehn Tagen wär's — ob's denn da noch ginge? — Kamen sie dann nach acht Tagen wieder, so las er's ihnen vor, und sie mußten lachen und weinen zu gleicher Zeit — so schön hatte er alles getroffen. Wenn sie aber fragten, was sie denn nun schuldig wären, schüttelte er nur leise den Kopf. »Sie sind gar nichts schuldig,« sagte er, »es ist gern geschehen.« Dann sagten sie, das wäre zuviel, und sie könnten es wirklich nicht annehmen. Und dann nahmen sie es doch an und dankten viele Male. Am nächsten Tage aber sandten sie ihm dann etwas zu, irgend etwas, das ihn erfreuen sollte. Es erfreute ihn auch, obwohl es meistens Dinge waren, die er gar nicht brauchen konnte. Die Torten, die er bekam, aßen seine Kinder, vom Wein trank er auch nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel, und die Zigarren schenkte er her, weil er nicht rauchte. Briefbeschwerer bekam er im Laufe der Jahre dreiundzwanzig, Schreibzeuge elf, und an Tintenwischern und Brieföffnern war auch kein Mangel.

Er merkte es kaum, wie sein Haar immer dünner wurde und sein großer Schnauzbart silberweiße Fäden bekam. Tag für Tag tat er seine Arbeit im Geschäft, schreibend und rechnend; Woche für Woche erschien sein Gedichtchen. Aus den Wochen wurden Jahre und aus den Jahren Jahrzehnte. Die Kinder waren nun große, erwachsene Menschen geworden. Sie zogen hinaus in die Welt, sich selber ein Heim zu gründen. Es fing an, einsam zu werden um den Herrn Kassier.

Das Feuer knisterte im Ofen, die Lampe brannte überm Tisch, und Mann und Frau saßen sich gegenüber und dachten an ihre Kinder: wie sie so viele Sorgen um sie gehabt hatten, und wie doch immer wieder eine große Freude die vielen kleinen Sorgen hatte vergessen lassen. Und sie waren glücklich in ihren Gedanken.

Aber noch viel glücklicher wurden sie, als ein liebes kleines Mädel sie besuchte und Großvater und Großmutter sagte und die stille Stube mit einem Mal lebendig machte wie schon lange nicht mehr. Fast hätte der Herr Kassier keine Gedichte mehr machen können, so sehr wurde er in Anspruch genommen. Schon von weitem lachte ihm das Kind entgegen, wenn er heimkam. Dann ging's an die Bilderbücher, ans Versteckenspielen und Burgenbauen. Beim Essen kamen gar die alten Geschichtchen vom Herrn Löffel und von der Frau Gabel wieder zu Ehren, aber das schönste war das Märchenerzählen abends vor dem Schlafengehen. Großvater sein — das war so etwas für den Herrn Kassier. Er schmunzelte und schnitt Grimassen, er krähte wie ein Hahn und brummte wie ein Bär, und das Enkelkind jauchzte vor Freude. Man wußte nicht recht, was schöner war: der Großvater, der sich dem Kindlein zum Narren machte, oder die Großmutter, die es in ihrer ruhigen Art so still und treu bewachte und liebkoste. Es war kein leichtes Abschiednehmen, als das lustige Mädel wieder fortfahren mußte, und alle freuten sich schon jetzt aufs Wiedersehen im nächsten Jahr.

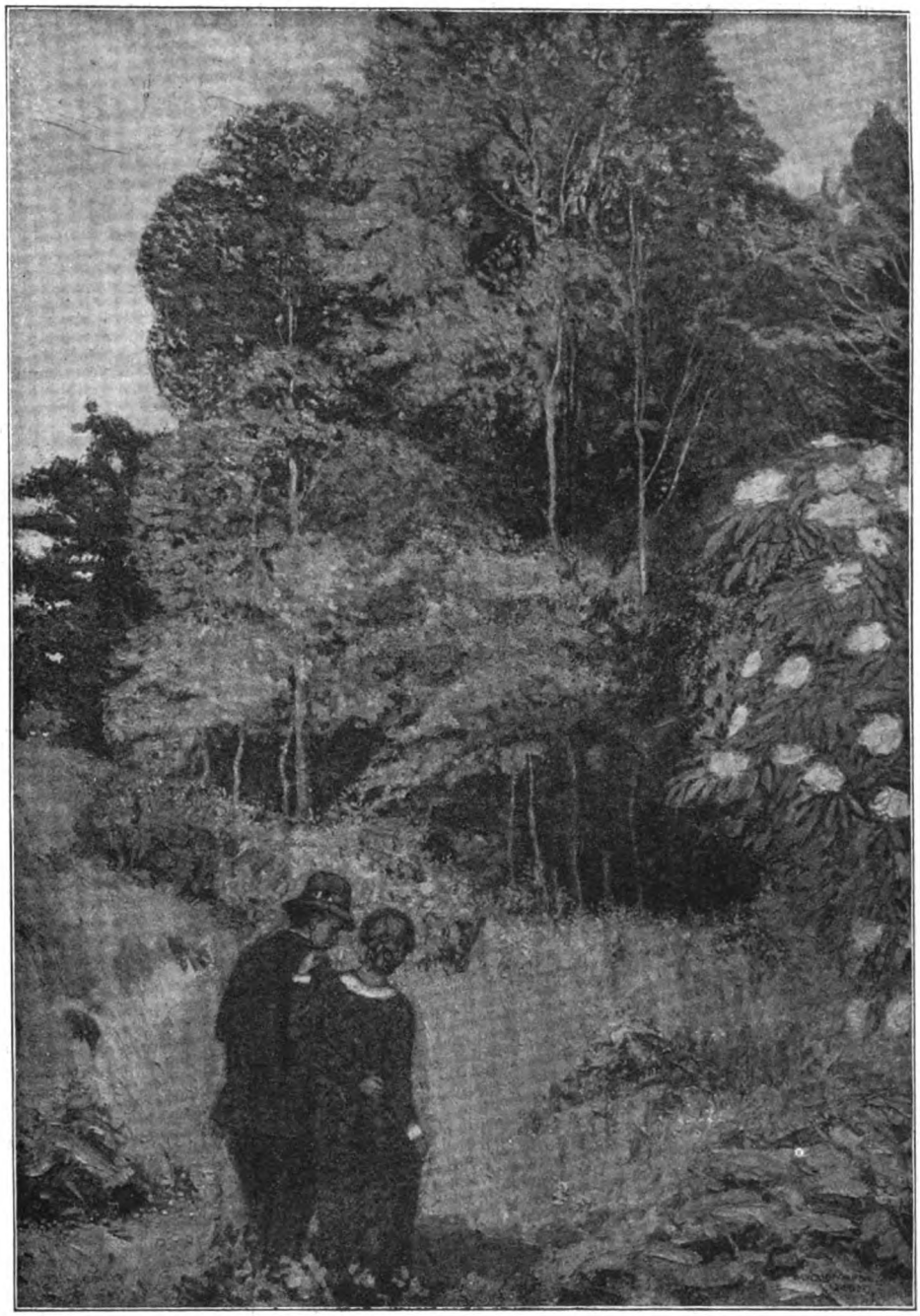
Da aber wurde plötzlich alles anders.

Einsam saß der Herr Kassier eines Tags im Zimmer und weinte wie ein Kind. Seine Frau war ihm gestorben, so still, wie sie gelebt hatte. Ihre guten, lieben Augen fehlten, wohin er blickte, alles Lachen und Lächeln lag unter der Erde. Er fand keinen Trost.

Da sandten sie ihm das Kind wieder, nach den ersten schweren Wochen. Es kam und lächelte ihn an und trippelte wie früher durch die Zimmer. Es war noch zu klein, um zu ahnen, was geschehen war. Es lachte und spielte und sang, und der Großvater durfte nicht weinen. Die Bilderbücher waren wieder da, der Baukasten, die Puppen und der braune Bär, und eine kleine Eisenbahn war neu dazugekommen. Bei allen Spielen mußte der Großvater helfen wie früher. Er mußte mittun und durfte nicht traurig sein. Er half, und das Kindlein half ihm.

Die weißen Sommerwolken flogen übers Haus, die gelben Blätter fielen, Regen und Schnee lösten sich ab. Wieder war der Herr Kassier allein, und doch brannte an Weihnachten ein Bäumlein in seiner Stube. Der Winter verging, der Frühling kam. Auf dem stillen Grab im alten Friedhof blühen die Gottesaugen, der Efeu fängt an über den Stein zu klettern, und die Vögel lärmen in den Bäumen. Jeden Sonntagmorgen geht der Herr Kassier hinaus, entfernt die welken Blätter, begießt die Blumen. Seine Gestalt ist etwas gebeugt, und sein Haar ist noch dünner geworden; sonst hat er sich kaum verändert. Hinter der hohen Stirn wohnen ernste und frohe Gedanken traulich beisammen, und die Augen schauen klar in die freundliche Welt. Knospen springen auf an Bäumen und Sträuchern, ein Spinnlein krabbelt zierlich über den Weg. Der ganze Friedhof ist wie von Sonne umsponnen. Auf einem Strauch sitzt ein Spatz, zwitschert mit schiefem Köpfchen vor sich hin und freut sich des Lebens. Was wär's mit der Welt, wenn ich nicht wäre! — scheint er zu denken. Dann fliegt er fort, der Stadt entgegen. Der Herr Kassier schaut ihm nach. Immer höher steigt die Sonne und glänzt auf all den alten Giebeln und Dächern da drunten. Von den Kirchen klingen die Glocken herauf, feierlich und freudig zugleich. Und draußen, auf dem Feld, flattert eine Lerche auf, singt ihr sonntäglich Lied und fliegt in den Himmel.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Richard Hoffmann (Siegen): Am Waldrand

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

Im Besitz des Herrn H. Albertsen in Düsseldorf — Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Schwestern Montagnini

Roman von Victor Hardung

V (Schluß)

Für einige Ferienwochen hatte Killinger im Einhorn gewohnt und war nicht müde geworden, das Lob Gemmas zu singen. Seit ihrem Weggange habe er nichts als Ärger — ihre Nachfolgerin vermöge kein Interesse für alte Werke von unantastbarer Bedeutung wach zu halten, und so habe sich das Publikum, das ihm bei solchen Anlässen das Haus gefüllt, verlaufen. Gar Gleyre, Gemmas Partner, der so manchen Strauß mit ihr gehabt, seufze kläglich entschwundener Herrlichkeit nach. Das Theater, das er heute führe, hatte er seinem Freunde, dem Arzt, gestanden, sei ein reines Schlachtfeld, auf dem Abend für Abend von einer mordlüsternen Menge einem Autor ein Grab bereitet werde.

»Aber all die Kerle leben doch erst durch deine Bühne?« hatte der Arzt gezweifelt. »Ich lese da von neuen Namen, durch dich an die Öffentlichkeit gebracht, und da ist keiner, auf den nicht auch andre Direktoren hoffen.«

»Hoffen!« hatte Killinger geknurrt. »Die hoffen alle ohne Ausnahme auf Sensation. In dem Jahre meiner Theaterführung habe ich zu viel gelernt, um's vergessen zu können; zu viel, um noch große Lust zu tragen, hinzuzulernen. Ein Mädchen wie Gemma Montagnini und einige tüchtige junge Leute — und ich würde den Marktschreiern ihre Bühne lassen und das Geld, das ich einsacken konnte, für ein Theater nach meinem Herzen wagen. Ich habe so etwas wie ein Gewissen, und soll ich einmal Sturmvogel sein, so will ich einer Wolke mit wirklichen Blitzen voranfliegen und nicht künstlichem Feuerwerk, das auch nicht einen einzigen Halm hervorbrechen läßt.«

»Es tut sich einem auf jedem Schritt ins gelobte Land eine neue Sehnsucht auf,« hatte der Arzt gemeint: »Sack' ein, solange der Goldstrom anhält, und dann tu nach deinem Herzen.«

»Lange kann das nicht mehr dauern,« hatte Killinger da dem Freunde vertraut. »Lärm wird auf die Dauer langweilig. Die Herren, die davon leben, glauben mich als Kugelfang brauchen zu können, solange es ihnen beliebt, und ich stehe schon mit einem Fuße draußen, ohne daß sie es ahnen. Nur Geduld!«

Killinger hatte auch den alten Schauspieler, der einst Gemmas Lehrer gewesen war, kennengelernt. Mißtrauisch, wie der war, hatte er den Theaterdirektor reden und reden lassen, um endlich zu gestehen, an weiße Raben habe er bis zur Stunde nicht geglaubt, und jetzt erlebe er doch noch einen. Bei manchem Schoppen Landwein saßen sie beisammen, der Arzt mit ihnen, und alle träumten sie für Gemma und überraschten sie eines Tags mit einer Karte aus der Heimat, auf der sie zu sehen waren, wie sie in einer Reblaube unternehmend beim Weine saßen. Unter dem Bilde las man: Wir rechnen auf Sie!

Auch Magelone hatte ein Bildlein geschickt, das ihres Kindes, und dazu einige Zeilen gegeben, die eine ihr fremde Innigkeit atmeten. Gemma empfand diese Wärme als eine Wandlung und Bereicherung der Genossin ihres Blutes. Sie sah die junge Mutter, ihre Schwester, in der Ferne, wie ein unschuldiges Wesen an ihrer Brust ruhte und durch sein Dasein für sie bat und warb, und dem konnte sie ihr Herz nicht verschließen. So dankte sie denn Magelone, und waren es auch nur wenige Worte, so spürte die Schwester doch, daß nur eine Stille nach schweren Stürmen sie gezeitigt haben konnte.

Von dieser Vergebung und Verzeihung erschüttert und doch froh bewegt, bat Magelone den Gatten, einmal mit ihr hinauszuwandern an Trutzens Grab. Der hatte sein Erstaunen zu verhehlen getrachtet und nicht gezaudert, dem Wunsche der Frau zu willfahren, die ihm durch eine ungewohnte Milde, einen fremden Ernst in den letzten Monden teurer geworden war denn je.

Der Hügel war von jungen Rosen überduftet, und auf einem Stein, der eine weibliche Gestalt mit Gemmas Zügen trug, las Magelone: Einem früh vollendeten Dichter,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trutz Freiherrn von Harhus, zum Gedächtnis. Geburts- und Todestag waren verzeichnet, und als sie diese Zahlen nachsprach, kam sie ein Weinen an, daß der Gatte die Fassungslose in seine Arme nehmen mußte. Dann wagte Magelone auch das Letzte und bat Van der Mühlen, sie zu den Verwandten am See zu geleiten.

In der Bucht war ein Gewell von einem frischen Winde her, die Boote stiegen und fielen, Ketten klirrten leise, und ein loses Segel flackerte. Magelone saß im Garten und sah auf das Wasser. Es war ihr, als dürfe es nicht sein, als müsse sie die Zeit und alles, was da geschehen, auslöschen, bis zu der Stunde, da sie mit der Schwester und deren Liebsten hier fröhlich geweilt hatte. Laut schrie sie auf in ihrer Ohnmacht, schlug die Hände vor das Gesicht, und die Tante mußte sie in die Hut nehmen und trösten, wie ein jammerndes Kindlein, mit gütigem Zuspruch und erlesenen Leckereien ihrer Küche. Das Herz des Menschen sei immer unzufrieden, weshalb man danach trachten müsse, wenigstens den Magen zufriedenzustellen. Mit dieser Weisheit nötigte sie Magelone, zuzulangen, und sie brachte es darüber mit hausmütterlichen Fragen nach der Pflege des Töchterleins zuwege, daß die junge Frau sich beruhigte, zum Abschied ein Lächeln hatte und für etliche Wochen mit ihrem Kindlein herauskam, sich von der Verwandten umsorgen zu lassen und ihr Töchterlein auf schönen, ruhigen Wiesenwegen spazierenzufahren. Oft verweilte sie so auf dem Gottesacker auf dem Hügel. Ihr Kind griff dann wohl nach einer Blume auf einem teuren Grabe, und der jungen Mutter war der stille Friede ringsum eine Botschaft und Verheißung von Versöhnung, und sie begann ihre Pflicht zu erkennen als ein Gemeinsames mit allen, die guten Willens sind: daß, wer lebt, für andre leben muß und, ward er schuldig, nur so zu genesen vermag.

An einem späten Nachmittage hatte Magelone in einer schattigen Laube über einer Handarbeit gesessen, während das Kindlein neben ihr im Wagen schlief, als eine bekannte Stimme sie störte. Sie schaute auf und sah den Maler ihres Bildes. Mit ihm war eine dunkeläugige Schöne gekommen, in der sie die Frau eines Seidenfabrikanten erkannte, der durch ein Lungenleiden gezwungen war, einen großen Teil des Jahres im Ausland zu verleben. In diesem Augenblick wußte sie, wer die Zigeunerin gewesen, die ihr auf dem Balle am Frühlingsfeste warnend in den Weg getreten war. Sie lächelte leicht, war aufgestanden, hatte der Magd gewinkt, daß sie der Milch für das erwachende Töchterlein gedenke, und sich dann mit einem kühlen Gruße den Gästen zugewendet.

»Sie hier?« hatte der Maler verblüfft ausgerufen, während die Augen seiner Gefährtin vergebens nach einem Ausgange suchten.

»Bei meinen Verwandten,« hatte Magelone bestätigt.

»Dann legen Sie wohl ein gutes Wort für uns ein, daß die gute Küche heute besonders gut ist,« hatte der Maler zu scherzen versucht.

Magelone hatte auf den Hof gedeutet, wo die Hausfrau mit einer Magd verhandelte, und der Maler mußte wohl oder übel ihrer Aufforderung folgen, dort seine Wünsche anbringen und seine Gefährtin für eine Weile allein lassen. Das nutzte Magelone, um der Verlegenen und Verwirrten zu danken: »Wir sollten uns kennen, und doch erkenne ich Sie erst in dieser Stunde als jene Mahnerin und Warnerin, die mich vor einer Torheit bewahrt hat. Aber haben Sie nur deswegen gewarnt, um sich für Ihre Person allein des Vorrechtes zu versichern, Abenteuern nachzugehen? Sind auch Zigeuner nur Propheten, die andern weissagen möchten und es verschmähen, sich selber die Wahrheit einzugestehen?«

»Sie haben einen aufrechten Gatten, ein Kind — und waren nahe daran, es zu vergessen. Was aber habe ich, das mich halten könnte?«

»Sich selbst!« hatte Magelone geantwortet und sich ihrem Töchterlein zugewendet. Darüber war der Maler gekommen und mit ihm eine Magd, die den Tisch für das Paar deckte. Magelone sah ihn noch, wie er sein Glas hob und der Gefährtin zutrank: »Auf das Leben, das schöne Leben!« Die Augen waren ihr erschlossen worden, und sie wußte, daß dieser Mann da sich selbst belog. Das wahrhafte, wirkliche Leben lag bei ihm verschüttet, und wo er zu finden wähnte, wühlte er in Scherben.

Nach dem Abendessen hatte sie noch einen Schritt in den Garten tun wollen, als ihr der Maler mit heißem Gesicht den Weg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sperrte. Sie war zur Seite getreten, aber er blieb vor ihr stehen, und sie spürte den Atem eines Trunkenen. »Schöne Magelone,« redete er sie an. »Ihr Ritter trägt noch immer Ihre Farben — blond und blau. Nur eines Wortes bedarf es, und er bekennt sie vor Tod und Teufel.«

Er hatte nach ihrer Hand gegriffen. Sie aber hatte ihn zurückgestoßen und war in die Küche geflüchtet. Dort sah sie ihn, wie er wieder seiner Gefährtin nahte, ihr mit einem Glase Champagner zutrank, und wie sich die beiden dann küßten.

In einem Winkel des Gartens hatte ein bescheiden gekleideter Mann bei seinem Glase Wein gesessen, anscheinend ein kleiner Handelsreisender, in seinem Merkbüchlein geblättert und geschrieben. Der war aufgestanden, an dem Paar vorübergegangen, als sehe er's kaum, und plötzlich vor Magelone aufgetaucht.

»Vertrauen gegen Vertrauen,« redete er sie an. »Sie kennen die beiden dort im Garten? Sie sagen nicht nein, Frau Van der Mühlen. Man hat mich beauftragt, dem Paare nachzuspüren, und was ich gesehen, das hat auch Sie zum Zeugen gehabt. Um jener verheirateten Frau willen, die dort draußen mit ihm lacht, hat der Herr ein Fräulein aus gutem Hause schnöde im Stich gelassen. Man wird nicht zögern, einem getäuschten Gatten die Augen zu öffnen, und auch Sie werden Zeugin sein.«

»Niemals!« war Magelone aufgefahren. »Ich habe nichts gesehen und sehe nichts!«

»Wollen Sie leugnen, die beiden zu kennen? Das können Sie und werden Sie nicht tun.« —

Die Nacht war gekommen, und Magelone erwartete ihren Gatten, der bisweilen nach der Tagesarbeit einen ausgedehnten Spaziergang unternahm und Frau und Kind in ihrer bescheidenen Sommerfrische besuchte. Eine Straße führt dicht am See vorbei, die maß sie ungeduldig, und endlich sah sie auch die Gestalt Van der Mühlens auftauchen. Sie eilte auf ihn zu, als habe ein verliebtes Mädchen des Gefährten gewartet, hängte sich an seinen Arm und preßte ihn an sich, als müsse sie bei ihm Schutz vor einer Gefahr suchen.

»Ist die Kleine nicht wohl?« forschte Van der Mühlen, der seine Frau so nicht kannte.

»Doch, doch!« versicherte Magelone. »Nein, ich brauche deine Nähe!« Und sie berichtete ihm von der Begegnung mit dem Maler und war froh, daß die Nacht um sie war und das Dunkel es ihr leichter machte, Scham und Verlegenheit zu verbergen.

»Dieser neue Skandal wird dem Herrn doch manche Tür verschließen,« meinte Van der Mühlen. »Und daß du nicht als Zeuge in dem üblen Handel genannt wirst, dafür laß mich nur sorgen. An solchen wird's ohnedies nicht mangeln.«

Daran fehlte es in der Tat nicht, als der Scheidungsprozeß des Fabrikanten verhandelt, seine Frau für schuldig befunden und der Maler dabei in einem Zusammenhang genannt wurde, der nichts Ehrenhaftes für ihn hatte. Ein Richter hatte ihn einen berüchtigten Wüstling geheißen, und als Magelone das gelesen, war sie auf die Kammer zu ihrem Kinde gegangen, hatte es wieder und wieder angeschaut und war dann hinabgestiegen zum Arbeitszimmer ihres Gatten, wo das Bild der schönen Magelone aus dem Einhorn hing. Das nahm sie von der Wand und deckte die Tapete dafür mit dem Konterfei einer unbekannten stolzen Dame aus einem vergangenen Jahrhundert, das Van der Mühlen irgendwo aufgestöbert hatte. Als dieser die Veränderung merkte, sagte er nichts dazu, ließ sich gefallen, daß da ein paar Augen hochfahrend auf ihn herabschauten, und brachte eines Tags den jungen Maler mit, der Gemma gezeichnet, daß er sich auch Magelonens und ihres Kindleins annehme. So entstand ein schönes, weiches Pastellbild, und als es vollendet war, mußte die hochmütige Schöne über Van der Mühlens Schreibtisch wieder ins Dunkel zurück. Dafür lächelte dem Gatten jetzt eine junge Mutter entgegen, ihres Kindes froh.

Eine aufblühende Stadt nannte es sich gerne, das durch Ansiedlungen einträglicher Industrien über Nacht ins Ungemessene gewachsene ehemalige Kleinstädtchen, wo Gemma und Nettchen, erschreckt durch trostlose Vororte mit unausgebauten Straßen, schuttüberlagerten Wiesen und mißfarbenen Schuppen, eine Wohnung bezogen hatten. Sie lag in der Altstadt am Markte in einem winkligen, hochgiebeligen, unten zu neuzeitlichen Läden ausgebauten Hause, während vertretene schmale Treppen steil zur Höhe führten, wo die Freundinnen sich in etlichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

engen Zimmern einzurichten versuchen mußten. Wenn sie das Fenster öffneten, scholl der Lärm zu ihnen herauf. Und was die leicht und viel verdienenden Bewohner als Leben priesen, das spektakelte auch die Nacht hindurch, und vor diesem unermüdlichen Jahrmarkt hatte Gemma schon in den ersten Tagen Heimweh nach der Stadt am Meer, und Nettchen tat, als vergnüge sie das Getriebe, das ewige Einerlei in dem bunten Wechsel, nur damit die Gefährtin nicht die verhaltenen Tränen merke.

Sie hatten alle noch einmal fröhlich beisammengesessen an Holthausens wohlbestelltem Tisch; er, der Direktor mit seiner ganzen Familie, der Professor Levin mit seiner Frau und einer Anzahl von Theaterschwärmern aus seinem treuen Gefolge. Es war rechtschaffen gegessen und getrunken worden, damit man gekräftigt bleibe, den Scheidungsschmerz niederzuhalten und nur gute Wünsche hervorbringen zu lassen. Für die Abreise in der Frühe hatten Holthausen und Levin gesorgt, daß jede der Freundinnen ihr wohlgefülltes Körblein mit einem Goldstück am Boden für eine Dürftige fand. Ein Trupp von Studenten und jungen Musikbeflissenen sang ihnen ein schönes altes Scheidelied nach, und da war manch guter Gesell, dem das Bild der noch einmal aus dem Wagen niederschauenden und grüßenden Schönen, das dunkellockige Haupt neben dem lichtfunkelnden, am hellen Tage im Traume nachging.

Der neue Direktor Ziller, dem sich Gemma verpflichtet hatte, ein grobknochiger, beleibter Herr mit einem Bürstenschnurrbart und langfädigem, rostigem Haar, hatte das unruhige, zu plötzlicher Wandlung bereite Gesicht des abgespielten Mimen. Durch ein Operettentheater, das an der Ausstattung nicht gespart hatte, war er zu Geld gekommen, und diese seine Erfolge hatten die Behörden bestimmt, ihm das neuerbaute Stadttheater anzuvertrauen. Den Musen ein Heim! stand in fetten Goldbuchstaben über einem beladenen Portal zu lesen. Die Musen aber mißtrauten der prunkvollen Einladung. Ziller wußte, was er seinem Publikum zu geben hatte, damit es sich wohlfühle. Das glaubte, weil es Geld zu verdienen verstand, im Besitz zu sein und lehnte alle Versuche zu seiner Führung ab. Der Direktor hatte auch gar nicht den Ehrgeiz, zu führen, selbst wenn er es verstanden hätte. So hatte Gemma wohl Arbeit in Hülle und Fülle, aber kaum einmal eine Aufgabe nach ihrem Herzen.

Da war keiner, der ihre besondere Art erkannt hätte. Sie spielte, was ihr oblag, Nichtigkeit über Nichtigkeit, und von einem Tage zum andern wuchs ihr schmerzliches Erstaunen über die unsinnige Verschwendung, die gerade dort getrieben wird, wo man die Pflicht hätte, streng zu wirtschaften. Tausende wurden ausgegeben, ein ganzes Heer von Darstellern und Arbeitern ward unterhalten, um die Menge nicht nur in Niedrigkeit zu halten, sondern noch tiefer hinabzustoßen. Abertausende opferte das Publikum Tag für Tag für diesen steten Betrug an seiner Seele, doch niemand fand sich, um dieses Treiben als verhängnisvoll zu brandmarken. Und als der Direktor ihr wieder einmal mit einer Rolle kam, in der die notdürftig verschleierte Zote für den geistreichen Autor zeugen sollte, da war das Maß voll — Gemma erklärte, derartiges Zeug nicht mehr zu spielen.

Ziller versuchte es mit Grobheit und fand eine Dame, die mit kühler Gelassenheit erklärte, daß sie gegen derartige Zumutungen die Öffentlichkeit anrufen werde. Nicht in der Stadt, die sie derzeit beherberge, sondern an Orten mit Widerhall, in etlichen Weltblättern. Sie mache sich ein besonderes Vergnügen daraus, einmal bis zur letzten Instanz feststellen zu lassen, ob eine Schauspielerin verpflichtet sei, ohne Not im Schmutz herumzusudeln. Und sie habe es dazu, sich dieses Vergnügen leisten zu können.

Der Direktor hatte nur vor einem in der Welt Achtung: vor dem Gelde. Und da er merken konnte, daß Gemma vermöge ihrer Unabhängigkeit die Macht hatte, ihn in einen Prozeß zu verwickeln, der weitherum Aufsehen erregen mußte, würgte er seine Wut hinunter, sorgte, daß eine Volontärin, die aus Lust am Abenteuer zur Bühne gegangen war, in der verschmähten Rolle auftrat und von den Blättern als reizendste, pikanteste und dabei seelisch eindringlichste Darstellerin, der man je begegnet sei, gepriesen wurde. Ziller, indem er Gemma dieses Gesudel wies, ließ sich zu einem tückischen Bedauern herab: »Das hätten Sie auch haben können.«

»Mein Ehrgeiz steht nicht nach solchen Lorbeeren,« wehrte Gemma verächtlich. »Und daß ich's gleich sage: Ich bin dank-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar, Herr Direktor, wenn Sie mich heute noch ausscheiden lassen.«

»Ausscheiden?« Ziller hatte ein schmerzverzogenes, vorwurfsvolles Gesicht und war dabei von Herzen froh, diese unbequeme Dame loswerden zu können. »Mitten in der Spielzeit? Wo soll ich da Ersatz hernehmen? Selbst wenn ich Ihrem ungewöhnlichen Verlangen entsprechen wollte, meinen überlasteten Mitgliedern gegenüber dürfte ich's nicht wagen.«

»Ersatz für mich an dieser Stätte gewährt Ihnen die erste beste Schauspielerin. Hier bin ich leicht zu ersetzen. Das ist doch sicher auch Ihre Ansicht,« meinte Gemma.

»Haben Sie denn etwas andres in Aussicht?« forschte Ziller.

»Ja,« erklärte das Mädchen ehrlich. »An dem Volkstheater in der Hauptstadt braucht man eine Darstellerin für Aufgaben, wie sie mir liegen. Hier bin ich im besten Falle ein Kleiderstock. Lassen Sie mich nicht gehen, so weigere ich mich, jede Rolle zu spielen, zu der mich meine Art nicht ausdrücklich verpflichtet — das heißt, ich gehe auf Ihre Kosten spazieren. Und zudem werde ich dann gerichtlich feststellen lassen, ob Sie einseitig das Recht haben, mich zu Feierstunden zu verurteilen, der Sie mich doch für eine bestimmte Aufgabe verpflichtet haben.«

»Für das neueröffnete Theater brauchte ich einige Namen als Dekoration, und deshalb bin ich auf Sie verfallen oder hereingefallen — wie Sie es nehmen wollen, verehrtes Fräulein!« war der Direktor da grob herausgeplatzt. »Ob ich Sie beschäftige oder spazierengehen lasse — das ist meine Sache. Wer zahlt, der befiehlt.«

»Recht für Recht und Pflicht für Pflicht,« wehrte Gemma. »Der Schauspieler will und muß spielen. Das weiß der, der ihn anstellt!«

»Sie sind ein Teufelsfrauenzimmer,« knurrte der Direktor. »Wahrhaftig, Sie wären fähig, die ganze Theaterwelt aufsässig zu machen, und wenn Sie mit dem Kopf durch die Wand müßten. Meinetwegen denn! Scheiden Sie aus — meinen Segen haben Sie.«

»Es genügt mir an Ihrer Einwilligung,« dankte Gemma. —

Nettchen, die den schönen Abenden bei dem Professor Levin nachtrauerte und keine Anregung und Förderung in der aufblühenden Stadt zu finden verstanden hatte, war der Freude voll, daß sie eine Welt lassen konnte, wo sie sich nie zu Hause gefühlt haben würde. Vielleicht würden sie in der Hauptstadt erst recht einsam sein. Dafür gab es dort aber auch Gebiete, wo man sich ergehen konnte, um manch guten Fund für das ganze Leben einzuheimsen.

So packten sie voll Eifer, und als die Freundinnen die Stadt verließen, dankten sie ihr, daß sie ihnen doch eine frohe Stunde geschenkt, die — des Abschieds. Und war doch niemand, der ihnen nachsah. Sie füllten jede ihr Körblein selber und versahen es mit dem glückbringenden Goldstück. Als die kahlen Brandmauern der letzten Häuser der Stadt hinter ihnen verschwunden waren, blickten sie sich an, seufzten tief auf und lachten dann ausgelassen wie Kinder, die wegen eines dummen Streiches eingesperrt gewesen und sich wieder ihrer Freiheit freuen dürfen.

»Das wäre überstanden,« meinte Gemma. »Schlimmeres kann uns nicht mehr widerfahren, und das ist auch ein Trost.«

»Sie sind ein Teufelsfrauenzimmer, Fräulein Gemma Montagnini,« parodierte Nettchen lustig den Direktor. »Aber Sie haben keine wahre Liebe zum Publikum. Das ist weit empfindlicher, als Sie sich einbilden, und merkt gleich so einen Hochmut, der ihm die Brocken hinwirft: Friß, wenn's nicht zu fein für deine Zunge ist. Sie können noch was erleben ... Ich kenne meine Pappenheimer.«

So hatte sich Ziller beim Abschiedsbesuch ausgelassen, und Nettchen hatte vergnügt in einer Ecke gesessen und dem Theaterpascha jede Gebärde abgeguckt.

»Ja, er kennt sie,« meinte Gemma. »Und vielleicht kennen wir sie nicht, weil wir sie nicht kennen mögen, sondern sie allemal, wenn wir vor sie treten müssen, zu höheren Wesen umwandeln.«

»Es gibt Menschen und Menschen,« tröstete Nettchen philosophisch, »Pappenheimer und andre. Wir haben auch die andern kennengelernt. Gott sei Dank!« —

Das Volkstheater war von einem selbstlosen Manne gegründet worden, einem zarten, leidenden Menschen, den ein Gefühl für die geistige Not der Masse getrieben, bei Freunden und Bekannten um die Mittel zu einer guten Volksbühne zu werben. Er hatte Gönner genug gefunden und erfahrene,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichere Schauspieler verpflichtet, die ein zufriedenes bürgerliches Leben nachgerade allem trügerischen Verlangen nach dem Ruhm der Stunde vorzogen. Man gab klassisch gewordene Stücke, nichts Neues, gab sie gut und scheute dafür nicht Mühe noch Arbeit. Darüber hinaus gab es jedoch kein aufregendes Geschehnis, kein Wagestück, keinen Versuch, durch eine besondere Leistung Aufsehen zu erregen. Die Blätter, wenn sie hier und da über eine Aufführung auch dieses Theaters berichten wollten, sandten dafür etwa einen gescheiten Setzer ab; der Mann urteilte dann artig und wohlwollend, und alle Teile waren damit zufrieden. Gemma, wohlgelitten in ihrem neuen Kreise, hatte indes Gelegenheit, Vergleiche zwischen sich und jenen Gefährtinnen anzustellen, die an Theatern arbeiteten, wo sie aller Welt zur Schau standen und eine Kritik sich mit ihnen beschäftigte, die ihrer Kunst mit allem Rüstzeug der Wissenschaft und Erfahrung beizukommen trachtete. Sie wußte, daß sie solche Vergleiche nicht zu scheuen brauchte, und ihre Jugend drängte nach Kampf und Sieg und war einsam in der behaglichen Beschaulichkeit ihrer Umgebung. Nettchen, die treffliche Lehrer für ihre Musik gefunden und, da sie es einmal versuchen wollten, im Gasthof zu wohnen, Zeit hatte, in einem guten Orchester gegen ein rechtes Entgelt praktisch mitzutun, merkte in den für sie so glücklichen Tagen doch bald, daß die Freundin schweigsam und bedrückt einherging. Und sie ruhte nicht, bis sie um die Ursache von Gemmas heimlicher Betrübnis wußte.

An einer der ersten Zeitungen der Stadt waltete ein älterer Herr seines Amtes als Theaterkritiker, der sich vor Jahrzehnten tapfer für eine literarische Jugend eingesetzt und mitgeholfen hatte, ihr in der Zeit des Sturmes und Dranges eine Bühne zu schaffen, von der aus sie sich vernehmbar machen konnte. In dessen Sprechstunde fand sich eines Morgens auch Nettchen ein und bat ihn schlankweg, bei Gelegenheit einer Freundin, die am Volkstheater spiele, einen Aufsatz zu widmen. Der Kritiker hatte sie über die Brillengläser hinweg angeschaut, etwas spöttisch gelächelt und gemeint: »Liebes Fräulein, so viel Papier gibt's gar nicht, daß ich solchen und ähnlichen Wünschen, wie sie von Tag zu Tag an mich herantreten, nachkommen könnte. Ihr Theater wird, soviel ich weiß, doch ziemlich regelmäßig von uns gewürdigt.«

»Das Theater vielleicht,« hatte Nettchen geantwortet. »Aber Fräulein Montagnini?«

»Wer?« Der Kritiker hatte aufgehorcht. »Die Schauspielerin, über die man vor Jahresfrist manches lesen konnte? Die ist hier? Am Volkstheater? Und davon weiß ich nichts? Wer ist denn da so bald alt geworden, das Fräulein oder ich?«

»Darf ich meine Bitte wiederholen?« hatte Nettchen gefragt. »Man will bald Macbeth geben mit Fräulein Montagnini als Lady. Werden Sie kommen?«

»Das wäre so etwas wie eine Entdeckung für unsre Stadt,« hatte der Kritiker gemeint, »die man ihr schuldig wäre. Wenn's sein muß —«

»Es muß sein,« hatte Nettchen beteuert.

»Dann in Gottes Namen!« hatte der alte Kämpe zugestanden und Nettchen kopfschüttelnd nachgeschaut, wie das Mädchen hinausging, als gleite ein Wölklein davon, das sein Zimmer mit lichtem Glanze gefüllt. »Jugend, die ihren Ehrgeiz begraben zu haben glaubt und hier bei uns doch merken muß, daß sich so etwas gar nicht unter die Erde bringen läßt! So wird's sein, und ist's echte, rechte Jugend, dann soll sie leben!«

Gemma wußte von Nettchens Fürsorge nichts. Sie wunderte sich nur, daß sich die Freundin jede freie Stunde abstahl, um mit ihr über die Rolle der Lady Macbeth zu sprechen, und Band über Band aus öffentlichen Büchersammlungen herbeischleppte, worin über ihre Darstellung durch berühmte Schauspielerinnen der Vergangenheit und deren Kritiker zu lesen war. Bis auf das letzte wollte sie wissen, was Gemma zu tragen gedenke, suchte passenden Schmuck hervor, stimmte Farben zueinander ab, nähte und modelte und konnte all der Zurüstungen kein Ende finden. »Man könnte glauben, ich habe vor einem Parterre von Königen zu spielen,« hatte Gemma einmal gescherzt.

»Mehr als das!« hatte Nettchen sie endlich aufgeklärt und ihr erzählt, wessen Besuch zu erwarten sei. Und das alte Feuer war seitdem wieder in Gemmas Augen, ihre Partner staunten sie auf den Proben an, wie von ihrer Darstellung eine Gewalt tragischer Erschütterung ausging, die sie kaum einmal so gefühlt, und sie waren in ihrer gesicherten,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von keinem Neid mehr bedrängten Stellung ehrlich genug, der jungen Gefährtin die Palme zu lassen. Redlich gaben sie sich Mühe, ihr nahe zu bleiben, und so kam der Abend, da am Platze eines Referenten ein Kritiker von altem Rufe saß.

Am nächsten Tage las man, von ihm gezeichnet, einen Aufsatz: »Eine Entdeckung.« Der war dem Volkstheater und vornehmlich Gemma Montagnini gewidmet und hatte zur Folge, daß bei der Wiederholung des Macbeth eine Menge neuer Gesichter im Parterre auftauchten und sich bald eine Zeitung nach der andern zu dieser wahrhaften Entdeckung bekannte.

Es war an einem freien Nachmittage. Die Freundinnen hatten sich am Eislauf vergnügt und waren müde und doch frisch und froh heimgekehrt, als sich gegen Abend ein Herr melden ließ, der mit seiner Frau, einer Darstellerin von Ruf, ein Theater in einer alten, reichen und durch ihre Kunstschulen berühmten Residenz führte. Das hatte durch sein Programm, wie es neben der Pflege der Klassiker auch die Aufführung aller wahrhaft dichterischen Werke der Zeitgenossen verhieß, gar manche Hoffnungen wachgerufen und wollte sie als Deutsches Künstlertheater, wie es sich nannte, erfüllen. Unverbesserliche Schwärmer sahen schon das steinige Erdreich für eine gleichzeitige neue Blüte des Dramas und der Schauspielkunst bereitet, und die reichen Mittel, die dem Leiter zugeflossen waren und immer noch zuflossen, zeugten dafür, daß seinen Plänen Vertrauen geschenkt ward.

Berghem, so hieß er, war überaus sorgfältig gekleidet, sprach leise und begleitete seine Rede mit einer sparsamen, lässigen Bewegung der Linken, indes die Rechte ein Taschentuch mit einer feinen, wohlriechenden Essenz hielt und bisweilen über Stirn und Augen führte.

Er weile in der Hauptstadt, um seine Gesellschaft zu ergänzen, habe Gemma, deren Namen er schon gekannt, als Lady Macbeth gesehen und denke, daß jetzt, nach dem Erfolge, sie nichts mehr an ein Theater binde, an dem nach alter Schablone gearbeitet und einstudiert werde.

Diese Schablone habe ihr Gutes, war ihm Gemma in die Rede gefallen.

»Ja, für Mittelmäßigkeiten,« hatte Berghem gelächelt. »Aber wenn man auch davon absehen wollte — Sie sind jung und leben ihrer Zeit, und eine Künstlerin, die Kronen tragen kann, wird sich bis an ihr Ende nicht nur alte aufs Haupt setzen wollen. Nein: die wir leben, wir haben auch die Pflicht, nach neuen Kronen auszuschauen, sie den Augen zu zeigen, die sie ohne uns nicht sehen, sie aus den Truhen jener Einsamen zu heben, die unter uns leben und köstliche Geschmeide schmieden und unser bedürfen, daß sie nicht einsam bleiben, nein, daß eine freudige Menge sie grüße. Und Sie, Fräulein, sind begnadet und berufen, da mitzutun. Es wird nicht lange mehr dauern, und irgendein Theater hier wird Sie locken wollen und Sie rufen, um mit Ihnen zu parabieren. Zu parabieren! Denn was spielen hier auch die meistgenannten Bühnen? Ist's ein neuer Mann, dem Sie den Weg bereiten wollen, so muß er durch eine gequälte Eigenart auffallen, und alles andre darf er eher sein als ein Dichter.«

Dasselbe hatte Trutz einmal dem geliebten Mädchen geklagt. Gemma glaubte seine Stimme zu vernehmen und fragte unvermittelt: »Gibt es in Ihrer Stadt eine gute Gelegenheit zur Weiterbildung in der Musik?«

Berghem hatte sie fragend angeschaut, und Gemma hatte auf Nettchen gedeutet: »Meine Freundin und Gefährtin würde ohne eine solche nicht mitkommen wollen.«

»Wir haben eine alte Musikschule, und unsre jährlichen Tonkünstlerfeste sind in der ganzen Welt berühmt. Damit sage ich Ihnen nichts Neues,« hatte Berghem sie beschieden. »Eine Gage, wie sie hier die großen Bühnen zahlen, können auch wir uns leisten, und sie läuft auch für die zwei Ferienmonate im Sommer. Toilettesorgen sind ausgeschaltet — auch das kleinste Stück wird auf Kosten des Theaters angeschafft. Ich will Ihnen einen Vertrag vorlegen. So können Sie Vor- und Nachteile aneinander abwägen und mir Ihre Antwort mitgeben; ich bleibe noch drei Tage hier.«

Es geschah in dieser Zeit, daß der Oberst von Harhus Gemma schrieb, er habe von ihrer Lady Macbeth gelesen und wünsche ihr von Herzen Glück zu der Anerkennung, die sie gefunden. Zu Weihnachten sei er versetzt worden, und sei's auch wider seinen Willen geschehen, so habe er doch das Gefühl, als ob ihm das Leben in seiner neuen Garnison wohl bekomme. Wenn er es mög-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich machen könne, werde er im Frühjahr mit einer Dienstreise einen Besuch bei Gemma verbinden und dann für einen kurzen Tag glauben, ihm sei, wie er es gehofft, ein liebes, schönes Töchterlein an ihr beschieden worden.

Gemma empfand es mit Beschämung, daß sie sich kaum einmal ein Viertelstündchen abgekargt hatte, um dem alten treuen Herrn ein Lebenszeichen zu geben. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, ihm, dessen Garnison unweit der Stadt lag, wo Berghem sein Theater führte, nahe zu sein, nicht als eine kleine unbekannte Schauspielerin, sondern als eine Künstlerin, die man ehrte und schätzte. Über Berghems Theater und seine Bestrebungen hatte sie ausführliche Aufsätze in einer Reihe von Zeitschriften gefunden; man sprach von ihm als von einem Reformator, und auch als eine Stätte edler Musikpflege war da die Residenz gerühmt worden. Nettchen würde also nichts einbüßen. So geschah es, daß Berghem einen Vertrag mit heimnehmen konnte, der Gemma für drei Jahre an seine Bühne band.

Eine heiße Nebenbuhlerschaft zwischen der alten Residenz, die das Deutsche Künstlertheater beherbergte, und etlichen Nachbarstädten, die durch Handel und Industrie Bausteine gehäuft, hatte es möglich gemacht, daß Berghem für sein Unternehmen unbeschränkte Mittel gefunden hatte. Seiner Frau zuliebe, die als tüchtige Darstellerin die Welt durchzogen und als Heroine gefeiert worden, von dem fruchtbringenden Ehrgeiz getrieben, dichterischen Werken mit allen Mitteln gerecht zu werden, hatte er seine Bühne geschaffen. Für alles, was viel Geld brauchte, gab es da, wo er sein Zelt aufgeschlagen, Geld. Man liebte und pflegte dort gerne, was unmittelbar zu den Sinnen sprach: Gefällige Kunst, die Aufwand erlaubte und brauchte und sich doch beschied, nicht Herrin des Lebens, sondern Dienerin der Gesellschaft zur Erheiterung in kurzweiligen Stunden zu sein. Musik wurde überall getrieben, der Oper gehuldigt, ihre Sterne wurden verhimmelt, und das Schauspiel blieb um etlicher beliebter Darsteller willen gelitten. Die Malerei erging sich mit Vorliebe in einer idyllisch gestimmten, sentimental überschleierten Landschaft, und als Dichtkunst wurde anerkannt, was in hergebrachten Versen Lenz und Liebe, Weib und Wein pries und von technisch ausgezeichnet geschulten Vereinen an ungezählten festlichen Veranstaltungen gesungen ward. Für Talente und Talentchen war das ein Boden, fruchtbar und gesegnet. Aber ein Genie konnte dort keine Scholle aufwühlen, ohne auf Gestein zu stoßen. Wenn man dennoch Unternehmen, wie das Berghemsche, reich unterstützte, so geschah es, damit die Residenz vor den andern ihr Dekorationsstück hatte. Man wollte vor der Welt zeigen, daß man sich der Pflichten alter Überlieferung und neuen Reichtums bewußt war, daß man dem geistigen Leben der eignen Zeit nicht so fern stand, wie Übelwollende es bisweilen ins Land hinausposaunten, daß man im Gegenteil kein Opfer scheute, wo es galt, ernstlich mitzutun und genannt zu werden.

In solcher Umgebung spielte das Deutsche Künstlertheater, und Berghem, der sein Publikum kannte, ließ sich keine Mühe verdrießen, um immer wieder durch Überraschungen in der Ausstattung, durch eine vorbildliche Vorbereitung der Komparserie, durch eine bestechende Hervorkehrung alles Musikalischen und Malerischen an einer Dichtung und nicht zuletzt durch trefflich bewährte Darsteller zu wirken. Aber *einen* Feind hatte seine Bühne, und das war er selbst, da er seiner Frau zu Gefallen lebte. Die Jahre waren über diese Darstellerin gekommen, und sie vermochte es nicht, sich mit dem Ruhm ihrer Jugend zu bescheiden. Strahlte ein Licht neben ihr auf, so glaubte sie im Schatten zu stehen, und sie ruhte nicht, bis es vor den Zuschauern so verhüllt blieb, daß es nur noch dürftig zu leuchten vermochte. Dabei fand sie die verhängnisvolle Unterstützung aller jener neidischen Schauspielerinnen, die einer Gefährtin jeden Erfolg mißgönnen, und die heimlich auch deshalb auf der Seite ihrer Brotgeberin waren, weil sie ihnen weniger gefährlich schien, weil sie von ihrer darstellerischen Kraft nicht erdrückt zu werden fürchteten.

Schwerfällig, wie sie geworden war, mußte sie alle Künste der Toilette aufbieten, um nicht unangenehm aufzufallen, und dabei wollte sie nicht von Rollen lassen, die ihr vor einem Vierteljahrhundert angestanden hatten. So mußte sie Bitterkeiten über Bitterkeiten, wie sie ihr die Kritik nicht ersparte, hinunterwürgen. Eine kluge, in ihren Mit-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erich Büttner: Arno Holz

Aufn. von Hermann Boll in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teln vornehme Schauspielerin sei sie gewiß — immer noch —, aber zur Verkörperung dieser und jener Gestalt reiche ihr Vermögen nicht aus — nicht mehr. Ihre Stimme sei immer noch klar, aber der Wohllaut, der Schmelz sei dahin, ihr Spiel mute äußerlich an und lasse kalt, man spüre den Mangel an starker Empfindung. So wurde ihr der Lorbeer, den sie voreinst redlich erworben hatte, entblättert, und es hatte Stunden und Tage der Verzweiflung gekostet, ehe sie sich zu der schmerzlichen Erkenntnis durchgerungen, daß sie besser tue, nicht mehr im Vordergrunde stehen zu wollen, wo man ihr das Recht zu verweilen so deutlich absprach. Unter diesem Entschluß seiner Frau war Berghem dazu gekommen, Gemma zu verpflichten, damit sie, die alle Kraft und Schönheit der Jugend für sich hatte, in die Lücke trete.

Die Stammgäste des Deutschen Künstlertheaters hatten von ihr vernommen, und Berghem hatte alle Mittel aufgeboten, um den neuen Stern an einem Himmel ohne Wolken erstrahlen zu lassen. Nach dem Käthchen war es die Lady Macbeth, danach die arme, von einem Märchenprinzen träumende Verlorene im Nachtasyl, dann eine Rhodope und die gequälte Mutter in den Gespenstern, was alles von der Leidenschaft einer begnadeten Darstellerin durchglüht war, ihre Innigkeit atmete, ihren Jubel klingen und ihren Schmerz weinen ließ. Tiefen taten sich diesem so gern an der Oberfläche lebenden Völklein auf, und es schaute die Abgründe und erkannte, wie dicht alle Menschenwege daran vorbeiführen.

Gemma ging in diesen Tagen einher, von einem inneren Lichte leuchtend. Sie lächelte über die üblichen zahllosen Versuche müßiger Herrlein, sich ihrer Gunst zu versichern, und freute sich mit Nettchen, die in der Stadt, wo alle wiedergebende Kunst von alters her hoch in Ehren stand, vortreffliche Lehrer gefunden hatte. Ihre Liebenswürdigkeit übersah neidische Blicke und entwaffnete boshafte Genossinnen, und ihre treue Erfüllung auch der kleinsten Berufspflicht, ihre willige Ein- und Unterordnung sicherten ihr die Achtung und die Verehrung all der untergeordneten Schauspieler, Statisten und Arbeiter, die gewohnt waren, von so mancher Berühmtheit als notwendiges Übel geduldet zu werden.

Es war an einem Abend nach der Darstellung der Hero. Der Flieder hing in schweren Sträußen über Gittern und Mauern, feuchtwarme Wolken trieben unter einem falben Himmel dahin, und Gemma war voll Sehnsucht und Freude, endlich den Obersten in der nahen Garnison überraschen zu können, hatte sie doch den ersten spiel- und probefreien Sonntag vor sich. Da hatte Nettchen — sie wohnten wieder in einem Gasthofe — sie abgeholt und war auf einen leichten Wagen mit einem kräftigen Rappen zugetreten, und daran hatte ein Offizier gelehnt, zwei gute Augen unter einer edelgemeißelten Stirn hatten Gemma zugelächelt, und dann ruhte sie am Herzen des Mannes, der ihr in der trübsten Zeit ihres Lebens zum Tröster geworden war und doch an Trutz den einzigen Sohn verloren hatte. »Endlich!« hatte er sie mit liebevollem Vorwurf gegrüßt. »Ich habe dich spielen sehen — schon manches Mal — und dachte mir, sie muß doch fühlen, daß da jemand nahe ist, der sich um sie sorgt. Einfältige Sorge, gelt? Aber lange habe ich's doch nicht ausgehalten, im Versteck zu stehen. Jetzt halt' ich dich, und eine Stunde lang sitzen wir in dieser gesegneten Stadt noch beieinander, und ihr ratet mir, wie ich das Landhaus, wo ich hause, einrichte, damit noch zwei Jüngferlein darin Platz haben. Es liegt überm Flusse an der Straße nach meiner Garnison, und der Gaul braucht keine Stunde, um euch an die Stätte eurer Wirksamkeit — so sagt man ja wohl — zu führen. Ihr müßt meine Gäste sein und bleiben — wer weiß, wie lange es mir noch beschieden ist, solche Freundschaft hienieden üben zu können!«

Die Mädchen saßen mit dem Obersten im Garten des Gasthofes, und der alte Herr war voll zarter Aufmerksamkeiten für die Freundinnen. Als er gegen Mitternacht aufbrach, hatten sie ihm versprochen, seine Gastfreundschaft anzunehmen. Der frühe Morgen des nächsten Tages sah schon einen Reisewagen des Obersten vor dem Gasthofe. Ein geschickter Bursche verstaute die eilig gepackten Koffer, und dann maßen sie im Glanze des jungen Tages die Straße über dem Flusse, um bald in die Einfahrt zu einem bis zum Giebel berankten schlichten Landhause inmitten eines großen gepflegten Gartens einzubiegen. Blühende Lorbeerbäume standen vor einer rund auslabenden Freitreppe, und von der letzten Stufe her grüßte der Oberst die lichtgekleideten Mäd-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chen. Er hatte einen ganzen Stock für sie eingerichtet — hochbeinige eingelegte Möbel gab's da, zwei Himmelbetten, deren jedes nahezu ein Kämmerlein füllte, einige derbe altväterliche Lehnsessel —, und die Gebilde so verschiedener Jahrhunderte störten einander nicht, sondern alles atmete in dem grünen Licht, das durch Laub und Gezweig in die Zimmer flutete, Behaglichkeit. Eine Badeklause gab's, neu eingerichtet, auch einen Fernsprecher, und einem Fenster nahe, wo eine frühe Rose duftete, stand ein Klavier unter dem Pastellbilde eines feinen Knaben, der mit einem schalkhaft überlegenen und doch kindlichen Lächeln herniederschaute.

»Trutz!« hatte Gemma bei seinem Anblick aufgeschrien.

Der Oberst hatte sie in seine Arme genommen und getröstet: »So war er als Knabe, und du wirst ihn wiedersehen, und er wird in junger Herrlichkeit wandeln und dir künden, daß du sein bist und bleiben wirst in Ewigkeit. Dieses Leben hienieden trennt nur, wenn's geführt wird, als sei auch das Unvergängliche nichts als elend Zeugs der Sterblichkeit. Aber du, selbst wenn du wolltest, du könntest doch nicht anders sein als stark und treu. Tod und Teufel schrecken dich nicht, und wer sich ihnen nicht ergibt, über den haben sie keine Gewalt. Leben wirst du und sehen, liebe kleine Gemma!«

Tag für Tag brachte der Wagen des Obersten die Mädchen in die Stadt und führte sie heim. Beide waren sie umsorgt, wie Kinder im Elternhause. Sie zählten die Stunden, bis sie mit dem väterlichen Freunde im Garten über dem Flusse sitzen, unter dem Bilde des Knaben Trutz spielen und singen, am blumengeschmückten Tischlein tafeln konnten. Vor dem Winter, so hatten sie den Obersten gebeten, möge er doch niemand mit herausbringen — diesen schönen Sommer wollten sie einzig für sich haben. Diese Selbstsucht ließ sich der Freiherr gern gefallen. Er tat, als höre er keinen Wunsch heraus, wenn ihm mit der Zeit da und dort ein Kamerad eine Andeutung machte, das Heim des Herrn Obersten sei wohl eine »Stätte der Musen geworden und beherberge das schönste Gefolge der Himmlischen, wert, daß man am Gitter stehe und sich die Augen danach ausschaue«.

Im Künstlertheater hatte man die Medea einstudiert. Frau Berghem gab die wilde Kolcherin und Gemma die sanfte, in ihrer jungen Schönheit so unbewußt selbstsüchtige Kreusa. Der verblühenden Schauspielerin wurde das Geschick der Medea unversehens zur Deutung ihres eignen. Sie sah die Menge, die einst zu ihren Füßen gelegen, wie sie sich abgewandt hatte von ihr zu einer lichten, von Jugend umstrahlten Gestalt, und dieses Wesen ihr nahe, grausam durch den Besitz alles dessen, was sie verloren. Alle Dämonen der Wut, des Trotzes und des Hasses umlauerten ihre Seele und hetzten und höhnten, daß sie als blutige Rächerin auferstehe und die Brandfackel schleudere in das Haus der Glücklichen.

So geschah's, daß die gealterte Heroine spielte wie nie zuvor im Leben. Ein Triumph war es für sie, mit heißem Blute bezahlt, und sie achtete der teuren Zeche nicht, trank durstig den Beifall wieder und wieder und hatte, als sich endlich der Vorhang senken durfte, ein hochfahrendes, geringschätzendes Lächeln für Gemma, die neben ihr stand, um ihr die Hand zu drücken. Als dann die Kritik von einer unvergeßlichen Aufführung schrieb, wollte sie nicht wissen, womit sie diesen Erfolg erkauft habe. Dahin waren alle Bitternisse, die dieser Erfolg gekostet, im verzweifelten Kampfe gegen das unabwendbare Geschick des Altwerdens. Über Nacht sah sich Gemma beiseitegeschoben — Frau Berghem spielte, als sei sie zu neuer Jugend erblüht, alle Rollen, die Jugend forderten, und — mißfiel von Tag zu Tag mehr. Aber da die Nebenbuhlerin neben ihr stand, bereit, ihr das Zepter aus der welken Hand zu nehmen, ließ sie keine Mahnung, keine Warnung gelten und schützte sich, indem sie etwa eine Schauspielerin dritten Ranges bei Gelegenheit in das Vordertreffen schickte, damit sie nur nicht überstrahlt werde.

Gemma ahnte etwas von diesen Kämpfen der Unglückseligen, litt darunter und schwieg doch davon, um durch keine Sorge die Traulichkeit des Hauses, das sie umfriedete, zu stören. Wohl fragten die Blätter, was die Leitung der Bühne veranlassen könne, zugunsten einer Darstellerin, die — möge sie ihr noch so nahe stehen — doch ihre Zeit hinter sich habe, eine so außergewöhnliche Begabung, wie die des Fräuleins Montagnini, über Nacht dem Publikum vorent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten zu wollen. Doch wenn der Oberst solche Stimmen vernahm und Gemma forschend in die Augen sah, tat die, als sei das alles nicht der Rede wert, nur einer vorübergehenden Laune der Frau Berghem entsprungen, und sie, Gemma, gewinne so einige Wochen der Muße gerade in der schönsten Zeit, um sich der lieben Häuslichkeit bei ihrem väterlichen Freunde ausgiebig freuen zu können.

Unter den Schauspielern gab es, wie immer, Kreaturen voll Gift und Galle, die sich jetzt, da sie die Mißgunst der vielmögenden Frau Berghem spürten, offen hervorwagten. Sie umschmeichelten die Frau des Direktors, trugen zu und zu, was sie irgendwo aufschnappten, um es bös zu entstellen, und bald gab es keine Brücke mehr, die Gemma hinübergeführt hätte zu der hinter ihrem Haß verschanzten Frau. Berghem selbst hatte Ausflüchte, wenn sie ihm zu nahen und ehrlich zu sagen gedachte, was ihr gutes Recht sei. Und doch scheute das Mädchen immer noch, sich dem Obersten anzuvertrauen, um ihm zu gestehen, daß ihres Bleibens kaum noch sein dürfe, wo sich eine solche Kluft aufgetan. Sie beschwor Nettchen, die zuviel vom Theater erfuhr, um nicht zu wissen, was in Wirklichkeit vorging, zu schweigen und ruhig mit ihr die Zeit abzuwarten, da es zu dem unabwendbaren Bruch komme, um derweil der schönen Stunde zu leben.

Nun begab es sich an einem Abend, da die Mädchen mit dem Obersten, der selber das Cello meisterte, musizierten, daß sich ein Rittmeister eines Ulanenregiments der Garnison, wo auch der Oberst stand, melden ließ.

Auf der Heimkehr aus der Stadt des Künstlertheaters hatte sein Gaul zu lahmen begonnen, und er ließ den Herrn Kameraden um ein frisches Pferd bitten. Der Oberst konnte schlecht anders, als ihn seinen Damen vorzustellen und ihn zu einem Glas Wein zu bitten. Es war ein langer, sehniger Gesell mit einem verwitterten Gesicht, einem schiefen, höhnischen Munde, mit jenen kalten Augen, die an kein Geheimnis im Himmel und auf Erden glauben, sondern alles geschaut zu haben wähnen, wenn sie's so weit gebracht haben, daß sich ihnen eine käufliche Schöne für Geld entschleiert. Angetrunken wie er war, getraute er sich, als er eine Weile gesessen, einen Ton anzuschlagen, wie er ihn im Verkehr mit dem, was er so als Künstlerin kannte, gewohnt war. Das stolz abwehrende Schweigen der Mädchen jedoch ernüchterte ihn, und vollends wach wurde er, als der Oberst sich erhob und meinte: »Ihr Pferd wird gesattelt sein, Herr Rittmeister. Wir haben Sie schon zu lange aufgehalten.«

Als der Bursche des Rittmeisters am nächsten Tage kam, den Gaul wieder auszutauschen, brachte er einen prunkvoll aufgebauten Korb mit gelben Rosen für Gemma und einen mit roten für Nettchen. Die Blumen indes wanderten zurück mit einer Karte des Obersten, der Herr Rittmeister möge entschuldigen, seine Damen kennten ihn nicht so, um sich durch seine Aufmerksamkeit auszeichnen lassen zu dürfen. Der also Abgewiesene wußte es richtig zu deuten, was da zwischen den Zeilen zu lesen war, ließ seine Wut an Pferd und Mannschaft aus und braute dann einen ebenso höflichen wie höhnischen Brief zurecht, wonach er es höchlich bedauerte, mit den Damen nicht so bekannt zu sein wie der Herr Kamerad, von dem sie sich auch das Letzte, eine Hausgenossenschaft, gefallen ließen, um die er ihn von Herzen beneide.

Der Freiherr las den Erguß, schrieb mit großer, scharfkantiger Schrift darunter: »Schämen Sie sich!«, steckte das Papier in einen Umschlag mit seinem Wappen und schickte es dem Absender wieder zu. Beunruhigt, daß es noch andre Menschen geben könne, die das Glück ihrer Gemeinschaft böswillig mißdeuten und solche Verlästerungen auch den lieben Mädchen nicht verschwiegen bleiben möchten, forschte er besorgt nach irgendeinem Anzeichen dafür. Aber seine Gäste waren unbefangen wie immer, und ihm war nicht danach, um böser Mäuler willen auch nur eine der schönen Stunden zu opfern, die seinen späten Tagen beschieden waren.

Bis auf den Gatten, der sanfte Vorstellungen gewagt hatte, von einem Weinkrampf indes zum Schweigen gebracht worden, war niemand gewesen, der Frau Berghem von dem Unterfangen, nach Gemma das Kätchen zu spielen, abgeraten hätte. Als nach der Aufführung, in der sich keine Hand gerührt hatte und unter einem tödlichen Schweigen der Vorhang gefallen war, die Kritik unangenehm deutlich wurde und ein schnodbriger Berichterstatter gar meinte, mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Schauspieler sei es nicht wie mit einem Baume: der könne, wenn er auch seine Jahresringe reichlich angesetzt, immer noch die süße Frucht seiner Jugend tragen, da war an der unverblümten Ablehnung niemand anders schuld als Gemma allein. Die habe Beziehungen, raunten die Neider Frau Berghem zu: zum Militär offensichtlich und wohl auch zum Zivil, gifteten sie zweideutig. Auf einer Probe, da Gemma ihren eignen Weg gehen und eine unangebrachte Weisung der Frau Direktor nicht begreifen wollte, entfuhr es der: »Machen Sie, was Sie wollen — dank Ihren Beziehungen können Sie sich das erlauben!«

Gemma war vor die in einem Sessel lehnende, heftig atmende Frau hingetreten, bleich, mit dunkellodernden Augen, und herrschte sie an: »Was wollen Sie damit sagen? Ich fordere Sie auf, deutlich zu sein!«

Es war plötzlich still auf der Bühne. Die Schauspieler standen in den Gassen, einige Arbeiter im Hintergrunde hatten mit Hämmern aufgehört, im Zuschauerraum, wo Berghem gesessen, ging eine Tür.

»Ihr Tun und Lassen ist, denk' ich, deutlich genug, so daß man die Wäsche nicht noch auseinanderzufalten braucht,« hatte die Berghem gezetert. »Glauben Sie, daß wir blind sind? Ihre Beziehungen zum Militär sind stadtbekannt, und die zum Zivil ...«

»Schweig!« hatte da eine Stimme sie überschrien. Der Direktor stand auf der Bühne, hatte Gemmas Hand ergriffen und bat sie: »Meine Frau ist unzurechnungsfähig! Menschen in diesem Zustande kann man nicht zur Rechenschaft ziehen.«

Gemma hatte ihm ihre Hand entzogen und bitter erwidert: »Der niederträchtigste Feind des Schauspielers ist immer der Schauspieler. Hier sehen Sie mich nicht mehr!« Dann war sie hinausgegangen, durch ein Häuflein bleicher Mimen hindurch, die gern ein gutes Wort gehabt hätten und keins fanden, hatte ein gelles Gelächter ihrer Feindin vernommen, einen Aufschrei, und war mit schmerzenden Augen draußen gestanden in der blendenden Sonne. Dort war ihr für einen kurzen Augenblick, als gleite sie in einen unermessenen dunklen Abgrund. Mit einem Schrei griff sie stöhnend um sich, und wieder stand sie in dem grellen Licht. »Nettchen ...« ächzte sie, war, wie sie von der Bühne weggegangen, mitten im Treiben der Straße, bog in ein stilleres Viertel ein, wo sie die städtische Musikschule wußte und ließ dort die Freundin in das Besuchszimmer rufen.

Die kam, in ihren Gedanken noch bei einer Mozartschen Weise, schrie auf, als sie Gemma sah und forschte bang: »Was ist geschehen?«

»Sieht man mir's an, daß mir etwas geschehen ist?« fragte Gemma mit schmerzlichem Erstaunen? »Was kann mir denn widerfahren, mir, bei meinen guten Beziehungen zum Militär und wahrscheinlich auch zum Zivil, wie Frau Berghem sie als stadtbekannt voraussetzen zu dürfen glaubt!«

»Also das!« murmelte Nettchen verstört. »So sind sie, waren von jeher so und werden immer so bleiben. Unser Wagen kann in einer halben Stunde kommen. Unterdes bleibst du hier, und ich sehe im Theater nach, ob du dort Hut und Schirm gelassen hast. Liebe, gute Gemma ...«

Ein Auto hielt vor dem Bühnenausgang, und Nettchen kam gerade dazu, wie der Direktor seine Frau, die unter dem dichten Schleier ein verweintes und verwüstetes Gesicht zeigte, hineinhob.

»Einen Augenblick,« forderte das Mädchen, »einen Augenblick nur, Frau Berghem. Lassen Sie mich fragen, ob Sie selber je an die nichtswürdigen Verleumdungen geglaubt haben, die Fräulein Montagnini in ihrer Nähe erdulden mußte. Sie haben keine Antwort? So fahren Sie denn zu — Eile tut Not und hilft doch zu nichts, wo man hinter seiner Jugend dreinrasen möchte. Glück auf die Fahrt — Glück zu!«

Die Berghem hatte sich gewunden unter diesem Hohne, während der Gatte finster das von Haß dunkelglühende Gesicht des Mädchens anstarrte. Dann war das Auto davongerast, und Nettchen hatte bis zur Straßenkreuzung den Kopf der Insassin gesehen, wie er schlaff hin und her schwankte, als sitze er nur noch lose in den Schultern und drohe, herabzukollern in den Staub.

Sie waren heimgefahren, Gemma und Nettchen, und hatten sich beredet, dem Freiherrn den Abend nicht zu verderben. Was nötig schien, zu eröffnen, das wollten sie ihn morgen bei Tage wissen lassen.

Sie waren ihres Entschlusses um so froher, als sie auf einer rosenumlaubten Altane die Tafel festlich geschmückt fanden. Er trete

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

morgen sein sechzigstes Jahr an, und wenn er dann noch lebe, werde es wohl ein Gelauf geben, und für den engen Kreis würde dann kaum noch ein Stündlein übrigbleiben. Deshalb habe er sich für eine kleine Vorfeier eingerichtet.

Sie saßen bei dem edlen Wein des gesegneten Landes, und der Oberst erzählte zum ersten Male auch von seiner Tochter, die sich, ein halbes Kind noch, einem Schauspieler zugewandt, einem begabten Menschen, den aber sein unruhiges Blut immer wieder auf die Wanderschaft getrieben habe. In dem Theater eines kleinen Bades hatte er bei einer Liebhaberaufführung den Spielleiter gemacht und da das Mädchen kennengelernt. Nach seiner Art mußte er's wohl geliebt haben. Die Heirat ward erzwungen, und es gelang der Familie, den jungen Ehemann an einer kleinen Hofbühne, wo es geruhsam zuging und die Schauspieler alt wurden, unterzubringen. Doch der machte sich bald unmöglich durch ein loses Mundwerk, das auch den Fürsten und dessen Intendanten nicht schonte, und mußte deshalb wieder zum Wanderstabe greifen. So zog das Paar in der Welt umher. Da sie nicht auseinandergehen wollten, so waren sie gezwungen, sich einer Gesellschaft anzuschließen, die sie beide beschäftigte, und mußten annehmen, was sich gerade bot. Es hatte nicht lange gedauert, und die junge Gattin war in einem rauhen Winter einer plötzlichen Lungenentzündung zum Opfer gefallen. Der Oberst hatte nur noch ihr Grab auf dem Gottesacker eines abgelegenen Kleinstädtchens grüßen können. Der verwitwete Gatte war seit der Zeit vollends unstet geworden — sein Name wurde kaum noch einmal genannt, und er selbst ließ nichts von sich hören, bis eine Zeitungsmeldung ihn für einen Tag wieder seinen Bekannten in Erinnerung brachte. Da ward erzählt, man habe den begabten und leider aus der Bahn geratenen Darsteller dürftig gekleidet im Schnee auf dem Grabe seiner jung dahingeschiedenen Frau erfroren gefunden und seine letzte Bitte erfüllt, ihn zu ihr in die Erde zu betten.

Der Freiherr hatte das Bild eines weichen, blonden Geschöpfes mit großen, leuchtenden Augen hervorgeholt und dann auch das des Gatten, eines wie ein Landsknecht trotzig und herausfordernd dreinschauenden Gesellen. »Wenn man nicht weiß, ob man den nächsten Tag erlebt, soll man«, so meinte er und lächelte eigen, »Geheimnisse von sich tun. Du bist meine Erbin — vielleicht nimmst du diese Bilder schon jetzt an dich.«

Es war Mitternacht, als die Mädchen sich mit einem Kusse von dem Obersten verabschiedeten. Gemma fand keinen Schlaf. Sie glaubte bisweilen, Schritte im Hause zu vernehmen, lauschte, hörte den Springbrunnen im Garten, sann und träumte und fuhr auf, als noch vor dem ersten Morgengrauen vom Stalle her ein Wagen auf den Kies geschoben wurde.

So früh schon hatte der Oberst Dienst? Gemma bedrängte plötzlich ein Verlangen, ihm, dessen Güte und Freundschaft die Verleumdung zu mißdeuten gewagt hatte, die Hand zu drücken. So stand sie in einem roten, weichen Mantel, das dunkle Gelock lose gebunden, neben dem vor einem leichten Jagdwagen geschirrten Rappen, als der Oberst die Treppe herunterkam. Er fuhr leicht zusammen, als er sie warten sah, um dann mit schlecht verhehlter Besorgnis zu fragen: »Gemma, du? Was treibt dich so früh heraus?«

»Glück zu wünschen,« lächelte das Mädchen. »Als erste.«

Der Oberst hatte sie angeschaut, als verstehe er sie nicht, und dann mit einem verlorenen Blicke gemeint: »Glück? Ich glaube, ich habe es trotz allem besessen. Das liegt immer hinter uns, so lange wir auf Erden leben. Und dann? Leb' wohl, du meine liebe kleine Gemma! Du bist jung und wirst auch mich einmal sterben sehen. Dann werden sie mich mit einem Trauermarsche zu Grabe tragen und mit einer fröhlichen Weise heimkehren. So kehr' dann auch du heim. Denn die Toten leben, sie stört eine Trauer, die vergessen möchte, daß sie leben. Liebe kleine Gemma!«

Der Freiherr hatte sie zärtlich an sich gezogen. Dann sah das Mädchen dem Wagen nach, wie er in der grauen Frühe über die taufeuchte Straße dahinglitt. Als er den Blicken entschwunden, war es Gemma, als sei sie in eine abgrundtiefe Verlassenheit hineingestoßen worden. Eine Schwermut überwuchtete sie, daß ihr der Atem versagen wollte. Sie klopfte an Nettchens Thür, und die Freundin mußte für diesen Tag die Stunden an der Musikschule fahren lassen, denn Gemma, tapfer und klug, wie sie sonst

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war, hatte heute Furcht, allein zu sein. Nettchen erklärte sich diesen Zustand aus der Aufregung über den Bruch mit dem Künstlertheater, tröstete, daß sich vor Gemmas Begabung jede Thür öffne, und mußte verblüfft gewahren, daß sich die Freundin gar nicht darum sorgte, sondern sich von einer Ahnung irgendeines andern Unheils bedrängen ließ.

Eine Militärkapelle hatte vor dem Landhause ein Ständchen gebracht, eine Abordnung des Regiments war erschienen, um dem Herrn Oberst Glück zu wünschen, und die Mädchen vernahmen von der Wirtschafterin, daß alles für einen Imbiß gerichtet sei, der Gastgeber selber aber sich in einer unaufschiebbaren Angelegenheit entschuldigen lassen müsse. Sie richteten diese Entschuldigung den Herren bei einem Glas Wein aus und rieten lange hin und her, was den Freiherrn, den sie im Dienste geglaubt hatten, bewogen haben mochte, so früh eine Fahrt anzutreten, ohne etwas über deren Ziel zu hinterlassen. »Und das an seinem Geburtstage ...« sorgte sich Gemma.

»Er wird in die Stadt gefahren sein, um wieder einmal nach seiner Gewohnheit als erster auf dem Markte für uns Leckermäuler allerlei zusammenzukramen und einen köstlichen Geburtstagsschmaus herrichten lassen zu können,« suchte Nettchen zu scherzen. »Ich glaube gar, dort kommt der Wagen schon zurück ...«

Gemma war ihren Blicken gefolgt und sah den Jagdwagen des Obersten, wie er wirklich auf der Straße auftauchte. Sein Insasse aber trug, so schien ihr, eine andre Uniform, und Nettchen deutete sie als die eines Arztes.

»Es ist ein Unheil geschehen — ich hab's gefühlt,« stöhnte Gemma auf und eilte, die Freundin an der Hand, zur Einfahrt.

Der Kutscher, ein grauer alter Diener des Freiherrn, saß steif auf dem Bocke, hatte ein finsteres Gesicht, schaute nicht auf und streifte dem unruhigen Pferde die Fliegen mit der Peitsche ab. Der Stabsarzt sah die Mädchen mit traurigen Augen an, stieg aus und bat, eine Botschaft ausrichten zu dürfen. Im Zimmer, wo vor einer Stunde die Abordnung des Regiments gegastet und ein goldener Becher als Spende unter schleifengeschmückten Blumengewinden prunkte, stand er ihnen gegenüber, tat einen Schritt, schob einen Stuhl vor sich hin, und indem er sich auf die Lehne stützte, stieß er plötzlich rauh schreiend hervor: »Der Herr Oberst Freiherr von Harhus ist heute in der Frühe im Zweikampf gefallen ...«

Nettchen war mit einem Wehlaut in Gemmas Arm gesunken, die bleich bis in die Lippen geworden war und den Unheilskünder mit lodernden Augen anstarrte: »Reden Sie weiter!« stieß sie hervor. »Wir wollen alles wissen. Hören Sie? Alles!«

»Das ist auch der Wunsch des Verstorbenen,« fuhr der Arzt heiser fort, indes Nettchen das Wort auffing und schluchzte: »Verstorben ...«

»Ihnen, Fräulein Gemma Montagnini, hat er hinterlassen, was er besitzt, und Ihnen, Fräulein Annette Linden, eine Zuwendung gemacht, daß Sie Ihrer musikalischen Weiterbildung ohne Sorge einige Jahre widmen mögen.«

»Alles wollen wir wissen,« drängte Gemma, »nicht das. Wer hat ihn gemordet ... warum nur?«

»Der Herr Oberst hat einen Verleumder, der Ihnen, meine Damen, zu nahen wagte, in seine Schranken zurückgewiesen.«

»Und der Verleumder hat ihn dafür nach den Regeln seiner Zunft erschießen dürfen,« vollendete Gemma. »Verflucht sei dieser Mörder, ewig verflucht!«

Sie hatte sich losgerissen, war getaumelt, hatte in die Luft gegriffen, war mit einem Ächzen über einen Tisch gefallen, um sich stöhnend wieder aufzurichten und zu fragen: »Es war einer aus seinen Kreisen? Der Rittmeister ...«

Der Arzt nickte stumm und traurig.

»Und wo liegt der Herr Oberst?« fragte Gemma.

»Nach seinem Wunsche ist er gleich in der Totenkapelle aufgebahrt worden.«

»So führen Sie uns hin, daß wir ihm die Kränze und Blumen zu seinem Geburtstage unverwelkt auf den Sarg legen können. Unverwelkt. Was warten Sie?« drängte Gemma.

Der Arzt mußte sich fügen, und der Wagen brachte sie auf den Friedhof. Ein Eichensarg stand dort erhöht in einer Kapelle unter Palmen und Lorbeer. Sie sahen das blutleere Gesicht des Obersten, die eckig gemeißelte Stirn, tiefliegende, geschlossene Augen, die scharf heraustretende Nase und einen bleichen Mund unter dem von einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leichten Silberschimmer überflogenen blonden Barte. Eine schwere dunkelrote Decke lag über den Toten gebreitet, die nur Kopf und Hals frei ließ. Nettchen hatte laut aufgeschrien, während Gemma bleich und stumm blieb wie der Tote selber.

Als sie dann wieder im Wagen saßen, hatte sie befohlen: »Ihn will ich noch sehen — seinen Mörder! Wo ist er?«

»In diesem Zustande, da Sie keine Gewalt über sich haben ...« wehrte der Arzt.

»Christian!« Gemma hatte die Hand auf die Schulter des Kutschers gelegt, und der fragte: »Fräulein Gemma?«

»Sie wissen, wo der Mörder des Herrn Obersten wohnt. Den will ich sehen!«

»Gott verdamm' den elenden Henker!« brüllte der Alte auf, hatte aber schon den Rappen herumgerissen und auf eine Querstraße gebracht, und bald darauf ging's der Garnison zu. In einem Villenquartier hielt der Wagen, und Gemma stand vor einem schlau und frech dreinschauenden Frauenzimmer. »Zeigen Sie mir den Weg zu Ihrem Herrn!«

Das Weib sah den Stabsarzt, lächelte und meinte, zu dem gewandt: »Der Herr Rittmeister ist für niemand zu sprechen.«

»Wir sind nicht niemand,« hatte der Arzt gewehrt, eine Flurtür geöffnet, und dann war Gemma an ihm vorbeigedrängt, hatte eine Tür aufgestoßen und eine zweite und auf eine Gestalt gedeutet, die zusammengeduckt in einem Lehnsessel kauerte.

Der Rittmeister war aufgefahren, schlotternd und schwankend, und schaute tückisch das Mädchen vor sich, dem Nettchen und der Stabsarzt gefolgt waren.

»Sie sind es,« schleuderte ihm Gemma ihre Verwünschung zu. »Sie — von Natur als ein Kain gezeichnet. Ein Verleumder und ein tückischer Mörder. Ich weiß es — das Gesetz Ihrer Kaste wird Sie nicht schwer treffen. Doch Ihre Hände sind blutbesudelt, und die Schmach wäscht nichts hinweg. Und dieses Blut nur sollen Sie schauen, wenn Sie eine Ihrer verfluchten Hände nach irgendeinem Menschen ausstrecken, daß er Ihnen beistehe in der Not Ihres Herzens.«

Das Gesicht des Beschimpften hatte sich verzerrt, war grau geworden, und drohend hatte er die Faust erhoben, um sie, wie von einem Schlage, wieder schlaff fallen zu lassen.

Blöde hatte er gelächelt und nichts mehr vernommen als eines Mädchens Weinen, und auch das war vergangen — er war wieder allein. Allein — so hatte ihm der Fluch gedroht. Er wollte lachen, aber es wurde nur ein mißtöniges Keuchen. Scheu sah er auf seine Hände; waren sie nicht voll Blut? »Es gehen so manche über diese Erde, und man sieht's ihnen nicht an, wie blutig ihre Hände sind,« murmelte er vor sich hin.

Gemma war heimgekehrt. Die Leitung des Deutschen Künstlertheaters hatte sie als Mitglied bis zum Sommerschluß genannt, ihr alle Bezüge gelassen, und Berghem selber war eines Tags gekommen, um, fein und leise wie immer, zu bedauern, daß er die Künstlerin verlieren müsse. »Ach, Schauspieler sollten Engel sein und sind nur Menschen ...«

»Wären sie das nur,« hatte Gemma mit einem traurigen Lächeln erwidert. Berghem war mit der Hand über die Stirn gefahren, hatte geseufzt, Gemma die Hand geboten und ihr versichert, daß er es für seine erste Pflicht halte, sie jedem Kollegen zu empfehlen. »Damit ist es vorbei,« hatte Gemma abgewehrt. »Ich glaube an keine Welt, die nicht an mich glauben mag — was soll ich da?«

»An Sie?« hatte Berghem erwidert. »Es ist Ihre Kraft, daß man an Sie glauben muß, selbst wenn man nicht möchte. Meine Frau, ja, sie läßt Ihnen das ausdrücklich sagen. Leben Sie wohl, liebes Fräulein, und vergessen Sie nicht, daß Besitz zum Geben verpflichtet. Noch einmal — leben Sie wohl!«

Nettchen hatte die Freundin nicht verlassen mögen, und Van der Mühlen, der ein behaglich ausgebautes und mit altem Erbgute bis zum Dach gefülltes Landhaus auf dem Hügelzuge über der Stadt besaß — die Plunderkammer der Familie, wie sie es nannten —, hatte es den Gefährtinnen zur Verfügung gestellt. Nettchen, die für Konzerte im Lande als Solistin gewonnen worden war, ging eifrig ihrer Musik nach, und Gemma lebte still dahin, blieb schweigsam und verschlossen und vergaß sich nur, wenn Magelone mit ihrem Kindlein sie aufsuchte. Dann konnte sie das Kleine unter den fruchtschweren Bäumen des Gartens einherfahren, es zum Lächeln bringen und selber mit einem Lächeln grüßen. Dann waren die Schatten von ihren Augen, und der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mund blühte von einem sanften Feuer. Magelone fühlte, was die Schwester auf Erden verloren hatte, die doch geschaffen war, zu lieben und zu beglücken, und ihr Herz war voll zärtlicher Sorge, gutzumachen und der Welt zu wehren, daß sie Gemma etwa so sehe, wie man eine von Abenteuern umwitterte Schauspielerin sah.

Gerüchte waren umgegangen von einem Zweikampf, um Gemmas willen ausgetragen, eine üble Neugier suchte ins Einhorn und auch bei Van der Mühlen auf Schleichwegen einzudringen und brachte doch nicht die erhoffte Beute heim. So blieb denn ein Geheimnis um Gemma, und es gab Männer, die das lockte. Sie suchten die Nähe des Mädchens, und da war es Nettchen, die lästige Besucher, auch wenn sie sich auf eine alte Bekanntschaft beriefen, abzuschütteln verstand. Diese musikalische junge Dame hatte ein feines Gefühl für alles, was einen Menschen zu seinem Handeln trieb, und konnte, wo es nottat, unbarmherzig laut denken. Nicht leicht vertrug einer, daß man die Schleier von seinem heimlichen Herzen wegzog und seine Wohlanständigkeit dem Lichte des Tages aussetzte.

Der Arzt hatte Gemma einmal im Einhorn gefunden und erzählt, daß Killinger der Verwirklichung seines Planes, ein unabhängiges, dem wirklichen Dichter dienendes Theater zu schaffen, nahe sei und auf sie rechne. »Auf mich darf niemand rechnen,« hatte Gemma abgelehnt. »Ich bin nicht in Zahlen auszudrücken, und deshalb zähle ich nicht. Ich passe nicht hinein in diese Welt, wo ich mich hineinzudrängen versucht habe.«

»Sie und hineindrängen!« hatte der Arzt gewehrt. »Berufen —«

»Von wem?« war ihm Gemma in die Rede gefallen. »Wozu? Berufen sein und nicht gerufen werden, das ist aller Berufenen Los.«

»Sie übertreiben,« hatte der Arzt zu beschwichtigen versucht und doch an sein eignes Geschick denken müssen. »Sie und nicht gerufen werden, Sie ...«

»Wir verstehen uns nicht,« hatte Gemma mit einem traurigen Lächeln gewehrt. »Vielleicht versteh' ich mich selber nicht, und da kann's kein Vorwurf sein, wenn mich der Nächste nicht begreift.«

Der Arzt war von einem Fuß auf den andern getreten, hatte den Kopf geschüttelt, und seine schwermütig gütigen Augen lagen unter Schatten. »Berufen sein und nicht gerufen werden ... Ja, Fräulein Gemma, es kommt vor, daß so etwas einer erleben muß. Aber nur nicht daran glauben, daß es möglich sei — nie und nimmer!«

Eines Tags war der alte Schauspieler, Gemmas Lehrer, zur Höhe heraufgestiegen gekommen, und seine erste Frage war gewesen: »Kind, hast du auch alleweil den Brauch geübt und das Goldstückchen gespendet?«

»Alleweil,« hatte Gemma gelächelt. »Und wenn die Anerkennung des Zuschauers Erfolg ist — daran hat mir's nicht gefehlt.«

»Ich weiß,« hatte der Alte geknurrt. »Aber das ist schließlich nicht alles; unsereins braucht mehr.«

»Ich habe auch mehr besessen ...« hatte Gemma da geseufzt, und dann waren ihr die Tränen gekommen. Dem alten Herrn zuerst vermochte sie von ihren Erlebnissen zu erzählen. Und dann war er es, der alle Gerüchte in Ordnung brachte, indem er zunächst im Café seinen ehrenwerten Kollegen und Kolleginnen das Maul stopfte und die widerwilligen Augen öffnete, ja, mit einer greulichen Offenherzigkeit jedem, der sich, trotz seiner Aufklärung, einen Zweifel vorbehalten zu dürfen glaubte, auf den Pelz schlug, daß die Motten stäubten, und ihm die Schäden und Flecken aufdeckte, daß dem war, der Donner fahre ihm geradeswegs den Hals herunter und verschlage ihm die Stimme, für Zeit und Ewigkeit. Auch im Einhorn ließ er sich unter den Gästen sehen, und Montagnini war einmal unbemerkt Zeuge geworden, wie er etlichen heimlich Tuschelnden Gemmas Lob laut gesungen und ihre Geschichte erzählt hatte, während seine Rechte darüber bisweilen, wie zu einer Ohrfeige verdächtig bereit, aufstieg. Beim Abschiede hatte er ihn beiseitenehmen und ihm danken können, um so mehr, als er selber seine Tochter nie nach dem Tode des Freiherrn habe fragen dürfen und jetzt doch wisse, was sein Kind wirklich trage. —

Mit dem nahenden Winter war eine ungewohnte Schwäche über Gemma gekommen. Am Allerseelentage war es gewesen, da hatte sie es über sich bringen und mit Nettchen Trutzens Grab aufsuchen wollen. Aber als der Tag anbrach, voll von Licht und Wärme, als wolle der Herbst den Ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Otto Thiele: Blumenhalle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

schied so recht schwer machen, da hatte sie eine tiefe Müdigkeit nicht abzuschütteln vermocht, hatte sich wieder legen müssen und war den ganzen Winter über matt und schwach geblieben. In einem Lehnsessel saß sie meist, wo sie über den Garten weg Stadt und See in der Tiefe erblicken konnte und Hügelzüge und ferne Berge. Mit Vorliebe blätterte sie in einem schönen Gedichtbande mit Versen eines spät zu seiner Ernte gekommenen Poeten, mit scheinbar schlichten und doch kunstvoll vollendeten Gebilden von dem süßesten Wohllaut und dabei von einer geheimnisvollen Geistigkeit. Dann war ihre Seele den Fernen nahe, die sie in schönen und schmerzlichen Stunden geahnt, auf einer Marmorbrücke stand sie, und da war ein junger Ritter drüben, die Hand am Schwert, und leuchtete in goldener Rüstung, und als sie einen Schritt tat, war's ein schöner Jüngling, und Trutz lächelte ihr zu, und am blauen Himmel blühten die ersten Sterne.

Der Winter ging hin. Nettchen hatte ihr erstes Konzert geben können und war des schönsten Erfolges von Herzen froh. Gemma blieb zärtlich umsorgt, sah Eltern, Geschwister und Verwandte, und die Müdigkeit wollte nicht von ihr weichen. Der Hausarzt riet zu einem Aufenthalt in einem Seebad im Süden, doch das Mädchen schob die Reise hinaus und tröstete die Lieben, sein Zustand werde schwinden, wie er gekommen, über Nacht, man möge sich nur gedulden. Da geschah's, daß an einem schönen Tage im Vorfrühling der alte Schauspieler seine ehemalige Schülerin besuchte und ihr erzählte, eine Abordnung von jungen Leuten, Dozenten, Literaten und Studenten, habe sich seiner versichert, daß er mittue, einen berufenen Dichter zu seinem sechzigsten Geburtstage zu ehren. Schade, daß Gemma »lahme«! Da wäre einer, dessen Gestalten sie zu deuten berufen sei ...

»Berufen und nicht gerufen,« hatte Gemma müde gelächelt. »Das ist immer so.«

»Und wenn Sie gerufen würden?« horchte der Schauspieler.

»Ich?« Gemma sah ihm erstaunt in das scharfe, energische Gesicht. »Ich, die ich kaum noch gehen und stehen kann ...«

»Nicht gehen und stehen können *wollen*,« berichtigte der Schauspieler. »Schade! Und gerade dieser Dichter, den Sie doch zu lieben scheinen ...«

»Ich?« fragte Gemma erstaunt.

»Sie haben doch seine Gedichte da vor sich.«

»Oh, der ist's?«

»Der,« bestätigte der Schauspieler. »Er hat sein Schicksal gehabt, ein Sohn aus reichem und verarmtem Hause. Mühselig hat er seine Studien betrieben und so elendiglich gelebt, wie einer leben muß, will er ein Künstler nach seinem Herzen bleiben. Aber er hat eine stille Freundin gehabt, eine, die er nicht kannte, eine adlig gesinnte, in ihrer dem Gelde gewidmeten Welt einsam gebliebenen Frau. Die ist früh zum Sterben gekommen, und anstatt für Idioten und Heiden zu sorgen, damit der Himmel sich um dieses Lösegeldes willen ihrer Seele erbarme, hat sie gesorgt, daß die köstlichste und edelste Himmelsgabe an die Erde, das Genie, nicht siechе und darbe, hat ihren schönen Landsitz, ein altes Schloß mit allem Hab und Gut, das sie besessen, ihm, dem Dichter, vermacht. Ihm, von dem sie nur einige dieser schönen Gedichte gekannt, von dem sie nur geahnt hat, daß er der Erde zuviel gibt, als daß sie's ihm zu lohnen vermöchte. Der lebt jetzt draußen, stolz und einsam wie immer, und die Jugend, die sonst gegen die alten Herren stürmt und sie von ihrem Thrönlein zerren möchte, liebt und verehrt ihn und will heute, daß man ihn spiele, dem das Theater bisher verschlossen geblieben ist. Warum? Weil er, der Dichter, vom Schauspieler mehr verlangt als die üblichen Wechsler und Tempelschänder. Und jetzt ist es so weit. Schade, jammerschade, daß Sie nicht mittun können! Drei Stücke werden gegeben — ein dunkles Drama, ein lichteres Schauspiel und ein helles übermütiges Lustspiel. Überall wären Sie am Platze gewesen.«

»Ich?« hatte Gemma gezweifelt. »Was wissen Sie von mir ...«

»Genug!« hatte der Schauspieler erwidert. »Aber Sie sind müde und wollen es bleiben.«

»Ich?« Gemma hatte sich erhoben und stand aufgerichtet neben dem Schauspieler. »Wenn Sie mich glauben machen könnten, das Leben sei doch noch des Lebens wert — in Stunden nur — ich weiß nicht, was ich wagen würde ...«

Der Schauspieler hatte drei schmale Bändchen hervorgezogen und sie auf das Tischlein vor Gemmas Sessel gelegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Lies, Kind,« bat er, »und du wirst deine Pflicht kennen — und sie zu üben, dafür ist es wert, zu leben.«

Er war gegangen, und Gemma hatte nach den Büchlein gegriffen. Da war ein Drama, das in der grauen Ferne des Mythos spielte und aus Mord und Verderben aufwuchs und von der Not zweier Herzen kündete; ein Schauspiel, darin eine stumme Prinzessin wandelte, stumm, wo gerechnet wurde, wo der Geliebte sie weckte und wieder in ihr Schweigen zurückwarf, als er des Lohnes in Gold froh werden und nicht sie, ihr Herz fordern wollte; ein Lustspiel, in dem Herr und Diener, Junker und Handwerker, Männlein und Weiblein durcheinandertrieben und sich fanden und zurückfanden, weil es ihnen eine wehmütige Weisheit verwehrt zu haben schien.

Es war, als weiteten sich ihr vor der Musik der Verse, die sie da las, Herz und Adern. Ihr Blut strömte und stürmte, ihre Augen leuchteten und strahlten, und Nettchen, die, von Lysander begleitet, im Dämmer heimkam, war selig erstaunt, die Freundin zu erblicken, wie sie einherging, als sei aller Schlaf von ihr abgefallen.

»Ja,« lächelte Gemma ihr zu. »Es geschehen Zeichen und Wunder. Ich werde wieder auftreten. Nicht als Schauspielerin da und dort, wo sie so oft geben soll, was sie nicht besitzt — sondern hier, wann ich will, nach meinem Herzen.« Und sie erzählte von ihrem Besucher und daß sie tun werde, was er von ihr hoffe, froh, eine schöne späte Pflicht an einem noch Lebenden erfüllen zu können.

Der Leiter der städtischen Bühnen, dem die Aufführungen anvertraut worden waren, hatte seine Liebe: in dem Werke eines Dichters auch die letzte Schönheit aufzudecken. Er suchte die eigne Melodie, wie sie jeder wahrhaften Dichtung innewohnt, spürte die Farben auf, von denen es heimlich leuchtete, und es war ihm in langen Jahren mühseliger Arbeit gelungen, ein Publikum heranzuziehen, das ihm willig folgte. Mit einer derartigen Vermittlung anerkannten Gutes hatte er beginnen müssen, und es war ihm eine Genugtuung, daß er, der Unterstützung durch die öffentliche Meinung sicher, einmal wagen durfte, einem Neuen die Bahn zu bereiten. Wohl hatte er von dem heimischen Dichter hie und da vernommen. Aber der hauste abgeschieden, hatte es stolz verlernt, in Theaterkanzleien zu warten, lebte seiner Arbeit und häufte ein Werk zum andern, in der Gewißheit, sein Tag werde kommen, auch ohne daß er sich Demütigungen aussetzte. Für diesen Dichter war das landläufige Theater ein Abgrund von Barbarei — er verachtete es und hatte darauf verzichtet, durch die Bühne seiner Zeit vernommen zu werden. Doch da Freunde kamen, mitzugenießen, wovon seine Seele überfloß, als die Jugend, die ihm nachgeblüht war, verlangte, daß man endlich den Meister ehre, da erstanden vor ihm alte Hoffnungen und Träume, und alle Tore sah er aufgetan, vor denen er einst vergeblich geharrt und gewartet hatte. Gemma begegnete ihm auf den Proben, wie er stolz und verschlossen schien, um unter der Musik seiner eignen Verse ein andrer zu werden — leidenschaftlich, bewegt, heiter. Die Schatten wichen von seinen Augen, ein helles Feuer blühte darin auf und kündete von einer unvergänglichen Jugend des Geistes. Er aber konnte sich keine bessere Verkünderin wünschen als dieses Mädchen, das Qual gelitten, Elend und Einsamkeit der Seele, dessen Stimme die süßeste Innigkeit und Zärtlichkeit atmete, dessen Herz trauerte und jubelte mit dem Leide und der Seligkeit eines seiner Geschöpfe.

So begab sich's, daß sie wohl nach einer lang ausgedehnten Probe irgendwo in einer Gartenwirtschaft einen gemeinsamen Imbiß nahmen und bei einem Glase Wein noch im Abenddämmer zusammensaßen und nicht wußten, wie ihnen geschehen war. Stunden verbrachten sie miteinander, da sie trunken waren vom langaufgespeicherten Überfluß der eignen Seele. Einer konnte davon dem andern geben, und der Fülle wurde nur mehr, und sie gingen einher, einmal ihres Reichtums froh, selig, einander geben zu dürfen.

Im Mai war's, daß das Theater dem heimischen Dichter eine Spiel-Woche widmete. Der Direktor hatte unermüdlich gearbeitet, Probe über Probe den Werken gewidmet, Maler und Schneider aufgeboten und die letzte Lichtwirkung wieder und wieder geprüft. Die Schauspieler hatten Gemma nachgeeifert und sich keine Mühe verdrießen lassen, und so kam der Abend, da die Familien Montagnini und Van der Mühlen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gemma zum ersten Male auf der Berufsbühne sahen. Ein dunkles Spiel war's, was da vor ihren Augen erstand, Mord und Rache, Tod und Verderben, und inmitten die leidenschaftliche Liebe zweier Menschen, die zueinander gehören und doch aneinander zugrunde gehen. Kaum ein Laut war in dem Hause zu vernehmen, bis zum Schlusse. Dann aber brach ein Sturm erschütterter Seelen los, die ihre Ergriffenheit nicht mehr stumm zu tragen vermochten.

Die Verwandten waren alle in die Garderobe gekommen, wo Gemma noch im Bühnenkleid auf einem Sessel saß, die Hände ineinander verschlungen, und abwesend die Blumen anstarrte, die das kleine Zimmer füllten. Magelone hatte sie weinend umarmt, der alte Montagnini hatte ein gütiges Lächeln gehabt, und Van der Mühlen hatte gestanden: »Du machst uns Ehre, liebe Schwägerin!« Der Dichter hatte ihrer gewartet; der Arzt und der alte Schauspieler, ihr Lehrer, hatten sich eingefunden — Gemma aber verlangte nach Nettchen, daß es sie heimführe. Morgen sei auch noch ein Tag, und übermorgen, und dann fange alles noch einmal von vorne an, so lange aber wolle sie keine Nacht kürzen und eine Stunde Schlafes missen. Am Schlusse der Woche jedoch — da möge man im Einhorn ein kleines fröhliches Fest feiern.

So geschah's denn auch. Das Schauspiel von der schweigenden Prinzessin ward gegeben, ein übermütiges Lustspiel schloß den Reigen, und niemand wollte mehr begreifen, daß man an diesen Dichtungen habe vorübergehen können. Gemma war die Künderin todestiefer Traurigkeit, schwermütiger Sehnsucht, lichter Erfüllung, selig beschwingter Heiterkeit. Der Dichter war gekommen, während sie, dem Jubel der festlich erregten Menge kaum entronnen, noch in dem losen Gewande einer Wald und Hain durchstreifenden Schönen in der Garderobe stand, das Haar leicht gebunden, die Brust bewegt von der Seligkeit des Sieges. Wie er das schöne Mädchen so vor sich sah, war ihm, als sei ein fernes geliebtes Kind, das ihm vertraut und das er verlassen, um blassen Träumen von Ruhm und Nachruhm nachzujagen, erstanden, der Frühlingswind spiele ihm in den duftigen Locken, und es neige sich ihm zu, wie einst. Er küßte Gemma sanft, zärtlich, wieder und wieder, leidenschaftlich und stürmisch, wie nur ein Jüngling, und ergeben stand das Mädchen und wußte nicht, daß es seine Küsse erwiderte ...

Die Festwoche war zu Ende gegangen und im Einhorn tafelte eine frohe Gesellschaft — alles, was mitgetan hatte, Verwandte und Freunde, Schauspieler und Literaten, Abordnungen der Theaterverwaltung, des Stadtrates, Leiter auswärtiger Bühnen. Gegen Mitternacht stahl Gemma sich weg, um im Garten Atem zu schöpfen. Der Himmel stand hell mit blassen Sternen über dem See, unter der Last von Fliederdüften seufzte der Wind, und ein feiner goldener Staub rieselte an dem Mädchen nieder, das da in die Nacht hineinträumte.

So fand es der Dichter.

»Ich danke Ihnen,« sagte er näherkommend zu Gemma. »Müde war ich vom Leben, und ich weiß nicht, ob ich es nicht bald wieder sein werde. Mich verlangt wieder nach meiner Einsamkeit. Dort werde ich weinen dürfen, daß ich nicht mehr jung genug war, ein schönes, liebes Kind an der Hand zu nehmen und ihm zu sagen: Komm! Nein: bei mir in der Stille, da würde es bald so grau werden wie ich, vor Sehnsucht nach diesem verruchten, süßen, diesem armseligen, reichen Leben. Du sollst nicht alt werden vor der Zeit, Mädchen, und bist du's einmal geworden, so wie es sich ziemt, dann gönne mir eine Stunde und such' mein Grab, ob's noch zu finden ist. Leb' wohl!«

Gemma hatte die Worte vernommen wie aus einer Traumesferne her; sie klangen noch in ihr nach, als der Dichter schon zu den Gästen zurückgegangen war. Ein Geflüster scheuchte sie in den Schatten. Da sah sie Nettchen und Lysander Hand in Hand, wie sie unter einer Magnolie standen, auf einem Teppich von weißen, weichen Flocken, sich anschauten und einander in die Arme sanken.

Gemma wußte, daß Lysander eine Tändelei mit einem Zimmermädchen vom Lande gehabt und daß es krank geworden und gestorben war. Das hatte den Bruder für eine Zeitlang schwermütig gemacht, bis er bei einer kleinen religiösen Gemeinschaft Trost gefunden hatte. Einen guten Ernst hatte das Erlebnis bei ihm hinterlassen. Nettchen waren diese Heimlichkeiten nicht verborgen geblieben, und wenn sie Lysander

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt dennoch vertraute, so war es, das fühlte Gemma, zu dessen Heil.

Das Paar war Arm in Arm in das Haus zurückgekehrt, und Gemma hatte einem Stallburschen, der die Nachtwache hatte, geheißen, ihr den Goldfuchs zu satteln. Im Einhorn war man an Wünsche aller Art gewöhnt; so erstaunte den Gesellen der Auftrag nicht sonderlich.

Gemma ritt in die Nacht hinaus, in den Frühlingswald, hinan zu der alten Burg des Minnesängers, wo sie einst so selig mit dem Geliebten gesessen hatte. Wenn sie jetzt kam, mußte er dort warten und sie vom Pferde nehmen und grüßen: »Mein bist du, und keinem andern auf dieser weiten Welt gehörst du. Dein Ruhm ist bei mir, dein Leben ist mein — und Frühling ist's, daß wir uns lieben, unsrer guten Jugend froh!«

Der Fuchs trug sie sanft und sicher. Der Wald stand in Duft und Dunkel um die einsame Reiterin. Licht war die Höhe. Das alte Gemäuer ragte klar und scharf empor und trug auf einem Zinnenrande eine kleine Birke als eine lustige Mauerkrone. Gemmas scharfe Augen gewahrten auf der Spitze dieses Bäumleins eine Eule, wie sie bisweilen die losen Flügel anzog. Dann stieg sie hinan durch die Finsternis des Turmes, und das Licht aus den Scharten lag wie helle Balken auf der schwarzen Treppe, bis bei einer Wendung der Himmel über ihr stand mit seinen Sternen.

Aber der sie gerufen hatte zu dieser Stätte — er war fern ...

»Trutz!« seufzte sie und lag auf der Brüstung des Turmes. Ein Wölklein stand über dem See, wandelte langsam dahin und verschleierte die Dorfkirche, in deren Schatten der Liebste schlief. »Trutz!« flehte Gemma, beugte sich vor und hob die Arme.

Ein leichter Schrei verging in den Lüften. Mörtel rieselte am Gemäuer hinunter, eine Eule strich lautlos ab, und in der Tiefe war ein Geräusch von brechenden und knackenden Zweigen. Dann war alles still. Ein Pferd schnaubte, scheute, stieg und wieherte und pflügte mit blitzenden Hufen den Weg, daß Steine und Schollen stoben ...

Eine arme Frau, die Waldmeister für den Maitrank im Einhorn suchte, fand die dunkle Tochter des Hauses unter einer alten Buche in einem Rasen des duftenden Krautes — tot.

Zum See hinunter ward der Sarg getragen, ein schwarz verhängtes Boot brachte ihn hinüber, und neben dem Geliebten ward die im Glanze jungen Ruhmes Dahingegangene in die Erde gebettet.

Die Leidtragenden waren niedergestiegen. Nur der einsame Dichter war noch geblieben. Frühling war um ihn, Blütenflocken flimmerten in der Bläue, ein goldner Rauch stand in den Fenstern der Dorfkirche, und weiße Segel schwebten wie Schmetterlinge über den See in der Tiefe dahin.

Abschiedslied

Drum höre, was ich sage,
Du liebe Gärtnerin:
Es kommen viele Tage,
Da ich nicht bei dir bin.

So lange heißt's zu warten,
So lange bin ich tot,
So lange blüht im Garten
Für mich kein Röslein rot.

Kein Blümlein darfst du zeigen
Mir, das dein Finger bricht —
Herz, lerne, lerne schweigen,
Es ist so schwer ja nicht!

Laß blühen nur und sprießen
Und warte deiner Pflicht,
Tu alles fleißig gießen,
Jedoch mit Tränen nicht,

Daß übers Jahr in Prangen
Das Gärtlein steht am Haus,
Und du mich kannst empfangen
Mit einem Blumenstrauß.

Jacob Dyck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 1. Dante. Nach Ludwig Uhlands Gedicht (Nr. 5 des Zyklus »Sängerliebe«)

Aus dem Tore von Florenz
Zogen dichte Scharen wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmückt,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflückt.

Die Scherenkünstlerin Emma Eggel

Von Dr. Martin Knapp (München)

Man pflegt den frühreifen, im Jahre 1871 frühverstorbenen Silhouettenschneider Paul Konewka den Wiedererneuerer der Ausschneidekunst und ihren größten Meister zu nennen. Diese Kunst habe, meint man, lange geruht, sei aber von ihm wieder zu neuem Leben und Ansehen gebracht worden. Das ist nur zum Teil richtig. Allerdings, Konewka war ein Meister, er wurde schon bei Lebzeiten sehr bekannt, und ein Nachruhm erwuchs ihm durch die von seinem Schwager Johannes Trojan weitergeführten Veröffentlichungen und noch mehr durch die später vom »Kunstwart« unternommenen Neuausgaben seiner Arbeiten. Aber die Ausschneidekunst, die wir in Deutschland bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen können, war nie erloschen, nur fand sie nicht leicht den Weg an die Öffentlichkeit. Das rührte vor allem daher, daß das Verfahren der Strichätzung, durch welches Schattenrisse so einfach vervielfältigt werden können, noch nicht bekannt war. Nur der Holzschnitt schien sich zu eignen, und so hatte Konewka, der gar kein Zeichner war, sich dazu verstehen müssen, seine so spielend leicht entstandenen Ausschnitte mühsam auf den Holzstock nachzuzeichnen oder diese Aufgabe einem berufsmäßigen Holzschneider zu übertragen. Andre haben derlei Hindernisse nicht überwunden, freilich auch an Veröffentlichung ihrer Schnitte kaum gedacht. In dieser Hinsicht also war Konewka der Bahnbrecher der schwarzen Kunst. Manche seiner größeren Vorgänger sind erst in neuerer Zeit, Jahrzehnte nach ihem Tode, weiteren Kreisen bekannt geworden, z. B. die kulturhistorisch wie künstlerisch überaus interessante Schwäbin Luise Duttenhofer (1776—1829), von deren Arbeiten Westermanns Monatshefte im Januar 1909 eine reiche Auswahl gezeigt haben. Wie sie, sind viele Künstler und Künstlerinnen der Vergangenheit lange im Dunkel geblieben, und es ist nun eine schöne und dankbare Pflicht der Nachwelt, die wichtigsten Vertreter der bescheidenen Scheren-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunst ins rechte Licht zu setzen. Das neunzehnte Jahrhundert ist reich an solchen, und, wie es scheint, im besonderen das Schwabenland.

Eine bedeutende und ganz eigenartige Erscheinung ist Emma Eggel. Sie ist als Tochter eines schwäbischen Geistlichen 1843 in Michelbach bei Öhringen geboren. Der Vater wurde 1847 nach Öhringen, 1857 nach Ellwangen und 1862 nach Ravensburg versetzt, wo er das Dekanat erhielt. Die geistig sehr regsame, phantasievolle Mutter, eine geborene Eytel, erzählte ihren Kindern schon früh aus Geschichte, deutscher und griechischer Sage. Ihre entschieden künstlerische Veranlagung kam hauptsächlich zum Ausdruck in selbstentworfenen feinen Handarbeiten, z. B. Buntstickereien, die reiche Szenen darstellten. Der Vater ergänzte den Volksschulunterricht durch Stunden in Geschichte, Geographie, Französisch und deutscher Literatur. In späteren Jahren las er der Familie allabendlich Dramen von deutschen Klassikern und von Shakespeare vor, auch Homer, griechische Tragödien, das Nibelungenlied oder Werke über Literatur-, Kunst- und politische Geschichte. Tiefe Religiosität herrschte im Hause, ein mit großem Ernst auf das Ideale gerichteter Sinn bei äußerlich einfachen Verhältnissen. Freude an der Natur wurde geweckt, Musik sehr gepflegt. Emma Eggel erhielt vom siebenten Jahre an Klavierunterricht und machte rasche Fortschritte; am liebsten spielte sie Beethoven. Dagegen waren die Anregungen aus bildender Kunst in der kleinen Stadt spärlich. Im Pfarrhaus wurden Wilh. Lübkes »Denkmäler der Kunst« gehalten. Aber Unterricht im Zeichnen fehlte. Diesen Mangel suchte das Mädchen dadurch zu ersetzen, daß es einen Nachmittag in der Woche aus Schnorr von Carolsfelds »Bibel in Bildern« abzeichnete. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als sie bei einem Besuch in Stuttgart zum ersten Male eine Gemäldesammlung zu sehen bekam.

Abbild. 2. Aus dem Nibelungenlied
Hagen und Volker bewachen die Burgunder, als sie bei den Hunnen zu Gaste sind

Vergegenwärtigen wir uns, daß in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 3. Der blinde König. Nach dem Gedicht von Ludwig Uhland

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht."

„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

damaligen Zeit die Erziehung der Töchter, auch wenn sie — wie in diesem Fall — in jeder geistigen Hinsicht sorgfältig und tiefgründig war, doch ganz in den häuslichen Schranken bleiben mußte. Es wäre außer der Ordnung gewesen, wenn ein Mädchen, das besondere künstlerische Anlage zeigte, eine unsern jetzigen Begriffen entsprechende

Abbild. 4. Erlkönig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausbildung erhalten hätte. Dekan Eggel dachte nicht daran, seine begabte älteste Tochter etwa auf eine Kunstschule zu schicken, so wenig wie früher sein Amtskollege Hummel, dessen Tochter Luise erst bei ihrer Verheiratung mit dem Kupferstecher Duttenhofer in die Freiheit voller künstlerischer Betätigung trat.

Wie Emma Eggel zum Ausschneiden gekommen ist, wissen wir nicht; vermutlich hat die Mutter diese Neigung sehr gefördert. Es ist möglich, daß sie in Öhringen bei Verwandten einige Ausschnitte der Duttenhofer gesehen hat; irgendwelcher Einfluß ist indessen nicht zu erkennen. Überhaupt ist es der Ausschneidekunst eigen, daß sie immer wieder neu »erfunden« wird. Von manchen Künstlern ist uns bezeugt, daß sie wirklich geglaubt haben, sie als erste seien darauf gekommen, allerlei Umrisse und schließlich ganze Kompositionen mit der Schere aus Papier zu schneiden. Der Trieb, zu bilden, führte auch Emma Eggel zu diesem ersten Ausdrucksmittel.

Ihr Talent hat sich früh gezeigt. Ein Brief des Vaters dankt der noch nicht Fünfjährigen für Ausschnitte, die sie ihm zu seinem Geburtstag gemacht hatte. Aus ihrer Kinderzeit ist fast nichts mehr erhalten. Wie sehr das zu bedauern ist, zeigt ein reizvolles Blatt, welches eine durch die Wüste ziehende Karawane darstellt. Es sind verschiedenfarbige Papiere verwendet, die Figuren sind auf den durch seine Tönung mitwirkenden Grund aufgesetzt, so daß also ein sog. Klebebild entstand. Bemerkenswert ist schon bei diesem frühen Blatt ein ausgesprochener Sinn fürs Ganze, für die Bildkomposition. Die einzeln sich folgenden Kamele kommen auf gewundenem Weg aus dem Hintergrund

Abbild. 5. Aus »Barfüßele« von Berthold Auerbach
Die schwarze Marann' zeigt Amrei und Dami das Grab ihrer Eltern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hermann Lindenſchmit: Bertha

Aus der Ausſtellung der Münchner Sezeſſion im Glaspalaſt vom Sommer 1911
Aufn. von F. Bruckmann A.-G. in München

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Abbild. 6. Faust und Wagner (Osterspaziergang)

zu einer rechts vorne liegenden Oase anmarschiert. Die Perspektive ist überraschend richtig, der Gegensatz zwischen Wüste und Oase sehr hübsch angedeutet.

Später schnitt sie Bilder nur noch aus schwarzem Papier, und zwar gerne eine Reihe zusammengehörender Blätter, so etwa Illustrationen zu den Seligpreisungen der Bergpredigt oder eine Folge von Darstellungen aus Grimms Märchen. Auch davon ist kaum etwas erhalten. Was sonst den Scherenkünstlern Stoff bot, vor allem die Profillinie, das menschliche Gesicht, dann einzelne Typen, wie sie z. B. Konewka mit sieben Jahren schon unübertrefflich ausschnitt, oder Genrebilder, Tierszenen und allerlei heitere Einfälle — das finden wir bei Emma Eggel nicht, das schien ihrem aufs Ganze gerichteten ernsten Sinn nicht zu genügen. Sie ging nicht ins Einzelne, sie stellte sich von Anfang an größere Aufgaben, sie ging nur auf Komposition aus. Ihre begeisterungsfähige Natur lenkte sie immer wieder auf die Dichtungen, die sie durch die Erzählungen der Mutter, die Vorlesungen des Vaters und die eigne Lektüre kannte, und so entstanden ohne besondere Absicht, vielfach nur als Geburtstagsgeschenke für die Ihrigen gedacht, eine Reihe von Schöpfungen, die wir zum Schönsten zählen dürfen, was die Scherenkunst hervorgebracht hat.

Die hier veröffentlichten Bilder, die uns eine Schwester der Künstlerin, Frau Studienratsdirektor Rapp in Tübingen, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat, sind in den Jahren 1865—72 entstanden. Sie mußten in unsrer Wiedergabe durchschnittlich etwa auf die Hälfte der Originalgröße gebracht werden. Die Auswahl ist nicht groß, gibt aber nach Inhalt und Formen einen genügenden Überblick über das Schaffen Emma Eggels auf dem Gebiet des Scheren-

Abbild. 7. Mephistopheles und Frau Martha

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 8. Der Feuerreiter
Nach dem Gedicht von Eduard Mörike

schnitts. Andre mögen vielseitiger, in Einzelheiten künstlicher, im Erfassen des Umrisses selbst, namentlich der menschlichen Figur, sicherer und gewandter gewesen sein. Die Figuren von Emma Eggel sind häufig etwas plump, sie lernte erst in den späteren Arbeiten, sie natürlicher und geschmeidiger zu gestalten; man vergleiche dafür z. B. den Reiter im »Erlkönig« (Abbild. 4) mit den Hexen (Abbild. 11). Aber welche Schere hat Werke der Dichtung poetischer, inniger, liebevoller aus dem schwarzen Papier gehoben? Nur wie ein Gesicht Dantes erscheint weit draußen der Dom von Florenz und das Stadttor, aus dem der Leichenzug Beatricens hervorgeht (Abbild. 1). Wie fein ist die rührende Kirchhofsszene aus Auerbachs »Barfüßele«

Abbild. 9. Der Feuerreiter
Nach dem Gedicht von Eduard Mörike

Nach der Zeit ein Müller fand — Aufrecht an der Kellerwand
Ein Gerippe samt der Mützen — Auf der hainern' Mähre sitzen.

nachempfunden: selbst die steinerne Madonna scheint von der offenen Kapelle her die verlassenen Kinder zu trösten. Durch Mittel, die ganz ihr Eigentum sind, weiß Emma Eggel etwa eine Höhe zu veranschaulichen (Faust und Wagner, die Auswanderer, Abbild. 6 und 10) oder Baulichkeiten geschickt nur anzudeuten (Abbild. 7 und 13). Wie prachtvoll ist der am Berg entlang zur brennenden Mühle hinjagende Feuerreiter nach der Einfachheit der Komposition (Abbild. 8); wie ausführlich dagegen ist die Schlußszene des romantischen Gedichts geschildert (Abbild. 9)! Die reizvollste Komposition aber, die Emma Eggel geschnitten hat, ist wohl Immermanns »Tulifäntchen« (Abbild. 12). Da sitzt der Riese Schlagadodro auf seiner berühmten gußeisernen Mauer vor seinem Schloß Brambambra und memoriert auf Geheiß der von ihm unschuldigerweise nur zu Lehrzwecken geraubten Prinzessin Balsamine aus Buttmanns griechischer Grammatik, wobei ihm seine Mohren Kühlung zufächeln müssen. Held Tulifäntchen aber ist schon in der Nähe und wird ihn zu Fall bringen, nicht in offenem Zweikampf, nein, nur durch Lösen eines geheimen Stifts an der eisernen Mauer.

An dieser entzückenden Schöpfung, die eine glückliche Künstlerhand so leicht nur in wenigen Stunden fast spielender Scherenarbeit hervorgebracht hat, könnte der Theoretiker eine Reihe von Gesetzen der Bildkomposition überhaupt entwickeln, im besonderen aber auch die Eigenheiten des Scherenschnitts erörtern. Denn diese eher der Bildhauerei als der Graphik verwandte Technik hat ihre eignen, dem Material entsprechenden Bedingungen. Man denke bei der genaueren Betrachtung dieser Bilder stets daran, daß sie aus einem Stück Papier geschnitten sind. Als ein zierliches, leicht verletzliches Gewebe hängt es in den Fingern der Künstlerin und wird unter dem Schnitt der Schere, die es immer feiner auflöst, hin und her gewendet.

Emma Eggel hat ihre Ausschnitte meist nicht aufgeklebt; um so empfind-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 10. Die Auswanderer. Nach dem Gedicht von Ferdinand Freiligrath

licher sind sie dadurch geblieben, aber um so mehr hat man Gelegenheit, die außerordentliche Feinheit des Schnittes zu bewundern. Ihre früheren Bilder zeigen auf der Rückseite keinerlei Vorzeichnung, erst bei den späteren deuten Bleistiftspuren an, daß sie den Entwurf mit wenigen Strichen vorher festlegte, doch ohne die Schere dann ganz streng an diese Linienführung zu binden.

Das Jahr 1872 brachte mit dem Tode des Vaters für Emma Eggel einen entscheidenden Wendepunkt. Die Familie zog nach Stuttgart und wohnte dort in demselben Hause wie Obertribunalrat von Walther, dessen Gattin Luise, geb. von Breitschwert, eine bekannte Scherenkünstlerin war. Sie hatte früher selbst den sehnlichsten Wunsch nach künstlerischer Ausbildung gehabt — er war ihr versagt geblieben. Mit um so größerem Verstehen nahm sich nun aber diese ausgezeichnete Frau des um zehn Jahre jüngeren Mädchens an. Auch der mit dem Hause Walther wie später mit der Familie Eggel nah befreundete Eduard Mörike machte seinen Einfluß geltend, und diesen vereinten Bemühungen ist es zu danken, daß Emma Eggel nunmehr — im dreißigsten Lebensjahre — die Stuttgarter Kunstschule besuchen durfte.

Um jene Zeit vollzog sich auch eine eigentümliche Wandlung in ihrer Scherenkunst. Ihre Arbeiten waren, wie schon erwähnt, in rein zeichnerischer Hinsicht viel besser geworden. Jetzt aber muß sie die Schattenschnitte von Paul Konewka gesehen haben, der ihr freilich in der Behandlung der Figuren überlegen war. Ihn selbst hat sie wohl nicht mehr kennengelernt, aber auch auf sie wirkte noch der nachhaltige Eindruck, den dieser Virtuose der Silhouette in Schwaben hinterließ. Er hatte kurz vorher einige Zeit in Stuttgart gelebt, wo auch seine Arbeiten verlegt wurden. Daß er gerade in den Kreisen, in die Emma Eggel bald darauf kam, wohlbekannt war, zeigt sein Bildchen von Mörike, an das viele sich erinnern werden: es stellt den alternden Dichter im Zylinder und mit geschultertem Schirm vor

Abbild. 11. Macbeth und die Hexen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gibt ihm wie als Symbol ein zartes Reh bei. Konewka war modern, berühmt, er wurde nachgeahmt. Und nun war die Möglichkeit gegeben, Arbeiten an die Öffentlichkeit zu bringen, zu verkaufen, und sie fanden dann besonderen Anklang, wenn sie in der Art Konewkas gehalten waren. Auch Emma Eggel ist dieser Versuchung unterlegen. Abbildung 11 zeigt das auf den ersten Blick. Über derlei Ornamenten stehen mit Schattenbildern. Aber sie hatte selbst wenig Freude mehr am Ausschneiden und gab es bald ganz auf. In richtigem Gefühl hat sie später immer ihre früheren Scherenschnitte viel höher geschätzt als diese letzten in Stuttgart entstandenen.

Ein solches Ende der Scherenkunst Emma Eggels wäre unerfreulich, wenn es zugleich das Ende ihrer künstlerischen Tätigkeit überhaupt wäre. Aber das Ausschneiden ist für

Abbild. 12. Aus dem komischen Heldengedicht »Tulifäntchen« von Karl Immermann

ja so viele seiner Figuren, seine Illustrationen zu Faust, zu Falstaff. Auch Abbildung 14 gemahnt an ihn. Die Motive von Emma Eggel werden nun klein, sie schneidet Bilder einfachster Art, Kinder, Tiere usw., und verwendet häufig Blumenranken, um den Figuren einen Boden zu geben, den sie früher doch so natürlich und ganz in eigner Weise gestaltet hatte. Sie veröffentlichte damals einige Schnitte in Zeitschriften des Verlages Hallberger (jetzige Deutsche Verlagsanstalt), auch illustrierte sie ein englisches Kinderbuch sie nur ein Vorspiel im Reich der Kunst gewesen. Die Unsicherheit, in die sie bei der Übersiedlung nach Stuttgart zunächst geriet, entsprang ihrem Gefühl, noch Anfängerin zu sein. Sie verkannte den Wert des bisher Geleisteten, weil sie noch so viele Arbeit vor sich sah. Jetzt boten sich ihr ganz andre Möglichkeiten künstlerischer Entwicklung, und sie erfüllten sich in schönster Weise. Zehn Jahre lang hatte sie in der Kunstschule ihr Atelier, unermüdlich arbeitend und lernend, zugleich auch schon lehrend. Sie kam als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 13. Legende aus dem »Trompeter von Säkkingen«
Frauen und Kinder lauschen den Erzählungen des heiligen Fridolinus

Malerin zu Ehren und Ansehen. Sie hielt Zeichen- und Malkurse ab. Sie unterrichtete die Tochter des Königs, Prinzessin Pauline. Die später als Schriftstellerin bekannt gewordene Tony Schuhmacher war ihre langjährige Schülerin. Befreundet war sie besonders auch mit dem Dichter und Gelehrten Friedrich Natter, der ihr und ihrer Kunst großes Verständnis entgegenbrachte. Etwa von 1884 ab bis zu ihrem im Jahre 1890 nach ganz kurzer Krankheit viel zu früh erfolgten Tode war sie stets in der Stuttgarter Permanenten Kunstausstellung und im Kunstverein mit Bildern vertreten, die sehr günstige Aufnahme fanden und z. B. im »Schwäbischen Merkur« glänzend besprochen wurden. Sie malte Bildnisse, Genrebilder, Stilleben. Gerühmt wurden vor allem ihre Bilder zur altdeutschen Mythologie, z. B. eine Gudrun, eine Jagd Wotans. Am besten lag ihr die Historienmalerei, in der sich ihre Begabung für Komposition am reichsten entfalten konnte. Ganz erstaunlich ist auch ihre Beherrschung der Farbe. Sie verkaufte gut und erhielt große Aufträge. So führte sie im Stuttgarter Karls-Gymnasium Fresken aus, spielende antike Knaben in unerschöpflich wechselnder Belebung. Ja, sie malte sogar ein Altarbild und ein Deckengemälde für eine Kirche.

Die Bedeutung Emma Eggels als Malerin konnte hier nur kurz angedeutet werden. Sie hat ohne Zweifel viel erreicht und Vortreffliches geleistet. Vielleicht wäre ihr noch größerer Erfolg beschieden gewesen, wenn ihre starke, aufs Große gerichtete Anlage schon in jüngeren Jahren zu künstlerischer Ausbildung gekommen wäre. Schwerlich hätte sie dann die zierliche Scherenarbeit so lange und treu gepflegt. So aber hat sie auf diesem engeren Gebiet, das man nicht verachten soll, kleine Kunstwerke geschaffen, bei denen man an das feine Wort ihres Freundes Eduard Mörike denken mag:

Was aber schön ist, selig scheint
es in ihm selbst.

Abbild. 14. Ganymed

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Magdalene und ihre Mutter

Von Olga Kröger

Jetzt endlich ist er im Hause, der Briefbote — schon im ersten Stock — jetzt im zweiten. Bis zur letzten Tür geht er zurück und läutet — ach, eine Ewigkeit! Schläft man dort noch? Nun wird die Tür geöffnet. Man hat sich nur nicht beeilt, den Steuerzettel oder was sonst persönlich überreicht werden muß, in Empfang zu nehmen. Aber jetzt — er geht wieder vorwärts! Die Steinfliesen hallen seine Schritte wider. Jetzt setzt er den Fuß auf die Treppe, und dann sieht Frau Körény, die sich gespannt über das Geländer des dritten Stocks beugt, dem Manne auf die straffe Mütze und den gebückten Rücken, wie er langsam wieder abwärtsgeht.

Die Spannung in ihrem Blick ist erloschen. Sie geht mit müden Schritten in ihre Wohnung zurück. Wieder nichts!

Nein, sie will noch nicht ungeduldig sein. Es ist der vierzehnte Tag, seitdem sie schrieb. Sieben Tage hin, sieben zurück, das ist in dieser Kriegszeit wohl möglich. Weit, weit ist der Weg von Wien nach der Mark Brandenburg geworden! Und dennoch, sie wartet so sehnsüchtig schon all diese letzten Tage, obwohl — ja, obwohl sie früher, als Arpad noch lebte, die Mutter schier vergessen hatte. Denn ihre Mutter ist es, von der sie nun schon tagelang mit steigender Spannung einen Brief erwartet.

Mutter war immer leicht und schnell beim Schreiben. Frau Magdalene sieht sie vor sich, nachdem sie bei ihrer Hausarbeit den Weg einer Zeit von zwei Jahren Schritt für Schritt zurückgedacht hat. Mutter war auch sonst eine bewegliche Frau trotz einem Buckel voll Alltagssorgen. Ihre Kraftnatur strömte Frohmut aus, aber — aber auch Grundsätze. Und wie sie die hinstellte! Da schien nichts so ehern. Nein, Mutter und Arpad, in alle Ewigkeit hätten diese beiden nicht miteinander klingen können. Aber sie, Magdalene, mußte sich entscheiden. Arpad, den sie liebte, hatte sie nötig. Sie konnte nicht warten, bis die Mutter ihre Grundsätze umwerfen würde. Und deshalb mußte sie sich ohne ihren Segen behelfen. Es war nicht leicht. Sie verschwieg es Arpad, der ihr ohnehin ein wenig weich schien, wie schwer es war, mit den Gedanken an vorwurfsvolle Mutteraugen Hochzeit zu feiern.

Wie temperamentvoll hatte Mutter Einspruch erhoben, als sie, Magdalene, die an kindlichen Gehorsam Gewöhnte, plötzlich ihren Entschluß kundtat, Arpad Körény zu heiraten! »Was weißt du von ihm?« hatte die Mutter gefragt, der nicht nur die kurze Dauer ihrer bei Berliner Freunden geknüpften Bekanntschaft, sondern auch Arpads Zugehörigkeit zu einem fremden Volksstamm und einer fremden Religionsgemeinschaft die heftigsten Bedenken erregte. »Was weißt du denn von ihm? Und sagst du nicht selbst, daß er als Mann ein viel zu leicht bewegtes Gemüt hat, sich auch leichter von den Schönheiten als von den Nützlichkeiten des Lebens fesseln läßt? Ich kann und kann es nicht gutheißen. Mit meinem Willen folgst du ihm nicht!« Und ohne Mutters Willen war alles viel schwerer, legte sich auf die Festzeit ihres Menschseins ein Schleier, der alles dämpfen wollte. Sie war mündig und nahm Abschied von den Freunden, Bekannten, den Geschwistern und der Mutter, deren Widerstand vor diesem Unerwarteten verstummt war, die aber grollte wie ein entthronter Machthaber und Arpad, den sie flüchtig kannte, durchaus nicht sehen wollte. In Berlin, wo er sein Geschäft betrieb, ließ sich Magdalene ihm auf dem Standesamt antrauen. Und seine Liebe sah sich vor der Aufgabe, den Flug so hoch zu nehmen, daß sie außer dem Muttersegen nicht auch die Kirchenglocken entbehrte.

Armer Arpad! Welch grausame Sparmeisterin, welch verbohrte Moralistin hattest du dir aufgeladen, die mit einem ganzen Füllhorn voll anerzogener lebensfeindlicher Grundsätze zu dir kam und es nicht wagte, ihr Herz der Wonne aufzuschließen. Daß du doch mit Langmut immer wieder die echte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Liebe deines Weibes unter all dem hervorsuchen mochtest! — Als dann der Krieg ausbrach und Arpad plötzlich nach Wien zurück mußte, ging sie als wahre Tochter ihrer Mutter ohne einen Versuch zur Verständigung und überließ es den Bekannten, die Mutter von dem Wegzug in Kenntnis zu setzen.

Daran hatte der Krieg nichts ändern können. Nur etwas andres hatte er bewirkt: daß sie um Arpads Besitz zu zittern begann und es nicht mehr fertigbrachte, ihm auch nur eine Stunde zu trüben ...

So weit ist Frau Magdalene in ihren Gedanken gekommen, die ihre kleinen Hantierungen begleiteten, aber der Schlag der nahen Kirchenuhr schreckt sie auf, und ein wenig hastig befestigt sie auf ihrem blonden Haar den Witwenschleier.

Nahe dem Hause ihrer Schwiegereltern, wo sie heute zu Mittag essen soll, hält ein schmächtiger Knabe in frostblauen Händen halbverwelkte Blumen ihr entgegen. »Christrosl'n, kaufen S' Christrosl'n!« Und als sie nahe genug bei ihm geht, fügt er mit leiser, zager Stimme hinzu: »Daß ich auch ein' Suppen hab.« Doch sie ist bei ihrer hastigen Gangart währenddes schon vorbei. Die Worte sind ihr ins Herz gedrungen, wie noch selten welche. Sie sind ohne Zweifel mit schwerster Überwindung herausgestoßen worden. Umkehren? — Kann man jedem Eckensteher etwas abkaufen? Und spät ist es auch schon. Aber sie kommt nicht recht vorwärts. Aus irgendeinem Winkel ihrer Seele hört sie: den Brief, den du ersehnst, verdienst du nicht. Dieser Junge hat keine Suppe, du darfst das seinem spitzen Gesicht glauben; du willst essen gehen und wirst reichlich bekommen. Langsam geht sie um eine Kirche herum und steht dann, innerlich verlegen, wieder vor dem Buben, der immer noch ohne Erfolg seine unansehnlich gewordenen Sträußchen darbietet. Sie zahlt ihm fünf und nimmt dann eins, damit er auch gegeben hat. In seine Augen kommt ein kleiner Frohschein, aber es ist so bitter kalt. Er duckt den Kopf in die Schultern, und dann streckt er wieder die Hand mit den Sträußchen aus. Seine Lider fallen halb über die tiefgesunkenen Augen und scheinen so müde, als lähme sie schon das Gespenst des Erfrierens.

Das denkt Magdalene im Weitereilen. Und wie es uns allen geht, fühlt sie den Wunsch, zu helfen, und verzichtet doch von vornherein mutlos darauf, auch nur den Versuch seiner Verwirklichung zu machen.

Bei Körenys ist es übervoll wie jeden Sonntag. In den drei engen Vorderstuben bewegen sich Kinder, Schwiegerkinder und Enkelkinder überaus lebendig durcheinander. Ein Schwall von Worten, halb deutsch, halb ungarisch, sinkt nicht einen Augenblick. Nur die vielen handfesten und schallenden Liebkosungen, die einzelne Sippschaftsglieder einander applizieren, vermögen den Lärm der übrigens aufs freundlichste gepflegten Unterhaltung noch zu übertönen.

Magdalene bereut es fast, noch einmal hergekommen zu sein. Heimlich hat sie dabei ihren Abschied von Arpads Familie nehmen wollen. Für immer. Denn von ihm ist hier nichts. Von Essen und Trinken, Kriegsgewinn und -verlust ist die Rede, nicht von Arpad, der im feindlichen Feuer fiel. Und sein Wille war es auch nicht, daß sie gegen ihr Empfinden mit seiner Familie Gemeinschaft halten solle.

Sie geht ins Schlafzimmer, wo sie ihre Überkleider ablegt. Es ist diesmal nicht leer. Im Fensterwinkel sitzt Billa, Arpads sechzehnjährige Schwester, mit aufgestützten Armen und sieht ihr still und traurig entgegen. »Warum bist du denn hier?« fragt Magdalene erstaunt. Sie wundert sich, eine von den Körenys abseits für sich zu sehen. Und Billa weint. Sie weint um Arpad. Sie hat das oberflächliche Reden der andern nicht mehr ertragen können. Es war ja Arpad gewesen, der ihre ernsthafte Kinderseele immer verstanden hatte, der mit ihr von schönen und guten Dingen und Gedanken sprach und half, wenn sie sich irgendwo festgegrübelt hatte. Wie sie ihn entbehrt! Und sie will sich an Magdalenens Schulter Trost holen. Doch Magdalene entzieht sich dem. Über die drinnen ist sie empört, über Billas Wesen aber auch nicht erfreut. Was hat sie sich gar so zu gehaben! Hat Arpad ihr gehört? Nein, nur sie selbst ist durch seinen Tod beraubt, nur sie selbst hat ihn hergeben müssen. Und mit ein paar kühlen Worten verläßt sie das enttäuschte Mädchen.

Das Verlangen nach dem Brief lockt sie frühzeitig heim. Vielleicht? — Aber der Briefkasten ist leer. Und auch die Wohnung ist so leer. Wie leer ist überhaupt dieses Leben geworden!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beim Schlafengehen sind ihre Gedanken nicht wie sonst bei Arpad, sondern bei seiner Schwester. Und wieder muß sie sich sagen, daß sie den Brief nicht verdiene. Ist sie nicht kleinlich und engherzig in ihrer Eifersucht? Ist es denn verwunderlich, daß die kleine Billa ihrem Bruder so innig zugetan war, der sich immer gern mit dem Kinde beschäftigte, das gleich ihm der übrigen Familie so unähnlich war? Sie beide hatten ein geistiges Erbteil ihrer verstorbenen Mutter erhalten. Aber ganz gewiß hätte er auch Billa aufgegeben, wenn es um sein Weib gegangen wäre.

Magdalene fühlt, daß sie, obgleich sie allein ist, vor Scham errötet über ihr Betragen, das sie der kleinen Schwägerin bezeigte. Und sie überwindet sich und faßt den Entschluß, mit Billa vertrauteren Umgang zu pflegen. Bald danach ist sie leicht und wohlig eingeschlafen.

Der nächste Morgen hat nicht das kleinste Sonnenfünkchen mit auf den Weg bekommen. Fest eingehüllt ist er in graue Nebelwolle und hat nicht einmal einen Arm frei, um an die Häuserfenster zu klopfen. Leute wie Magdalene, ohne Pflichten und Geschäfte, schlafen lange, und wenn sie schließlich erwachen, können sie sich nicht entschließen, sich für einen so grauen und toten Tag zu rüsten. Wie Magdalene auf die Uhr sieht, ist die Postzeit vorüber. Niemand hat geläutet, also wieder nichts! Halb wachend, halb wieder im Traum, verbleibt sie noch im Bett.

Schließlich öffnet sie wieder die Augen, und es fröstelt sie. Es ist, als ob die tropfende Feuchtigkeit von draußen hereingekrochen wäre. Jeder Atemzug nimmt sie widerwärtig auf. Sie erhebt sich und sieht, daß die Sonne herausgeglitten ist aus den grauen Wänden, daß sie wie ein angeglühter Mond aussieht und mit ihrer oberen Hälfte rittlings auf dem Dachfirst der nahen Kirche sitzt.

Draußen ist es so unfreundlich. Warum soll sie hinaus? Aber in der Wohnung kommt sie vom Grübeln nicht los und vom Sehnen. Sie fühlt deutlich, daß es Zeit ist, ihrem Leben einen neuen Pflichtenkreis zu geben, wenn sie sich nicht verlieren will in der Trauer um Arpad; aber sie ist nicht fähig, etwas zu beginnen, das volle Hingabe braucht, bevor die Mutter nicht geschrieben hat.

Eines Tags, als sie beim Heimkommen von der Leere ihrer Räume bis ins innerste Herz gepackt und geschüttelt wurde, hat sie das Verlangen nach einer Verständigung mit der Mutter erfaßt. Und seit sie schrieb, wartet sie leidenschaftlich, unter Schmerzen. Heimzukehren hat sie nicht im Sinn. Sie will sich von dem Orte ihrer Ehe noch nicht trennen. Ein Wort nur will sie von ihrer Mutter. Sie kann es nicht länger ertragen, ganz allein zu sein auf dieser Welt.

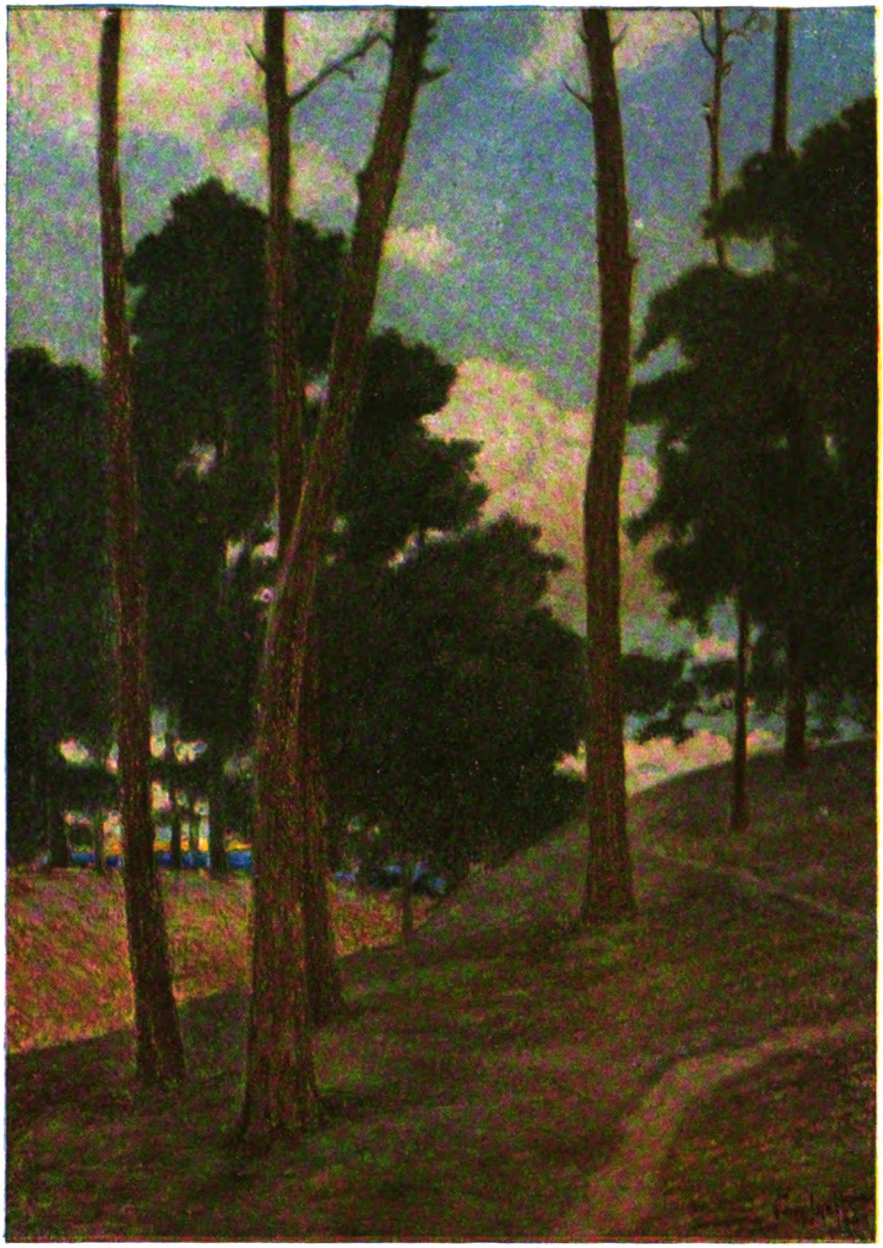
Wie sie den Geliebten entbehrt! Und niemals wieder sollen sie ihre, wie sie glaubten, nur ihnen eignen Zärtlichkeiten tauschen können! Niemals mehr wird er ihr, der oft sich Ereifernden, mit liebe- und gütevollen Augen zulächeln! Niemals wieder werden sie miteinander für ihre Zukunft planen. Oh, dieses Niemals ist ja das Unerträgliche!

Ihren ganzen Weibesschmerz hat sie der Mutter geklagt. Sie hat ihr mehr gegeben, als sie ihr zuvor entzogen hatte, ein Überfließen war es gewesen, wie es nur in der besonderen Stunde gedeiht. Soll sie das nun bereuen müssen? Will Mutter es immer noch nicht wissen, daß sie damals, als sie ging, nur tat, was sie mußte?

Weinend geht sie herum zwischen ihren Wänden. Nicht das erstemal. Die schlichten, schönen Möbeln, die ihr Nest gewesen, haben keine Sprache, sie zu trösten. Der graue Tag, der seufzend hereinsieht, kann nur mit ihr weinen. Die sparrigen Bäume vorm Fenster, die Krähen, die sie bevölkern, höhnen ihr weinendes Gesicht, das trostlos zu ihnen hinaussieht. — —

Oh, welch ein gespenstischer Spätnachmittag ist es geworden, als Magdalene sich endlich entschließt, ihr einsames Mittagsmahl zu nehmen. Und wie sie sich niedersetzt, fällt ihr der frierende Knabe mit den Christrosen ein. Eine Suppe, das war sein sehnlicher Wunsch. Der Magdalene will's nicht schmecken, sie steht bald wieder auf. Eine besondere Unruhe ist in sie gekommen, die nichts mit Arpad zu tun hat. Ihr ist, als hielten ihre hübschen Räume sie wider ihren Willen gefangen. Ihre liebsten Bücher sagen zu ihr: Daß du mich nicht nimmst, ich hab' ja nichts für dich! Der Flügel ist seit Monaten verschlossen. Und Arpads Briefe wiederzulesen, die eine ganze Schreibtisch-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Oswald Gette: Waldſtimmung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

labe füllen, traut sie sich nicht. Noch nicht. Kaum wagt sie einen Blick auf sein Bild zu werfen. Seine Augen sprechen ein wenig von der Weichheit seines Gemüts, die niemals Schwäche wurde, sein Mund von Zärtlichkeitsverlangen, seine Stirn jedoch von durchgeistigter Männlichkeit. Diese Dreiheit, wie sie die in ihm geliebt hat! Aber sie steht ja richtig wieder vor seinem Bilde! Wenn die Mutter sie so zerflossen sähe, von der sie erwartet, daß sie sie als Gleichberechtigte behandelt, gleichberechtigt dieser Tatkräftigen!

Hinaus in den Regen, das wird sie strafen! Und planlos wandert sie und kommt allmählich in die unansehnlichen Straßen der ärmsten Bevölkerung. Sie merkt es kaum. Aber etwas fällt ihr schließlich auf: daß an mehreren Stellen dichte Reihen von Menschen stehen, Frauen, alte Männer und Kinder. Ach, viele Kinder! Die Schuhe schadhaft, das Gewand zerrissen, Gesicht und Hände schrundig von Regen und Kälte. Hier und da schiebt sich die Prozession mit einem heftigen Ruck vorwärts, wenn der Wachmann an der Spitze, ein seltsamer Vorbeter, endlich wieder einmal ein paar Reihen in den schwarzen Kohlenkeller hat einsteigen lassen können, aus dem sie, wenn's gut geht, mit einem Viertelzentner der im dritten Kriegswinter so bitter kostbar gewordenen Kohlen wieder aufsteigen.

Magdalene steht und schaut. Und wie sie steht, rottet sich der letzte Haufen dieser mühselig Wartenden plötzlich zusammen. Sie tritt hinzu. Das Ganze hat sie seltsam aufgeschreckt. Und nun sieht sie ein etwa achtjähriges Mädchen mit geschlossenen Augen an der Mauer lehnen. Es sitzt auf einem Kohleneimer, das blasse Gesichtchen sieht alt und kummervoll aus. Die dünnen Beinchen stecken in viel zu großen Zeugstiefeln mit klobigen Holzsohlen. Ein alter Mann, der ihre starren Hände reibt, sagt: »Vier Stunden steht's. Heim traut's sich nimmer ohne Kohlen, und ein' Stund wird schon noch hergehen, bis daß 's was 'neinkriegt in'n Kübel. Leut', was Warmes, wann wir hätten, für's arme Hascherl!« Magdalene hört's. Sie sieht, wie die Frauen zögern und sich gegenseitig mustern. Erstens kostet's was, zweitens möchte keine ihren Stand aufgeben, dem sie schon viele Stunden geopfert hat.

Magdalene fühlt wieder den Wunsch, zu helfen, und wieder geht sie mutlos weiter. Sie mag nicht dazwischentreten. Daß alle sie ansehen, beobachten und kritisieren, wenn sie sich ungeschickt benimmt, was doch sicher der Fall sein würde! Wenn Billa bei ihr wäre! Die hat das ihrer Familie eigne rasche Erfassen und Zugreifen. Die wüßte sich hier zu helfen, und ihr warmes Herz hätte sie sogleich gedrängt. Doch Billa ist nicht bei ihr. Sie hat ihr noch nicht einmal gezeigt, daß sie ihr gut sein will, wie sie sich's vorgenommen.

Billa ist nicht da. Das Kind braucht etwas Warmes. Soll sich vielleicht erst der Wachmann darum kümmern müssen? Nein, nein, sie geht ja schon. Wieder einmal voll Scham zurück!

Die Kleine, die aus ihrer Starrheit ermuntert ist, weint, denn man will sie nach Hause schicken aus Furcht, daß sie völlig erliegen könne. Aber sie will nicht ohne Kohlen heim. Schon gestern haben sie gefroren und kaltes Wasser zum Brot getrunken. Die Umstehenden reden alle durcheinander. Einige bejammern die Kleine, einige die ganze Welt, einige beginnen zu schimpfen auf den Krieg, auf alles.

Magdalene tritt still zu einer jungen Frau, die sauber und gut aussieht. Sie will ihr Geld geben mit der Bitte, aus dem nahen Volks-Café etwas Warmes für das Kind zu holen. Und als auch diese Frau zögernd entgegnet: »Jetzt bin ich bald vier Stunden vom Hause fort, und hab' doch die kleinen Kinder dort gelassen«, sagt Magdalene: »Ich will für Sie stehen, bis Sie wiederkommen, die andern werden schon einverstanden sein.« Und die andern sagen: »Na, freilich.« Und es fällt ihnen nicht ein, daß sie schon lange eine aus ihrer Mitte hätten fortschicken können und ihr den Platz dann halten. Freilich hätte noch das Geld gefehlt. Der Magdalene aber, wie sie so steht im Zuge, fällt noch etwas andres ein: warum ist sie nicht selber ins Volks-Café gegangen? Wie sie sich jetzt kennenlernen muß! Darf sie sich zu gut dünken für etwas und es dann einer andern zumuten?

Sie sucht mit den Augen das Kind. Da steht es ja, ganz nah. Und als sie die junge Frau mit einer dampfenden Schale zurückkommen sieht, beugt sich Magdalene schnell zu ihm nieder. »Willst du morgen eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

warme Suppe bei mir haben? Alle Tage, ja?« Sie nennt ihr Straße und Nummer, und die Kleine wiederholt verständig und mit lebhaftem Nicken. Und wie Magdalene sieht, daß sie sich den Tee selbstvergessen schmecken läßt, eilt sie fort, nach Hause.

Es hungert sie, hat sie doch ihr Mittagessen nicht genommen. Und ein wässeriger Schnee rieselt für und für vom abendlich verdunkelten Himmel. Wie unangenehm das ist, mit leerem Magen frieren! Und die Kleine soll vielleicht noch eine ganze Stunde stehen müssen! Wie sie den Arpad erbarmt hätte! Ach Gott, schon längst wäre es ihm bewußt geworden, daß der Krieg sich nicht mehr übersehen läßt, wie sie es in der schreckhaften Sorge um ihr Glück versucht hatten, denn er schloß sich weiter und bedingungsloser auf als sie.

Aber von morgen an wird die Kleine ihr warmes, kräftiges Mittagsmahl haben. Heimgekommen, geht Magdalene sorglich in die Speisekammer, um zu sehen, was da ist für morgen. Dann läßt sie sich ihr Nachtmahl schmecken, und bald darauf ruht sie aus von diesem Tage. Ganz tief schläft sie und hat nicht einmal des Briefes gedacht.

Der Briefkasten ist leer und bleibt's auch vorderhand.

Magdalene sieht es wohl, wie sie vom Einkaufen am Vormittag heimkommt, bei dem sie viel mehr Zeit zugebracht hat, als sie wollte. Gründlich hat sie's auch dabei gemerkt, daß Krieg ist. Als es für sie allein zu sorgen galt, hat sie halt genommen, was sie hatte und leicht bekam, jetzt heißt es mit dem gleichen Wirtschaftsgelde für zwei sich einzurichten, und vielleicht — der arme Blumenknabe geht ihr nicht aus dem Sinn. Wenn auch der eine warme Mahlzeit an jedem Tag hätte!

Auf das Mädchen muß sie seltsam lange warten. Es wird ihr alles kalt, was sie sorglich gerichtet hat. Sie selber bekommt Hunger und sagt sich schließlich mißvergnügt, daß das Kind nicht kommt, daß man es vielleicht nicht gehen läßt.

Jetzt erst bedenkt sie, daß es irgendwo ein Zuhause hat, und daß es ratsam gewesen wäre, den kleinen Mittagsgast von dort zu erbitten. Wie darf sie glauben, so einfach über ein wenn auch armes Kind verfügen zu können! Ach Gott, es heißt, etwas ganz Neues lernen! Der Lehrmeister ist aber heimlich in ihr selber erstanden.

Also heute soll sie noch allein sich zu Tisch setzen?

Doch dann scharren plötzlich ein paar schwere Schuhe lange und umständlich auf der Draußenmatte, und wie sie die Tür öffnet, steht es vor ihr, das Mariel.

Nach ein paar Tagen streckt auch der Blumen-Toni seine mit Fetzen umwickelten Beine unter Magdalenens Tisch.

Es war nicht so ganz leicht, ihn einzuladen. Als sie ihn dabei nach seinen Eltern und deren mutmaßlicher Meinung fragte, antwortete er ein wenig barsch, er habe nie welche gehabt, und den »andern« sei alles egal, er habe sich seine Suppe schon lange selber zahlen müssen, und so sei's ihm auch am liebsten. Sie hatte sich richtig aufs Bitten und Überreden verlegen müssen.

Sie essen zu dritt. Aber die Kinder sind in den ersten Tagen sehr still. Magdalene redet auch nicht viel. Sie haben alle drei Zeit nötig, sich in dies Neue hineinzufinden.

Magdalene füllt fleißig die Teller nach. Die Kinder sind rechte Straßenkinder, grauslich ungepflegt; aber vorderhand läßt sie sie kommen und essen, wie sie sind. Wenn die armseligen Gestalten ein wenig kräftiger geworden sind, wird sie sachte anfangen, an ihnen herumzuputzen und unmerklich zu erziehen.

Der Toni schaut sich bald fleißig in der Stube um, und immer wieder bleibt sein Blick mit besonderer Freude an Arpads Bild hängen. Magdalenens Augen folgen ihm, und der Toni wird ihr lieb.

Bald werden sie alle miteinander vertrauter, und Magdalene freut sich auf die Mittagszeiten.

Jemanden braucht sie, mit dem sie von diesem neuen Leben sprechen kann. Wer wäre besser dazu geschaffen als Billa, die freudig die Kränkung von damals vergessen hat und mit heißem Herzen an Magdalenens Leben Anteil nimmt. Sie plaudern jetzt oft miteinander, und Magdalene staunt, wie ernsthaft die Kleine sich mit sozialen Dingen beschäftigt, und wie traurig sie ist, daß man sie für die Ausbildung und das Amt einer beruflichen Fürsorgerin noch zu jung hält. Sie weckt auch in ihrer Schwägerin das Verlangen nach einem größeren Wirkungskreise in diesem Sinne.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Aber nicht auf Kosten der Lebenserleichterung, die ich jetzt dem Toni und Mariel gewähre. Mir ist, als wären sie mir eigens an die Hand gegeben worden,« sagt Magdalene.

Aber auf den Brief wartet sie doch auch wieder sehnsüchtig. Jetzt, da sie sich mit so manchen bitteren Begleiterscheinungen des großen Kampfes vertraut gemacht hat, ist ihr die Sorge gekommen, daß auch die Mutter darunter leiden könne. Vielleicht ist sie krank. Aber Billa redet es ihr aus. Man hätte in diesem Fall doch versucht, Magdalenens Aufenthalt zu erkunden. Es gäbe doch Mittel und Wege dazu. Und dann sagt sie mit ihrem kindlichen Ernst: »Schau, Magdalene, du hast deine Mutter doch zwei Jahre auf Nachricht warten lassen!«

»Aber Mutter«, sagt Magdalene, »Mutter bringt das nicht fertig nach meinem Briefe. Mutter ist halt — Mutter.«

Über diese Worte muß sie dann, wie sie allein ist, nachdenken. Ist es nicht zuviel, was sie als Kind verlangt? Und woher weiß sie so genau, was in einer Mutter vorgeht, sie, die kein Kind hat? Weiß sie es?

Sie ahnt es. In ihrer Liebe zu Arpad ist ihr diese Ahnung gekommen. Auch das weiß sie: bei aller kindlichen Liebe zur Mutter würde sie, wenn sie noch einmal vor der Entscheidung stände, wiederum dem Arpad anhangen. Und zumeist vielleicht darum, weil sie durch die Liebe außer allem auch erfuhr, was es heißt, die heimliche Krone der Mütter zu tragen. In ihren reichsten Stunden war sie ihm Geliebte und Mutter zugleich.

Das wird ihr alles erst nun recht bewußt, und in demselben Augenblick kommt ihr auch zum ersten Male ein volles Verständnis für das, was sie ihrer Mutter angetan, als sie sie zwei Jahre lang in Zweifel und Sorge ließ. Wäre sie doch da, oder auch nur ein Brief!

Nebenan sind ihre beiden Tischgäste noch mit Nüsseknacken beschäftigt. Sie halten gute Kameradschaft, und Toni wäscht seit ein paar Tagen seine Hände, wie es Mariel tut. Er knöpft auch seine Jacke ordentlich Knopf für Knopf zu. Aber das ist so ziemlich alles, was er zur Salonfähigkeit seines Äußeren beitragen kann. Magdalene wird ihm mit der Zeit zu einem guten, starken Gewand verhelfen. Und eine Arbeit wird sie ihm verschaffen, die er ohne Gesundheitsschädigung verrichten kann, und bei der er doch so viel verdient, daß man bei ihm zu Hause zufrieden sein wird. Billa weiß etwas für ihn. Wenn er erwachsen ist, wird es wohl möglich sein, ihn in eine Lehre zu geben. Mit dem Gewand wartet sie nur, bis sie wirklich vertraut miteinander sind. Er hat auf seine Art etwas Stolzes an sich, das sie respektiert. Dem Mariel würde sie viel unbedenklicher ein neues Röckchen überziehen, aber es soll keins bevorzugt werden.

Plumps — macht's draußen im Briefkasten. Die Kinder rufen.

Und schon hält Magdalene etwas in der Hand, einen dicken Brief von der Mutter. Es erregt sie so, daß sie vergißt, die Flurtür zu schließen. Die Kinder sitzen mäuschenstill am Tisch, gleichsam andächtig. Magdalene bricht mit fliegenden Fingern den Brief auf. Als erstes weht ihr ein grünes Zettelchen entgegen, eine Zensurbemerkung, darauf steht: Weil zu lang, Beförderung verzögert! Darum, also darum!

Ach, du, Mutter! Sechzehn Seiten, unglaublich! Und alles sofort geschrieben, im Überschwang. Mit heißen Wangen liest Magdalene und liest und liest. Nein, so ein Mutterbrief!

Sie merkt es nicht, daß die Kinder auf einmal anfangen, auf ihren Stühlen hin und her zu rücken. Sie sieht es nicht, daß durch die offene Flurtür eine ältere Dame mit verwundertem Lächeln hinzutritt. Dann aber reißt plötzlich etwas in ihr sie hoch, noch ehe die Mutter sprechen kann, und vor Schreck und Freude erblaßt, fällt sie ihr um den Hals.

»Liebes, böses Kind!« sagt die kleine Mutter immer wieder zu ihrer hochgewachsenen Tochter hinauf. Und dann wischt sie ihr die Tränen ab und setzt sie auf einen Stuhl.

Wie die Kinder ihre Augen brauchen und doch nicht ergründen, was das bedeutet: die frische alte Dame und ihre fassungslose Frau Körény! Da hebt diese den Kopf und sagt mit einem Anflug von Strenge: »Aber nicht wahr, Mutter, mein Arpad — —« Über die Augen der Mutter huscht gedankenschnell ein Schatten. Dann aber lächelt sie und sagt: »Er ist in deinem Herzen der erste, und er verdient es.« Und wie sie fühlt, daß es noch nicht das ist, was Magdalene erwartet, fügt sie hinzu: »Du tatest ja recht, mein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kind, nach deiner großen Liebe zu handeln. Nur du kanntest Arpad und wußtest, was Euch nottat.«

Da sieht Magdalene freudig auf: »Jetzt bin ich tief in deiner Schuld, Mutter.« sagt sie, aber es klingt nicht nach Druck und nach Bedauern. »Dein Brief war ja voll überfließender Liebe, aber — —«

»Nun ja, er war närrisch. Ich dachte dich trotz deiner Warnung mit meinen Muttergefühlen trösten zu können. Wenn du wüßtest, Kind, was da aufgespeichert ist! Aber als der Brief fort war, kam mir erst das richtige Verstehen für das, was du von deiner Mutter wolltest. Und als ich endlich den Paß und alles Nötige beisammen hatte, begann meine drei Tage und drei Nächte lange Fahrt zu meinem abtrünnigen Kinde.«

»Nein, nein,« wirft Magdalene lächelnd ein. Es ist ihr so wohl, wie seit langem nicht. Und sie sträubt sich nicht mehr dagegen, daß sie es als den Frieden des heimgefundenen Kindes empfindet.

»Was ich besonders auch wollte,« fährt die Mutter fort, »war, dich deiner trauervollen Einsamkeit entreißen, dich bewegen, mit mir heimzukommen, dieweil« — sie sieht wieder fragend und verständnislos auf die Kinder.

»Dieweil findest du mich gar nicht einsam. — Aber, Kinder, geht nach Hause,« sagt Magdalene freundlich zu Mariel und Toni. »Morgen kommt ihr wieder wie alle Tage. Weil meine liebe Mutter gekommen ist, wird's was Extragutes geben.« Und die Kinder entfernen sich mit stillem Gruß.

»Wirst du mit mir kommen?« fragt die Mutter erwartungsvoll. Sie legt dem Verkehr mit den beiden Kindern weiter keine Bedeutung bei. »In die Heimat zurück?« fragt sie mit unbewußtem Lockton.

»Nein, Mutter. Hier bin ich Arpad näher. So ist mir wenigstens. Er ist mir ganz nahe, wenn ich diese so arg vernachlässigten Kinder speise, die viel zu zart sind, um auf die Dauer bei der Kost bestehen zu können, die sie jetzt zu Hause haben. Sie sind alle beide schon so sehr entkräftet, daß ihnen auch mit einer Aufnahme in irgendwelche Wohlfahrtsanstalt nicht gedient wäre. Sie brauchen jemand, der mit Liebe und Verständnis sie vor allem nährt und dann auch pflegt. Arpad ließ mich ohne Geldsorgen zurück, es reicht schon auch für meine Kriegsgäste.«

»Ich staune, Magdalene —«

»Weil mir Schmutz von der Straße früher ein Graus ohnegleichen war. Aber Arpad hätte mir am liebsten jedes weinende Straßenkind ans Herz gelegt, daß ich es labe.«

»Und ihr beide habt einander so völlig, so ohne alle Reibungen zu Gefallen gelebt?«

»Ohne alle Reibungen? O nein, oder doch nicht gleich. Auch seine Straßenkinder wollte ich nicht. Aber trotz allem, was wir aus unsrer Ehe gemacht haben, das war so schön und so stark, daß die Führung meines Lebens in dieser Linie weitergehen muß. Und da Arpad nicht mehr ist, muß sie in meiner Hand allein liegen. Das verstehst du, ja, Mutter? Sag', daß du es nicht mehr als Kränkung nimmst, denn anders würde mir die Hälfte meiner Kraft genommen, die ich jetzt brauchen möchte. Jetzt erst habe ich unsrer Zeit ins Gesicht gesehen. Jeder Mensch, vor allem der gesunde, unabhängige, hat jetzt seine Aufgabe.«

»Du bist mein liebes, tapferes Kind,« sagt die Mutter gerührt, »aber du darfst deine Mutter nicht wieder so ganz und gar vergessen.«

»Sag', Mutter, du könntest ja bei mir bleiben, wenn du daheim abkömmlich bist, wenigstens längere Zeit.«

»Oho, was du klug bist, meine liebe Lene!« ruft die Mutter mit blitzenden Augen. »Glaubst du wirklich, ich hätte daheim nicht schon längst meine Kriegsaufgabe? Drei Tage höchstens kann ich dir geben. Und dann, mein Kind, dir mit gefalteten Händen zuzuschauen, dazu ist deine Mutter noch nicht alt genug. Vielleicht später. Vorläufig wollen wir beiden Eigenköpfe noch ein wenig für uns bleiben, jede bei sich. Ich glaube, dann werden wir uns prächtig verstehen.«

»Nun also!« ruft Magdalene und umfaßt ihre Mutter mit einem so herzlichen Lachen, wie es ihre Räume seit Arpads Tod nicht mehr gehört haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Kunst und Künstlern

Oswald Gette: Waldstimmung; Gletscherſee — Richard Hoffmann-Siegen: Am Waldrand — Otto Thiele: Blumenhalle — Richard Hoelſcher: Heſſiſche Kinder-truppe — Hermann Lindenſchmit: Bertha — Emil Orlik: Erinnerung an Magelang — Erich Büttner: Bildnis des Dichters Arno Holz — Martin Froſt: Vor dem engliſchen Lager — Ferdinand Hodler †

Es ſoll keinem verwehrt werden, bei Oswald Gettes Paſtell »Waldſtimmung« an den unvergeßlichen Walther Leiſtikow zu denken. Nicht allein, nicht mal vor allem das landſchaftliche Motiv ruft dieſe Erinnerung wach: wieviel iſt ſeitdem an den Ufern der Havel, in und neben dem Grunewald gemalt worden! Und doch würde man ſich vor den meiſten dieſer Bilder hüten, das Gedächtnis deſſen zu beſchwören, der dieſem ſpröden Stück Mark zur maleriſchen Klaſſizität verholfen hat. Aber bei Gette iſt etwas von innerer Verwandtſchaft. Schwer, ſie zu faſſen. Iſt es der eigentümliche dämmerige Farbton des Ganzen? Iſt es der Duft, der durch die Stämme webt? Oder die Geſamtſtimmung voller Träumerei, Heimlichkeit und Beſcheidenheit? Oder nur das Spiel des Lichts und des Dunkels? Das Paſtell iſt an einem Tage entſtanden, wo große Wolkenmaſſen ihr reizvolles Spiel mit Sonne und Schatten trieben, und dieſes Spiel war es, was den Künſtler zuerſt lockte. Alles andre ergab ſich dann im Rauſch der Arbeit von ſelbſt.

Beim »Gletſcherſee« eine ganz andre Aufgabe. Herrſchte dort Dämmerung oder doch gedämpfter Wechſel von Hell und Dunkel, ſo war in den Zillertaler Bergen alles in eitel Licht getaucht, ſo daß es faſt unmöglich ſchien, zu arbeiten. Die Maler haben ſich für dieſen gefürchteten Zuſtand einen eignen Namen erfunden: Schneeblindheit nennen ſie ihn. Und doch reizt es ſie immer wieder, auch dieſe gnadenloſe Helligkeit, mit der ſich gewöhnlich noch Schwierigkeiten der Luftperſpektive paaren, auf die Leinwand zu bringen. So hat ſich auch Gette von dem lichtſtarken Septembertag, dem er da begegnete, nicht ſchrecken laſſen, und nun genießen wir die klingende Reinheit des Frühſchnees, ehe noch die Kraft der Sonne Zeit gefunden hat, ihn wegzuſchmelzen.

Oswald Gette hat es nicht leicht gehabt, zur Malerei zu kommen. Graudenz, wo er ſeine letzten Schuljahre verlebte, bot ihm wenig Gelegenheit, etwas von Kunſt, geſchweige denn von moderner Malerei zu ſehen. Erſt ein Ferienaufenthalt in Berlin ſchlug die Brücke. Bald war der Weſtpreuße nun Schüler der Akademie und der Kunſtgewerbeſchule, doch über Aktſtudien und dekorative Malerei kam er da nicht recht hinaus. Bald aber traten Leiſtikow, Hagemeiſter und Bracht in ſeinen Geſichtskreis, und nun erſt fand er ſich entſcheidend zur Landſchaft hin. Obgleich er erſt Gudes, dann Hertels unmittelbarer Schüler war, am meiſten Einfluß gewann doch Leiſtikow auf ihn, um ſo mehr, als er in dieſem Künſtler auch den prächtigen, immer hilfsbereiten Menſchen lieben lernte. Was Leiſtikow in ihm angebahnt hatte, ſetzte Karl Hagemeiſter fort; er recht eigentlich war es, der den jungen Gette an das feinere, ſtillere Leben der Natur heranführte und ihm das hohe Ziel zeigte, ſie vor allem darzuſtellen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß den Maler nicht auch ferner, wie er's von Gude, Hertel und Bracht gelernt hatte, weiträumige Naturbilder reizten; in ſeiner Werkſtatt kann man beides, Intimes und Großzügiges, dicht beieinander ſehen. Aber eins ging ihm doch erſt bei Hagemeiſter auf: der Sinn für gute Malerei ſchlechthin, »prima und in einem Zuge, aus dem Stimmungston entwickelt, das Objekt erſt in zweiter Linie berückſichtigt«. Und auch weiter die Bedeutung lebensgroßer Naturſtücke in ihrer vollen Urſprünglichkeit, nicht etwa ſtillebenartig herabgedrückt. So erſt gewann er die Kraft, die dazu gehört, ein ſo gewaltiges, ſo monumentales Stück Natur maleriſch zu bezwingen, wie es in dem »Gletſcherſee« mit ſeinen wenigen Farben (Blau, Weiß und etwas Gelbbraun) vorliegt.

Hat Gettes Malerei, ſelbſt in Stimmungen, etwas Dramatiſches, ſo iſt die des jungen Rheinländers Richard Hoffmann-Siegen durchaus lyriſch. Sein Bild »Am Waldrand« könnte einen Lyriker verführen, gleich ein Gedicht dazu zu machen oder auch eine Novelle zu erfinden. Pedantiſche Anhänger der reinen Malerei nennen ſolche Bilder gerne mit wegwerfender Handbewegung »literariſch« und ſchelten ſie zwitterhaft. Hier ſchiene uns ſolche Herabſetzung übel angebracht. Denn die Poeſie dieſes frühlingsſeligen Bildes liegt ebenſogut in dem rein Naturhaften, dem hohen ſchwellenden Gras, dem üppig blühenden Buſch und dem geheimnisvoll ſchweigenden Wald wie in dem jungen Menſchenpaar, das, in ſich und ſein Glück verſunken, doch auch wieder ganz eins iſt mit dieſer ſein perſönliches Empfinden widerhallenden Natur.

Von dem Berliner Otto Thiele zeigen wir, natürlich in farbiger Wiedergabe, eine neue Blumenhalle. Das Schöne an dieſem Bilde iſt nicht eigentlich ſeine fröhliche Buntheit, ſondern der wohlabgeſtimmte Geſamtton, der das Ganze bändigt, umſchließt und trägt. Wer feinere Augen hat, wird ſie mit nicht weniger Freude als auf den Blumenmaſſen des Vordergrundes auf den grauhraunen Tönen der Mitte und des Hintergrundes ruhen laſſen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der »Hessischen Kindergruppe« von Richard Hoelscher bedauern wir, daß es nicht möglich war, auch dieses Bild mehrfarbig wiederzugeben. Keine Bauerntracht hat sich ihre kräftigen, naturhaften Farben besser erhalten als die oberhessische, und hier hätten wir sie in voller Mannigfaltigkeit vor uns gehabt. So müssen wir uns mit den Andeutungen begnügen und uns an die Harmonie der fein bewegten Gruppe halten. Hoelscher ist Hesse von Geburt und künstlerischer Bildung. Zu Alsfeld geboren (5. Februar 1867) und erzogen, hat er auf der Akademie in Kassel studiert und dort von den Niederländern der Galerie entscheidende Anregungen empfangen, ehe er, zu Ende der achtziger Jahre, in der Heimat die ersten Versuche zu selbständiger künstlerischer Tätigkeit machte, die dann in steigendem Maße und mit wachsendem Erfolge (neben der erst in Offenbach, später in Darmstadt geübten Lehrtätigkeit als Zeichenlehrer und Leiter von Abendkursen) fortgesetzt und vertieft wurden. In den Jahren 1911—1914 führten ihn Studienreisen nach London, Paris, Holland und durch Oberhessen; seitdem lebt er außerhalb des Staatsdienstes und, abgesehen von seiner freiwilligen Tätigkeit im vaterländischen Hilfsdienst, seinen freien künstlerischen Zielen abwechselnd in Alsfeld und Darmstadt. Seine Werke umfassen Figurenbilder, Bildnisse, Landschaften, Innenräume und Stilleben, sein Bestes aber hat er in den Darstellungen aus dem hessischen Volksleben gegeben, und Gemälde wie die »Heimarbeit« im Hessischen Landesmuseum zu Darmstadt, die »Oberhessischen Leinweber« in der Städtischen Galerie zu Bielefeld oder die »Katzenbergerinnen« in der Städtischen Galerie zu Gießen gehören zu den ehrlichsten und tüchtigsten Denkmälern, deren die hessische Heimatsmalerei sich erfreut.

Der Maler des Bildes »Bertha« ist nicht weit davon zu Hause. Aber wie seiner Vaterstadt Frankfurt, so wurde Hermann Lindenschmit (geb. 1857), der Sohn des bekannten Geschichtsmalers, früh auch der rheinisch-fränkischen Heimat entrückt, um seine entscheidenden künstlerischen Eindrücke in München, insbesondere von seinem dahin übergesiedelten Vater und von Löfftz zu empfangen. Studienreisen in Oberbayern, Tirol und Franken haben weiter an seiner Kunst gearbeitet, und namentlich dem Volkstum dieser kernigen Landschaften verdankt er viele Anregungen. Das von uns in Mattkunstdruck wiedergegebene Bild ist eins von vielen ähnlichen, auf denen er junge Frauen in malerischem altertümlichem Gewand darstellt, um mit dem Kostüm gleich auch einen Hauch der alten Zeit einzufangen.

Die Bezeichnung des Orlikschen Bildes wird manchem zunächst rätselhaft erscheinen: »Erinnerung an Magelang« — ist das ein Personen- oder ein Städtename? Ein Städtename, aber einer aus fernem, fremdem Lande. Denn Magelang heißt der Hauptort in der niederländischen Residentschaft Kedu auf Java. Orlik war auf seiner letzten großen ostasiatischen Reise dort, die ihm, noch kurz vor Ausbruch des Krieges, so viele seltsam reizvolle, zumal aus dem chinesischen Leben geschöpfte Zeichnungen und Bilder bescherte. Was ihn dort hauptsächlich anzog, war das Blütenhafte der Mädchen- und Frauengestalten, und diese blumenartige Lieblichkeit begegnet uns auch auf der »Erinnerung«, die wohl für ihn und uns doppelten Wert erhält durch die Schranken, die jetzt die veränderte Zeit zwischen dort und hier aufgerichtet hat.

Erich Büttner, ein Schüler Orliks, hat uns das Dichterbildnis von Arno Holz gegeben, das während dieses Sommers in der Ausstellung »Berliner Bildnisse von 1848 bis 1918« in der Berliner Sezession hängt. Es ist »unmittelbar nach dem Lebendigen« in seiner täglichen Umgebung gemalt worden, in einer eigentümlichen, zunächst etwas überraschenden Verkürzung, die aber um so getreuer dem Augenblicklichen, dem unmittelbaren Lebenseindruck gerecht wird. Dieses Augenblickliche und Unmittelbare hat auch sonst großen Reiz für Büttner. Berlin zumal mit seinem heftig pulsenden Blutumlauf hat es ihm angetan. An allen Ecken und Enden sucht er etwas von diesem fiebernden und sprühenden Leben zu packen, besonders aber auf den Straßen, den Kinderspiel- und den Sportplätzen. Doch allmählich ist immer mehr der Mensch, die einzelne Persönlichkeit zum Mittelpunkt seines Schaffens geworden. So hat er neuerdings außer Arno Holz den Philosophen Albert Einstein, die Schriftsteller Georg Herrmann, Hermann Essig und Arno Nadel gemalt. Aber auch größere Kompositionen, wie »Ruhe auf der Flucht«, »Das Gartenhaus« (im Besitz des Preußischen Staates) und »Narziß«, sowie graphische Arbeiten sind reichlich entstanden, darunter ganze Zyklen, wie die Bibel- und die Faustreihe. Jedenfalls ist Büttner in seiner Vielseitigkeit und Beweglichkeit eine der eigenartigsten und selbständigsten Erscheinungen der jungen Berliner Malerei.

Endlich ein Bild aus der jüngsten Zeit, aus den Tagen der großen Frühlingsoffensive in Flandern: »Vor dem englischen Lager« von Martin Frost. Wirkt dieser zerschossene Tank nicht wie ein riesenhaftes plumpes Vorwelttier in seiner grausigen und doch keineswegs, wie sich erwiesen hat, unwiderstehlichen Wucht und Massigkeit? Auch dem noch, wie es hier gelungen ist, ein künstlerisches Gesicht abzugewinnen, gehört vielleicht zu den schwersten Selbstüberwindungen der »friedlichen« Kunst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ferdinand Hodler, der Mitte Mai heimgegangene Schweizer Maler, hat es uns Deutschen nicht leicht gemacht, gegen ihn und seine Kunst gerecht zu sein. Zu Anfang des Krieges, als unsre vaterländische Seele am wundesten war, gesellte er sich zu den Unterzeichnern der Genfer Erklärung, die uns »Barbaren« schimpfte. Zwar versuchte er dann nachträglich sich von dem Vorwurf der Deutschfeindschaft zu reinigen, indem er öffentlich versicherte, daß er nicht gegen Deutschland, sondern einzig und allein gegen die Zerstörung eines Kunstwerkes (des Reimser Domes) habe protestieren wollen, aber der Fleck, mit dem er selbst in so leichtfertiger Weise sein Charakterbild besudelt hatte, war nicht abzuwaschen, und uns wird das Gedächtnis eines Künstlers, den wir bis dahin zu innig mit unserm Wesen verbunden glaubten, als daß er sich jemals zu einer solchen ebenso törichten wie frevelhaften Verleugnung hätte hinreißen lassen dürfen, für immer entstellt und beschattet bleiben. Denn er hatte sich nicht nur kleiner gezeigt, als wir ihn bis dahin sahen — mit dieser Enttäuschung wären wir fertig geworden —, nein, er hatte die Hand gegen die Mutter, auch gegen seine Mutter Deutschland erhoben in einem Augenblick, da diese in bitterer Not war und alle vergifteten Waffen der Welt auf ihr Herz zielten. Auch mit dem Tode kann das nicht ausgelöscht werden; unser einst warmes Gefühl für den Abtrünnigen ist erkaltet.

Das soll und darf uns aber nicht hindern, mit der Sachlichkeit der geschichtlichen Betrachtung festzustellen, was Hodler für die moderne Malerei war, und was er für die Kunst geleistet hat. Wir erinnern uns, daß er in seiner Jugend die neue Kunstbotschaft von dem freien, selbstherrlichen Sonnenlicht in das Hochland seiner schweizerischen Heimat trug; wir wollen nicht vergessen, daß er den Farben, die sich gerade damals die keckſten Willkürlichkeiten und Spielereien gefallen lassen mußten, ihre natürliche Leuchtkraft, ihr selbstbewußtes Eigenleben zurückgab. Das war um so verdienstvoller, als der unter der Herrschaft des französischen Impressionismus stehende Zeitgeschmack von diesem Triumph der Farben nichts wissen wollte, so daß für den 40jährigen Hodler (geb. 1853) nicht wenig Mut und Beharrlichkeit dazugehörte, seiner Überzeugung und Übung treu zu bleiben. Damals, in den neunziger Jahren, entstanden seine kraftvollsten und männlichsten Werke, die uns nicht nur äußerlich an unsre altdeutschen Meister erinnerten. Die Steigerung aber, die er seinen Bildern dadurch zu verschaffen suchte, daß er mit seiner Ehrenrettung der Farben die Monumentalität der Zeichnung zu vereinigen strebte, schlug fehl. Es kam etwas Starres, Eintöniges, Lebloses, Entpersönlichtes in seine Kunst durch diesen erzwungenen Parallelismus der Linie, diese gesuchte Übernaivität der Komposition, und die Nerven der Betrachter wandten sich von diesen gequälten Dissonanzen gepeinigt ab. Denn man spürte, wenn man es auch nicht in Worte zu fassen wußte: hier wurde die Form zu einem Fatalismus erzogen, der alle geistige Herrschaft des Menschen verleugnet und letzten Endes zu einer Unfreiheit führen mußte, wie selbst der von dem Farbenkünstler Hodler bekämpfte Impressionismus sie verabscheut hätte. Der Ernst seines künstlerischen Wollens, die Kraft und Wucht des Könnens blieben bestehen, aber die Verzerrungen, in denen sich diese neueren Arbeiten Hodlers gefielen, verscherzten ihm alles volkstümliche Verständnis, und schon deshalb war es ein Mißgriff, ein schwerer Irrtum, dessen wir uns heute zu schämen haben, daß wir uns von dieser Art und Laune, die Menschen und Dinge eigenwillig umzubiegen und damit der Natur und Wahrheit zu entfremden, sogar einmal — in dem Jenaer Universitätsbild — unsre große und heilige Vorstellung von den Freiheitskriegen verfälschen ließen.

Doch neben diesen Verirrungen eines starken und kühnen Willens bleibt Großes in Hodlers Lebenswerk genug übrig, um ihm für immer eine hervorragende Stelle in der germanischen Kunstgeschichte zu sichern. Einzelne seiner Geschichtsbilder, vor allem der »Rückzug nach der Schlacht von Marignano«, sind von einer unvergänglichen Gesundheit und Lebenskraft, und auch unter den vielen eingeflochtenen symbolischen Bildern begegnen uns Ewigkeitswerke (»Die Lebensmüden«). Will man einen Überblick über Hodlers Aufstieg sowie über Tal und Welle seines Kunstschaffens, so bietet sich dafür gerade jetzt ein glänzend ausgestattetes Werk des Verlages von Rascher & Ko. in Zürich. Dort hat kurz vor Hodlers Tode sein Freund und Bewunderer C. A. Loosli ohne Ahnung vom nahen Ende des Meisters ein Lieferungswerk herauszugeben begonnen, das den Künstler aus langjährigem vertrautem Umgang schildert, und dieses Werk der Freundschaft und des Dankes ist von vortrefflichen Wiedergaben Hodlerscher Werke, kleiner und großer Gemälde und Zeichnungen, begleitet. Schon nach der ersten uns vorliegenden Lieferung läßt sich sagen, daß hier ein würdiges und bleibendes Erinnerungswerk zustande kommen wird, das nichts Wichtiges übergeht und beiden, dem Farbenkünstler und dem Zeichner Hodler, alle Ehre widerfahren läßt, wie nur ein werdender Klassiker sie beanspruchen darf.

F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Manch wohlverdienter Forscher, dessen 60., 70. oder gar 80. Geburtstag in die letzten vier Jahre fiel, ist durch den Weltkrieg und seine alle friedlichen Verdienste überschattende Bedeutung um seine Altersehrung gekommen. Auch einem unsrer erfolgreichsten Afrikaforscher, dem noch rüstig unter uns lebenden Georg Schweinfurth, wäre es um ein Haar so ergangen — fiel doch sein 80. Geburtstag auf den 29. Dezember 1916 —, wenn sich nicht damals seine Freunde und Bewunderer zusammengetan hätten, um eine neue Ausgabe seines vor 44 Jahren zuerst erschienenen Reisewerkes »Im Herzen von Afrika« zu ermöglichen und dadurch zugleich in der würdigsten und wirksamsten Weise seinen Namen zu ehren. Diese dritte, vom Verfasser durchgesehene, aber im wesentlichen in ihrer historischen Gestalt bewahrte Ausgabe konnte freilich erst jetzt bei Brockhaus in Leipzig, dem um die geographische Forschung so vielfach verdienten Verlage, erscheinen (mit Karte und vielen Abbildungen 30 ℳ). Als Botaniker war Sch. 1868 ausgezogen, als geographischer Entdecker und vom Finderglück ungewöhnlich begünstigter Ethnograph kehrte er nach drei Jahren heim. Eine Märchenwelt der Wunder und Abenteuer brachte er da dem jungen deutschen Reiche mit. Aber in dieser Märchenwelt gab es keine phantastischen Erfindungen oder luftigen Hypothesen, alles war vielmehr in Schweinfurths umfangreichen Sammlung durch Beweise gestützt und mit Fundstücken belegt. Homers und Herodots Erzählungen von einem Pygmäenvolk an den Quellen des Nils erhielten da eine späte, hinfort aber unanfechtbare Bestätigung.

Und wie verlief die Reise? Der Karawane eines Kaufmanns aus Chartum hatte sich der damals 32jährige Schweinfurth angeschlossen. So war er durch das Quellgebiet des Gazellenflusses in das Land der Schilluk-, Nuer- und Dinkaneger gelangt, eines sonderbaren Sumpfvolkes, das die Lebensweise der Störche angenommen hat. Dann zog er durch das Land der ackerbautreibenden Djur und zu dem Stamm der Bongo, einem emsigen Industrievolk, das kunstvolle Schmiedearbeit zu fertigen versteht. Und schließlich drang er in das Gebiet der Niam-Niam vor, eines Jäger- und Hirtenvolkes, das nicht nur seine im Kampf erbeuteten Feinde, sondern sogar die schutzlosen Angehörigen des eignen Stammes als Festtagsbraten zu verspeisen pflegt. Der Wunderwirkung seiner — Zündhölzer hatte Schweinfurth es zu danken, daß er sich unter diesen unheimlichen Zeitgenossen wochenlang allein und unbewaffnet aufhalten konnte: man hielt ihn für ein höheres Wesen, dem es gegeben sei, Blitz und Regen zu machen, und ließ den weißen »Laubfresser« nach Belieben umherstreifen. Der Höhepunkt seiner Reise aber war sein mehrwöchiger Besuch bei Munsa, dem König der kannibalischen Mangbutta. Dort wurde er Zeuge eines Schauspiels, das bis dahin noch kein europäischer Reisender erlebt hatte: eines festlichen Empfanges am königlichen Hofe mit allem Brimborium höfischer Zeremonien, als da sind: prahlerischer Prunk, Waffenlärm, Paukenwirbel, Thronsessel, Herolde und Trabanten, und zum Schluß ein von S. kannib. Majestät höchsteigenhändig dirigiertes Paukenkonzert. Ein Geschenk des Königs war u. a. ein schwarzer Zwerg vom Stamme der Akka, deren insektenartiges Leben und Treiben in den Urwäldern Afrikas Schweinfurth ausführlich beschrieben hat. Doch auch an wissenschaftlichen Früchten fehlte es nicht. Ein außerordentlich wichtiges geographisches Ergebnis der Reise war z. B. die Entdeckung der Quelle eines der nördlichen Zuflüsse des gewaltigen Kongo. Die Bedeutung dieser Entdeckung zwang selbst die Engländer, die Leistungen ihres deutschen Nebenbuhlers rückhaltlos, wenn auch nicht neidlos anzuerkennen. ... Das alles wird nun auch dem neuen Geschlecht, das inzwischen groß geworden und bisher nur vom Hörensagen davon wußte, in voller Anschaulichkeit und Erlebnisfrische vorgeführt, mit all dem Reiz, den nur der Forscher selbst seinen Entdeckungen zu geben vermag.

*

Mit Dank und Bewunderung müssen uns die Leistungen der inneren Mission auf dem Gebiete der Liebestätigkeit während dieses Weltkrieges erfüllen. Einblick in sie erhalten wir durch das Werk von Pastor Scheffen, »Die Liebesarbeit für unsre Feldgrauen (Leipzig, Quelle & Meyer; mit 47 Bildern; geb. 4,20 ℳ). Der Verfasser, der bei vielen Werken der Liebe in leitenden Stellen tätig ist und wiederholt auf dem Kriegsschauplatz war, um die Bedürfnisse der Feldgrauen aus nächster Nähe kennenzulernen, gibt zunächst eine Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse. Dabei bekennt er offen, daß unsre Organisationen auf eine so umfassende Wirksamkeit, wie sie der Weltkrieg erforderte, anfangs nicht gerüstet waren. Dann aber wird uns im zweiten Kapitel gezeigt, wie schnell ein einheitliches Zusammenwirken erzielt wurde, und welche umfassende Tätigkeit der Zentralhilfsausschuß entfaltet hat. Das dritte Kapitel ist den Leistungen der freiwilligen Krankenpflege gewidmet. Das vierte bringt die erste zusammenfassende Darstellung der geistigen und geistlichen Pflege im Felde. Darin wird uns u. a. ein zuverlässiger Bericht über die Verteilung von Lese-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Martin Frost: Vor dem englischen Lager im April 1918

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

stoff in Heer und Flotte gegeben. Die Soldatenheime leisten auch eine gute praktische Arbeit in der Bekämpfung des Alkoholgenusses, der ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Die umfassende Liebesarbeit für die deutschen Kriegsgefangenen wird uns in ihrer vielgestaltigen Tätigkeit geschildert. Endlich gibt noch ein Kapitel über die Verbände der Inneren Mission einen zusammenfassenden Überblick und geht dann näher auf die Tätigkeit der Krüppelpflegeanstalten, des deutsch-evangelischen Frauenbundes und des deutschen Studentendienstes ein.

*

In der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler (Berlin, Richard Carl Schmidt & Ko.) gilt der 11. Band den Siegeln. Das sind Sammelgegenstände, über deren Wesen noch wenig bekannt ist, die bis heute weder in Fach- noch in Laienkreisen genügend gewürdigt werden. Und doch haben wir in ihnen eine reiche Quelle für die geschichtlichen Hilfswissenschaften, wie Urkunden-, Geschlechter- und Wappenlehre, und eine ergiebige Fundgrube für die Kunstgeschichte und verwandte Gebiete, wie Kostüm- und Waffenkunde. Deshalb ist es ein dankenswertes Unternehmen des Münchner Historikers E. von Berchem, den Sammler durch ein Handbuch in diesen Gegenstand einzuführen und allen denen eine praktische Anleitung zu bieten, die sich mit Wesen und Geschichte der Siegel vertraut machen wollen. Sein mit 152 Abbildungen erläutertes Buch bringt das Wissenswerteste über die Entwicklung, Herstellung und Verwendung der Siegel, über die Siegelstempel und die Besiegelung der Urkunden. Eine Zusammenstellung von Umschriften der verschiedenen Siegelarten soll deren Entwicklung und Verschiedenartigkeit zeigen, aber auch dem Ungeübten das Einlesen und damit das Bestimmen der Siegel erleichtern helfen. Auch für die Anlage von Siegelsammlungen und die Anfertigung von Abgüssen finden sich brauchbare Winke. Berücksichtigt ist nur das deutsche Siegelwesen. Dagegen umspannt Band 12 der Sammlung, Dr. Frida Schottmüllers Leitfaden »Bronzestatuetten und Geräte« (mit 123 Abbildungen), die gesamte bronzene Kleinkunst aus vier Jahrtausenden und schafft durch den Vergleich antiker und moderner, romanischer und germanischer Kunst vielfache Anregung, nicht nur rein künstlerischer, nein, auch kulturgeschichtlicher und religionswissenschaftlicher Art. Die Betonung liegt hier auf der Kennzeichnung und Wertung der einzelnen großen Stilepochen mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sammlungen.

*

Richard Sternfeld, der auch unsern Lesern wohlbekannte Wagnerforscher, ruft den Tondichter Parsifals und der Meistersinger auf, um ihn für deutsches Wesen zeugen zu lassen. Der Titel der Schrift, in der das geschieht, mag ein wenig kühn sein: »Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg« (Oldenburg, Stalling) — man darf keine Prophezeiungen für das große Völkerringen dieser Frage, für den Lebenskampf erwarten, den wir zu bestehen haben. Aber als echter, feurig für sein Volk und Vaterland begeisterter Deutscher tritt Wagner uns aus dieser seinen Werken und Schriften entnommenen Lese entgegen. Es fehlt nicht an bitteren Scheltworten, an harten Strafpredigten für Deutschland, wenn die Enttäuschungen, die es dem reformatorischen Geiste Wagners bereitet, seinen Idealen oder Illusionen gar zu wehe tun, aber aus allem bricht doch immer wieder die Liebe, der Stolz, das hochgespannte Vertrauen auf Deutschlands Kraft und Beruf hervor. »O einzig herrlich Volk, schmiede deine Flügel und schwinge dich auf!« — in diesen Worten aus Wagners Entwurf zum »Wieland« gipfeln und sammeln sich die Gefühle und Hoffnungen, die er für sein Vaterland im Herzen trug.

Dieser Krieg gründet sich seine eigne Wissenschaft und sein für Büchereien eignes Archiv. Und wie man Kataloge drucken muß, so ist auch für den Krieg schon nach zweijähriger Dauer ein Nachschlagebuch nötig geworden. Ulrich Steindorff hat es als Teubners Kriegstaschenbuch erscheinen lassen (Leipzig, Teubner; geb. 3½ ℳ). Dieses Handlexikon über den Weltkrieg gibt unter mehr als 5000 Stichworten Auskunft über alle politischen und militärischen Ereignisse des Krieges, alle zu ihrem Verständnis notwendigen Fachausdrücke, alle Persönlichkeiten, die in ihm hervorgetreten sind, und endlich über alle irgendwie mit dem Kriege in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen Maßnahmen und kulturellen Ereignisse im Deutschen Reiche wie bei unsern Bundesgenossen. Aber auch über die wichtigsten Grundlagen des Wirtschaftslebens, des Finanz- und Steuerwesens, des Handels usw., über die Kräfteverhältnisse der Mächte, Größe, Bevölkerung, über Heer, Flotte, Wirtschaft und Handel, die politischen Einrichtungen, diplomatischen Vertretungen usw. belehrt es uns. Fünf Karten ermöglichen die rasche Auffindung aller Orte. — Ein Beispiel! Wie war es mit der »Lusitania«? Man schlägt das Wort auf und findet da alle Daten vereinigt, die sich auf den Fall beziehen. Oder: »Dohna-Schlodien«. Da gibt uns das Lexikon alle Lebensdaten, ebenso wie es unter »Möwe« alle Versenkungen und Taten dieses tapferen Kreuzerschiffes aufführt.

*

Wie für so manche verkannte oder mißdeutete Persönlichkeit unsrer vaterländischen Geschichte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben uns diese Kriegsjahre auch für Paul de Lagarde einen neuen Maßstab an die Hand gegeben. Heute dürfen wir sagen: diese Prophetengestalt, dieser leidenschaftliche Mahner und Verkünder eines erneuten und vertieften Deutschtums war der Besten und Tapfersten einer, die unsrer inneren Wiedergeburt vorgearbeitet haben, ausgerüstet mit der Genialität des nationalen Instinkts und Bewußtseins. Selbst sein Kampf gegen das Judentum war im Grunde nichts andres als eine Zuchtrute für die Deutschen, ihr Deutschtum so rein und kraftvoll wie möglich in sich auszubilden; sein Tadel und seine Mahnungen richten sich viel mehr an die Deutschen und Christen als an die Juden. »Jeder Jude«, schrieb er einmal (1853), »ist ein Beweis für die Unkräftigkeit unsers nationalen Lebens und die Wertlosigkeit dessen, was wir christliche Religion nennen.« Und an einer andern Stelle (1881): »Sind die Juden in Deutschland zur Zeit noch ein fremder Körper, so beweist dieser Umstand, daß das Leben Deutschlands nicht energisch und nicht ernst genug ist: dann hat aber die Nation die Pflicht, diesem sehr erheblichen Mangel abzuhelfen. Jeder uns lästige Jude ist ein schwerer Vorwurf gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit unsers Deutschtums ...« Es ist kein Zufall, daß erst die Kriegsjahre nach fast einem Vierteljahrhundert eine zweite Auflage der zuerst 1894 veröffentlichten Erinnerungen an Lagarde, zusammengestellt von seiner Frau Anna Lagarde, nötig gemacht haben (Leipzig, Wilh. Heims). Diese neue Auflage noch gerüstet und fertiggestellt zu haben, gehörte zu den letzten Freuden, die die kluge und gütige, starke und milde Greisin noch erleben durfte: am 9. Februar 1918, an ihrem 87. Geburtstage, ist sie in Göttingen gestorben, 26 Jahre nach ihrem Manne, dem sie 38 Jahre hindurch Gefährtin auf jeder Bahn, Mitarbeiterin bei fast allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten, Mitleidende und Mitstreitende in allen äußeren und inneren Kämpfen war, sein stärkster und tapferster Kamerad. So ist dies Gedenk- und Ehrenbuch gleichzeitig auch ihr Denkmal geworden. — Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß wir seit kurzem in der Sammlung Diederichs eine gute von Friedrich Daab besorgte Auswahl aus Lagardes Schriften und Gedichten haben: Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung (Jena, Eugen Diederichs).

*

Man sollte denken, dieser Krieg sei an sich phantastisch genug und könnte der Erfindungskraft unsrer Zeichner für »wirkungsvolle« Gefechts- und Schlachtszenen entraten. Aber man irrt sich. Das Volk will »Bilder« sehen, am liebsten gerade von den Situationen oder Ereignissen, die festzuhalten nicht einmal der Kodak, geschweige denn der Pinsel oder die Palette des Malers flink genug wäre; z. B. von dem Anschlag auf den österreichischen Thronfolger oder von der Eroberung der ersten Geschütze bei Lagarde oder von der Vernichtung eines Naphthawerkes durch die Kosaken. Also sind auch für diesen Krieg die großen populären Bildwerke, die einst dem Deutsch-Französischen von 1870 blühten, noch nicht überflüssig geworden. Aber, wenn wir gerecht sein wollen: sie unterscheiden sich doch vorteilhaft von jenen ihren Vorgängern. So ernst, gründlich, sachlich und tatsachennüchtern wie Generalleutnant z. D. Baron von Arbenne und Dr. Hans Helmolt, also Offizier und Geschichtschreiber im kameradschaftlichen Bunde, ihr Buch vom Großen Kriege geschrieben haben (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt; 1. Band), ist damals kein »Kriegswerk« in den Himmel der Volkstümlichkeit eingegangen. Und auch was an Wirklichkeitsabbildungen (234), Kunstblättern (19, z. T. mehrfarbig) und Kartenbeilagen in diesem Atlantenformat geboten wird, weiß sich alle guten Fortschritte des Geschmacks und der Technik zunutze zu machen.

*

Eine Einführung in die moderne Kunst gehört heute zu den ersehntesten und auch nötigsten Büchern. Aber wer will die Aufgabe übernehmen? Der reifere zünftige Kunsthistoriker von Akademie- oder Universitätsgnaden schrickt entweder davor zurück, weil er kein Verhältnis findet zu den neuesten Erscheinungen oder er genießt nicht das Vertrauen, das für solche Führerbücher nötig. Da war nun in München ein jüngerer, mit Wissen reich beladener, aber noch von Bejahungs- und Begeisterungsfreude brausender Kunstlehrer, der hatte den Mut und das Zeug zu der Aufgabe, und auch an Vertrauen, ja leidenschaftlichem Zulauf des jungen Geschlechts, auf das es hier doch ankommt, fehlte es ihm sowenig wie einst, vor dreißig Jahren, Muther — und war doch wie dieser Universitäts- und Akademieprofessor! Ich brauche den Namen kaum noch zu nennen: Fritz Burger. Sein »Handbuch der Kunstwissenschaft«, kühn im Entwurf, eigenartig und neu in der Ausführung, wurde ein starker Erfolg, so verschieden auch die einzelnen Teile ausfielen. Ehe es aber noch zu Ende geführt werden konnte, streckte den Herausgeber vor Verdun eine feindliche Kugel nieder. Doch ein eignes Werk hinterließ er fertig: eben eine Einführung in die moderne Kunst (mit 149 Abbildungen, z. T. auf Farbentafeln, geh. 7½ *M*; Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion). Und das ist geworden, was der Verfasser selbst war: eine Flamme, voller Glut und Leidenschaft, leider nicht auch immer voller Klarheit und Erleuchtung. Sein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mut freilich muß anerkannt werden: nicht mit Geschichte allein begnügt er sich, sondern das Werden selbst sucht es zu schildern, oft mit malerisch-musikalischen Mitteln, immer in einer Verzückung für alles, was jung und zukunftsträchtig. Sowenig wie dem Text, fehlt es der Bilderauswahl am Mut des Bekenntnisses zum Geist der Gegenwart. Kein Führer-, nur ein Treibeboot, aber eins, das auf seiner Fahrt keine Schönheit versäumt.

*

Erst wenn wir ihn missen sollen, wird uns oft der Wert eines Besitzes klar. So ging es uns mit den Glocken. Als der Krieg sie forderte und auch viele in die Schmelzöfen mußten, die auf künstlerische Bedeutung Anspruch hatten, suchten die Forscher und Schriftgelehrten schnell noch festzuhalten, was sich davon durch Wort und Bild überliefern läßt. Diesem pietätvollen Bestreben dient auch das österreichische Werk »Alte und neue Kirchenglocken« von Dr. Anton Gnirs, k. u. k. Landeskonservator im Küstenlande. (Mit 305 Abbildungen im Text; Wien, Kunstverlag von Anton Schroll & Ko.; Preis 10 *M*.) Über Erwarten reich und kunstgeschichtlich wichtig sind die Beiträge zur Geschichte des Glockengusses, die das Verzeichnis der Kirchenglocken im österreichischen Küstenlande und in angrenzenden Gebieten bietet: es gewährt Einblick in eine sechshundertjährige ununterbrochene Entwicklung, gibt Aufschluß über die bedeutendsten Gußstätten, verzeichnet Werke südalpenländischer Gußmeister, aber auch fremdländischer, vor allem Glocken spanischen Ursprungs. Neben dem Glockentechnischen bringt der Katalog wertvollen Stoff für die Kenntnis der ornamentalen und bildhaften Glockenplastik und bildet mit seinen vortrefflichen Abbildungen und dem Verzeichnis der Glockengießer eine Bereicherung jeder Glockenkunde. Aber auch als Ratgeber für spätere Zeit, wenn an den Ersatz der beschlagnahmten Glocken gedacht werden kann, wird sich das Buch bewähren.

*

Der deutsche Gewerbefleiß konnte sich seit den achtziger Jahren nur deshalb so mächtig entwickeln, weil im neuen Deutschen Reich der wirtschaftliche Boden dafür vorbereitet war und die wissenschaftlich arbeitende Technik der deutschen Gewerbskraft die Mittel zur Beherrschung der Naturkräfte und zur Erschließung der Bodenschätze an die Hand gab. Aber diese Entwicklung brauchte auch starke Persönlichkeiten, denn alles Große kann nur von großen Persönlichkeiten erhalten und ausgebaut werden. Der deutschen Industrie hat es an solchen Persönlichkeiten nicht gefehlt; eine der hervorragendsten war Emil Rathenau. Aus kleinen Anfängen hat er das von ihm geleitete Werk der AEG durch kluge Vereinigung wirtschaftlichen und technischen Denkens zu einem der größten der Welt emporgehoben und es schließlich auf neue Bahnen in die Form der Großwirtschaft übergeleitet, deren Wesen die Zusammenfassung zahlreicher Fabrikationen, Betriebe und Verkaufseinrichtungen zu einem einheitlichen Wirtschaftsganzen ist. Wie ihm das in ebenso schöpferischer wie beharrlicher Arbeit gelungen ist, schildert Dr. A. Riebler, Professor an der Technischen Hochschule in Berlin, in seinem Buch »Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft« (Berlin, Jul. Springer; geb. 5 *M*). Der Inhalt entspricht dem Titel. Riebler begnügt sich nicht mit einer bloßen Lebensbeschreibung, sondern zeichnet ein Bild unsrer neueren technischen und wirtschaftlichen Entwicklung, aus dem das Wirken des bedeutenden Mannes scharf hervortritt, und das zugleich erkennen läßt, wie Zeit und Einzelschaffen ineinandergreifen. Zu solcher Schilderung ist der Verfasser besonders berufen, weil er selbst von Anfang an mitten in dieser Entwicklung gestanden hat und ihren Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Technik und den wirtschaftlichen Kräften zu überblicken vermag.

*

Der Münchner Maler Ernst Vollbehr, vor dem Kriege als einer unsrer fleißigsten Kolonialmaler bekannt, hat bei Bruckmann sein zweites Kriegsbildertagebuch erscheinen lassen: einen Band in Quartformat mit 36 mehr- und ebenso viel einfarbigen Bildertafeln nach seinen an der Front entstandenen Farbenskizzen und über 100 Textabbildungen nach eignen Aufnahmen (geb. 12 *M*). Der Champagne-, Argonnen- und Verdun-Schauplatz der hier vereinigten Darstellungen kennzeichnet sich durch den Titel »Bei der Heeresgruppe Kronprinz«; der oberste Führer selbst hat dem Künstlerbuche ein Geleitwort geschrieben. Auch diesmal wieder kommt es den Bildern zugute, daß es Vollbehr vergönnt war, in der vordersten Linie zu arbeiten und lange Zeit, bei Kampf und in Ruhe, das Leben und die Gefahren der Feldgrauen im Schützengraben kameradschaftlich zu teilen, wenn er nicht etwa im Flugzeug über ihnen schwebte, um weiteren Blick und freieres Auge zu gewinnen. Als störend und wenig stilvoll empfinden wir es, daß sich zu den künstlerischen Darstellungen ohne deutliche Abgrenzung Lichtbildaufnahmen gesellen dürfen, und auch den schriftstellerischen Bemühungen des Malers merkt man trotz der »glücklichen Mischung von Ernst und Humor« die Mühe einer ungewohnten Arbeit an. Der Geschichts- und Erinnerungswert des Werkes ist deshalb freilich nicht geringer als der seines Vorläufers, des Aisne-Buches.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arthur Kutscher, im Frieden Kgl. bayr. Universitätsprofessor, im Kriege Kompagnieführer und Oberleutnant d. L., hat es sich während seiner militärischen Tätigkeit an der Westfront in den Jahren 1914—1916 angelegen sein lassen, Soldatenlieder zu sammeln. D. h. richtige Soldatenlieder, nicht solche, die nur gesungen werden sollen, oder solche, die fein säuberlich abgeschrieben in irgendeinem Notizbüchlein stehen, sondern solche, die wirklich gesungen werden, die mit Wort und Melodie im Munde der Soldaten leben. Es kam ihm darauf an, die volkstümliche Einfachheit und derbe Natürlichkeit dieser Lieder freizulegen von allem Literarischen, Gemachten und Künstlichen, und so die eigentümliche, kennzeichnende Schönheit in Wort und Ton herauszustellen. Was er auf diese Weise — mit Ausschaltung alles geschichtlich und örtlich, auf bestimmte Truppen zugespitzten — nach gemeinsamen Marschliedern oder nach dem Vortrage einzelner sangesfroher Leute zusammengebracht hat, sieht keineswegs so ärmlich aus, wie uns »Lobredner vergangener Zeiten« glauben machen möchten: es ist erstaunlich, wieviel bald derbe, bald zarte, immer frische, unmittelbare Bilder und Gefühle da der Liebe, dem Vaterland, dem Soldatenhandwerk, der Natur, selbst dem religiösen Empfinden abgewonnen werden. Dem Wortlaut ist jedesmal die Singweise beigefügt, so daß dies »Richtige Soldatenlied«, wie das Buch sich nennt, eine treue Vorstellung von dem gibt, was draußen gesungen wird. Freilich zeichnet das Bändchen (Berlin, Grote) einstweilen nur das auf, was auf einem kleinen Raume der Front geläufig ist; meistens waren es nordwestdeutsche Bauern und Kleinstädter, die »abgehorcht« wurden. Eine neue, ergänzende Sammlung bereitet Kutscher selbst schon vor. Mögen sich auch andre durch seine verdienstvolle Arbeit dazu anregen lassen, anderswo gleich fleißig und vorurteilslos zu sammeln wie er.

*

Die Welt des Islam, die doch aller Voraussicht nach in nächster Zeit eine wichtige Rolle für uns spielen wird, umschließt eine so verwirrende Fülle von Ländern und Menschen, daß uns neben dem aufklärenden Wort das Bild zu Hilfe kommen muß, sollen wir einen Durchblick und eine Anschauung gewinnen. In diesem Falle haben die Bilderhefte des Rolandverlages (Dr. Albert Mundt) in Dachau, die man sonst wohl manchmal als bloße Augendiener zu schelten geneigt ist, eine wertvolle Aufgabe zu erfüllen. Was man in dem ersten Heft der »Welt des Islam« (Länder und Menschen: Von Marokko bis Persien) an Landschafts- und Städtebildern, Volkstypen und Szenen des täglichen Lebens, noch dazu mit einer Einführung in die geistige Welt des Islams von Dr. Walther Philipp Schulz und schlagkräftigen Einzelerläuterungen zu jedem Bild, für den Preis von 2,80 ℳ in 200 glänzenden Aufnahmen zu sehen bekommt, ist meistens ebenso lehrreich wie malerisch schön.

Walter Bloem

Am 20. Juni hat Walter Bloem das fünfzigste Lebensjahr überschritten — noch im Kriege — für Vaterlandes Kraft und Herrlichkeit, wie's ihm und seiner Art ansteht. Er ist aus seiner Rechtsanwaltspraxis in Barmen erst verhältnismäßig spät, Ende der neunziger Jahre, in die Literatur gesprungen und hat sich zunächst als Dramatiker versucht. Aber gleich das erste Stück, mit dem er auf die Bühne kam, das vaterländische Schauspiel »Caub«, zeigte bei allen unverkennbaren Anfängerschwächen gewisse Charakterzüge, wie sie sich später in Bloems so erfolgreichen vaterländischen Romanen wiederfinden, vor allem einen damals auf der Bühne seltenen sittlichen Ernst der Behandlung und eine innere Einheit zwischen Werk und Schöpfer, wie sie weder aus geschickten Fingern noch aus kühlem Kopf, sondern allein aus warmem Herzen quellen kann. Auch das für den späteren Romanschriftsteller so bedeutungsvoll gewordene Motiv von der keiner nationalen Grenzen achtenden Liebe (zwischen deutscher Pfarrerstochter und französischem Offizier) begegnet uns dort schon, und die knappe, aber scharfe Zeichnung des Marschall Vorwärts ließ bereits etwas von jener »preußischen« Kunst sehen, die Bloem dann in seinen Kriegsbüchern zu einer kleinen Meisterschaft ausgebildet hat. Es folgte ein Trauerspiel aus der Geschichte des Deutschen Ordens, und man glaubte schon in dem so gar nicht in den damaligen Zeitgeschmack passenden Rheinländer einen neuen, durch westdeutsche Liebenswürdigkeit gemilderten Wildenbruch begrüßen zu können, als er plötzlich zu verwegenen Problemstücken (»Der neue Wille«) und wenig ehrgeizigen historischen Kostümspielen (Schnapphähne«) absprang, wobei sich eine merkwürdige ungeklärte Mischung von burschikos-behaglicher Laune und streitbarem Weltverbesserertum zu erkennen gab.

Langsam entdeckte Bloem dann, um 1905 oder 1906, im Roman sein besonderes und eigentümliches Stoffgebiet: erst den Studenten- und Referendar-, später den Leutnantsroman, und näherte sich so, äußerlich auf Zickzackwegen, innerlich doch folgetreu und nicht ohne festen und fester werdenden literarischen Charakter, dem vaterländischen Konflikt- und Kulturroman, mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem er im »Eisernen Jahr«, einer Trilogie über den Deutsch-Französischen Krieg, in den Jahren 1910—1913 einen außergewöhnlichen Erfolg errang. So wenig wie dem geschichtlichen Gehalt nach mit Freytag, so wenig konnten sich diese drei Bücher ihrem künstlerischen, zumal ihrem seelenkundlichen Wert nach mit Fontane oder auch nur mit Polenz vergleichen, aber über die bloße Unterhaltung wurden sie doch schon durch den mit Ernst und Wärme gestalteten großen Stoff hinausgehoben. Vor allem in den Kampfschilderungen und ihren den Einzelnen so oder so ergreifenden Eindrücken bewährte sich eine Begabung, die man getrost mit Liliencrons bis dahin vereinsamten Kriegsnovellen und mit Frenssens' berühmter Gravelotte-Szene im »Jörn Uhl« vergleichen durfte.

Von Bloems 40. bis 45. Lebensjahr hatten diese drei engverbundenen Romane all sein Sinnen und Trachten ausgefüllt. Als sie vollendet waren, setzte er sich neue Ziele. Die elsaß-lothringische Frage wuchs ganz von selbst in seinen Gesichtskreis und drängte zur schaffenden Mitarbeit. Im Frühjahr 1914 machte er dafür an Ort und Stelle Studien, und die Anspannung aller geistigen und seelischen Kräfte, die von der neuen Aufgabe gefordert wurde, bewog ihn, den drei Jahre lang verwalteten Dramaturgenposten am Stuttgarter Hoftheater aufzugeben. Hinfort gedachte er ganz seiner freigewählten Arbeit und seiner Familie zu leben; die vorbereitenden Arbeiten für den Elsaß-Roman, dessen ursprünglicher Plan sich mehr und mehr gleichfalls zu einer Reihe auszuwachsen begann, gewannen von dieser Hoffnung neue, fröhliche Schwungkraft und wurden selbst in der Kleiststadt Frankfurt a. d. O., bei einer vermeintlich letzten Offiziersdienstübung im alten geliebten Regiment der 12. Grenadiere, nicht unwesentlich gefördert. Noch anderthalb Monate — die sollten der Beendigung des mittlerweile bis zur Hälfte gediehenen »Verlorenen Vaterlandes« gehören —, dann auf zum Flug in die Welt!

Es kam anders. Die Romanarbeit, die das Schicksal des Elsaß im neuen Deutschen Reich dem Verständnis der Sieger nahebringen sollte, wurde jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Krieges, eines viel gewaltigeren, als Bloem ihm am Schreibtisch seinen Früchten und Folgen nach aus Romanphantasie und Geschichts- und Völkerstudien wiederzuerwecken trachtete. Für ihn gab's keine Frage und keinen Zweifel: er ging als 46jähriger Hauptmann mit. Was ihm die nächsten Wochen und Monate brachten, was er als Kompagniechef auf dem »Vormarsch« erlebt hat an Großem, Stolzem und Fröhlichem, aber auch an Furchtbarem und Grausigem, das hat er uns, immer in dem Bewußtsein, daß sich nun erst erfülle, daß er nun erst in Wahrheit schauen und schaffen dürfe, was er gesungen, in einem eignen Buche erzählt, das ich für sein bestes halte (wie die übrigen Bücher bei Grethlein & Ko. in Leipzig). Schon weil sich hier in den Schilderungen des stürmischen Siegesfluges an der Spitze der Armee Kluck durch Belgien und Frankreich, des ersten Zusammenstoßes mit den Engländern in der blutigen Schlacht bei Mons, der Verfolgung bis in die Nähe von Paris, dann der Marne-Schlacht, der Rückverlegung der deutschen Front bis zur Aisne-Linie und der verbissenen Kämpfe um Soissons, weil sich hier eine Art Selbstbekehrung von dem früher manchmal etwas äußeren Pathos zur Schlichtheit, Phrasenlosigkeit und Kühle, man möchte sagen zum herben preußischen Geist vollzieht, und weil hier Ernst gemacht wird, redlicher Ernst mit all dem, was früher wohl auch aus dem Herzen kam, sich aber dann doch mit dem Schreib- und Druckpapier begnügen mußte: »Mein Dichten ward Leben, Wort wurde Tat.« Nicht oft ist einem Dichter so viel Gnade, Erfüllung, Überschwang widerfahren, nicht oft aber hat sich einer so mannhaft dabei bewährt wie der Verfasser des »Eisernen Jahrs« und des »Verlorenen Vaterlands«, dem nach dieser Feuer- und Goldprobe niemand mehr seinen volltönenden Begeisterungsschwung, seine zuversichtliche Lebensbejahung, seine leicht aufsteigende Rührung und seine bei aller väterlichen Hauptmannsfürsorge immer noch ungestörte forsche Burschenhaftigkeit verdächtigen soll. Es steht mancherlei in dem Buch, das die Hurraseligkeit von früher Lügen straft, aber alles, was darin steht, ist nicht bloß erlebt, sondern auch mit Schweiß und Blut erkauft und im glühendsten Herzen wiedergeboren. Wird das »Verlorene Vaterland«, das noch vorher erschienen war, dereinst fortgesetzt, vielleicht sogar über den Weltkrieg hinaus, so wird die Aufgabe Bloem auf einer erhöhten Stufe menschlicher und dichterischer Reife finden. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XLVI

Der neue Angriff — Schnelle Erfolge — Späte Gegenangriffe — Neue strategische Lage — Offstragen

Ein neuer Abschnitt im Angriff hat in Frankreich begonnen. Einen Monat lang etwa hatte die Heeresleitung nur von größeren oder kleineren Erkundungen, vornehmlich am Kemmel, am Lys, an Somme und Avre, berichtet, aber eine Entscheidung wurde von keiner Seite gesucht. Obgleich die Feinde keinen Zweifel haben konnten, daß die Deutschen die Fortsetzung ihrer Frühjahrsoffensive planten, waren sie doch unfähig, ihr durch eine eigne große Unternehmung zuvorzukommen, und selbst da, wo sie mit großen Massen angriffen und einmal einen Erfolg davontrugen, wie die Eroberung von Ville sur Ancre (18. Mai), blieben sie in örtlichen Kämpfen stecken. Abermals verstand die deutsche Heeresleitung Defensive und Offensive in fruchtbare Verbindung zu bringen: sie fügte dem Feinde, namentlich durch Beschießung des Kohlen- und Industriebezirks von La Bethune, größere Verluste zu und veranlaßte ihn, hinter den alten Kampfplätzen gewaltige Massen zu versammeln, während sie selbst an andrer Stelle einen Stoß vorbereitete.

Der neue Angriff entfaltete sich zwischen Laon und Reims. Hier folgte die deutsche Front ungefähr dem rechten Ufer der Ailette und zog sich dann östlich von Craonne und Berry au Bac nach dem Ostufer des Marne-Aisne-Kanals bis zum Reimser Fort Brimont hin. Der Stoß traf zuerst auf den Damenweg, den vielumkämpften Höhenzug, den Nivelle vor etwa einem Jahre unter ungeheuren Blutopfern in wochenlangen Kämpfen erobert hatte. Taktisch bot der Angriff auf das wohlbefestigte, zerklüftete Bergland außerordentliche Schwierigkeiten, aber ein Sieg stellte große strategische Vorteile in Aussicht: ein Vorstoß über die Aisne ermöglichte einen Druck auf die rechte Flanke der feindlichen Somme-Armee und die linke der Champagnefront.

Über die Vorbereitungen können wir nichts sagen. Es ist selbstverständlich, daß von langer Hand her große Truppenmassen bereitgestellt worden sind, vielleicht gehen die Vorbereitungen bis in die Wintermonate zurück. Die feindliche Heeresleitung scheint einen Angriff hier nicht erwartet zu haben; sie hat wenigstens französische Truppen von hier nach Flandern gezogen und dafür englische abgekämpfte Divisionen (nach italienischen Berichten fünf) in Ruhestellung nach der Aisne verlegt. General Foch selbst weilte bis zum Beginn des Angriffs in Dünkirchen, richtete also offenbar seine Aufmerksamkeit wesentlich auf die Nordwestecke, und in der feindlichen Presse wurde fast nur die Wahrscheinlichkeit eines Angriffes an den bisherigen Stellen erörtert. Es scheint auch, daß trübe und regnerische Witterung in den letzten Tagen den feindlichen Fliegern die Einsicht erschwerte, jedenfalls glückte die Überraschung vollkommen. Zwei Armeen der Heeresgruppe Kronprinz eröffneten den Kampf: Boehn nördlich, Fritz v. Below südlich der Aisne. Nach kurzer, aber äußerst wirksamer Beschießung durch Artillerie begann die Infanterie Boehns ihren Sturm gegen die Front und Ostflanke der Damenwegstellung (27. Mai), und bereits kurz nach vier Uhr morgens waren einige Höhen im Osten bei Craonne in ihrer Hand; bis Mittag wurde durch weiteren konzentrischen Angriff die ganze Ausdehnung des Damenweges gestürmt und durch den linken Flügel und Zentrum die Aisne in breiter Front zwischen Bailly (zwei Meilen oberhalb Soissons) und Berry au Bac erreicht. Auch diese Schranke hemmte den Sturm nicht; bis zum Abend wurde gar das jenseitige Gebirge durchstoßen und der Vesleфluß erreicht. Der rechte Flügel, dem die Flankensicherung oblag, hatte die Aisne nicht erreichen können; er gewann eine Linie Bailly-Laffaux und gewährte dadurch dem Hauptteil der Armee Schutz gegen etwaige Angriffe aus dem Raum von Soissons. Belows Truppen hatten unterdessen nach Erstürmung mehrerer fester Stellungen den Kanal überschritten und waren einige Kilometer nach Westen gedrungen, so daß sie am folgenden Tage den Frontangriff Boehns auf das Wald- und Bergland zwischen Aisne und Vesle in der Flanke unterstützen konnten. Noch nie war in Frankreich eine Schlacht mit gleichem Erfolg eröffnet worden. Bis zu 18 Kilometer Tiefe waren Boehns Truppen vorgekommen, über schwieriges, zur nachhaltigsten Verteidigung eingerichtetes Gelände hinweg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dem herrlichen Anfang entsprach der Fortgang. Am folgenden Tage (28. Mai) erweiterte sich die Angriffsfront nach rechts und links: auf dem rechten Flügel kam man Soissons von Norden und Nordosten näher, im Zentrum wurde die ausgezeichnete Veslestellung genommen, auf dem linken einige Forts der Nordwestfront von Reims erobert und die Verteidiger auf die Ostseite des Aisne-Marne-Kanals getrieben. Der 29. Mai führte das Zentrum bis an den Ourcq (bei Fère en Tardenois), während der eine Flügel sich nördlich und westlich an Reims heranarbeitete und der andere gar Soissons und beträchtliches Gebiet nordwestlich davon besetzte. Auf Soissons hatten die Gegner, wenn man den französischen und englischen Stimmen trauen darf, besonderen Wert gelegt, da sein Fall eine Umgehung der Truppen im Winkel zwischen Oise und Aisne ermöglichte, also Compiègne und damit die Verbindung der Somme-Armee mit Paris gefährdete. In der Tat verwendeten sie die meisten der sogleich verfügbaren Reserven zur hartnäckigen Verteidigung von Soissons und suchten — allerdings vergeblich — noch die westlichen Ausgänge zu sperren, nachdem die Stadt schon verloren war. Der Gewinn nördlich der unteren Aisne wurde in den nächsten Tagen bedeutend vergrößert durch das Eingreifen der Armee Hutier. Sie überschritt die Oise und die untere Ailette, der Feind wurde immer mehr in den Winkel bei Compiègne hineingedrängt und dieser Ort, den Clémenceau als unentbehrliches Bollwerk für Paris bezeichnet hat, allmählich unter Feuer genommen (seit 31. Mai).

Drei Tage lang hatten die Feinde nach dem Verlust der ersten Stellungen ernsten Widerstand nicht leisten können, da, ausgenommen bei Soissons, Reserven in ausreichendem Maße nicht vorhanden waren; in kopfloser Flucht hatten sie weichen müssen. Am dritten Tage wurden zwar an der Vesle eiligst herbeigezogene Reservedivisionen eingesetzt, aber sie wurden durch Feuer zerschmettert, ehe sie völlige Kampfbereitschaft gewonnen hatten. Erst vom 30. Mai ab konnte die vielgerühmte Reservearmee Fochs in Tätigkeit treten: ein Beweis, daß er sie weit entfernt von der Einbruchsstelle angehäuft hatte. Von seiner westlichen Hälfte, aus dem Somme- und Lysgebiet, wie von der östlichen, aus dem Raum Belfort-Verdun, rief er Truppen herbei und richtete sie von Südwesten wie Südosten her gegen das deutsche Zentrum zwischen Vesle und Marne, um es durch den konzentrischen Angriff zu erdrücken und die deutsche Sturmfront zu durchbrechen. Er erlitt eine völlige Niederlage und konnte den deutschen Vormarsch nach der Marne, die oberhalb Chateau-Thierry erreicht wurde, nicht verhindern. Nicht besser glückten die französischen Gegenstöße südwestlich von Soissons. In den folgenden Tagen blieb das Bild dasselbe: abermals wurden neu herangeführte Divisionen der Franzosen geschlagen, und die Deutschen blieben im unaufhaltsamen Vormarsch, so daß sie am 4. Juni nördlich der Aisne die Linie Noyon-Carlepont-Moulin sous Touvent westlich Nouvron erreichten; südlich der Aisne zogen sich ihre Stellungen von Le Souliers (eine Meile westlich Soissons) mit starker Ausbuchtung nach Westen (am Savières-Abschnitt) bis Chateau-Thierry, von da die Marne aufwärts bis Berneuil, dann nordöstlich bis dicht westlich Reims.

Binnen kaum einer Woche war ein zum Teil trefflich angebautes Gebiet von dreitausend Quadratkilometern erobert, gegen 55 000 Gefangene und riesige sonstige Beute französischer, englischer und amerikanischer Herkunft gemacht worden. Zahlreiche Geschütze mit unermeßlicher Munition, Tausende von Maschinengewehren waren sofort verwendbar. Mit dem Vormarsch nach der Marne begann sich die strategische Lage zu ändern: die ursprünglich südwestliche Richtung des Stoßes ging immer mehr in eine westliche über gegen die rechte Flanke der englisch-französischen Hauptarmee, wobei die Marne einen trefflichen eignen Flankenschutz bildete. Immer deutlicher schied sich seitdem der französische Kriegsschauplatz in einen östlichen und westlichen, die nächste Verbindung zwischen ihnen war bereits unterbrochen, da die Deutschen vom nördlichen Marneufer aus die direkte Bahn zwischen Paris und Chalons lahmlegen konnten. Der linke deutsche Flügel zwischen Marne und Reims wurde dagegen einstweilen versagt und schlug beiderseits der Ardre heftige Gegenstöße zurück, sicherte also den deutschen Stoßflügel vor einer Bedrohung aus dem Osten im Rücken.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch ist offenbar der Gipfelpunkt der Operationen bei weitem nicht erreicht. Wiederum hat Hindenburg der Welt strategische Rätsel aufgegeben; mit Beklommenheit warten die Feinde, mit freudiger Zuversicht die Mittelmächte, ob er den Vormarsch an der bisherigen Druckstelle einseitig fortsetzen oder ob er nach der Auflösung so vieler feindlicher Reservetruppen auch an andern Stellen, in Flandern, in der Pikardie oder gar zwischen Reims und dem Rhein einen weiteren Anlauf machen wird. Vielleicht setzt eine neue Periode tätiger, vorteilhafter Defensive ein. Unter allen Umständen werden die Feinde das Gelände zwischen Marne und Aisne bis aufs äußerste verteidigen, weil ein weiteres Vordringen die Deutschen in die nächste Umgebung von Paris und damit an den empfindlichsten Punkt, die Hauptverbindung der englisch-französischen Armee, führen würde. Die Franzosen setzen dabei ihre Hoffnung auf die großen Wälder östlich von Compiègne und am mittleren Ourcq, aber das ist ein magerer Trost, denn die Notwendigkeit, diese gefährliche Stelle zu sichern, wird einen beträchtlichen Teil ihrer zusammengeschmolzenen Reserven festlegen.

Die Wirkung der Niederlage auf die Feinde läßt sich bei der strengen Zensur noch nicht übersehen. Engländer und Franzosen schieben sich gegenseitig die Schuld an dem Unglück zu, und bei weiteren Schlägen wird sich die Kluft vermutlich erweitern. In der französischen Kammer macht sich bereits starke Unruhe geltend, und Clémenceau hat gegen unbequeme Interpellationen nur durch stärksten Druck ein Vertrauensvotum erlangen können.

Seit dem Eintritt der Deutschen in die Marneebene fürchtet man offenbar, daß Paris bald einer stärkeren Beschießung als durch die wenigen Hundert-Kilometer-Geschütze ausgesetzt werden könne, und das Zurückfluten der Bevölkerung aus dem Aisne- und Marnegebiet wird die Stimmung nicht heben.

Von den übrigen Kriegsschauplätzen ist wenig zu melden. Auf dem österreichisch-italienischen haben die Italiener einige örtliche Vorteile ohne strategische Bedeutung erfochten, auch in Mazedonien behauptet die Entente einiges Gelände gewonnen zu haben, dagegen sind die Engländer in Mesopotamien und Palästina nicht mehr vorwärtsgekommen, haben sogar einiges aufgeben müssen. Politisch hat sich mancherlei ereignet, aber alles ist noch zu sehr in Fluß, um darüber ein zusammenfassendes Wort zu sagen. Das wichtigste ist, daß in der Ukraine sich eine neue Regierung unter einem Hetman gebildet hat, deren Charakter aber noch nicht ganz deutlich ist. Der Hetman will zwar ohne Zweifel ukrainische Politik treiben, hat aber anscheinend noch nicht den Zusammenhang mit den nationalen Parteien gefunden, die, wesentlich aus Bauern bestehend, von ihm eine Verkürzung in ihrem während des Krieges mehr oder weniger widerrechtlich erworbenen Landbesitz fürchten und ihm deshalb zunächst die Mitwirkung versagt haben. Somit ist es noch zweifelhaft, ob der Hetman die Rolle eines Napoleon nach der Revolution wird spielen können. In den baltischen Provinzen macht die russische Regierung einen verzweifelten Versuch, Livland und Estland das so oft versprochene Selbstbestimmungsrecht zu verweigern, indessen man darf hoffen, daß dieser neue Streich des eisenstirnigen Trotzki ebenso pariert werden wird wie die früheren.

Abgeschlossen am 8. Juni 1918

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Koch: Heilige-Geist-Kirche in Potsdam

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 124. II Aug. 1918

Alma

Eine Geschichte aus den letzten Tagen der Goethes

Von Grete Massé

Schon auf der Fahrt von Regensburg nach Linz war Alma nicht wie sonst gewesen. Die leidenschaftliche Schmerzlichkeit ihres Abschieds von Weimar, der alle tief erschüttert hatte, die Zeuge davon gewesen, war geschwunden und einer Teilnahmlosigkeit gewichen, die durch nichts zu ermuntern war.

Die Bilder rechts und links von den Straßen schwanden und wandelten sich, ohne daß Alma auch nur einen flüchtigen Blick für sie gehabt hätte.

Sie lehnte stumm in der Wagenecke, die Augen geschlossen, so daß der Schatten der Wimpern auf den bleichen Wangen ruhte. Den weißen Batisthut hatte sie vom Kopf genommen und hielt ihn mit der rechten Hand so lose, daß er jedesmal, wenn der Wagen eine Biegung machte, in Gefahr geriet, von ihren Knien zu rutschen. Das schimmernde Goldblond ihrer Haare stach leuchtend ab von dem verschossenen Blau des Lehnenpolsters. Den bunten römischen Longschal, den sie über ihrem zarten hellbräunlichen Kleide trug, hatte sie eng um die Schultern gezogen, als fröre es sie, trotzdem der Julitag eine Glut ausströmte, daß man wünschte, über den Bergen möchten sich Wolken gewitterschwer zusammenballen und sich regenprasselnd entladen über dem dürstenden Land.

Alma gegenüber saß der Oberjägermeister von Fritsch steif und gerade trotz seinem Alter, korrekt und geschmackvoll im Anzug, auf den sich selbst der flimmernde Staub, der aufwirbelte, sobald sich die Räder der Kutsche auf dem sandigen Wege drehten, nicht niederzulassen schien aus Respekt vor dem tadellosen Hofmann. Der Oberjägermeister war seit vielen Jahren ein lieber und vertrauter Freund des Goetheschen Hauses. Er kannte Alma seit dem ersten Tage ihres Erdenlebens. Er war ihr väterlicher Freund gewesen in all den Jahren, da sie oben in den Mansardenstuben des Hauses am Frauenplan sich aus einem Wickelkindchen, das Maria Paulownas reizende Hofdame Jenny von Pappenheim täglich wiegte, fütterte und hätschelte, zu einem trippelnden, jauchzenden Mägdlein wandelte, das schließlich nicht nur eine Spiel-, sondern auch eine Lerngenossin der großen Brüder wurde.

Der alte Herr war scheinbar in sein Notizbuch vertieft, dessen Blätter er mit den feinen, welken Fingern wendete. Von den verschnörkelten Schriftzügen aber sah er mehr als einmal empor und warf einen Blick banger Sorge auf Alma.

Das Kind würde ihm doch nicht krank

 Copyright 1918 by Georg Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, bevor es es der Mutter, der Abrede getreu, in Linz übergeben?

Sie war doch sonst ein so munteres, lebfrisches, tatfrohes Kerlchen, die Alma! So still, so das Köpfchen niedersenkend, so trostlos schlaff hatte er sie noch nie gesehen. Lehnte sie nicht da, als wäre sie es müde, je wieder die Augen aufzuschlagen, als wünschte sie, es käme nie wieder ein neuer Tag?

Der Oberjägermeister schüttelte unzufrieden den Kopf.

Er hatte nie den Entschluß Ottiliens, mit all den Ihren Weimar zu verlassen und nach Wien überzusiedeln, gebilligt. Die ewig Ruhelose würde anderswo erst recht nicht Ruhe finden können. Noch mehr als früher würde sie nach immer neuen Dingen greifen und zu haltlos, zu abenteuerlich gesinnt sein, um sie festhalten zu können. Mit Weimar gab sie den Stab aus der Hand, der ihr in der Zerfahrenheit und Flüchtigkeit ihres Lebens noch eine Stütze gewesen. Ohne ihn würde sie vom Dasein geschüttelt werden wie junge Birkenstämmchen im Sturm. Jetzt aber, da er gesehen, in welch grenzenlosem Schmerz Alma sich wieder von Weimar getrennt, da der Mutter Brief sie zurückgerufen, jetzt schien ihm Ottiliens Tat wie Mord an dem Seelenleben des Kindes. Das Sprichwort, das sagt: »Alte Bäume soll man nicht umpflanzen«, hatte doch nur zum Teil recht. An Alma sah er, daß man es auch an jungen nicht tun soll, wenn sie mit allen Wurzeln im Heimatboden ruhen. Ottilie mochte schließlich in der Fremde im Umgang mit ihren Kindern, im Briefwechsel mit ihren Freunden, im Studieren und Übersetzen aus dem Englischen einen gewissen Ersatz, ein blasses, neues Glück finden. Daß aber Alma sich in Wien nicht eingelebt, sich dort nicht wohl gefühlt, hatte er an dem Aufstrahlen, an der seligen Hingegebenheit des Mädchens gemerkt, als sie in Weimar eingetroffen, um die Stadt, in der sie ihre Kindheit verlebt, wiederzusehen. War ihre Entzücktheit, ihr beschwingtes, sonnenhaft strahlendes Wesen doch der Inbrunst ähnlich gewesen, mit der der Fisch sich zurückstürzt in sein ureignes Element, wenn er in der Luft hat atmen müssen, oder der Trunkenheit, mit der ein der Käfighaft entronnener Vogel mit weit ausgespannten Flügeln in die schimmernde Bläue fliegt, in der für ihn die Freiheit ist.

Von Fritsch hatte gerade wieder in das Buch geblickt und einer Notiz nachgesonnen, deren Zusammenhänge ihm im Augenblick nicht ganz klar wurden, als er erschrocken zusammenfuhr.

Alma hatte sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit plötzlich steil im Wagen aufgerichtet, die Arme in der Richtung ausgebreitet, in der Weimar liegen mußte, und ausgerufen: »Helene! Helene, ich komme schon!«

Nicht anders als eine Mondwandelnde stand sie da, die Lippen zitternd, die Augen schwimmend in einem edelsteinartigen starren Glanz.

»Alma! Kind! Kind, komm zu dir!« rief der alte Herr und drückte das Mädchen mit sanfter Gewalt auf die Polster nieder, während er sorgsam neben sie den Batisthut legte, der bei Almas Aufspringen heruntergefallen war und auf den sie getreten hatte.

Die Starrheit in den Augen des Mädchens wich. Sie schien sich auf sich selbst auf die Wirklichkeit zu besinnen.

»Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckte,« flüsterte sie. »Es war mir aber, als hörte ich so deutlich, so deutlich Helene Thon rufen, geradeso, wie sie rief, wenn ich mich im Wald von Ettersburg, sie zu necken, im Gebüsch versteckte.«

»Du hast geträumt, Alma! Du hast eben die ganze Zeit lebhaft an deine Freundin gedacht! Da mag es dir im Halbschlaf gewesen sein, als verlange sie nach dir.«

»Auch Helene wird's einsam sein ohne mich,« klagte Alma. »Aber nicht so einsam wie mir in Wien. Keine einzige Freundin zu haben! Ich bin nicht zu beneiden. Die Mädchen sind wie von Eis und steif wie die Puppen!«

»Du wirst auch in Wien einmal eine gute Freundin finden, Alma,« tröstete der Oberjägermeister. »Paß' nur auf. Eines Tags schreibst du mir: »Ich habe eine neue Freundin, ein feines, kluges, liebenswürdiges Mädchen, die ich schon geradeso liebe wie Helene Thon.«

Alma sah wehmütig vor sich hin. »Keine kann ich wieder so lieben wie die, die ich hier geliebt. Mit den Mädchen dort kann man nur Unterhaltung machen. Niemals wird es einem bei ihnen warm und herzlich und vertraut.«

Die großen braunstrahlenden Augen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Almas schimmerten feucht. Ihre Stimme bebte, als sie ängstlich fragte: »Wenn ich nun fort bin, werden die Kränzchenschwestern auch weiter pünktlich ihre fünf Silbergroschen in die Kasse zahlen?«

Der Oberjägermeister wollte gerade versichern, daß er selbst ein Augenmerk darauf haben werde, daß die Wohltätigkeitskasse keinen Schaden erleide, aber da sank Alma schon schluchzend in die Ecke zurück.

Von Fritsch, so schrecklich ihm auch des Kindes Weinen war, ließ sie doch gewähren. Dies war jedenfalls besser als die furchtbare Erstarrung, in der sie vorher verharrte. Er steckte sein Notizbuch in die Westentasche und nahm auf dem Sitz neben Alma Platz. Dann und wann strich er zart mit der großen Hand über des Mädchens glattes, schönes Haar und murmelte zärtlich, unwillkürlich ein Kosewort gebrauchend, mit dem der Geheimrat oft die Schwiegertochter Ottilie zu nennen pflegte: »Seidenhäschen! Gutes Seidenhäschen, grämʼ dich nicht so!«

Alma mochte empfinden, daß der alte Freund mit ihr litt. Sie schmiegte sich in seinen Arm und barg das Köpfchen an seiner Schulter. Von Fritsch rührte sich nicht, trotzdem er sehr unbequem saß, um die Zutunliche nicht zu verscheuchen. So saßen sie wohl eine halbe Stunde. Almas Schluchzen war immer leiser geworden. Schließlich verstummte es ganz. Nur die feuchten Wimpern waren noch Verräter der Tränen, die geflossen.

Als der Wagen einer Station, wo haltgemacht werden sollte, nahe war, sagte der Oberjägermeister erleichtert: »So, hier wollen wir einen Imbiß nehmen! Ein wenig kaltes Fleisch, ein Glas starken Wein. Du wirst sehen, dann sieht dich die Welt gleich ganz anders an.«

Da wieder ein Zucken um Almas Lippen ging, fuhr er in zuversichtlichem Tone fort: »Ich werde mit der Mama reden, daß sie dich spätestens im nächsten Jahre wieder nach Weimar läßt.«

Alma schüttelte mit einer Gebärde starken Zweifels den Kopf.

»Doch, doch!« fuhr er fort. »Als du das letztemal abfuhrst, glaubtest du auch, du kämst sobald nicht wieder, und warst doch viel rascher wieder da, als wir zu hoffen wagten.«

Aber Alma sah den Freund an mit einem Blick, der ihm ins Herz schnitt. »Ich weiß es gewiß, das war mein letzter Abschied von euch. Niemals komme ich zurück. Ich fühle es hier,« antwortete sie und legte in einer seltsamen und rührenden Art die gefalteten Hände dorthin, wo ihr Herz schlug.

So ernst, so fremd und fern war ihm auf einmal das Antlitz des Kindes, daß es dem Manne wurde, als lösten sich alle Linien des lieben Gesichts vor ihm auf in Glanz und Luft, als wäre da, wo Alma gesessen, nur ein Nebelstern, der immer schwächer flimmerte.

»Kind! Kind, was sagst du da,« mahnte der Oberjägermeister. Er kam nicht mehr dazu, den Nachsatz zu vollenden, denn die Kutsche hielt mit einem Ruck vor einem breitgiebeligen Gasthaus, und ein Bursche mit borstigem Haar und im blauen Kittel öffnete den Reisenden den Schlag.

Da die Schwüle gar zu drückend war, zog es der Oberjägermeister vor, statt im Garten wo unter den Bäumen kleine Tische aufgestellt waren, mit Alma in der Stube des Gasthauses zu speisen. Es war ein länglicher kühler Raum mit altersgeschwärzten Balken und braunen Wänden, von denen bronzene Leuchterweibchen gelbe Kerzen in den Saal streckten.

Die Holzplatte des Tisches, an dem die beiden Angekommenen Platz nahmen, war mit Namen, die mit dem Messer eingekerbt waren, dicht beschrieben.

Während der Oberjägermeister dem Wirt, der diensteifrig herbeieilte, seine Aufträge gab, studierte Alma die oft nur mühsam zu entziffernden Schriftzüge. Jedesmal, wenn sie einen Namen fand, den sie kannte, ging ein Schein der Freude über ihre Züge.

Als sich von Fritsch ihr wieder zuwandte, wies sie ihm die Namen von Franz Kirms, Karl von Holtei, August Wilhelm Iffland, Anton Genast, Corona Schröter, Johann Karl August Musäus, Reinhold Lenz, Karl von Knebel und Louise Vaubreuil.

»Alle sind hier einmal vorbeigekommen, haben hier gesessen,« sagte sie träumerisch. »Ich will hier auch eingeschrieben stehen. Wer weiß, wer einmal nach hundert Jahren an diesem Tische sitzen und meinen Namen finden wird.«

Sie nahm aus ihrem Täschchen ein kleines Messer und ritzte mit kindlichem Eifer und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichtlicher Anstrengung ihre sämtlichen Namen: Alma Sedina Cornelia Henriette von Goethe, ein. Als sie zum großen G kam, glitt ihr das Messer aus und ritzte ihre linke Hand. Ohne auf die Wunde zu achten, wischte sie mit ihrem Tuch den Blutflecken, der dorthin gefallen war, wo das Wort »Goethe« stehen sollte, fort und kerbte den Namen zu Ende, trotzdem schon die Suppe aufgetragen war.

Der Oberjägermeister und sein junger Schützling blieben nicht unbeachtet.

Der eine der Gäste raunte es dem andern zu, daß das zarte Mädchen dort neben dem Weimarer Hofmann Goethes Enkelin sei. Man blickte erst voll Neugier und dann, gefesselt durch ihren Liebreiz, mit Entzücken in das Mädchengesicht mit den braunen, strahlenden Augen, dem vollen, kindlichen Mund und der zarten Hautfarbe, dessen Schönheit selbst das etwas hervortretende Kinn und die ein wenig zu stark akzentuierte Stirn nicht zu beeinträchtigen vermochten. Auch ohne den berühmten Namen, den sie trug, wäre sie durch ihre Lieblichkeit der Aufmerksamkeit jedermanns sicher gewesen. Unbefangen und voll Anmut saß sie da, voll Haltung und Grazie und doch gänzlich ungezwungen und natürlich. Begegnete ihr Blick dem Blick eines andern, der sie suchte, sah sie dem Fremden ruhig und freundlich ins Auge, etwa in der Art, wie ein junges Reh groß und unschuldig den anschaut, der ihm im Wald entgegentritt, da es noch nichts davon weiß, daß es Menschen gibt, die töten.

Die letzten Speisen genossen die beiden Reisenden in Hast, da die Zeit zur Abfahrt drängte und Ottilie von Goethe in Linz wartete, um die Tochter dem Oberjägermeister abzunehmen und nach Wien zu begleiten.

Im Flur, als sie aufbrachen, stießen sie mit einem jungen Herrn zusammen, der gerade hereintrat. Der Oberjägermeister griff, um Entschuldigung bittend, an den Hut und wollte weitergehen. Der Fremde aber, ein Jüngling mit feingeschnittenen aristokratischen Zügen und einem Kopf voll hellbrauner Locken, blieb vor Alma stehen und sah sie mit Blauaugen an, in denen das Glück aufleuchtete. »Es ist mir eine unbeschreibliche Freude, das gnädige Fräulein doch noch einmal wiedersehen zu dürfen,« sagte er und nahm die Hand, die Alma ihm bot, so sorgsam und vorsichtig in die seine, als hielte sie eine sehr erlesene und sehr zerbrechliche Kostbarkeit.

»Ja, aber, Alma, kennst du den Herrn?« fragte der Oberjägermeister.

Der Fremde verneigte sich. »Baron Steebe aus Stockholm,« sagte er. »Ich hatte die Ehre, vor anderthalb Jahren mit dem gnädigen Fräulein den dritten Walzer auf dem Hofball in Weimar tanzen zu dürfen. Es war ein unvergeßlich — unvergeßlich schöner Tag ...«

»Ja, das war es in Wahrheit,« lächelte Alma, und ein liebliches Rot flog über ihr Gesicht bis an die Schläfen, die die goldenen Haare umrahmten. In Erinnerung verloren blickte sie in die Züge ihres damaligen Tänzers.

So wach wurde das Bild jenes Abends in ihr, da sie ihn ansah. Es war ihr erster Ball gewesen. Sie trug ein rosafarbenes Moirékleid und einen Kranz von sieben vollerblühten Rosen im Haar. Als sie in den Saal getreten, in dem die Kerzen flimmerten, die seidenen Kleider der Hofdamen rauschten, die Heiducken, beladene Teebretter in der Hand, hin und her gingen, war es ihr gewesen, als durchströme sie eine ganz neue, ungekannte Süße und Kraft. Der Erbgroßherzog selber hatte den ersten Tanz mit ihr getanzt, indessen die Kapelle den Sternenwalzer spielte. Als der Tanz zu Ende war, hatte der junge Fürst sie lächelnd angesehen und gefragt: »Nun, wie war es? Ich hoffe doch, ich bin ein leidlicher Tänzer gewesen.«

Und er hatte sich an ihrer reizenden Verwirrung geweidet, da sie in ihrer Verlegenheit, das Antlitz in Glut getaucht, nichts zu tun gewußt hatte, als ihren Knix zu machen und, überwältigt durch so viel Huld, zu stammeln: »Ach, gnädigster Herr! Gnädigster Herr!«

Und dann waren andre Tänzer gekommen, verwirrend viele.

Aber sie hatte alle vergessen. Nur diesen jungen schwedischen Baron nicht, der etwas so gewinnend Ritterliches hatte, dessen Augen, wenn sie von einem Arm in den andern glitt, ihr den ganzen Abend voll Sehnsucht folgten und dessen Stimme, wenn er leise auf sie einsprach, im Klang an einen edlen Geigenton erinnerte.

Noch immer standen die beiden jungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen Hand in Hand, scheinbar ohne es zu wissen, sahen sich an und lächelten sich an. Beiden war ihnen das Herz so voll, und doch fand keines ein Wort.

Von Fritsch zog mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde die Uhr. »Es tut mir aufrichtig leid, aber wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren. Hoffentlich ermöglicht uns der Zufall wieder einmal ein solches Zusammentreffen und läßt uns dann mehr Zeit.«

Sofort gewann der Baron seine Haltung zurück. »Ich hoffe es! Ich hoffe es. Leben Sie wohl, gnädigstes Fräulein,« sagte er.

Eine zarte, leichte Hand lag noch einmal für eines Herzschlages Dauer in der seinen. Große Augen strahlten ihn schimmernd an. Er schaute so sehnsuchtsvoll hinein in ihren goldbraunen Glanz, daß er gar nicht beachtete, daß Alma flüsterte: »Vielleicht besuchen Sie uns einmal in Wien — später. Meine Mutter würde sich freuen.«

Erst als der Wagen davongerollt, trat er auf die Schwelle des Gasthauses. In der Ferne verschwand er. Staubwolken wirbelten auf hinter ihm. —

In Linz, am Platz, wo das Dampfschiff hielt, wartete ungeduldig Ottilie. Sie drückte dem alten Freunde kräftig die Hand und umarmte die Tochter stürmisch und mit Lebhaftigkeit.

Von Fritsch sah sie prüfend an. Sie war auffallend gealtert in der Zeit, in der er sie nicht gesehen. Die dunkelblonden Locken, die sie so oft bei den lebhaften Bewegungen ihres Kopfes während des Gesprächs schüttelte, schimmerten hier und da schon grau. Das Gesicht war schmaler geworden und der Blick unruhig. Dann und wann zogen sich die Mundwinkel schief nach abwärts, denn Ottilie litt an Neuralgie.

»Ich habe einen herrlichen Morgen erlebt,« plauderte sie. »Ich bin früh aufgestanden. Die Sonne kam und weckte mich, denn ich vermochte am Abend vorher nicht die Vorhänge zusammenzuziehen, da sich die Schnüre verwickelt hatten. Alma, wie geht's der Großmama? Hat sie dir die Dose gegeben, die gemalte, die ich haben sollte? Du mußt immer Blau tragen. Blau, ganz Hellblau steht dir am besten, das sehe ich an der Halspaspel an deinem Kleid! Ja, der Morgen war herrlich! So voll Glanz und Unberührtheit und Frische wie im Paradies, wenn es dalag in Duft und Morgentau. Der Fluß blinkte wie Geschmeide, das man durch die Hände rollen läßt. Ein Fischer saß am Ufer und angelte. Drüben, am andern Ufer. Warte, dachte ich, du sollst dir nicht einbilden, du wärest allein in der Welt! Ich lief hinunter. Ach, das schmeckte, dieser erste Trunk würziger, herber Morgenluft! Wohl eine halbe Stunde blieb ich am Fluß. Der Himmel wurde immer röter. Erst war er nur ganz blaß rosig gewesen, wie die Höhlung einer Muschel. Dann wurde er nelkenfarben, dann rubinartig, und plötzlich stand die Sonne so rot da, daß man an Blut und Mord denken mußte. Als ich ins Gasthaus zurückkam, kam der Hausknecht die Treppe herauf und pfiff. Als er mich sah, erschrak er erst, dann grinste er. Als ich vor meinen Spiegel trat, wußte ich warum. Ich war mit bloßem Kopf weggelaufen und hatte vergessen, den Oberrock überzuziehen. Unter meiner Mantille sah mein lila Unterrock hervor. Er war von Taft, mit gezogenem Rand und auch sehr schön. Der naseweise Junge hätte sich nicht darüber zu mokieren brauchen ...«

»Ottilie, Ottilie!« stöhnte von Fritsch. »Werden Sie denn nie vernünftig? Immer noch der Sprudelkopf mit abertausend Launen. Und einen Husten haben Sie sich auch bei diesem merkwürdigen Spaziergang geholt.«

Ottilie lachte, trotzdem ein Hustenanfall ihre zarte Gestalt förmlich erschütterte.

»Aber schön war's, lieber Freund! Wunderbar schön! Sehen Sie dort die Dame in Grau, wie sie geht! Das nenne ich noch wandeln! Majestätisch und doch leicht. Die meisten Menschen gehen, als klebten ihnen ihre Sohlen am Boden fest. Ach, Flügel haben müßte man! Flügel, weiß und schmal gefaltet, die man rauschend auseinanderbreiten könnte, wenn man keine Lust mehr verspürt, sich mit den Leuten abzugeben. Wenn's einem zu dumpf hier wird, zu eng ...«

»Ottilie,« unterbrach von Fritsch. »Sie müssen fort. Das Schiff wird gleich das Signal zur Abfahrt geben. Und ich hätte gerne noch mit Ihnen gesprochen. Vor allem über Alma ... Aber was haben Sie denn?« unterbrach er sich plötzlich. »Sagen Sie es doch!«

Ottilie hatte in ihre Tasche gegriffen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gesicht vor Schreck verzogen. »Um Gott, meine Börse! Ich habe meine Börse im Gasthaus liegen lassen. Wahrscheinlich als ich fortging und mir im Flur vor dem Spiegel die Frisur richtete. Alma, Liebling, lauf die paar Schritte und hol' sie mir!«

Schon lief Alma über die Straße auf das Haus zu, in dem die Mutter gewohnt.

Die Zeit wollte von Fritsch benutzen, um mit Ottilie zu reden. Aber seine Worte glitten an ihr vorbei. Sie sah nur mit gespannten Mienen Alma nach und murmelte: »Wenn der Wirt die Börse gesehen hat, hat er sie an sich genommen und verwahrt. Er ist ein ehrlicher Mann. Das sieht man schon an seinem Gesicht. Mein ganzes Reisegeld war drinnen.«

Ihr schien es jetzt doch schwül zu werden bei der Aussicht, ohne Geld, nur auf ihr Billett hin oder mit von Fritsch erborgtem Gelde die Fahrt nach Wien anzutreten, denn sie zog ein Batisttuch aus der Tasche, um sich damit die feuchtgewordene Stirn abzuwischen.

»Aber Ottilie,« sagte der Oberjägermeister, der unwillkürlich, als sie die Tasche geöffnet, hineingeblickt. »Da, das Sandfarbene, ist das nicht —? Aber das ist doch Ihre Börse!« Und triumphierend zog er an einem Quastzipfel eine seidene Börse hervor, die sich in einen Spalt der Innentasche verkrochen hatte.

»Gottlob!« Ottilie atmete auf, stopfte aber unbekümmert und ohne hinzusehen die Börse von neuem zwischen ein unentwirrbares Kuddelmuddel von Zetteln, Riechfläschchen, Schlüsseln, Knäueln, Pastillendöschen und andern Dingen.

»Alma, Kind, lauf nicht so! Wie? Nein, der Wirt kann sie nicht haben. Du hättest ruhig seinen Beteuerungen glauben dürfen! Man ist viel zu mißtrauisch. An das Gute im Menschen glauben, zwingt das Gute in ihm hervor, wenn's auch noch so versteckt ist. Die Börse war zwischen die Gedichte der Schopenhauern gerutscht. Von Fritsch mit seinem Jägerblick hat sie gleich entdeckt.«

Endlich gelang es von Fritsch, Ottilie ein wenig beiseitezuziehen. Er sprach rasch und hastig auf sie ein, denn er hatte ihr so viel zu sagen, diesem unbedachten Kind der Phantasie, dieser »Frau von einem andern Stern«, wie ihre Freundinnen sie nannten, diesem feurigen Geschöpf, das vergebens versuchte, mit seinem glühenden Herzen die Welt um sich her zu erwärmen. Er hätte ihr tausend Ratschläge geben mögen, tausend Ermahnungen, die Ottilie, wenn sie auch versprochen, sie zu befolgen, doch im nächsten Augenblick vergessen hätte. Aber er sprach nur von Alma. Er dachte an ihren furchtbaren Schmerz, als sie die Heimat verlassen, sich von ihren Freundinnen trennen mußte.

»Brechen Sie Ihre Zelte in Wien ab, Ottilie! Kommen Sie zurück nach Weimar! Sie haben damals, als Sie fortgingen, in maßloser Aufregung gehandelt. Die Geschehnisse schlugen über Ihrem Kopfe zusammen.«

»Ich mußte fort, lieber Freund! Ich mußte,« murmelte Ottilie. »Zwingende äußere, zwingendere innere Gründe erforderten es.«

»Ich weiß es. Ich hoffe es,« antwortete ernst der Oberjägermeister. »Ich hoffe, daß es zwingende äußere, zwingendere innere Gründe waren, denn sonst — sonst wäre es zum Verzweifeln um das Meer von Leid, das die Folge dieser Flucht von Weimar war.«

»Meer von Leid,« spottete Ottilie. »Wer gebraucht denn nun die großen Worte? Wer berauscht sich an poetischen Bildern? Diesmal bin ich's doch nicht, nicht wahr?«

»Ottilie, ich finde keinen andern Ausdruck für das namenlose Weh, das ich gesehen. Wenn Sie's nicht dorthin ruft, wo Sie ganz unser gewesen sind, uns allen ein teures heiliges Vermächtnis, wenn Sie's selbst auch nicht zurücktreibt, dann kommen Sie um Almas Willen. Es ist nötig für das Kind Sie siecht Ihnen dahin an Heimweh in der fremden Stadt.«

Ottilie zupfte an ihrem Handschuh. »Alma wird sich da wohl fühlen, wo's ihrer Mutter wohl ist, hoffe ich. Sie liebt mich viel zu sehr, um nicht zu wünschen, ich bliebe dort, wo es mir gut geht. Sie denken sich das so einfach, lieber Freund, eben von Wien wieder nach Weimar zurückzusiedeln. Das geht nicht ohne weiteres! Ich bin vor allem meinen Söhnen den Aufenthalt in einer großen Stadt, den Zusammenhang mit bedeutenden Menschen, die sie fördern können, schuldig. Mein Exil wird schon seine Früchte tragen. Es wird in Zukunft uns allen zugute kommen. Und selbst wenn ich's wollte! Meine pekuniären Verhältnisse erlauben mir das nicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir müssen uns so mehr einschränken, als wir's gewöhnt waren.«

Der Oberjägermeister schwieg. Er wußte, daß Ottilie die Wahrheit sprach. Ihre Mittel erlaubten ihr keine Extravaganzen. Wenn sie sich doch, ihren Launen folgend, einen Luxus gestattete, mußte er wieder eingebracht werden durch Entbehrungen andrer Art.

»Trotzdem sollten Sie versuchen, es möglich zu machen, Ottilie. Wenn Sie Almas Jubel, Almas Glück gesehen hätten, als sie nach Weimar kam! Sie schien vor Seligkeit geradezu jeden Baum umfangen und an ihr Herz drücken zu wollen. Und als sie abfuhr, da hing sie am Halse von Helene Thon und wollte die Arme nicht lösen von ihr. Im Wagen, dreiviertel des Weges lang, saß sie mir gegenüber, mehr einer Toten ähnlich als einer Lebenden.«

»Gott, ist das wahr?« klagte Ottilie. »So tief trifft sie's? Nein, leiden, leiden soll sie nicht.«

»Liebe Ottilie, das ist schön von Ihnen! Geben Sie dem Kinde sein Jugendglück zurück — ehe es zu spät ist.«

»Ich werde mit Alma ernsthaft sprechen. Ich werde mich mit meinen Söhnen bereden. Ein oder zwei Jahre wird's auch Alma zur Not noch in Wien aushalten können.«

»Ottilie!« mahnte leise von Fritsch.

Plötzlich blieb Ottilie stehen und lächelte. »Sollten Sie nicht zu schwarz gesehen haben, lieber Freund? Nicht überängstlich sein? Schauen Sie dorthin! Sieht so ein Menschenkind aus, das vor Abschiedsschmerz vergehen will?«

Der Oberjägermeister wandte sich um. Was er da sah, machte ihn wirklich irre. Alma kniete am Boden und spielte mit einem kleinen weißen Pudel, zu dessen langem Stirn- und Kopfhaar eine breite Sammetschleife, die er um den Hals trug, kokett stand.

Alma war ganz in ihr Spiel vertieft. Sie lachte. Ihr Antlitz war nicht mehr bleich, sondern frisch gerötet. Sie hob die Vorderpfoten des Tieres aufwärts, so daß es auf seinen zwei Hinterbeinen steife und possierliche Schritte machen mußte. Sie neckte es mit einem Stückchen Zucker, das sie seinem Schnäuzchen ganz nahe brachte, um es ihm dann, Schelm und Übermut in den Zügen, wieder vorzuenthalten. Trotz ihren nahezu siebzehn Jahren machte sie ganz den Eindruck eines spielenden glücklichen Kindes, das nicht müde wird, seine Puppe zu hätscheln und herumzutragen.

»Nun?« sagte Ottilie. »Nun? Dem geht der Schmerz nicht zu tief, der sich mit einem Pudel trösten kann.«

»Und doch, und doch!« antwortete von Fritsch zögernd. »Wenn Sie sie gesehen hätten, wie sie im Wagen lehnte ...«

Die Menschen, die in Gruppen umherstanden, liefen den Landungssteg hinab. Kurz nacheinander gab das Schiff, das dort lag, dreimal sein Abfahrtssignal.

Eine fette, asthmatische Dame riß Alma den Pudel fort, hob ihn in ihre Arme und keuchte dem Dampfer zu.

Ottilie und Alma fanden kaum noch Zeit, mit dem Freund einen Händedruck zu tauschen und ihm Dank für seine Begleitung und Fürsorge zu sagen.

Dann waren sie im Gewühl verschwunden.

Das Dampfschiff setzte sich langsam in Bewegung und drehte sich. Das Wasser teilte sich vor seinem Kiel auseinander und floß hinter ihm wieder zusammen.

Die Sonne war am Untergehen. Der westliche Himmel stand im violetten und orangefarbenen Schein.

Der alte Mann stand am Ufer und sah den Abfahrenden nach. Der bunte Schal, den Alma schwenkte, sagte ihm einen letzten Gruß.

Nicht weit von ihm, an der Brücke, saß ein Leierkastenmann, drehte mit gichtischen Fingern den Hebel seines Instrumentes und sang dazu:

Ausgelitten hast du — ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit;
Ausgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit ...«

Stromabwärts fuhr das Schiff. Wien zu, der stolzen, ragenden Kaiserstadt.

Der Oberjägermeister blieb stehen, solange noch eine Spur davon zu sehen war.

Dann erst wandte er sich und ging schwerfällig davon.

Hinter ihm wimmerte die abgespielte Leierkastenmelodie leiser und leiser.

Nun waren sie daheim. Auf den Möbeln lag Staub. Die Blumen in den Blumenkästen waren verdorrt in ihrer Abwesenheit. Alma mußte die vertrockneten Pflan-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zen in den Keller schaffen. Ottilie konnte keine verwelkten Blumen um sich leiden.

Die Post für Ottilie lag hoch aufgestapelt. Alma hätte verzagt vor dieser Flut von Nachrichten, Neuigkeiten und Druckbogen. Die Mutter aber war in ihrem Element. Sie saß stundenlang an ihrem Schreibtisch, beantwortete alles und machte Korrekturen. Ihre Feder flog über das Papier, ohne zu stocken.

Der Alltag trat rasch wieder in sein Recht und verlangte sein Recht.

Die Sorge um die Hauswirtschaft lag zum größten Teil auf Almas Schultern. Ottilie hatte sich stets wenig und nur ungern um diese Dinge, die sie ablenkten von ihren schöngeistigen Beschäftigungen, gekümmert. Seitdem Alma fähig war, die Dienstboten anzuleiten und zu beaufsichtigen, die Mahlzeiten einzurichten und anzurichten, tat sie es gar nicht mehr. Sie widmete sich mit Leidenschaft ihrer großen Korrespondenz, ihren Studien und Sammlungen. Alma besorgte die Einkäufe, führte das Wirtschaftsbuch mit der Genauigkeit und Sauberkeit, die der Großvater vergebens darin von Ottilie gefordert. Nebenbei setzte sie den Unterricht bei ihren Lehrern fort. Hauptsächlich im Zeichnen und Malen, woran sie viel Freude hatte. Auch mußte sie die Mutter beim Empfang der Gäste unterstützen. An den Teeabenden, zu denen Ottilie ihre Freunde zwei- oder dreimal in der Woche lud, kredenzte sie den Tee und Zwieback oder dünne, kleine Kuchen. An diesen Abenden waren die Zimmer immer dicht gedrängt voll von Menschen. Die alte magnetische Kraft Ottiliens, besondere und geniale Geister anzuziehen und um sich zu sammeln, hatte auch hier nicht versagt. Die Frau hatte kaum ihre Koffer ausgepackt und ihre Möbel aufgestellt, so kamen schon Musiker, Gelehrte, Schriftsteller und Offiziere an ihren Teetisch. Niemand störte es, daß die Stoffe der Möbel zerschlissen, die Beleuchtung kärglich, der Tee dünn und die Kuchen knapp waren. Der geistige Zauber, der von Ottilie ausging, ihre liebenswürdige Grazie ersetzten alles. Ein Gespräch mit ihr war wie ein Jonglieren mit Bällen. Man war sicher, daß jede Feinheit, jede geistreiche Anspielung sofort von ihr verstanden, empfangen und zurückgegeben wurde. Man debattierte, deklamierte, musizierte, lachte, neckte, begeisterte sich, erhitzte sich und war, wenn man ging, in dem Zustande belebter, aufgeregter Angeregtheit, der allen Selbstschaffenden so nützlich und wertvoll ist und ihre schöpferischen Ideen aufs glücklichste befruchtet.

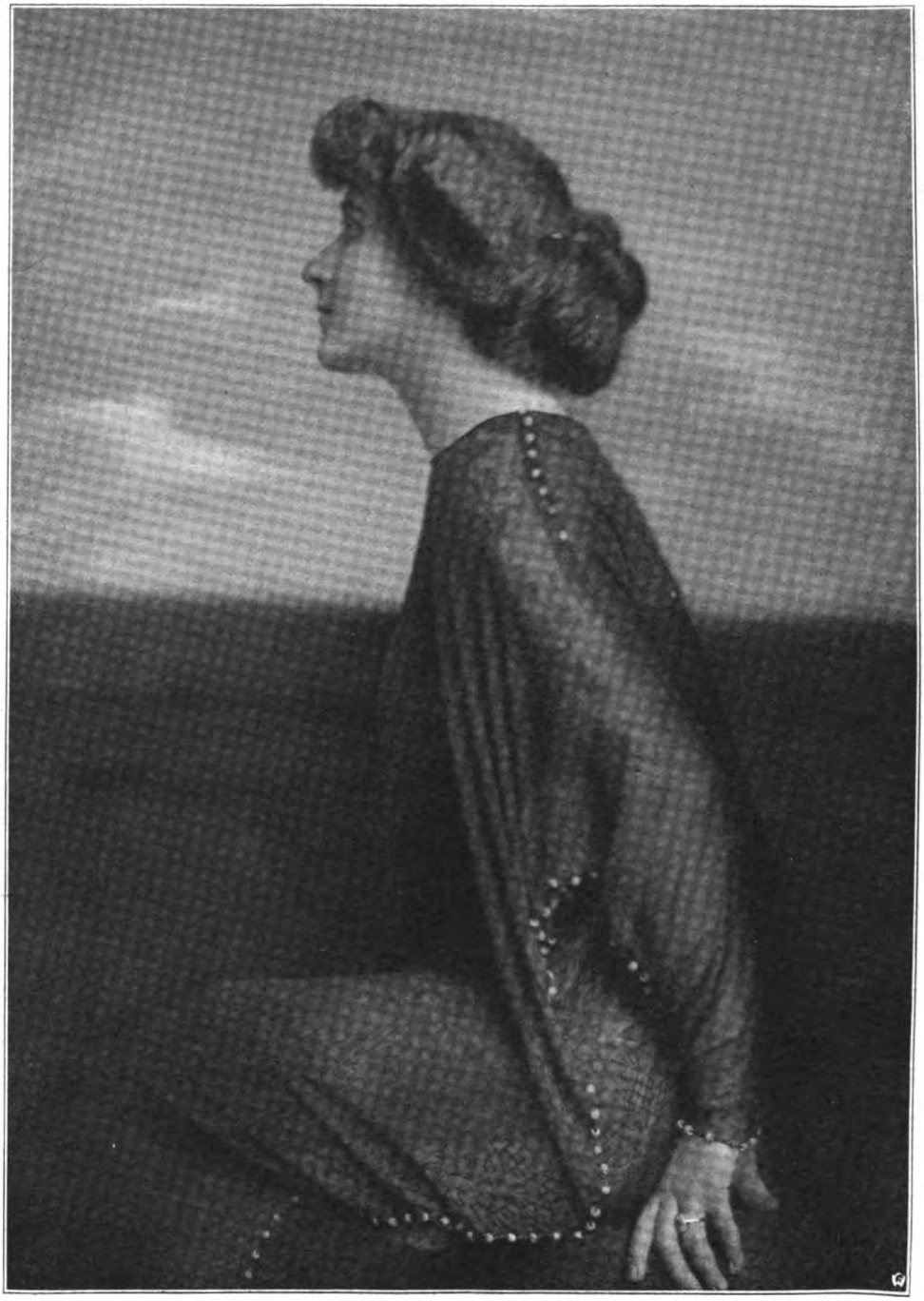
So gingen die Tage für Ottilie farbig und abwechslungsreich vorüber.

Da ihr das geistige Element geworden, in dem sie einzig zu atmen vermochte, vernarbte langsam in ihr, was etwa noch um Weimar geblutet. Es war ihr bequem, zu glauben, daß auch Alma sich eingewöhnt und eingelebt. Sie vergaß die Worte, die von Fritsch zu ihr gesprochen. Erinnerte sie sich doch einmal daran, so beschwichtigte sie sich selbst. Der gute alte Freund konnte manchmal etwas zur Ekstase, zur Überschwenglichkeit neigen. Eine sentimentale Anwandlung Almas hatte er für unheilbaren Trübsinn genommen. Außerdem hatte er einen Narren an dem Kinde gefressen. Seinen alten ehrenbebürdeten Kopf hätte er mit Freuden dahingegeben, wenn er dem Mädchen damit ein Glück hätte erkaufen können.

Alma aber fand ihren Frohsinn nicht wieder.

Sie raffte sich zwar zusammen, ermunterte sich künstlich, um die Mutter nicht ihr Leid, ihr grenzenloses Heimverlangen merken zu lassen. In den Nächten aber, wenn alles im Hause schlief, brach der verquälte, zurückgepreßte Schmerz in ihr sich Bahn in strömenden Tränen. Ach, Weimar! Einer Magnetnadel gleich zeigte nur dorthin ihr Herz. Sie konnte es nicht vergessen. Die arme, alte, kleine Stadt nicht vergessen über dem prächtigen, großen Wien mit seinen stolzen Bauten, seinen kaiserlichen Schlössern, seinen herrlichen Parks. Zu Fuß, bei Sturm oder Sonnenbrand hätte sie den weiten, weiten Weg von Wien nach Weimar gemacht, wenn man ihr nur erlaubt, eine Stunde in dem Pavillon in Tiefurt zu sitzen und hinüberzusehen nach der Anhöhe mit den alten, schönen Bäumen, unter denen Anna Amalia und ihr Hofstaat so oft gelustwandelt hatten, oder auf der Kastanienallee nach Schloß Belvedere hinzuschreiten und einzutreten in den Garten, wo die Lauben grünten, weiße Büsten und Sandsteinfiguren, vom Moos umwuchert, zwischen den Büschen träumten und der Wind, das Schweigen nicht zu stören, leiser hauchte im verlassenen Heckentheater.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Damenbildnis

Originalaufnahme von H. C. Kosel (Wien)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Traum war es ihr oft, sie schritte die breite Treppe ihres Vaterhauses empor und träte ein in das Juno-Zimmer, wo der Flügel stand, auf dem niemand mehr spielte, und der Adler, der auf dem Ofen thronte, sähe zu ihr herab mit demantnem Blicke und flüsterte ihr zu: »Ich bin ein Götterpogel, weißt du das?«

Oder sie träumte, sie stände im Garten der Oberstallmeisterin v. Stein, nahe am Hause, wo die Orangenbäume zwischen den Türen und Fenstern des Erdgeschosses in weißgestrichenen großen Kübeln standen, und sähe die Jagdgesellschaft vom Schloß an sich vorüberreiten zur Hirsch- und Wildschweinjagd. Allen voran aber auf einem tänzelnden Pferde ritte ein Jüngling, dem die Sonne Goldfunken auf die hellbraunen Locken streute, und als er an ihr vorüberkam, grüßte er sie ehrerbietig wie eine Prinzessin und sagte: »Heut ist ein seliger, unvergeßlich schöner Tag!« —

Der August ging zu Ende, und mildglänzend, heiterherb kam der September.

Wenn Alma von Ausgängen heimkam, hingen die Fäden des Altweibersommers an ihrem Kleid. Aus den Kastanienbäumen sprangen die reifen, glänzenden, braunen Kastanien auf ihren Weg, und auf dem Teetisch der Mutter standen Astern von einem zarten, wehmütigen Lila und gestrählte Dahlien.

Ja — es ward Herbst! Langsam zwar, aber doch unabänderlich. Noch war üppige, quellende Überfülle da, aber an allem nagte schon leise der Tod.

Wenn Alma auf die Blätter blickte, die mürbe und trocken wurden und sich gelb und bräunlich und rot färbten, dachte sie an die Ettersburg, die niemals schöner war, als wenn sich die Buchen und Eichenwälder ihr zu Füßen kleideten in flammendes Herbstlaub. Rotes Weingerank zog sich mit tausend Armen vom Schloßhof bis unters Dach des Schlosses und bis zur kleinen gotischen Kirche empor. Die Freitreppen und der Altan waren dicht umfangen und umhangen von Efeu, Klematis und Glyzinien. Wie oft hate sie dort gestanden und in die Runde geschaut! Wie oft war sie auf den Wegen gegangen, allein oder mit den Brüdern oder mit Helene Thon! Dann war es so still gewesen, daß man die Bienen summen hörte und den Kies knirschen unter seinem eignen Schritt. In den Hecken zirpten die Grasmücken, und betäubend süß kam der Duft von den Rosen- und Vanillenbeeten.

Wer ging jetzt dort die Wege, die sie gegangen, wer stand auf dem Altan und schaute aus?

Ach, sie neidete dem weißhaarigen, halbblinden Parkwächter das Glück, seine Pfeife rauchend dort am Tore lehnen zu dürfen oder mit seiner Harke die raschelnden Blätter auf dem Rasen zusammenzufegen.

Wenn ein Brief aus Weimar kam, konnte sie sich lange nicht entschließen, ihn zu öffnen. Unerschlossen trug sie ihn erst mit sich herum, von dem Gedanken zehrend: Wenn ich ihn lese, schaue ich hinein in die Stube bei Thons, sehe die Kränzchenschwestern nähen und stricken, höre sie schwatzen und disputieren, sehe den Frauenplan und am Brunnen die Marktweiber bei ihren Körben mit Früchten und Gemüsen ...

Immer war sie in Gedanken dort. Immer glaubte sie auf der Straße eine Gestalt aus Weimar zu sehen. Entweder die alte Kummerfeld oder die berühmte Frau von Heygendorf, die stille, vornehme Emma von Froriep oder, vorsichtig auf seinen Stock mit dem goldenen Knopf gestützt, den gebrechlichen Einsiedel. Atemlos, mit jagendem Herzen, folgte sie solchen Gestalten, die sie ferne lockten und ihr einen Vertrauten vortäuschten, und groß war ihr Kummer, wenn die Menschen, denen sie nachgelaufen, ihr ein ganz andres Gesicht zuwandten als das, in das zu sehen sie erwartet hatte.

An einem Abend kam ganz plötzlich und unerwartet ihr Bruder Walter. Sie war allein im Haus und mochte sich nicht niederlegen, trotzdem sie sich eigentlich ängstigte und in ihrem leichten Gewande fror, denn es war ein Unwetter draußen. Sturm und wolkenbruchartiger Regen wechselten sich ab. Türen und Fensterflügel schlugen zu. Man fürchtete, das Licht erlöschen und die Bilder von den Wänden herabfallen zu sehen.

Alma hatte in Wolfgangs »Erlinde« gelesen, aber schon nach einigen Seiten aufgehört. Die Worte darin sahen sie so gespenstisch an. Wenn sie sie halblaut vor sich hinsprach, klangen sie traurig und hohl und verwehten wie Seufzer im Raum, in dem der Zeiger der Uhr immer näher auf Mitternacht rückte.

Da hatte sie ihre Zöpfe gelöst und am

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spiegel beide Kerzen entzündet. Mit langsamen Bürstenstrichen bürstete sie ihr langes Haar. Es schien zu knistern unter ihrer Hand, zu wehen, sich zu bauschen wie ein Fahnentuch.

In ihrer Versunkenheit hatte Alma gar nicht gehört, daß die Korridortür geöffnet wurde, daß hinter ihr selbst die Tür leise aufging. Plötzlich schrie sie auf, und die Bürste fiel aus ihrer Hand. Im Spiegel, beleuchtet vom Schein der herabbrennenden Kerzen, war dicht neben ihrem Antlitz ein zweites erschienen, ihr ähnlich und doch ganz anders, mit hageren, eingefallenen Wangen und glühenden, unheimlich leuchtenden Augen.

Sie zitterte. Sie wankte.

Im Spiegel sah sie, wie zwei Arme nach ihr griffen und sich um sie schlossen.

»So sehr zum Fürchten bin ich dir?« sagte eine Stimme, und da erst merkte sie, daß es ihr Bruder Walter war, der sie stützte und zu einem Stuhl führte.

Rasch griff sie nach seiner Hand und lehnte, stumm Verzeihung erflehend, ihre Wange daran.

»Laß,« sagte er rauh und fremd und entzog ihr die Hand. »Nicht kindisch sein! Du weißt, ich mag keine Zärtlichkeit ...«

Der Ausdruck der Betrübtheit in ihrem Gesicht machte ihn weich.

Er kniete vor ihr nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß. »Rechte nicht mit mir, Alma. Ich bin reizbar, nervös, krank. Liebe mich, liebe mich immer. Deine Liebe ist die einzige Wärme in der Welt.«

Almas Hände strichen mit einer Gebärde, die etwas sorgend Mütterliches hatte, über sein Haar. »Wo kommst du jetzt so spät in der Nacht her?« fragte sie.

»Aus Leipzig, Alma.«

Alma richtete sich erschrocken auf. »Direkt aus Leipzig? Das bedeutet nichts Gutes.«

»Es bedeutet das Grauen, die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit, den Untergang!«

Eine Art von trockenem Schluchzen durchschüttelte die Gestalt des Mannes.

Seine zuckenden Hände tasteten sich an Almas Armen empor, klammerten sich um ihre Schultern. Wie ein Gewittersturz brauste sein wilder Schmerz dahin über das Kind, das, eingehüllt in den Mantel seiner hellen, losen Haare, auf dem Stuhle saß, blaß, erschüttert von Mitgefühl. Es wußte wohl, es hatte nicht die Kraft, sich wehrend anzustemmen gegen die Flut dieser Verzweiflung, die daherraste, alle Dämme niederbrechend.

Walter hob das Haupt und breitete wie in schwerer Anklage die Arme auseinander.

Alma sah schaudernd in sein entstelltes Gesicht. Alles Feine, Stille, Scheue, Liebe, das sonst darin, war fortgewischt. Die Züge waren wie durchpflügt von Bitternis. Um den Mund bebte es von Hohn und Ekel.

Er sprang ungestüm auf und riß dabei die Schrift von Wolfgangs »Erlinde«, die auf dem Tisch gelegen, herunter.

Mit schrillem, zersprungenem Lachen hob er das Heft auf. Er klopfte mit den Handknöcheln der mageren Hand auf die Seiten: »Das ist auch eine Mißgeburt, wie meine Oper, Alma! Der Mensch, der das schrieb und der mein Bruder ist, ist gerade so ein Verfemter, so ein Nichtskönner, so ein Bebürdeter, so ein Schatten wie ich. Wir sitzen und schaffen und wollen unser bestes Blut, unsre edelste Kraft, unsre stürmischste Sehnsucht verströmen in unser Werk. Wir ringen darum, wie Jakob mit dem Engel rang. Wir ringen, bis wir leer sind, ausgepumpt, ausgedörrt, ausgebrannt. Und dann kommt der Tag. Und wir künden den Menschen von unserm Werk, wir lesen es ihnen vor, wir spielen es ihnen vor und merken, daß sie nicht dran glauben können, nicht drüber weinen können, sich nicht dran freuen können, weil es erschlagen ist vom Schatten des Titanen.«

»Um Gottes willen, Walter, sprich nicht vom Großvater! Nicht jetzt, wo du so maßlos zerstört, so aufgeregt bist. Du bist ungerecht. Er hat euch so geliebt. Er hat immer nur euer Bestes gewollt, sich gefreut an eurem Wachsen.«

»Und doch wird er uns zum Fluch! Wir seufzen, wir stöhnen, wir brechen zusammen unter der Last, die er uns aufgelegt. Anstaunen, anglotzen lassen muß man sich von jedermann wie ein wildes Tier. Wer's erfährt, daß du Goethe heißt, gafft dir auf den Mund, wenn du ihn nur regst, und will die Weisheit Salomos daraus vernehmen. Wolfgangs Gedicht! Gelobt würde es! Geneidet wenn's ein andrer geschrieben! Meine Oper, an die ich mein Herzblut gegeben, hätte sie ein andrer komponiert, sie würde angehört, würde Beachtung gefunden haben. Aber die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethes haben das gemacht! Und es ist von vornherein ein Dreck für die Leute, gemessen an Johann Wolfgang ...«

»Hast du mit Liszt gesprochen über deine Oper? Was sagt Mendelssohn dazu?«

»Frag' nicht! Frag' nicht! Weck' mir nicht die Erinnerung an ihre Gesichter voll Verlegenheit, voll des Willens zur Höflichkeit, zur Duldung, zur Schonung.«

»Arme Mama!« flüsterte Alma. »Arme Mama. Sie hat so fest an deinen Erfolg geglaubt.«

Zusammengekauert saß sie da, in dem sonst so kindlichen Gesichtchen den Zug altkluger Sorge.

»Sie muß es tragen, Alma. Wir alle müssen's tragen, unser Schicksal. Wir sind aus Tantalus' Geschlecht, verquälte, kranke, unfähige, zerstörte Menschen, die früh sterben werden. Nur eine goldene Blüte ist noch am alten Stamm. Und die bist du, Alma! So wissen wir, daß noch nicht aller Segen gewichen ist von unserm unglückseligen Haus.«

Er nahm zart Almas Haupt in beide Hände und sah ihr lange leidvoll in die großen Augen. Er sah, sie waren nicht wie sonst. Der wundervolle Lebenswille, der darin gestrahlt, glomm nur noch schwach. Der goldbraune, feurige Glanz war matter geworden, stumpfer. Augen waren es, die das Sehnen kennengelernt hatten, das Blikken den wandernden Wolken nach und den Zugvögelscharen, die in die Heimat zogen.«

Aber er war zu müde, zu stark durchtobt von Leidenschaften, um jetzt dem Gram nachzufragen, der an des Kindes Seele genagt. »Bleib wie du bist,« sagte er nur. »Du bist unser einziges Glück!«

Alma stand auf und griff nach dem Schlüsselbund. Die Hausfrauennatur erwachte in ihr. Der Bruder kam erschöpft, bestaubt von langer Reise. Er mußte etwas Heißes zu trinken, etwas zu essen haben.

Walter aber wehrte ihr. »Keinen Bissen kann ich genießen jetzt. Er würde mir in der Kehle steckenbleiben. Sei leise, damit du die Mutter nicht weckst.«

»Mama ist zu einer Abendgesellschaft. Sie kann aber jeden Augenblick kommen. Es ist schon so spät.«

»Und dann fängt sie an zu fragen, sich aufzuregen, will dieses wissen und das, hat hundert neue Pläne, baut hundert neue Brücken, die nicht tragen. Das halte ich nicht aus, heute nicht.«

Er griff nach seinem Hut, nach seinem Mantel.

»Du willst doch nicht fort? Jetzt in der Nacht?« fragte Alma voll Angst.

»Doch. Ich muß, ich muß jetzt allein sein. Sage der Mutter nichts davon, daß ich hier war. Morgen früh komme ich her, als käme ich direkt aus Leipzig. Sorg' dich nicht um mich. Mir tut's nur gut, jetzt Nacht und Wind um die Schläfen zu haben.«

Ehe ihn Alma halten konnte, war er zur Tür hinaus.

Alma öffnete das Fenster, um ihm nachzusehen. Er ging ganz rasch und hatte doch kein Ziel. Die Pelerine seines Mantels wehte im Sturm.

Als Walter am nächsten Morgen in das Zimmer seiner Mutter trat, erinnerte an ihm nur noch wenig an den haltlosen, wilddurchschüttelten Menschen der verflossenen Nacht. Er war wieder der sonstige. Still, sanft und voll zarter Rücksicht. Mit seinem eigenartig leisen, zaubernden Schritt kam er näher. Aus seinen Augen war das Glühende, Sengende geschwunden. Sie blickten müde und entsagungsvoll und hatten den versonnenen, weltfremden Schein wieder, mit dem sie in das Leben, das an ihnen vorüberflutete, zu blicken pflegten.

Er küßte seiner Mutter die schönen Hände.

Ottilie sah ihn strahlend an. Achtlos schob sie die Schublade mit ihrer Steinsammlung, die sie gerade geordnet, zur Seite. Die Lust, hundert Neuigkeiten zu wissen, stand in ihren Zügen.

»Was bringst du, Walter? Bringst du uns das Glück?«

»Du weißt, Mama, der bunte Seidenvogel Glück will sich von mir nicht fangen lassen. Den halten nur die Sonntagskinder.«

»Auch du wirst ihn einmal erhaschen. Ich denke, er ist dir näher, als du glaubst. Wenn erst deine Oper aufgeführt wird ...«

Walter stand auf und ging gerade im Zimmer auf und ab, langsam, die Hände auf dem Rücken.

Dann blieb er vor Ottilie stehen im festen Entschluß.

»Es ist besser, Mama, ich sage es dir sofort ohne Umwege, geradeheraus. Unsre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffnung auf meine Oper müssen wir in die Truhe legen zu den andern einst so farbigen und jetzt verblichenen Träumen. Und den Deckel darüber müssen wir fest, fest zudrücken, damit es ihm nicht einmal wieder gelüste, an den Tag zu kommen, diesem Traum.«

»Willst du damit sagen, daß Liszt nichts tun will für deine Oper?«

»Ja, Mama.«

Auf Ottiliens Wangen erschienen rote Flecke. »Ich werde ihm schreiben. Oder besser, ich werde hinfahren zu ihm. Ich will ihn überreden. Er hat so viele Verbindungen, er wird es möglich machen können.«

»Laß das, Mama. Erspare mir das Letzte, daß man betteln geht für mich. Liszt hätte getan, was er hätte tun können, wenn es ihm möglich erschienen wäre. Es ist ihm schwer geworden, mich abzuweisen. Jetzt, da ich ruhig bin, sehe ich das ein. Ich habe es nicht wahr haben wollen, vorgestern, gestern, heute nacht. Aber jetzt muß ich's mir eingestehen.«

»Du wirst weiterlernen. Ein Jahr Studium noch oder zwei bei Mendelssohn.«

»Ich gehe nicht wieder nach Leipzig, Mama. Mendelssohn war sehr rücksichtsvoll, sehr schonend. Aber ich weiß jetzt doch, daß es seine Überzeugung ist, ich sei nicht zum Musiker geboren.«

»Oh, Felix ist undankbar. Wieviel Gutes und Liebes hat der Großvater, haben wir ihm getan. Vergilt er das so?«

Walter lächelte schmerzlich. »Er hat nichts zu vergelten. Das Genie gibt immer so viel, als es empfängt. Oder mehr. Würdest du ihn höher schätzen, wenn er mich belöge und einlullte in Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen lassen, statt mich durch Wahrheit und Unparteilichkeit zu ehren?«

»So hast du sonst nicht gesprochen, Walter.«

»Nein. Sonst nicht. Aber manchmal lernt man viel in einer Nacht, wenn man allein ist und dahingeht und unbarmherzig hinableuchtet in sein Inneres und Bilanz macht über sich. Laß mich jetzt hier einmal ausruhen, Mama. Gönne mir ein wenig Frieden. Dann will ich aufstehen, wieder weitergehen und suchen, wo ein Platz und eine Tat für mich ist in der Welt.«

Um Frieden zu finden, das stärkende Ausruhen, in dem die Seele Kraft gewinnt zu neuem Aufwärtsstreben, war nun Ottiliens Haus, Ottiliens ständige Nähe sehr wenig geeignet. Dazu gingen zuviel Menschen in den Stuben ein und aus, kamen unaufhörlich zu zahlreiche freudige oder traurige Botschaften von fernen Freunden. Auch wirkte Ottiliens Gegenwart anreizend und unruhvoll, nicht lindernd, böse Geister bannend, nicht Gelassenheit weckend noch Trost. Trotzdem erholte sich Walter sowohl seelisch wie körperlich. Es tat ihm schon wohl, nicht mehr unter Fremden zu sein, sondern unter den Seinen, nicht mehr, ein Bittgänger, demütig Urteil und Förderung erwartend, von Tür zu Tür zu gehen. Zwar saß er noch oft in den Abendstunden am Klavier, im dunklen Zimmer, ohne Licht anzuzünden, und spielte jagende und disharmonische Phantasien, die schrill endeten wie ein Aufschrei. Aber nach und nach kamen aus den dunklen Zimmern statt dieser krankhaft gepeitschten Töne elegische Klänge, sanft dahinrollend, matt ersterbend, manchmal erklang sogar ein Ton wie der süße Liebesschluchzlaut der Nachtigall an Sommerabenden und wiederholte sich einmal und mehr. Der furchtbare Schmerzkrampf seiner Seele entspannte sich. Über ihn kam die frühere Resignation. Was blieb ihm übrig, als sich treiben zu lassen, hoffend, daß ihm die Ufer nicht zu ferne rückten und der Strom ihn nicht riß in Wirbel, die den Schiffbrüchigen hinabziehen in die grause Tiefe?

Und als er seine Besonnenheit zurückerlangt hatte und wieder klar sah, sah er, was Ottilien entgangen, sah, daß die junge Schwester dahinsiechte an einem Leid, nach dem zu fragen er sich nicht überwinden konnte. Es war ihm, als wenn das Mädchen sich am besten wieder zurückfand, wenn man sie gewähren ließ, sie schonte, sich nicht eindrängte in ihre knospende, halb noch unbewußte Innenwelt.

Er merkte, alle Dinge, die sie tat, tat sie mechanisch. Ihre Seele war dabei weit, weit fort, war nicht mehr zu Haus in ihren jetzt so trüben Augen. Selbst das leuchtende Haar schien matter geworden zu sein. Viel glanzloser als sonst legte es sich um die Schläfen, an denen die feine Zeichnung der Adern hervortrat.

Oft, wenn er ihr vorlas oder vorspielte und unvermutet den Kopf nach ihr wandte, sah er, daß sie eingeschlummert war. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war zwar der leichteste Schlummer, der wach wurde, sobald sich etwas um sie her nur regte, der aber doch gleich einem Vampyr an ihrer Tatkraft zu saugen schien. Die sonst so Muntre, Rasche war lässig, versäumte oft ihre Pflichten, war unlustig zur Arbeit.

»Alma muß Zerstreuung haben, Mama,« sagte Walter eines Tags zu Ottilie, als sie sich mit großem Eifer und wenig Talent abmühte, eine Zeichnung zu kopieren.

»Zerstreuung kann sie doch haben so viel sie will,« lachte Ottilie. »Sie kann sich so viel Freundinnen einladen wie sie mag. Jeder, der hier ins Haus kommt, möchte sie auch bei sich sehen. Sie machen mir sogar alle zuviel Wesens um das Kind. Sie wird noch stolz und dünkelhaft werden.«

»Dann bedarf sie andrer Dinge als der Zerstreuung,« sagte Walter. »Ich weiß nur nicht welcher. Sie ist so still, so freudlos geworden. Auch nimmt sie körperlich ab. Sie ist so zart und schmal und leicht. Man könnte sie meilenweit tragen, ohne zu ermatten, ohne nur zu spüren, daß man sie in den Armen hat.«

»Wahrscheinlich etwas Bleichsucht,« antwortete Ottilie und schattierte einen Baumstamm. »Ich werde mit dem Arzt sprechen, wenn er zu mir kommt. Er soll ihr Eisen verschreiben. Übrigens sind wir am nächsten Mittwoch zu einem Gartenfest bei dem Botaniker Endlicher geladen. Da kann sich Alma wieder einmal nach Herzenslust austanzen.«

Ottilie wollte Alma zu diesem Fest ein neues Kleid kaufen. Sie komponierte sich im Geiste ein seegrünes zusammen mit weißen Spitzen, ein fliederfarbenes mit Goldtüll. Aber Alma wollte kein neues haben, kein andres als das, das sie auf dem Hofball in Weimar getragen.

Ottilie fügte sich, hatte auch schnell die Kleiderfrage vergessen, da ein altes englisches Gedicht ihre Aufmerksamkeit fesselte, das sie gefunden und das sie übersetzen wollte.

Alma aber nahm am Ballabend das geliebte Kleid aus dem Schrank und entfernte die Hüllen, die sie zum Schutze darübergehängt. Da lag es nun ausgebreitet auf dem Bett. Der rosa gewässerte Moiré spiegelte einen sanften Glanz. Auf dem Tisch lagen Rosen von der gleichen Farbe, gebunden zum Kranz, den sie über dem Scheitel tragen wollte.

Mit scheuen Fingern strich Alma über die Falten des Kleides. Es war ihr, als rege es sich wie ein Lebendes unter ihrer streichelnden Hand. Es schien das Licht, den Duft, die Erregung, den Zauber jenes Abends aufbewahrt zu haben und nun wieder an sie zu geben, da es frei geworden aus der Haft seines dunklen Schrankes.

Als Ottilie, nervös und zerfahren, endlich in das Zimmer kam, um Alma zu holen, saß das Mädchen noch unangekleidet, mit nackten Schultern, auf dem Teppich vor der aufgezogenen Schublade ihrer Kommode. Briefe und Andenken aus Weimar lagen um sie ausgebreitet. Wie aus einem Traum emporgeschreckt, staunte sie die Mutter an, als diese Vorwürfe hervorsprudelte. Willenlos ließ sie sich von Ottiliens ungeduldigen Händen das Kleid überstreifen, einen leichten Mantel für die Rückfahrt zum Schutz gegen die stark abkühlenden Septembernächte über den Arm geben.

Sonst war die Aussicht, tanzen zu können, eine Seligkeit für sie. Jetzt ging sie schwer, ganz ohne Lust. Der Kranz in ihrem Haar drückte sie. Die seidenen Schuhe, trotzdem sie so lose saßen, schienen ihr zu eng. Ach, es war nicht so, alles an diesem Abend war nicht so, wie es damals gewesen.

Aber als sie dann in den schönen Räumen des gastfreien Hauses der Endlichers nach den Klängen einer hinter einer Lorbeer- und Palmenwand verborgenen Musikkapelle im Tanze dahinschwebte, kam doch die Jugendlust, die Freude am Tanz in ihr zum Ausbruch.

Sie tanzte wild und unermüdlich.

Sie tanzte wie im Rausch.

Ihre Lippen waren wie dürstend halb geöffnet. Die Rosen in ihren Haaren wurden welk. Ihre Pulse klopften.

Selbst Ottilie, die sonst gar nicht Bedachte, gar nicht Sorgende, ermahnte sie, ruhiger zu werden, sich nicht krank zu machen.

Aber Alma lachte. »Laß mich, Mama! Laß mich noch! Ich bin nicht müde. Ich werde nicht krank.«

Wenn sie so dahinraste, die Augen halb geschlossen, heiß atmend, wie im Taumel, dann fühlte sie nicht mehr den furchtbaren Schmerz in der Brust, nicht das Verlorensein mehr im Weltgewühl, nicht das grenzen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lose Heimverlangen mehr nach der kleinen Stadt, nach der sie sich in Sehnsucht, die sie nicht laut werden lassen wollte, die Hände wund rang. Sie spürte nur den köstlichen Wein der Musik in ihrem Blut, das freie Spiel der gelösten Glieder im Dahinschweben, den Rhythmus der Melodie, dem sie folgte.

Nach dem Tanz ging man in den Park.

Das Gastgeberpaar schritt führend voran. Ihm nach, in der Art einer Polonäse, paarweise die Gäste.

Es war ein milder Septemberabend. Zwischen den dunklen Bäumen waren Ketten von roten, gelben, grünen und blauen brennenden Papierlaternen ausgespannt. Die warfen bunte Flecke auf die Rasen, die Wege, die Baumstämme, die schillernden Kleider der Damen, die Fräcke und die Gesichter der Herren.

Auf einem freien Rasenplatz wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Smaragdfarbene und violette Leuchtkugeln stiegen empor, zitternde Goldfontänen versprühten, unablässig stieg und fiel ein Flimmern funkelnder Farben.

Alma schmerzten schließlich die Augen von dem bunten Zauber. Was sollte ihr das wechselnde Blendwerk dort? Eine Ernüchterung kam über sie. Das Kichern, die Späße, die albernen Überraschungsrufe einiger Backfische bei jedem steigenden, in Funken zerstiebenden Goldstrahl ödeten sie an. Ihr Kavalier, der erst redebeflissen im weichen, singenden Wienerisch auf sie eingesprochen, verstummte, als er seine Dame immer einsilbiger werden sah, und wandte sich einer Nachbarin zu, deren lachende Augen über dem Fächerrand ihm mehr Entgegenkommen versprachen.

Das war Alma nur recht.

Leise trennte sie sich von ihm, glitt tiefer in den Schatten, unter die Bäume zurück.

Wege ging sie, die sie gar nicht kannte. Zweige streiften ihre nackte Schulter. Durch die dünnen Sohlen ihrer Seidenschuhe hindurch spürte sie die Feuchte der Erde.

Sie kam an einen kleinen künstlichen Teich. Ein schwarzer Schwan mit blutrotem Schnabel kam langsam näher geschwommen, reckte sich empor, spreizte sein Gefieder, schüttelte es und stieß ein mißtöniges Gekrächz aus, das klang wie ein Klageschrei.

Einsamer Schwan! dachte Alma. Einsamer fremder Schwan ...

Ein Gemeinsames zwischen ihrem Leid und dem Weheruf des fremden, königlichen Vogels in der Verlassenheit der Nacht schien ihr sichtbar zu werden. Versprengte, Abgesonderte vom großen Stamm waren sie beide, und beide litten sie stumm, nur die Nacht löste ihr Schweigen.

Sie kauerte sich nieder ins Gras, trotzdem es feucht war vom Tau der Nacht. Um sie breitete sich der Rock ihres rosafarbenen Kleides. Ein großer Käfer kroch aus dem Gras auf den seidenen Saum, kroch höher, kroch über ihren zarten, bloßen, kindlichen Arm.

Der Nachtwind rauschte in den Kronen der Bäume. Der Mond stand am dunklen Himmel, umgeben von einem Kreis helleren Gewölks. Alma legte das Haupt in den Nacken. Unverwandt sah sie auf die schmale Silberscheibe, über die es wechselnd zog von Wolkenschatten. Züge geliebter Menschen bald fliehend, bald hervortretend, glaubte sie dort zu erblicken. Eine diamantene Brücke glaubte sie sich spannen zu sehen von Pol zu Pol, und der Zug der Verstorbenen, in schleppenden Gewändern, Kronreifen im Haar, zog darüber hin, einem Tor zu, das ihr unsichtbar blieb.

So fand sie endlich Walter, der sie suchte als Ottilie aufbrechen wollte.

Willenlos folgte sie ihm.

Im Wagen schlugen ihre Zähne im Schüttelfrost aneinander. Als Ottilie besorgt über ihre Wange strich, merkte sie, daß diese glühend heiß war.

»Sagte ich's dir nicht, du würdest krank?« klagte sie. »Du hast sicher Fieber.«

»Mütterchen — Mamachen!« schluchzte Alma plötzlich auf und warf die Arme um ihren Hals und wühlte leidenschaftlich den Kopf an ihre Schulter.

So blieb sie liegen, bis man das Haus erreichte.

Walter mußte sie die Treppen emportragen, denn sie hatte die Besinnung verloren.

In der Nacht noch holte man den Arzt. Der stellte die nicht zu mißdeutenden Symptome eines typhösen Fiebers mit Delirium fest.

Schmerzen schien Alma nicht zu empfinden. Der Ausdruck tiefen Wohlseins reiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heiterkeit lag auf ihren Zügen. Das Fieber machte sie so schön wie nie zuvor. Schwer und glänzend lagen die Flechten auf ihren Kissen. Der kleine Mund war purpurrot, die Wangen blühend.

Oft lag sie ganz still. Manchmal aber sprach sie und lächelte, neigte und wiegte ihr Köpfchen, drückte es wie verbeugend in die Kissen und rief: »Gnädigster Herr! Ach, gnädigster Herr!«

Dann hörte sie eine leise, lockende Melodie. Das waren die wiegenden Klänge des Sternenwalzers. Der Erbgroßherzog, die Krone im Haar, ergriff ihre Hand und eröffnete mit ihr den Tanz. Und all die Herren und Hofdamen ringsum verneigten sich vor ihr.

»Einmal müssen Sie meine Heimat sehen, Prinzessin!« flüsterte er. »Die Firnen meiner Berge, den Fjord im Sonnenlicht, so klar, daß man die Fische auf seinem Grund zu sehen glaubt, die vielen weißen Straßen im Land ...«

Und dann hörte sie die Glocken läuten. Dunkle und helle durcheinander.

»Hört, hört! Die Ostermorgenglocken!« rief sie aus. »ER sieht mich an. ER wartet auf mich!« Und sie richtete sich auf, als wollte sie die Arme einem Ungesehenen entgegenbreiten.

Aber sie sank in das Kissen zurück, die brechenden Augen nach oben gerichtet.

»Alma!« schrie Ottilie auf und beugte sich über sie. »Kennst du mich, Alma? Wenn du mich liebhast, sage ein einziges Wort!«

Walters Hand legte sich schwer auf Ottiliens Schulter und zog sie sanft zurück. »Du sprichst umsonst mit ihr, Mutter,« sagte er leise. »Alma hört uns nicht mehr ...«

Alma von Goethe
Nach dem Gemälde von Luise Seidler aus den vierziger Jahren
Aus dem Besitz des Goethe-Nationalmuseums in Weimar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei Gedichte von Paul Steinmüller

Abschied

Möchte wissen, ob im Tode
Mich dein Lieben warm bedeckt,
Ob mit stengellosen weißen
Lilien bleibt mein Bild umsteckt.
Möchte wissen, ob du einstmals
Wirst an meiner Seite ruhn
Und zur Gutennacht mich grüßen,
Wie du abends pflegst zu tun.

Möchte wissen, ob ich träume
Von dem Wald, durch den ich ging,
Als der Sommer unser Lieben
Ganz mit Duft und Glanz umfing.
Möchte wissen, ob ich höre
Noch im Schlaf am kühlen Ort
Deiner Stimme sieghaft Tönen
Und ein leises Liebeswort.

Hab' geliebt und hab' gesungen,
Viel gefunden, viel vermißt;
Mag die Welt mich schnell vergessen,
Wenn nur du mich nicht vergißt.
Herrlich war das Spielmannsleben,
Doch die Liebe drin das Fest ...
Möchte wissen, ob die Liebe
Mich im Tode auch nicht läßt.

Im Balkangebirge

Die Bärtigen in diesem fremden Land
Sind wie die kronenstarken Ahornbäume,
Um die ein Lenz weinrote Knospensäume
Zu einem neuen Sommerleben wand.

In ihren Adern pocht der junge Saft;
Den Glanz im Blick, der ihre Augen weitet,
Und mit der Hoffnung, die in Fernen gleitet,
So lehnen sie auf ihrer Waffe Schaft.

Und ihren stolzen Nacken beugt kein Spott,
Auf ihrer Stirn thront ungebrochner Wille,
In ihrer Seele aber ist es stille,
Denn da wohnt Gott.

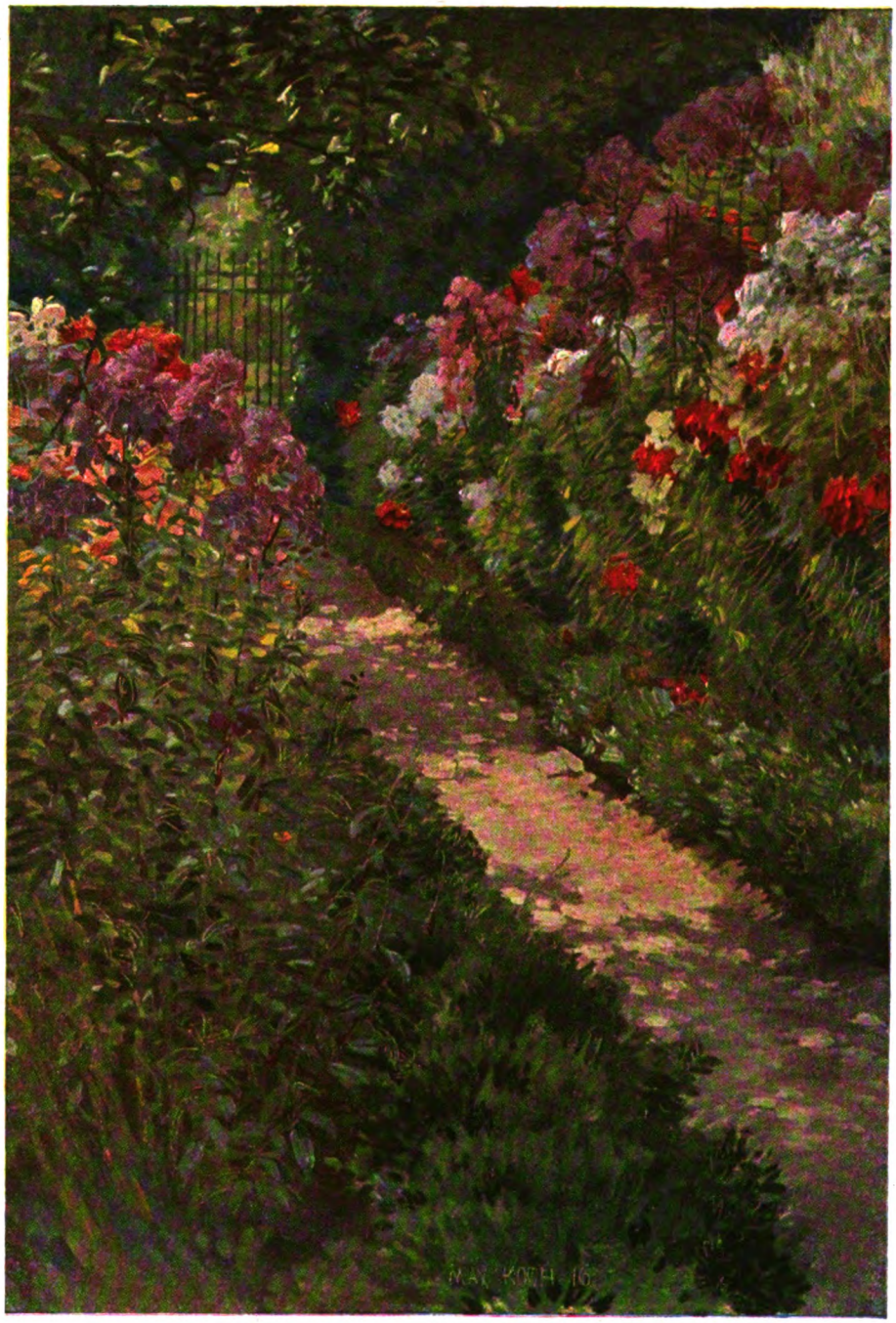
Mons

Quartier in einem öden Saal
Und am Kamin des Abends Schein.
In staub'gem Glas ein blasser Wein,
Der ward längst schal.

Und rundum Bilder: hier ein Kind,
Dort schöne Frau'n, ein greiser Mann,
Und alle sehn mich feindlich an. —
Wo die wohl sind?

Dann spann ein wirrer Traum mich ein.
Die Bilder irrten durch den Saal:
„Du fremder Mann, wo wird einmal
Dein Ende sein?“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



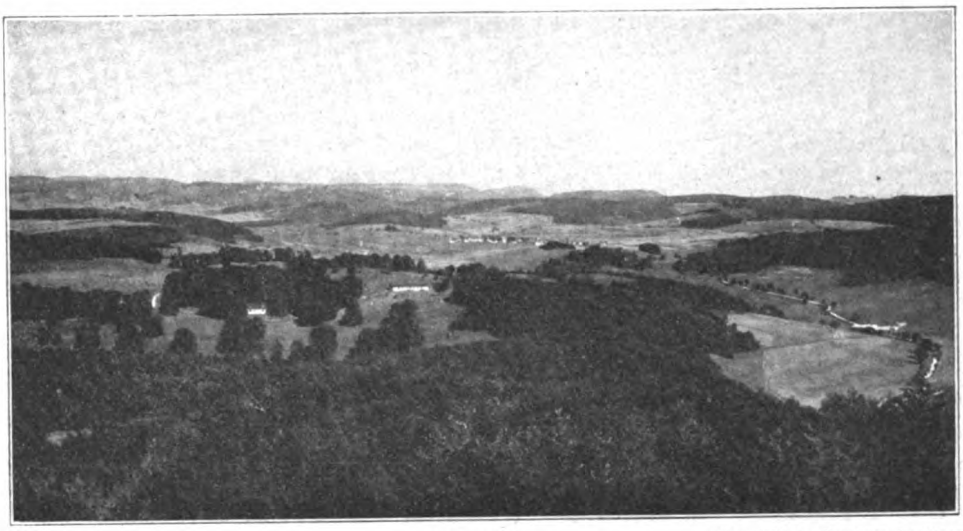
Max Koch: Floxblumen im Babelsberger Hofgarten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Albhochfläche — Aufn. Wilhelm Brandner, Reutlingen

Die Schwäbische Alb

Von Hans Reyhing (Ulm a. D.)

In dem süddeutschen Winkel zwischen dem Oberlauf des Neckars und dem der Donau liegt, unbeachtet von der Allgemeinheit, ein trotziger Gebirgszug, ein Mittelgebirge, das sich durch sein eignes Gesicht aus den andern deutschen Mittelgebirgen heraushebt. Jetzt freilich, da sich die Blicke für alles Heimatwesen wieder geschärft haben, darf man wohl hoffen, daß auch diese Landschaft von weiteren Kreisen entdeckt wird. Sie ist es wert und wird ihre Entdecker reich belohnen. Die Kraft und Wucht ihres Baues, die mannigfaltigen Schönheiten ihrer Berge und Täler vermögen Aug' und Herz zu erbauen und zu ergötzen, und reich beschenkt wird sie ihre Besucher entlassen, das vergessene Aschenbrödel der deutschen Landschaften — die Schwäbische Alb.

»Schwäbische Alb«? — »Schwäbischer Jura«! So steht's doch im Atlas, so steht's im Geographiebuch. Jawohl. Unsre einheimischen Gelehrten Quenstedt und die beiden Fraas (Vater und Sohn) haben seiner Erforschung ihr ganzes Leben und ihre ganze Liebe gewidmet, und die Geologen von der halben Welt sind schon zu seinen Füßen herumgekrabbelt und an seinen Hängen hinaufgeklettert, den Hammer in der Hand und den Forschertrieb im Herzen, den hochgebauten, vielschichtigen Jura auf Herz und Nieren zu prüfen, dem lieben Gott das Schöpfungs-Abc nachzubuchstabieren und dem Weltgeheimnis ein Stücklein näher zu kommen. In kein Buch könnte man's schöner malen, wie hier die Schichten aufeinanderstehen, ein gewaltiger, aber wohlgeordneter Bau, vom großen Weltmeister den Menschen zu einer einschlägigen Lektion dargeboten. Den Geologen also ist der »Schwäbische Jura« eine wichtige und bekannte Gegend.

Ja, zum alten Fahrion, dem Besitzer des weltberühmten Steinbruchs im »Steinheimer Becken« bei Heidenheim, wohin sich die letzten Reste einer untergehenden Welt, des Tertiärs, flüchteten — von den ungezählten Millionen und aber Millionen weißer Schnecken bis zu den riesigen Mammutelefanten —, kamen sie sogar von Amerika und gruben und fuggerten um seine Funde. Aber Fahrion war schon vor 1914 ein guter Deutscher und ein treuer Schwabe, ließ den Amerikanern ihr blinkendes Gold und verkaufte die fossilen Riesen spottbillig ins Museum nach Stuttgart.

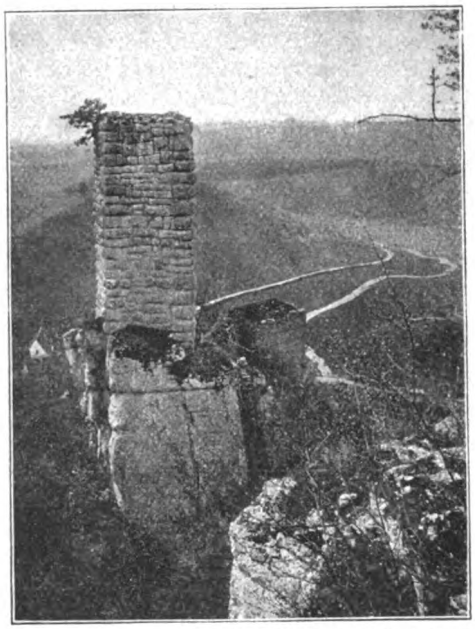
Nach den »Steinklopfern«, die glückselig ihre reichen Funde von herrlichen Ammoniten, Belemniten, Terebrateln, Muscheln und Schnecken ins weite Reich hinaustragen, kommen die Höhlenforscher, kramen und klappern in ausgegrabenen Tier- und Menschenknochen, in Stein- und Beinwaffen und Gerätschaften, bis sie wieder ein Stück tiefverschüttete Vergangenheit zusammengesucht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. K. Kahlis, Zwiefalten

Wimsener Mühle bei Zwiefalten

und zusammengeleimt haben. So ist von einem jungen Gelehrten, R. R. Schmidt, eine ganze Geschichte und Gliederung der nach Hunderttausenden von Jahren rechnenden Steinzeit aufgestellt worden. Noch andre Forscher mit dem Grabscheit auf der Schulter rücken an, öffnen die Grabhügel und graben in den Ringburgen nach. Für sie ist dieses uralte Siedlungsgebiet eine reiche Weide. Was alles haben sie zusammengelesen von der vorgeschichtlichen Eiszeit an, der Bronzezeit, der älteren und jüngeren Eisenzeit bis zur Römerzeit! Namentlich aus den gewaltigen Ringburgen. Und mit welchen Empfindungen steht auch das Gemüt des Nichtgelehrten diesen seltsamen Funden und namentlich den uralten Höhenbefestigungen gegenüber, der auf dem Ipf, den Heuneburgen der Donaugegend und besonders jener gigantischen Völkerburg, der »gallischen Stadt« bei Grabenstetten O/A Urach. Ein ganzer Gebirgsstock, das Gebiet zweier Dorfmarkungen, auf drei Seiten von unzugänglichen, felsenzinnengekrönten, 4—500 Meter ansteigenden Bergschroffen geschützt, auf der vierten durch einen riesigen Graben, den »Heidegraben«, abgeriegelt, wird von ihr umfaßt, und einem ganzen Stamm mag sie Zuflucht gewährt haben.



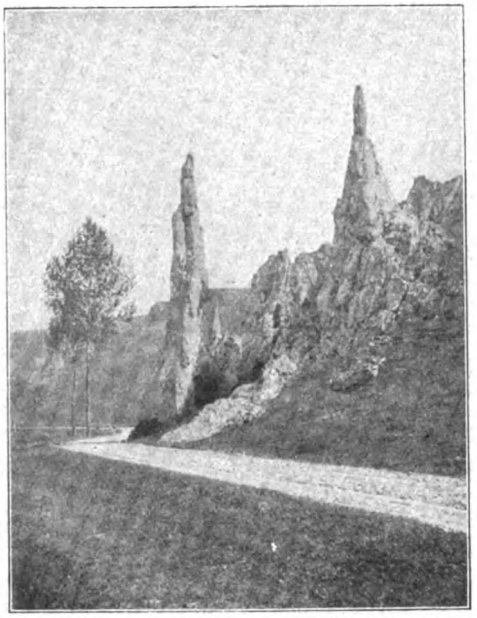
Aufn. Pf. Eberhardt, Hundersingen

Hohen-Hundersingen im Lautertal von der Bergseite

Aber die Gelehrten kennen nur einen »Schwäbischen Ju-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ra«, eben als Mittelstück des großen Jurazugs, der von der Schweiz bis ins Frankenland verläuft. Fragt man darüber jedoch einen Albbauern, der schon siebzig Jahre auf ihm herumgestolpert ist, so weiß er nicht, liegt dieser »Jura« auf dem Mond oder in Amerika. Sprechen wir also von der »Schwäbischen Alb«, oder noch besser — von der »Alb«.



Aufn. Hans Lehmann, Ulm

Die »Steinernen Jungfrauen« im Eselsburger Tal bei Heidenheim

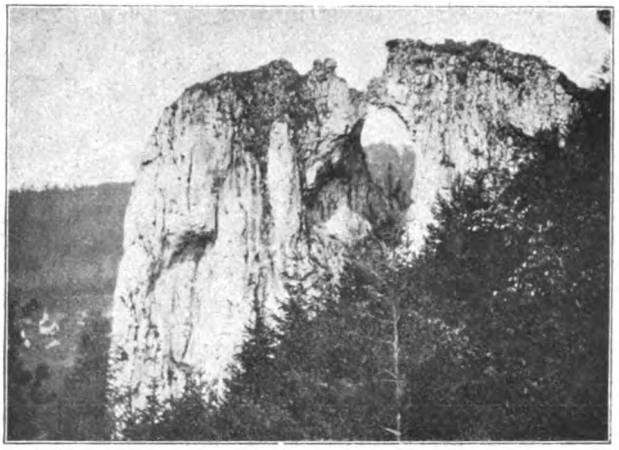
Wer zu ihr von der Tübinger oder einer andern Gegend am oberen Neckar hinaufblickt, dem lacht das Herz im Leibe, und wenn er auf der Alb geboren ist, so jubelt's stolz in ihm: Da droben ist deine Heimat! Die scharfgeschnittene Stirnkante des Gebirges verläuft als unbeugsame Linie, fast unmerklich gestaffelt in verschiedene Höhenlagen. Wie eine breitgelagerte Trutzburg blickt der ganze Gebirgsbau herab. Einen solchen Charakterkopf hat keins der vielkuppigen, viel stärker verwitterten Mittelgebirge Deutschlands.

Weit herunter gegürtet mit herrlichem Buchenwald ist der Steilabfall. Vielfach brechen weiße Kalkfelsen aus dem grünen Band hervor, unvergängliche Schmucksteine, die weithin leuchten. Von ihnen und von wuchtig in die Ebene vortretenden Bergen blicken da und dort Türme, Ruinen und Schlösser weit ins Land hinaus, so der kecke Turm der Teck, die mächtige Ru-

Aufn. Wilhelm Brandner, Reutlingen

Falkensteiner Höhle bei Urach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aufn. Hans Lehmann, Ulm

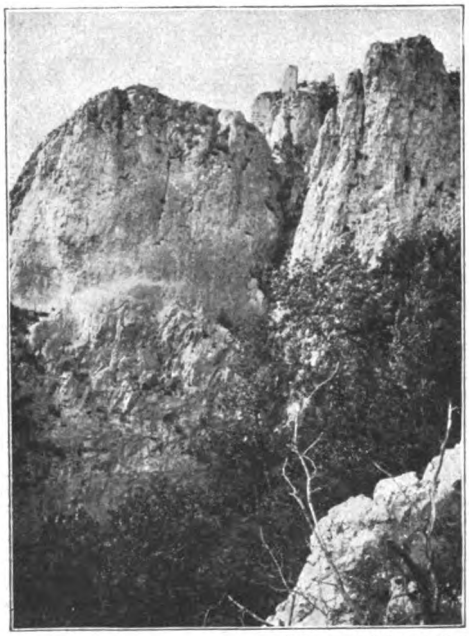
Die »Küssende Sau« bei Blaubeuren

milde die Stätte versunkener Größe. Das neuerstandene Stammschloß der Hohenzollern aber trägt seine hohen, schlanken Türme lebensfroh in den hellen Mittag hinein. Wer will dem Albler den heimlichen Stolz verübeln, den Stolz darüber, daß gerade die beiden Kaisergeschlechter, die — jedes in seiner Art — Deutschland die schärfstumrissene Prägung verliehen haben, von den Bergen der Alb heruntergestiegen sind?

Der mächtige Gebirgsbau erscheint von der Ferne geschlossen. Die Alb stellt sich überhaupt in eigenartiger, schier geometrischer Regelmäßigkeit dar. Gleichlaufend fließen ihr zu beiden Seiten Neckar und Donau dahin; dem zusammengedrängten, langgestreckten Gebirgskern entfließen gehorsam die Abflüsse der tiefgelegenen Brunnenstuben, deren Wasser sich erst auf einer Lehmschicht irgendwo unter dem so unendlich zerklüfteten Kalkgestein sammeln. Die einen springen wie Eilboten in gerader Linie nach Nordwesten in den Neckar, die andern gehen behaglicher und langsamer, aber nicht minder richtungbewußt nach Südosten, und zwischen beiden verläuft die weltberühmte europäische Wasserscheide Nordsee—Schwarzes Meer, oft in so ausgeprägter Schärfe, daß die vordere Dachtraufe eines Hauses ihr Wasser in die Nordsee, die hintere in das Schwarze Meer schickt.

Die Täler der Neckarseite, die sich vielfach in wildromantischen Schluchten, wie z. B. die große und die kleine Schröcke bei Gutenberg oder die Wittlinger Schlucht, im Gebirge verlieren, sind von einzigartiger Schönheit. Die felsgekrönten und waldgeschmückten Talhänge streben mächtig und steil hinter traulich kauernden Dörfern und Städtchen auf. Von kühn vorspringenden oder breit ins Tal hinausschreitenden Fels- und Bergköpfen herab zeichenredet in Ruinen und Schlössern die alte Zeit der engen Grenzen, da man von Burg zu Burg und von Stadt zu Stadt noch aufeinander schoß. Da steht in seiner einsamen Talecke der gewaltige Reußenstein, ein alter, sagenumwobener Riesensitz, im Uracher Tal auf

inen- und Felsenkrone des Neuffen, die Achalm, der stolze Roßbergturm. Drei andre Berge haben ihren Namen für immer und ewig in die deutsche Geschichte eingegraben, der Oberhohenberg, auf dem die Wiege der Stammutter des Habsburgergeschlechts stand, der Hohenstaufen und der Hohenzollern. Auf dem Hohenstaufen ist zwar kein Stein mehr zu finden von der Kaiserburg, die einmal der Welt gebot. Lange stand der Berg nackt und kahl, und nun deckt beginnendes Wachstum abend-



Aufn. Hans Lehmann, Ulm

Rusenschloß bei Blaubeuren, von Süden aus gesehen

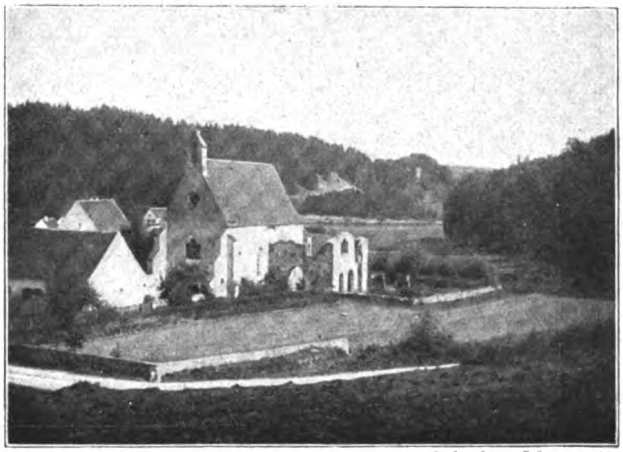
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plumpem Felskoloß, der wie ein Wegelagerer ins Tal vortritt, die Ruine des alten Ritterhorstes Hohen-Wittlingen und weiter unten der breit angelegte Hohen-Urach, zwischen dessen zerfallenen Mauern frisches Baumgewächs hervorbricht. Im Echaztal aber thront auf schwindelhohem Felsen wie ein Denkmal der unsterblichen Romantik der Lichtenstein, das Wahrzeichen der Alb, das der Roman Wilhelm Hauffs überall hingetragen hat, wo aus deutschen Büchern von deutscher Geschichte gelesen wird.

Aufn. Hans Lehmann, Ulm

Reiterleskapelle mit Stufen

Hinten in den Talwinkeln und Schluchten öffnen sich geheimnisvolle Höhlen, wie z. B. die sagenumwobene Nebelhöhle, die prächtige Charlottenhöhle und noch mehr als ein Dutzend andrer, alle sichtbare Zeugen von der inneren Zerklüftung des Gebirges. An einigen Orten springt im grüngoldenen Buchendunkel ein Wasserfall zu Tal, z. B. der vielbesuchte Uracher Wasserfall. Alle diese Täler aber bergen eine ganze Welt von Schönheit, die sich erst dem aufmerksamen Wanderer reich erschließt. Was könnte es Schöneres geben, als auf den Höhen die Täler zu umwandern! Ebenso schön ist es, der Stirnkante des Gebirges entlang zu gehen, auch fast immer im hochgebauten Dom des Buchenwaldes, in dessen Dach lichtgrünes Laub und Sonnenschein holdselig miteinander spielen. Gedämpftes Licht fällt in die mächtigen Hallen herein. Auf dem laubbedeckten Waldboden sind wundersame Sonnentaler zerstreut. Hier lebt und blüht das zweite Geschlecht des Waldes, das tausendfältige Kräuterzeug, das den Grund so lieblich und frisch belebt: im duftigen Hochzeitsgewande der Waldmeister, das elfenschöne Maiglöckchen, der großartige Türkenbund, der phantastische Akelei, der vielglockige Gelbe Fingerhut, die mannigfaltige Gesellschaft der Walderbsen und -wicken, der Gelbe und der Blaue Eisenhut, die geheimnisvolle mattgrüne Haselwurz, verschiedene Orchideen und viele andre. Auf schönen braunen Waldwegen, die vom »Schwäbischen Albverein« angelegt und sorgfältig bezeichnet sind, wandert man wohlbehütet und -geleitet stundenlang fort, gefangen in dem Zauber der leise wechselnden Lichtspiele von Sonne und Laubgrün, und der gute Geist des Buchenwaldes beseligt das Herz. Die Gedanken gehen in merkwürdiger Gehobenheit mit dem verhaltenen Atem des Waldes, und man hört seine leisen Stimmen flüstern. In seinen Schatten fühlt man sich eingeschlagen wie in einen Mantel traulicher Geborgenheit, und doch sieht man da und dort vom Tal herauf die roten Ziegeldächer lieblich gebetteter Dörfer freundlich durchs Blattwerk leuchten.



Aufn. Hans Lehmann, Ulm

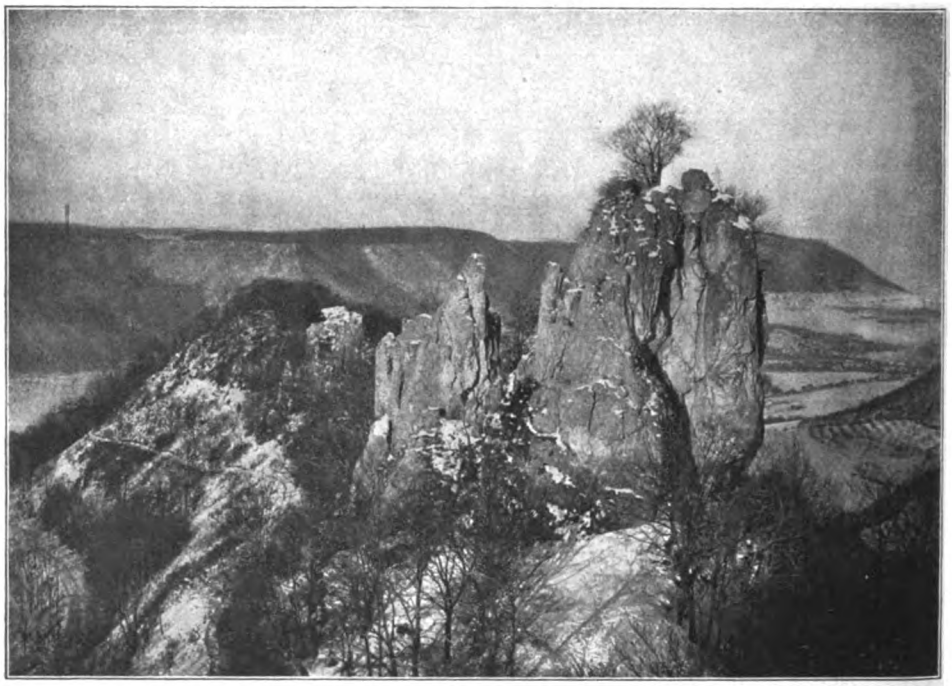
Christgarten im Kartäusertal (Ostalb)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. J. Streicher

Ruine Rechberg

Hinter dem Steilrand der Alb beginnt mit beinah geometrischer Pünktlichkeit die Hochfläche, eine wellenförmige Landschaft. Hügelzug baut sich hinter Hügelzug, und wenn man eine der höheren Kuppen oder einen Aussichtsturm besteigt, liegt das Land ringsum wie ein plötzlich zur Ruhe erstarrtes wildbewegtes Meer. Es ist schön, an blauen Sommertagen über diese Hochflächen zu gehen. Nirgend ist die Landschaft zwar



Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Der Wielandstein im Lenningertal (Winterbild)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch einen hohen Hintergrund abgeschlossen und gegliedert, der Horizont ist eng begrenzt. Doch fühlt man sich hier dem Himmel näher als sonst irgendwo. Von Stunde zu Stunde, manchmal noch rascher, ändert sich das Landschaftsbild, meist nur um eine unmerkliche Linie; aber so wachsen die Bilder stetig auseinander heraus — ein Gedanke in hundertfältiger Ausprägung. Die hellen, leuchtenden Kalkstraßen sind mit reichbelaubten Eschen, weißgekleideten Birken, mit flechtenbartbewachsenen mächtigen Wildkirschbäumen, mit den ewig wispernden und flüsternden Espen, stundenweit aber mit den althergebrachten anspruchslosen Vogelbeerbäumen (Ebereschen) bepflanzt, die im roten Schmuck ihrer reichen Fruchtdolden herrlich stehen und dem Straßenbild ein festliches Aussehen geben.

Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Gutenberg im Lenningertal und die Pfulb

Vor hundert Jahren noch, zur Zeit eines geringeren Wirtschaftsdranges, war ein beträchtlicher Teil der Albhochfläche unbebautes Öd- und Weideland. Heute ist fast jeder Rain und Hang durch den zähen Fleiß des genügsamen, arbeitsharten Albbauern der Kultur unterworfen. Die rauhen, kärglichen und ärmlichen Ackerböden, die sich in den Geographiebüchern so breit machen, sind sehr selten. Nur auf einzelnen hochgelegenen Halden und Höhen ist der Boden von geringer Ertragfähigkeit. Die allermeisten Äcker und Wiesen prangen Jahr für Jahr in reicher Fülle. Der Albhaber ist weit und breit berühmt, der Dinkel steht schwer auf seinem Halm, die Kartoffeln geraten hier wie nirgend, der Obstbau findet da und dort bis über 800 Meter Höhe hinauf immer mehr eine Heimat, und Nußbäume findet man in 600 Meter Höhe noch. Da ist es einem Albler, als lese er in einer Landeskunde vom Mond, wenn es in einem der besten deutschen Geographiebücher heißt: »Nur ein Dritteil, nach andern die Hälfte, ist überhaupt kultiviert, das übrige ist trauriger Kalkgrusboden, zwischen dessen Steinen sich dürftige Halme hervordrängen.« Diese sagenhafte Geographie hat dann unsre Buchenwälder, die auch auf der Albhochfläche so herrlich und stattlich stehen, in ein kümmerliches Buschwerk verwandelt: »Die wenigen Wälder bestehen aus niedrigen, verkrüppelten Buchen.« Man sieht, diese Herren haben sich von der Wirklichkeit nicht sehr bedrücken lassen. Nachdem aber im Welt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Der Hohenneuffen im Winter

krieg schwäbische Bauern-Soldaten bis an die Düna, nach Odessa und nach Mazedonien gekommen sind und jedes Kind den Argonnenwald und die Rokitnosümpfe kennt, finden wohl auch die deutschen Geographen auf die Schwäbische Alb. Nur heran! Bringt einen ordentlichen Stecken mit und einen guten »Schnaufer«, denn die Alb ist ein Wandergebiet. Es geht bergauf, bergab. Aber das Herz soll euch hüpfen, und beim Anblick der gesegneten Kornfelder, die auf achthundert Meter Höhe eure abgeschriebene Weisheit auslachen, werdet ihr eure falschen Bücher heiter verbrennen.

Noch sind an manchen Waldrändern oder auf einzelnen Hängen mit dünner Bodendecke Heiden und Schafweiden übriggeblieben. »Leider«, sagt der Bauer mit Recht. »Glücklicherweise«, denken die besinnlichen Wanderer; denn hier sind ihre Wiesen, ein glücklicher Gemeinbesitz, wo sie zeitverloren unter der blauen Himmelsglocke gehen und träumen können. Zugeknöpfte, schlanke oder niedlich runde Wacholderbüsche stehen still umher wie ein verwunschenes Volk von Zwergen, dazwischen gehen langsam weidende Schafe; der Schäfer lehnt mit verschränkten Armen unbeweglich an der Schippe, als hätte er die ewige Ruhe zu verwalten. Unwillkürlich hält man den Gang an und trinkt in ruhigen Zügen das erquickende Heidebild. Hier scheint das Leben zu kurz gekommen. Doch liegt die Dürftigkeit der Heide an düsteren Tagen auch in armseliger Betrübnis, im Sonnenglanz spielt ein eigner Hauch geklärten Friedens auf ihr. Alles ist aufs Ruhige, Blasse gestimmt, das von seltsamem Reize ist. Auf der dünnen, mageren Erdschicht, vielfach von grauem Gestein durchbrochen, steht der Wundklee noch in größeren Kolonien. Wenn die Blüten abgefallen sind, starren die aufgeblasenen leeren Kelche in traurigen Büscheln. Zwischen dem sommergebräunten hohen Grase wachsen einzelne kurzgestielte, ganz abgeblaßte und fast durchsichtige Glockenblumen, verwaschene Wucherblumen, der zurückhaltende Thymian und das zartrosa angehauchte Heidebrüderlein des Waldmeisters, der Hügelwaldmeister, bescheiden und anspruchslos in größeren, aber unauffälligen Siedlungen, eins der unscheinbarsten, aber reizendsten Kinder der Albheide, vom Fuß des Menschen meist unbemerkt zertreten. Der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

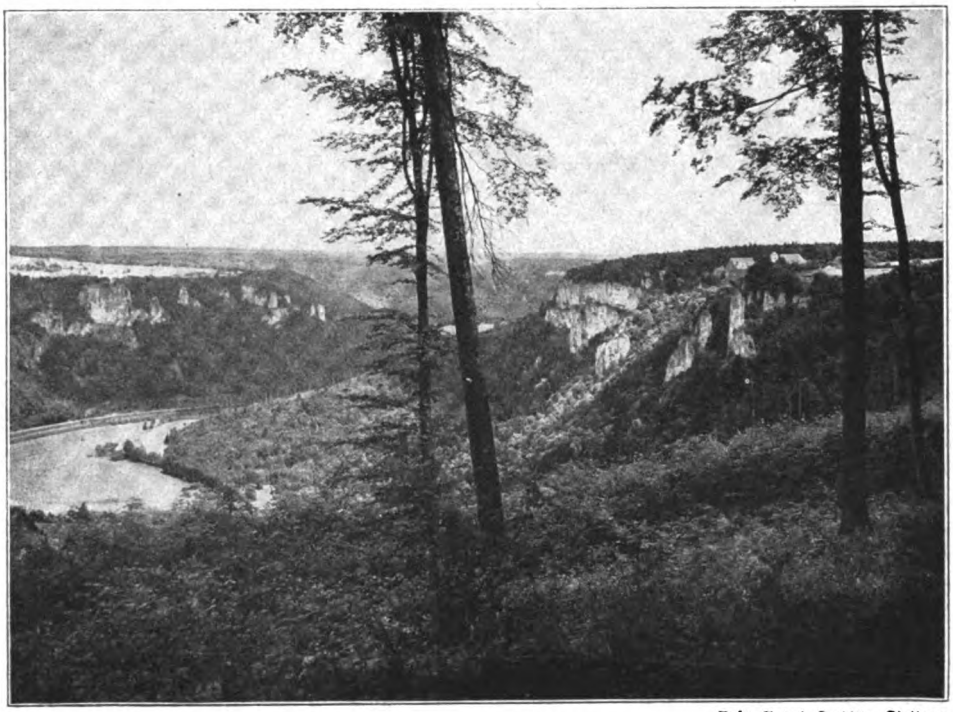
Frühling aber weckt da und dort einige Heidekinder, die von besonderer Anziehungskraft sind. Einmal das seltene Steinröslein, das der Wissenschaftler Daphne Cneorum getauft hat, also eine Seidelbastart ist, deren lebhafte rosenrote Blüten in dichten, weithin leuchtenden Büscheln auf dem Heideboden sitzen — wahrhaftige Alpenrosen der Alb. Zu gleicher Zeit streckt das Himmelfahrtsblümchen, vom Volksmund »Katzentäple« oder »Mausöhrle« genannt, seine bald dunkel-, bald blaßroten seltsamen Blütenköpflein aus dem niederen Gras. Die kurzen Stiele sehen aus wie weiße weiche Samtpfötchen, und das heitere, festliche und doch innig zarte Blümlein erinnert deshalb lebhaft an seine vornehme Alpenschwester, das Edelweiß. Die Mädchen winden zierliche Kränzlein daraus, die das Haus vor Wetterschlag und Krankheit schützen sollen.

Auf den Schafweiden sind auch die einsamen Wetterbuchen daheim, die breite Wölbung ihres mächtigen Astwerks weit gegen den Boden heruntergeneigt.

Manche Albheiden sind auch mit Haselbüschen, mit dem Weißdorn, dem wilden Schneeball und dem schwarzen Holunder bestockt. In langen, dickbuschigen Hagen oder Gehegen ziehen sie über die Heide dahin. So ist oft eine weite Fläche seltsam gefeldert. Da jubeln die Vögel und huschen in kurzen Stoßflügen durchs Gebüsch. Da hört man irgendwo Menschenstimmen gehen und weiß nicht wo. Durchdringt man aber einen der Hage, so ist man wohl in einem andern Stücklein stillen Heidelandes; aber jenseits liegt wieder ein Hag, und so geht's fort, eine verwunschene, wundersame Welt. Hier finden wir auch die gedrängten, stachelbewehrten Schlehenheckenbüsche. In verschwenderischer Fülle liegt der Blütenschnee des Frühlings darauf, und dicht hängen im Herbst die blauen bereiften Beeren daran. Von ihnen singt der Unterländer hochmütig:

Drunta im Unterland
Do isch halt fei'.
Schleha im Oberland,
Trauba im Unterland.
Drunta im Unterland
Do isch halt fei'!

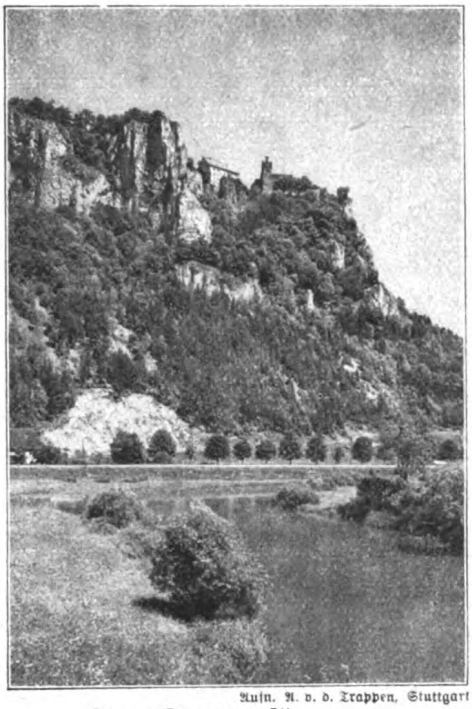
Das stecken die Albler gleichmütig ein. Die Kinder dörren die blauen Schlehen und genießen im Winter die völlig eingeschnorrten Dinger als einen Leckerbissen, neben dem



Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Das obere Donautal mit Wildenstein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



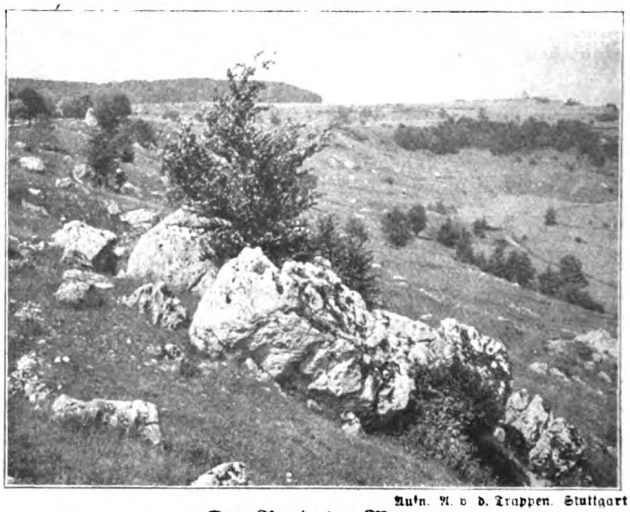
Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Oberes Donautal (Werenwag)

wohlschmeckenden »Fliegendreck«, den Fruchtdolden des wilden Schneeballs, die zur Zeit der Reife in herrlich leuchtendem Rot stehen, dann aber unters Kopfkissen gelegt werden müssen, bis sie schwarz werden.

Wenn wir schon abseits sind, so steigen wir einmal in eins der Trockentäler hinunter, die eine der seltsamsten Erscheinungen der Alb sind und den Gelehrten viel zu denken geben. Vor vielen, vielen tausend Jahren floß hier einmal ein Bächlein; es mag auch sein, daß in langen Regenzeiten jetzt noch einige Tage ein »Hungerbrunnen« rinnt. Aber der Flußlauf ist längst trocken, und öde Fels- oder Heidewände starren herab. Vielleicht klettert da und dort ein Trüpplein der zwerghaften Wacholderbüsche den Hang hinauf, brennrote Kartäusernelken und andre Heidekinder blühen zwischen hohem Zittergras, und die Silberdistel kauert am Boden. Sonst ist alles Leben gestorben. Da verstummt der Mund, nur in tiefster Seele gehen Gedanken, geheimnisvoll und still wie der Atem Gottes. Aber sie ertrinken im Grenzenlosen. Und die Größe des Schweigens redet. Man geht außer Welt und Zeit an der Hand der Einsamkeit, die sich einem leise gesellt, still dahin. — Ein Trockental besonderer Art, zugleich eins der größten, ist das Wental bei Heidenheim. Gewaltige Felsblöcke in den seltsamsten Formen und Gestalten hocken verwunschenen Tieren gleich in der Talrinne am Wege und glotzen den Wanderer an.

Die Trockentäler sind indessen selten. Man findet sie meist als den »fossilen« Arm wasserführender Täler nur im südlichen Teil der Alb, dessen Abdachung ein wesentlich andres Gesicht zeigt als der steil abstürzende Nordrand. In sanften Hügeln, zu deren Füßen Dörfer und Städte lächelnd sich lagern, steigt die Alb zur Donau und zur Oberschwäbischen Hochebene hinab. Die Täler, die zur Donau hinausziehen, sind aber von einer Anmut und Freundlichkeit sonderlicher Art. Die Talhänge steigen nur mäßig an, weiches, mildes Licht fällt ungehindert herein und ruht namentlich in den Sommerabendstunden feierlich und versöhnt über ihnen. Auf dem frischgrünen Wiesengrund fließen forellenreiche, kristallklare Bächlein dahin, die vielfach aus großen klaren, tief in den Schoß der Erde gebetteten Quelltöpfen oder gar aus Höhlen wie die Aach aus der Wimsener Höhle entspringen und sich nicht genug tun können, in



Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Das Randecker Maar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. A. v. d. Trappen, Stuttgart

Schloß Sigmaringen

vielfältigen Bögen und Schlingen ihr junges Leben zu genießen — ein liebliches Spiel, wie das Treiben eines Kindes am frühen Morgen, wenn der neu erwachende Lebensmut alle Sinne und Kräfte rührt. Die Blicke des Wanderers gehen dem bewegten Lauf des Bächleins fröhlich nach. Die ganze Welt ist so frisch wie der Wiesengrund, so klar und sonnglänzend wie das Wasser und so wohlbehütet wie solch ein Tal, und die Gedanken werden von lauter guten Dingen gefangen und erfüllt. So hell und leicht ist es nirgend wie in diesen Albtälern der Donauseite; man glaubt, der liebe Gott habe sie der Sonntagsruhe zur Hut bestellt.

Das Donautal selbst zeigt meist bescheidene Talhänge. Aber dort, wo es den Jura durchbricht, zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, ist es von wilder, eigenartiger Schönheit. Als wäre die Donau erst gestern hier durchgebrochen, und die Aufräumungsarbeiten seien noch nicht beendet, so erscheint es einem. Felsenreste sind zurückgeblieben in einer Größe und Zahl wie sonst nirgend auf der Alb, und oft muß die Fahrstraße sie durchbohren. Die Felsgebilde hier wollen Selbstzweck sein, nicht nur zufälliger Schmuck. Sie richten sich von der Talsohle an der ganzen Höhe der Wand in phantastischen Gebilden auf. Bald ist es eine wuchtige Mauer, in deren Löchern laute Dohlen nisten; bald ist's wie eine Siedlung von Burgen, in denen ehemals grobschlächtige Riesen hausten; bald sind es Riesen selbst, die, zu Stein erstarrt, die Jahrtausendwache halten. Von einigen dieser Felsen blicken auch Schlösser und Ruinen herab, schmucklose, trotzige Bauten, zum Teil alte Raubnester, außer zahlreichen Ruinen Schloß Werenwag, Bronnen und besonders Schloß Wildenstein, das grobgemauert auf einem massigen Felsen horstet, so daß man nicht weiß, wo der Fels aufhört und die Burg anfängt. Von seinem Anblick kann der Wanderer schier nicht loskommen. In der Nähe liegt im enggeschlossenen Tale lieblich und still, eine Stätte des Friedens, das altberühmte Kloster Beuron. Wo das Tal aber am engsten ist und durch wilde, graue, kulissenartig ineinandergeschobene Felsentore wie vor der Welt verriegelt erscheint, geht noch eine einsame Mühle und liegt ein verlassenes Bauernhaus. Nur das leise Rauschen der Donau singt in die Stille hinein, und in der Luft kreisen der Fischreiher und andres Raubzeug ... Es kann keinem Zweifel begegnen, das obere Donautal gehört zu den vornehmsten Landschafts-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neußenstein mit Neidlinger Tal

Bei Fasten halten sie Zusammenkunft.
Harum di scharum, di bum bum bum.

Nun haben die Betriebe hier beinah ein fabrikmäßiges Gesicht angenommen. In den andern Albdörfern aber sind fast alle Webstühle verstummt. Zwilchröcke und Zwilchhosen, in denen oft verschiedene Geschlechter nacheinander hausten, sind längst abgeschafft, leider bald auch die bunten Trachten, die man einst hier überall so gern getragen hat.

In die neue Zeit hinein ist auch die Landwirtschaft mitgegangen. Die hartschaffenden Albbauern haben durch rastlosen Fleiß und geschicktes Arbeiten mit den neuzeitlichen Mitteln die Ertragfähigkeit des Bodens gesteigert, und in den Kriegsjahren 1916 bis 1918 sind schier endlose Wagenzüge mit Kartoffeln, Korn, Heu und Stroh den Sammelstellen auf den Bahnhöfen zugeführt worden. Die Albler haben selber kaum gewußt, daß sie so reich sind; denn sie sind bescheidene Leute. Hier ist der Mittel- und namentlich der Kleinbauernstand daheim, der breit einhergehende Großbauernstolz dagegen nur selten.

Aufn. Kunstverlag. Beuren

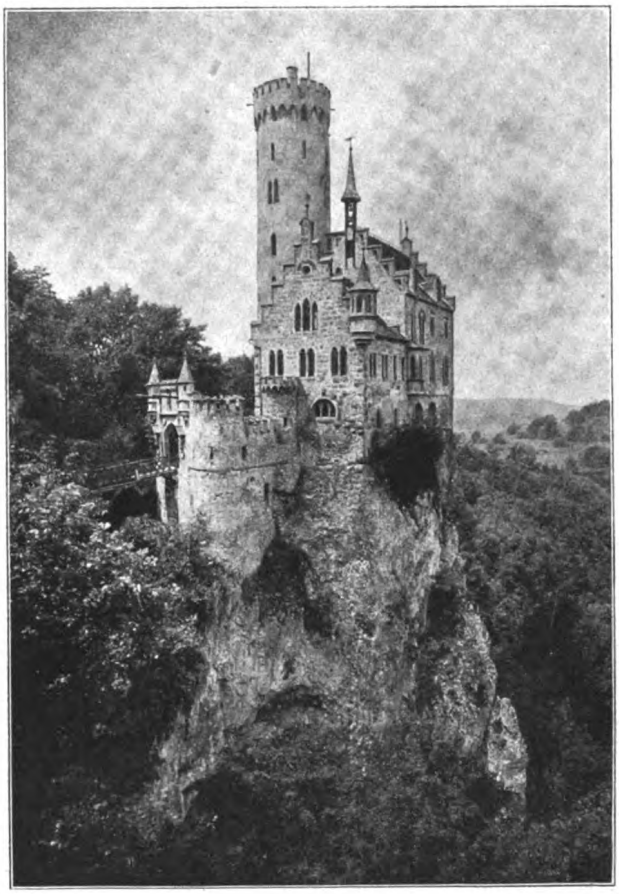
Schloß Bronnen im Donautal

Die Albler gehören zum kernigsten Teil des schwäbischen Stammes, und die schwäbische Eigenart findet sich in ihnen besonders ausgeprägt. Grundtüchtig und ernst sind sie in der Lebensauffassung und in der Arbeit. Sie sprechen nicht viel und nicht gleich; aber wenn sie den Mund auftun, weiß man, was »Käuf und Schläg« sind. Manchem scheinen und gelten sie für grob und rauh. Mit Samthandschuhen rühren sie allerdings niemand an. »Grabaus« zu sein ist ihnen Bedürfnis; aber wer mit ihnen umzugehen weiß, findet sie offen, zugänglich, ja herzlich, warm und grundehrlich. Und wenn ihr bei ihnen einkehrt, sagen sie gastfreundlich: »Esset und trinket und schiebet au (auch) ei'!«

In stetigem Gleichmaß geht die Zeit in den meist abgelegenen Dörfern dahin, und ein Tag gibt dem andern immer die Hände voll Arbeit. Zu festen und zu feiern verstehen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Leute nicht. Familienfesttage wie Hochzeit und Taufe verlaufen allermeist in einfachen, bescheidenen Formen. Arbeit und Mühe ist der Inhalt des Lebens. Der oft widerspenstige Albboden heischt alle Kräfte, und viele hundert Male führt der Weg über die gleiche harte Scholle, bis er auf dem Acker endet, in den man Menschen bettet wie das Korn. Die Frauen stellen sich zur Arbeit in dieselbe Linie wie die Männer und mähen mit Habergeschirr und Sense im Gleichtakt hinter den Männern drein.



Aufn. Ludwig Schaller, Stuttgart
Schloß Liechtenstein

Feldarbeit und Wetter, der alte Bauernkalender, ordnet auch hier das Tagewerk und den Jahreslauf. Der Albler drückt das Verwachsensein mit der Arbeit und mit dem Tageslauf auch im Gruß aus. »Haut's?« ruft er dem Mähder zu. »Goht's guat?« dem Ackersmann. »Kommet 'r?« grüßt man den Begegnenden auf dem Feld, und »Machet au Feierobed!« sagt man zueinander, wenn der Tag sich neigt.

Bei allen Formen des Grußes und des Verkehrs von Mensch zu Mensch fühlt man wohltuend, daß sie nicht von der Oberfläche abgeschöpft sind, sondern aus der Tiefe des Gemüts kommen. »G'segn' Gott!« sagt der Eintretende, wenn man beim Essen sitzt. »Helf d'r Gott!« heißt es, wenn man niest. Und welch ein herzinniger, tiefer Wunsch ist es, wenn die Leute am Neujahrsmorgen einander also begrüßen: »I wünsch dir au e gut's nuis Johr, de g'sunde Leib, de heilige Geist und de Friede!« —

Noch manches wäre zu sagen von den vielen sonnigen, friedlichen Dörfern und von dem Kranz schöner Städte und Städtlein, der sich um den harten, starken Kern der Alb legt, von der altehrwürdigen Donaustadt Ulm, dem sangesfrohen Gmünd, von Geislingen, Urach, Reutlingen, Hechingen, Balingen, von Blaubeuren und dem geheimnisvollen Blautopf, von den stillen Städtlein an der Donau und dem festlichen Sigmaringen mit seinem einzigartigen Schloß. Ich müßte mit dir zur frühen, frischen Morgenstunde aus ihnen heraustreten, wenn sie die Augen aufmachen und die Gassen sich der Sonne auftun, und müßte dich in den milden Abendstunden in die engen, früh beschatteten grauen Gäßlein zurückführen. Ich müßte beim Sonntagmorgenglockenklang mit dir durch die Dörfer gehen und dir zur Hochsommerzeit die schweren Wagen zeigen, die knarrend in die arbeitssummenden Dörfer einziehen.

Aber komm selbst! Die Entdecker- und Forscherfreuden, sonderlich im Gebiet des Menschenlebens, darf man nicht vorwegnehmen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alfred Lichtwarks Berliner Studienjahre

Von A. von Zeromski (Hamburg)

Aus einer in Vorbereitung befindlichen Biographie Lichtwarks

Wie sah es 1881 in der Reichshauptstadt aus, als Alfred Lichtwark die ein Jahr zuvor in Leipzig begonnenen Universitätsstudien in Berlin fortsetzte?

In den Gründerjahren nach dem Kriege waren die Mietskasernen in den neuen Stadtvierteln und Vororten wie Pilze aus dem Boden geschossen, alle mit »hochherrschaftlichen Wohnungen« für den einfachen Bürger, mit überladenen Renaissancefassaden, Palastfenstern und Flügeltüren, stuckverzierter Decke, unechter Vergoldung, vorgetäuschtem Marmor oder andern Nachahmungen edlen Materials. Licht und Luft wurden durch künstlich drapierte Vorhänge aus nichtsnutzigen Stoffen, elende Staubfänger, fast ausgeschlossen. Statt frischer Blumen prangte in plumpen, mit Verzierung überladenen Vasen ein je nach den Kassenverhältnissen riesiges oder kleineres Makartbukett aus trockenen, zum Teil vergoldeten Palmwedeln, Gräsern und Schilfkolben. Die schwerfälligen Renaissancemöbel, billigste Fabrikware, liederlich aus schlechtem Holz gearbeitet, gefährdeten durch ihre scharfen Profile und überflüssigen Zierat den Benutzer. Das Sofa, ein wahres Ungeheuer mit seinem Bord für Gläser und Töpfe, diente in seiner Steifheit nur dazu, dem Besuch einen möglichst qualvollen Ehrenplatz zu geben. Das ganze Zimmer war vollgepfropft mit Kinkerlitzchen aus Fünfgroschenbasaren, Andenken und Geschenken, die, selbst wenn sie kostbar und prunkend waren, Zeugnis von der allgemeinen Geschmacksverwilderung ablegten.

In dieser Behausung bewegte sich ein Geschlecht, das die Farbenfreude auch in seiner Kleidung verlernt hatte. Die Tracht des Mannes kannte seit Jahrzehnten neben dem Schwarz des Tuches nur schwarzgraue Abtönungen. Als eine Verwegenheit der Jüngeren wurde es angesehen, daß sie die geheiligte schwarze Krawatte durch eine bunte zu verdrängen suchten. Die verschnittenen und vernähten Stoffe der Frauenkleidung zeigten dieselbe Angst vor der Farbe; nur dunkle Töne galten für vornehm, und die verschnürte weibliche Gestalt mit der künstlichen Wespentaille bot das Zerrbild der Natur. Ich erinnere mich eines Spottverschens aus jener Zeit, das die Kinder sangen:

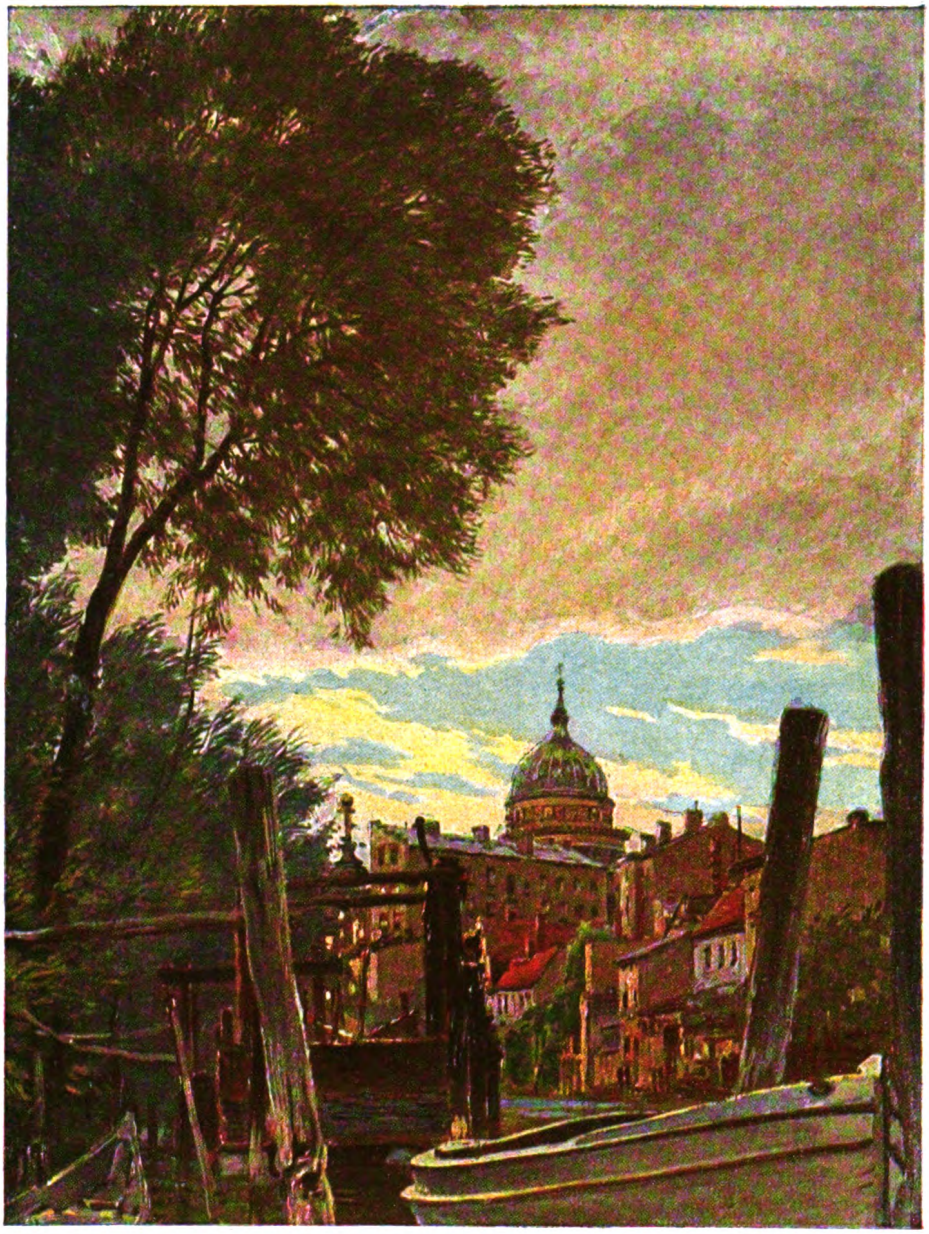
Rot und blau ist Bauerntracht;
Wer es trägt, wird ausgelacht.

Alfred Lichtwark
Nach einer Zeichnung von Hermann Prell

Die Masse der Künstler und das gesamte Kunstgewerbe dagegen hatte sich schon in den siebziger Jahren dem Stern Makarts zugewendet. Die Herrschaft seiner Farbenanschauung reichte bald bis in jede Tapezierwerkstatt und jeden Stickladen. Er stellte sein Talent in den Dienst der Masse, in der endlich das Verlangen nach Farbe erwachte, und bot ihr, was sie schon begreifen konnte, in einer Form, die ihr durch das Riesenmaß imponierte. Dafür huldigte sie ihm auf den Knien. Die Wolke Makarts, sagt Lichtwark, hat zwei Jahrzehnte lang die Sonne Böcklins verdunkelt.

Daß freilich neben den protzenhaften Emporkömmlingen der Gründerzeit auch das alte Berlin mit seinen grundtüchtigen, einfachen, etwas nüchternen Bürgern und seinem ererbten, gediegenen Hausrat nicht ausgestorben und sein Einfluß nicht erloschen war, geht allein schon aus Fontanes liebevoll eingehenden Schilderungen jener Epoche hervor. Lichtwark kannte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Max Koch: Alt-Potsdam

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

und liebte dieses dem Hanseatentum verwandte echt Berliner Familienleben, wie er auch mit dessen Verkünder und Verklärer Freundschaft schloß. Aber der ringenden Kunst pflegten diese Kreise mit den festen, treu gewahrten Überlieferungen nur wenig Beachtung zu schenken.

»Mit der breiten Entfaltung zu unsern Tagen verglichen, erschienen die künstlerischen Zustände jener Epoche ärmlich und der politischen Hauptstadt unangemessen,« schreibt Lichtwark in seinem Vorwort zu den gesammelten Studien, die aus dieser Zeit (1881—86) stammen. Eine Stadt von mehr als einer Million Einwohner hatte keine einzige ständige Kunstausstellung. Als Markt für moderne Kunst konnte es nicht neben München, für alte nicht neben Köln genannt werden, trotzdem es einige Kunsthändler von Ruf hatte. Bis 1886 gab es in Berlin kaum eine Kunstzeitschrift.

»Diese Tatsachen malen das Bild einer Gesellschaft,« fährt Lichtwark fort, »zu deren Bedürfnissen die Beschäftigung mit der lebenden Kunst nicht gehörte. Aber trotzdem drängte sich in die kurze Spanne Zeit von der Eröffnung des Gewerbemuseums 1881 bis zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung 1886 eine solche Fülle künstlerischer Ereignisse, daß man wohl von einer Keimzeit sprechen kann.«

Das war der rechte Boden, wo Neigungen und Kräfte des Neunundzwanzigjährigen, die nach Betätigung drängten, sich in dem allgemeinen Wachsen und Werden naturgemäß entfalten konnten.

Auf Brinckmanns Empfehlung war Lichtwark noch während seines Studiums die rechte Hand Julius Lessings geworden. Der große Umzug von dem alten in das neue Gebäude des Gewerbemuseums nahm im Sommersemester 1881 des jüngsten Assistenten Zeit völlig in Anspruch. Am 21. November eröffnete Kaiser Wilhelm I. die neugeordnete Anstalt durch einen feierlichen Akt.

Ein erschreckender Zwischenfall, der sich bei der Feier im Lichthof ereignete, ist Lichtwark im Gedächtnis geblieben. Man hörte plötzlich, siebzig Fuß über der erlauchten Versammlung, einen Krach. Der Redner hielt inne, alles schnellte empor, und oben sah man das Bein eines Schutzmannes durch die Scheibe, die im selben Augenblick hinabsauste und einem auswärtigen Museumsdirektor ein Stück Ohr abriß. Schutzmann und Aufseher, die sich zur Bewachung des Oberlichts in den oberen Räumen aufhalten sollten, hatten der Neugier nicht widerstehen können und sich auf die undurchsichtigen Scheiben gelegt, um bei der ersten klaren hinabzublicken. Lichtwarks Abneigung gegen das unzweckmäßige Oberlicht, das ihm als Direktor der Kunsthalle noch manchen Seufzer abpressen sollte und ihn das Problem einer besseren Lösung der Beleuchtungsfrage nie aus dem Auge verlieren ließ, hat hier ihre Wurzel.

Unter den hohen Gästen des Kaisers befand sich bei dieser Gelegenheit auch der Kardinal Hohenlohe, dem der junge Assistent als Adjutant beigegeben war. Als Begleiter des Fürsten nahm Lichtwark abends an einem Fest beim Kronprinzen teil. Zum erstenmal schaute er in diese ihm bisher fremde Welt. Er fühlte sich wie von Weltgeschichte umgeben. Moltke schritt an ihm vorüber. Der alte Kaiser gab ihm die Hand. In dem großen Hofzuge ging Lichtwark hinter dem Prinzen Wilhelm, der ganz unfeierlich gestimmt war, lachte, scherzte und seine Schwester, die spätere Herzogin von Sachsen-Meiningen, so lange neckte, bis diese drohte: »Laß das, oder ich sag' es Mama!« —

Dieser glänzende festliche Auftakt leitete eine an Eindrücken überreiche Epoche für Lichtwark ein. Mit der immer frischen Aufnahmefähigkeit und Bewältigungskraft der Jugend, mit der lebhaften Teilnahme und Herzensfreude seiner warmen, offenen Natur verfolgt er scharfäugig alle Erscheinungen und Verheißungen sprossenden Lebens, lernt daraus und beginnt sofort auch andern davon mitzuteilen.

Schon 1881 regte Direktor Lessing seinen Assistenten an, über das künstlerische Leben Berlins zu berichten. So übte bereits der Student eine rege schriftstellerische Tätigkeit in der »Nationalzeitung«, der »Gegenwart« und den »Preußischen Jahrbüchern« aus. Diese journalistische Schulung ist ihm eine ausgezeichnete Vorbereitung für seine anregende und erzieherische Tätigkeit als Museumsdirektor geworden. Er gewöhnte sich, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht und an jedem Ort, sei es in der Redaktionsstube oder am Wirtshaustisch, die gewonnenen Anschauungen rasch und ohne weitere Überarbeitung druckfertig niederzuschreiben.

»Es war für ihn eine Zeit fieberhaften Schaffens,« berichtet in seinen persönlichen Erinnerungen Ludwig Gurlitt, von dessen Bruder Fritz Lichtwark nach seiner eignen Aussage damals reiche Anregung empfing. Dieser erste deutsche Kunsthändler im modernen Sinne wagte es, dem hohnlachenden Publikum seit 1880 Jahr für Jahr die neuen Werke Böcklins vorzuführen; er machte die Berliner mit Thoma, Leibl, Uhde, Marées, Volkmann und Adolf Hildebrand bekannt. Des Bildhauers Hildebrand »Schlafender Hirtenknabe« hatte zwar schon 1873 auf der Wiener Weltausstellung bei den Kunstverständigen gebührendes Aufsehen erregt; aber von der Donau an die Spree war damals noch ein weiter Weg.

Wie dem Studenten, der noch, ohne es sich eingestanden zu haben, wie seine ganze Umgebung unter dem Eindruck des auf der Universität gelehrten kategorischen Satzes stand: Moderne

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst gibt es nicht, die Augen aufgingen, schildert er selbst schon 1884: »Böcklin hat uns nicht im Sturm erobert. Zunächst begriffen wir ihn nicht, fühlten uns von der Kraft seines Kolorits, an das wir nicht gewöhnt waren, von nebensächlichen Äußerlichkeiten verletzt und lehnten ab. Widerstrebend, mit Achselzucken haben wir erst nur gewaltige Einzelheiten gelten lassen, wurden warm — mit Bedauern —; dann kamen Schöpfungen, die uns im Innersten bewegten. Wir lernten Dinge wieder sehen, die mehr als ein Menschenalter nicht beachtet oder gar verpönt waren, die frühlingsgrüne Wiese, den blauen Himmel nach dem Regen, das schwarzdunkle Wasser. Zuletzt haben wir uns ihm ohne Rückhalt hingegeben.« Aus der Tiefe der leidenschaftlichen jungen Seele bricht es schließlich wie ein Jubel: »Glücklich, wer mit sehenden Augen der Erscheinung des Künstlers folgen darf!«

Lichtwark gehörte — wie Prell, die drei Brüder Lessing, Röchling, Rathjen — zu dem kleinen Kreis begeisterter Anhänger, der sich um den Meister sammelte, als dieser anfangs der achtziger Jahre nach Berlin kam, um auf dem Übungsplatz der Luftschiffer einen Flugapparat zu bauen und Versuche damit anzustellen. Auch das Gespräch der jungen Feuergeister beim Wein nahm Höhenflug an solchen Abenden, während Böcklin nach Prells Schilderung wie ein Löwe in ihrer Mitte saß, besser trank als sie, aber nur selten sein Schweigen brach. »Wer das Glück gehabt hat, seiner Mitteilung zuzuhören,« berichtet Lichtwark, »wird mit Staunen die Tiefe und Schlagfertigkeit seines Urteils empfunden haben. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends, als wir Jüngeren und Jüngsten in seiner Gegenwart eine heftige Debatte über das Problem der farbigen Skulptur ausgefochten hatten, uns schließlich mit der Frage an ihn selber wandten, der ruhig zugehört hatte. Ich will doch kein Ding aus Holz oder aus Stein machen, sagte er, ich will Kunst machen. — Damals kannten wir, nebenbei, seine wundervollen farbigen Skulpturen noch nicht, und er erzählte uns nichts davon.«

Auch in Klingers Art, dessen erste Federzeichnungen Lichtwark in der Nationalgalerie wieder und wieder betrachtete, hat sich der Student erst allmählich hineingelebt. »Sooft ich die Blätter in die Hand nahm,« schreibt er, »stand ich betroffen vor der Neuheit der Gedanken und Formen, aber es dauerte seine Zeit, bis ich empfand, daß sich hier ein Geist aussprach von derselben Beschaffenheit wie der unsrer alten Meister des 15. und 16. Jahrhunderts.«

Jubelnde Begeisterung für den jungen Genius aber klingt bereits 1885 aus der Schilderung seines ersten Besuchs in der Steglitzer Villa Albers, die Klinger mit Wandmalereien geschmückt hatte: »Als ich heute in den kleinen Oberlichtsaal trat, überrieselte mich ein Schauer des Entzückens, und noch ist der Bann nicht von mir genommen.« Nach eingehender Schilderung der Wandmalereien schließt Lichtwark seinen Bericht: »Es ist ein Werk aus einem Guß geworden. Was andern unerreicht als Ideal vorschwebt, hat Klinger hier erreicht. Eine durch und durch moderne Schöpfung ohne jegliche Sentimentalität, voll frischer Sinnlichkeit.« Der junge Kunstforscher erkennt schon damals in dem zwanzigjährigen Künstler den geborenen Wandmaler, dessen raumgestaltende Phantasie in einer solchen Aufgabe ihre ganze Kraft offenbarte und einen engen Raum zu einer Welt weitete.

Hermann Prell, der ihn in die moderne Kunst einführen und z. B. zu Böcklin bekehren half, rühmt in jener Zeit seinen reinen, willigen Sinn, seinen Eifer und den Mut, mit dem er für die gewonnene Überzeugung eintrat. Prell schrieb mir, daß er und Klinger sich damals erfolgreich bemüht hätten, dem neuen Ankömmling zu sicheren, klaren Kunsturteilen zu verhelfen. Klinger hat mir das mündlich bestätigt: der angehende Kunstschriftsteller habe sich zuerst noch etwas unbeholfen auf dem ungewohnten Boden bewegt, da ihm das notwendige Handwerkszeug, namentlich an technischen Ausdrücken, oft noch gefehlt habe. Daran allein vermochte ein kundiges Auge zu erkennen, daß Lichtwark von einem andern Beruf in das Kunstfach herübergekommen war.

Herman Grimm, dessen Kolleg er hörte, bestärkte ihn in seinen literarischen Neigungen. Lichtwark besuchte ihn häufig zu eingehendem Gespräch. Im königlichen Kupferstichkabinett hat der Student die Stiche und Radierungen Rembrandts, Schongauers und Dürers gefunden, an denen er sich nicht sattsehen kann. Mit Andacht vertieft er sich namentlich in Schongauers »Kreuzschleppung« und »Ruhe auf der Flucht«, die er bald auswendig kennt, stößt aber, wenn er sie rühmt, überall auf kräftigen Widerstand, selbst bei den jungen Künstlern. Nur in Klinger hat er einen »Glaubensgenossen« gefunden. Die Entdeckung Rembrandts, die der Student damals für sich machte, wurde eins der bestimmenden Ereignisse in seinem Leben. Mit der glühenden Begeisterung der Jugend berichtet er seinem Lehrer Grimm von den gefundenen Schätzen, die dieser feinsinnige Ästhetiker gar nicht kannte, da er ganz in der italienischen Kunst lebte. Erst auf Drängen des jungen Freundes ging der Gelehrte mit ihm ins Kupferstichkabinett, sing mit ungläubigem Lächeln an, war betroffen und erklärte schließlich: »Sie haben recht, das müßte man eigentlich auch kennen!« — Der Schüler war dem Meister ein Führer zur germanischen Kunst geworden.

Bis dahin war Rembrandt hauptsächlich der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besitz einzelner Forscher, wie vor allem Wilhelm Bodes, gewesen, jetzt geschahen durch Lichtwark Schritte, die Rembrandtgemeinde unter den Gebildeten zu vergrößern, freilich nicht in dem Sinne der Ausschließlichkeit, sondern indem die drei ganz großen germanischen Meister zusammengefaßt wurden: Dürer, Rembrandt und ihr Vorgänger und Meister Schongauer. Mit Julius Janitsch zusammen gab Lichtwark 1885 im Groteschen Verlag Stiche und Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt heraus. Lichtwarks Einleitung zu dem Rembrandt betreffenden Teil gipfelt in einer großzügigen Gegenüberstellung Shakespeares und Rembrandts, der beiden gewaltigsten Genien germanischer Rasse auf dem Gebiete der bildenden und redenden Kunst. Er entwickelte darin neue Gedanken, die seitdem Gemeingut aller Gebildeten geworden sind.

Eine wie feine Witterung schon der Student für Kunstwerte hatte, auch für solche, die von den Fachgelehrten nicht gekannt oder nicht erkannt waren, beweist folgendes Vorkommnis: Als Max Jordan 1884 in der Nationalgalerie die große Ausstellung farbiger Bildwerke veranstaltete, mußte er erst durch den jungen Lichtwark auf die Schätze seiner eignen Vaterstadt aufmerksam gemacht werden, die herrlichen und wohlerhaltenen bemalten Skulpturen im Historischen Museum zu Dresden, die dem Hamburger von einem früheren Besuch in jener Stadt in lebhafter Erinnerung geblieben waren.

Oscar Bie berichtet über die Art des kunstgeschichtlichen Unterrichts auf den deutschen Universitäten in den achtziger Jahren: »Wir lernten die Kunstgeschichte wie einen Anhang zur politischen Geschichte, und höchstens im Kolleg bei Herman Grimm ging uns manchmal eine Ahnung von der Bedeutung des Schaffens und der Persönlichkeit, dem himmlischen Glanze der Kunst auf. Lebendig wurde uns allen die alte Kunst erst, als wir die moderne begriffen und ihre Lehren zurückprojizierten.«

Die Historienmalerei lag damals bereits in den letzten Zügen. Die Bauernmalerei, noch vom ganzen Volk auf Händen getragen, feierte ihre letzten Triumphe. Für jedes Kunstwerk, auch im Kunstgewerbe, verlangte der Zeitgeist noch immer als Hauptsache eine »Idee«. Für die Kunstgeschichte wie für das Kunstgenuß suchende Publikum gab es eigentlich nur die Epochen, bei deren künstlerischen Erzeugnissen sich »etwas denken« und möglichst viel reden ließ. Auf dem Panier der Jugend, von Liebermann, Skarbina und Vogel entfaltet, aber stand bereits: Realismus.

Der Maler und Bildhauer Hermann Prell war damals in Berlin der Stürmer und Dränger. In ihm, Klinger und Stauffer, in diesem jedoch nur bedingungsweise, sah man die künstlerische Zukunft Berlins. Von den dreien war freilich keiner bestimmt, in Berlin als Führer tätig zu sein. An ihre Stelle trat Liebermann, der damals erst ganz aus der Ferne zu wirken begann. Der kühne junge Neuerer hatte mit seinem »Christus im Tempel« auf der Ausstellung in München 1879 einen so gewaltigen Sturm entfesselt, daß in der Stadt Lenbachs seines Bleibens nicht war. Unvergeßlich war der erste Eindruck, den Lichtwark von der Persönlichkeit des Künstlers gewann, als dieser einmal von Holland, wohin er sich gewandt, zu Besuch nach Berlin kam: »Wir saßen, Alte und Junge, bei Prietz in der Leipziger Straße am runden Künstlertisch, ich mit dem Rücken nach der Tür. Plötzlich stockte das Gespräch; die mir gegenübersaßen folgten mit starrem Blick einem Vorübergehenden, ich wandte mich um und sah die schon damals auffallende Gestalt Liebermanns, der, ohne sich umzublicken, in einen andern Raum ging. Das war Liebermann, sagte ein alter Maler mit einem Gesicht, als müßte er den Namen ausspeien.«*

Die Zahl derer, die damals schon eine Ahnung von den künstlerischen Vorgängen in Paris hatten und wußten, was der Impressionismus eines Manet, Monet, Renoir, Sisley und Pissaro innerhalb der französischen Malerei bedeutete, war verschwindend gering. Lichtwark selbst gibt an, damals nur eine ganz schattenhafte Vorstellung davon gehabt zu haben. Auch eine kurze Reise nach Paris 1883 brachte ihm in dieser Beziehung noch keine Klarheit, so sehr sie ihn auch anregen mochte. Die großen staatlichen Museen, die der Student dort besuchte, waren den Führern der modernen Bewegung verschlossen.

Fritz Gurlitt hatte die Kühnheit, die Sammlung französischer Impressionisten des Professors Bernstein dem durchweg entrüsteten Publikum vorzuführen. Lichtwark wußte sich später noch genau zu erinnern, wie ratlos er und seine Gefährten zuerst davorstanden. Die Künstler, auch die jungen, lehnten ab. Der alte Menzel gab mit kräftigen Worten seinem Mißfallen Ausdruck; er vergaß, daß er in seiner Jugend die gleichen Ziele gehabt hatte. Klinger war damals der einzige in Berlin, der die Bernsteinsche Sammlung schon vor ihrer Ausstellung kannte und liebte. Erst in den folgenden beiden Jahrzehnten sollte die neue Anschauung des Lichts und der Farbe, die von Frankreich ausging, wie ein Sturmwind die Welt umkreisen. —

* Die hier angeführten Stellen sind mit gütiger Erlaubnis der Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle den als Manuskript gedruckten Briefen entnommen, die Lichtwark von seinen Reisen als Museumsdirektor an seine Hamburger Behörde richtete.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So begann zu Anfang der achtziger Jahre in Deutschland die Bewegung, die zu einem gewaltigen Kampf zwischen den Alten und den Jungen führte. Fast gleichzeitig mit der Revolution in der Malerei setzte in Berlin auch in der Literatur eine naturalistische Sturm- und Drangperiode, von Zola beeinflußt, ein. An all diesem ringenden Leben nahm Lichtwark regen Anteil. Auch in seinen literarischen Interessen berührte er sich mit Klinger, der sich als ein großer Kenner und Bewunderer Zolas, Flauberts und Maupassants erwies.

Einen idealen Stammtisch hatte der Student im Weihenstephan, wo allabendlich von den anregendsten und gebildetsten Männern der verschiedensten Berufe alle Tagesfragen wie im Spiel und doch sehr gründlich behandelt wurden. Für die Jugend gebe es keine höhere Schule als ein solches Konvivium, meinte Lichtwark später; er habe am Stammtisch des Weihenstephan mehr und Besseres gelernt als auf der Universität. Ein solches Beisammensein mit jungen Künstlern — Stauffer-Bern war einer der anregendsten — läßt Lichtwark uns miterleben:

»Wir standen Stauffer gegenüber unter dem Zauber eines oratorischen Temperaments von seltener Wucht. Kein höherer Genuß auf diesem Gebiet, als ihn über Gottfried Keller sprechen zu hören, für den er durch dick und dünn ging, und den er mir gegenüber mit besonderer Heftigkeit kommentierte, da ich Keller nur bedingt gelten lassen wollte und ihm als phänomenale Bedeutung Jeremias Gotthelf bei weitem vorzog. Klinger saß dabei und lächelte in seinen roten Bart, den Kopf weit vornübergebeugt, und warf dann und wann ein feines Wort ein, bis sich eine Gelegenheit ergab, in seinen heimlichen Garten, die Musik, einzutreten. Das waren Stunden heftiger Geistesgymnastik, die Muskeln entwickelt.«

Viel verkehrte Lichtwark auch mit jungen Offizieren, namentlich denen des zweiten Garderegiments. Im Offizier fand er den deutschen Mannestypus, der die vielseitigste Kultur besaß: neben der Ausbildung des Körpers die Erziehung des Willens und die streng durchgeführte formale Erzogenheit, die vorzüglichen Manieren.

Die kräftigste Förderung empfing Lichtwark aber doch im Umgang mit Altersgenossen gleichen Strebens und gleicher Gesinnung, namentlich mit schaffenden Geistern. Im lebendigen Verkehr mit ihnen erst wird er sich des eignen Inhalts und des eignen Willens bewußt, und es bildet, festigt und klärt sich im Austausch mit ihnen der geistige Besitz der neuen Generation, deren Verkünder er wurde.

Mit das Anregendste, was man damals in der Reichshauptstadt erleben konnte, nennt Lichtwark die Herrendiners, auf denen Wilhelm Bode einen kleinen erlesenen Kreis um sich zu versammeln pflegte. Auch im Hause Julius Lessings fand der junge Assistent die ihm gemäße feingeistige Geselligkeit, in der auch die Gegenwart anmutiger, liebenswürdiger und kunstsinniger Damen Einfluß auf ihn gewann.

Lichtwark, der mit seinen Freunden auch an heiteren Künstlerfesten teilnahm, erinnerte sich gern der Feier eines altägyptischen Festes bei Kroll (1884), für das die Schüler von Gentz eine stilechte Festdekoration geschaffen hatten. Klinger hatte eine Wandfläche für sich bekommen, und hier zeigte sich der köstliche Humor des Zwanzigjährigen. Er hatte in ägyptischem Stil eine Entführungsgeschichte hingeworfen, die Ohnmacht der Mutter, mit dem üblichen Glas Wasser auf dem ägyptischen Tisch, den Entführer, der sein Opfer wie einen Schal um die Schulter geworfen hat und von der gar nicht einverstandenen jungen Dame selber mit Fäusten bearbeitet wird, die Straßenjungen mit kritischem Pfiff auf den Fingern usw. Daß es das einzige Stück der ägyptischen Dekoration war, das besehen wurde, versteht sich von selbst. Daneben kam nur die ganz echt gemalte Leibgarde eines ägyptischen Königs auf, der Klinger und Prell im Übermut Gardelitzen auf die nackten Leiber gemalt hatten — heimlich, eben vor der Eröffnung —, und endlich noch, ebenfalls von Klingers Hand, ein Ringkampf, dem mit Spannung eine Ägypterin zusieht, deren einzige Bekleidung aus einer goldenen Uhr mit Kette besteht. —

Den angehenden Kunstforscher in der Reichshauptstadt stellt Muther uns ungemein anschaulich vor Augen. Dem jungen Lehrer war Berlin mehr noch als Leipzig ein »Klein Paris« geworden, das seine Leute bildet. »Aus dem bescheidenen Leipziger Studenten war unterdessen ein eleganter Weltmann geworden, der mit beiden Füßen in der Berliner Gesellschaft stand und bei einem englischen Schneider arbeiten ließ. Seine Wohnung am Magdeburger Platz füllte sich mit erlesenen Stücken, Möbeln in jenem gediegenen bürgerlichen Rokokostil, der so ‚modern' war, und an den — vielleicht deshalb — unser hilfloses Kunstgewerbe noch nicht anknüpfte. An den Wänden hingen Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt, in jenen fein profilierten schmalen schwarzen Rahmen, die man aus Whistlers Bildnissen kennt. Während der Kunstgelehrte gemeinhin sich nur amtlich mit Kunst beschäftigt und außerhalb des Kollegs oder Museums ungern an diese amtliche Beschäftigung erinnert sein will, steckte in Lichtwark ein bißchen von jenen vornehmen Amateuren à la Goncourt, die, da sie nicht durch die Philologie, sondern durch die sinnliche Freude am Schönen zu ihrem ‚Fach' geführt wurden, auch das Bedürfnis fühlen, ihre ganze Umgebung zum Kunstwerk zu gestalten. Eine ganz kindliche Freude hatte er manchmal, wenn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm ein Buchbinder nach seinen Angaben einen geschmackvollen Einband herstellte. Wenn wir zum Tee bei ihm waren, war vom Service bis zu den Zigaretten und Schnäpsen alles first rate. Die ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit, die er in Berlin begonnen hatte, gestattete ihm den Luxus, und wenn ich die Berichte, die er für die Gegenwart und die Nationalzeitung schrieb, damals nicht recht verstand (es klang darin alles so natürlich und selbstverständlich, daß ich meinte, es gehöre keine ‚Kunst' dazu, sie zu schreiben), so merkte ich später, als mich meine Studien der ‚Moderne' zuführten, daß Lichtwark darin schon damals (1883) die Basis geschaffen hatte, auf der heute unsre Kunstkritik steht.«

Lichtwarks Zeitungsberichte, die damals wohl von den wenigsten nach ihrem Werte erkannt wurden, geben uns in der Tat ein Bild von der Fülle der Ideen, die sich in seinem Geiste drängten. Die scharfe Witterung, die er für das Beste in der lebenden Kunst hat, für Menzel, Böcklin, Klinger, Thoma und Hildebrand, beweist er auch einem zu Unrecht vergessenen Maler der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts gegenüber, Karl Blechen, in dem er einen Vorläufer unsrer modernen Landschafterei sieht, dem es nur an Glück, nicht an Begabung gefehlt habe, um ihr Begründer zu werden. Dies erstaunlich sichere und selbständige Urteil des jungen Kunstforschers hat erst die Jahrhundert-Ausstellung 1906 vor aller Welt bestätigt. Die Arbeit des Hamburger Museumsleiters, die den vergessenen Künstlern seiner Vaterstadt aus jener Zeit gilt, die wunderbare Schätze zutage gefördert hat und eine Umarbeitung der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts nötig macht, knüpft hier an. Alle die Probleme künstlerischer Bildung tauchen in Lichtwarks frühesten Zeitungsaufsätzen bereits auf, die der Museumsleiter während eines Menschenalters in die Praxis umzusetzen bestrebt war: die Erziehung der Lehrer, die Reform des Zeichenunterrichts, die Einführung der Kunstanschauung in die Schule, die Bedeutung der Farbe in der Skulptur, die Ausnutzung der dekorativen Eigenschaften farbiger Edelsteine, der Vorzug des architektonischen Prinzips der Gartenanlage vor dem sog. englischen Garten, die Pflege des ernsten Dilettantismus, vor allem aber die Erziehung des Publikums, des Käufers, an Stelle der einseitigen Bildung des Handwerkers, des Produzenten; denn: »Jede höchste Leistung wurzelt im Volkstum.«

Zu einer Zeit, wo Lichtwark nach seinem eignen Bekenntnis noch keine Ahnung von Ruskin hatte, war er durch scharfe Beobachtung der Zustände auf eignen Wegen zu den gleichen Ergebnissen gelangt wie der englische Schriftsteller. Gleich diesem reift er an der lebensvollen Beschäftigung mit der Kunst zu dem Sozialethiker, Volkswirtschaftler und Volkserzieher heran, als der er später über den gewohnten Wirkungskreis eines Museumsleiters weit hinauswachsen sollte.

Viel Verhöhnung freilich mußte er sich in der Gesellschaft wegen seiner neuen Ideen, die man für Utopien erklärte, gefallen lassen. Nach manchem erfolglosen Redekampf tröstete sich der junge Idealist damit, daß doch wenigstens wieder einmal eine Idee aus dem Bereich der bildenden Kunst die Gemüter erhitzt habe; besser Fanatismus als Gleichgültigkeit! Ohne sich beirren zu lassen, hielt er an dem als richtig erkannten Grundsatz fest, ruhig und ohne Vorurteil die Entwicklung zu verfolgen und dem Neuen mit empfänglichen, durch keine ästhetischen Regeln behinderten Sinnen gegenüberzutreten.

Im Oktober 1884 wurde dem hervorragend Tüchtigen die Leitung der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums übertragen.

Auch ein Ansatz zu der späteren Lehrtätigkeit des Museumsdirektors findet sich bereits in Berlin. In einem Kreise junger Architekten, die Lichtwark damals in die Schätze der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums einführte, und denen er, »um es einmal zu probieren«, Vorträge über die Formentwicklung seit der Gotik hielt, gehörten Messel, der später durch den monumentalen Bau für Wertheim den Stil für das moderne Warenhaus schuf, ferner Hoffmann, Grisebach, Ihne und March. Ludwig Hoffmann machte damals gerade seinen Baumeister und beteiligte sich daneben an dem Wettbewerb um das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig, woraus der junge Künstler ganz unverhofft als Sieger hervorging und nun ein Werk aus einem Guß mit dem Gepräge von Maß und Gediegenheit schuf.

Auch auf Reisen bildete sich der Student. 1882 war er in Wolfenbüttel, wo er im Kuppelsaal der alten Lessing-Bibliothek in der Poesie des Lichts schwelgte, die ihm schon in den heimatlichen Bauernhäusern aufgegangen war. Nach Kopenhagen ging er 1884 und fand im Altertumsmuseum »eins der großen Heiligtümer germanischer Rasse«, das »zugleich Geschichte und Märchen« ist.

Im Auftrag der Museumsverwaltung war er dann weiter in Kunststädten wie in Prag, Wien, Nürnberg, München, Dresden und Frankfurt a. M. Solche Reisen im Dienste der Museen wurden mit Vorliebe so eingerichtet, daß jüngeren Beamten neben der Erledigung von Amtsgeschäften Gelegenheit gegeben war, ihre Anschauung auf manchem Kunstgebiete zu erweitern und zu befestigen.

1885 fuhr Lichtwark als Berichterstatter zur Weltausstellung nach Antwerpen, wo er mit tiefer Scham sah, daß Deutschland durch die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unendliche Menge des Mittelmäßigen, das es ausstellte, und durch die plumpe Aufmachung am schlechtesten abschnitt neben dem mit höchstem Geschmack auftretenden Frankreich. Aber so schwer auch der leidenschaftliche Patriot diese Demütigung empfand, empfing er dadurch doch vor allem den Ansporn, den Mitteln nachzugehen, die einen künftigen Aufschwung gewährleisteten: »Hier gilt es zu lernen, positiv und negativ,« lautet seine Mahnung. »Die Ausbildung des äußeren Apparates der Ausstellungen gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Zukunft. Wir sollten entweder so wohlgerüstet, wie wir vermögen, oder lieber gar nicht auf einer Ausstellung erscheinen.«

In Gent studierte er vor allem die Brüder van Eyck und ihre Schule. Von dort aus machte er einen Nachmittagsausflug nach Brügge, das ihn noch nicht sonderlich anzog, in dem er vielmehr nach seiner eignen Aussage erst siebzehn Jahre später den Schlüssel für sehr vieles fand, das ihm damals — namentlich in der Baukunst — noch nicht einmal Problem war. Ordentlich wohltuend berührt es, zu sehen, daß dem jungen, mit unheimlicher Sicherheit zupackenden Auge und Geist doch auch einmal etwas entgehen konnte!

Nach Italien trieb es ihn nicht. Schon damals stand er, wie Janitsch bezeugt, der italienischen Renaissancekunst kühl, fast ablehnend gegenüber. »Nur das Unmittelbare, Ganzpersönliche, von der Tradition Freie hatte für ihn Reiz.«

Wie rasch und stark Lichtwark sich in seinen Studienjahren auch entwickelte, im Grunde blieb er doch immer, auch in der Reichshauptstadt, der Hanseat und war stolz darauf, daß die kleine Gruppe Studierender aus den drei Hansestädten wegen ihres ruhigen, sicheren Auftretens und ihrer vornehmen Zurückhaltung besonders angesehen war.

Mochte er als Student mit allen denkbaren Vorurteilen nach Berlin gekommen sein, die ein Hamburger haben kann, so hatte er doch, ehe er sich's versah, eine herzliche Zuneigung für diesen Mittelpunkt reichen geistigen Lebens gewonnen. Mit ganzer Seele hing er an dem alten Kaiser, der damals seine lieben Berliner täglich beim Aufziehen der Wache wie ein gütiger Vater zu begrüßen pflegte. Als Bild männlicher Kraft, die durch volle Selbstbeherrschung zur Anmut geworden war, bleibt ihm Kaiser Wilhelm I. im Gedächtnis. Aber nicht nur die Vornehmheit in der äußeren Haltung, die tiefe Menschlichkeit in dem alten Herrn, die Energie, Klugheit, Güte, die aus seinem Wesen und seinen Zügen sprach, riß den jungen Hanseaten hin. Ein Glück nannte er es, daß er in seinen Berliner Jahren häufig Gelegenheit hatte, den verehrten Herrscher auftreten zu sehen. —

Am 28. März 1885 promovierte Lichtwark in Leipzig. Als Dissertation diente ihm die bereits vor zehn Jahren begonnene Abhandlung über den Ornamentstich der Frührenaissance. Das Urteil Anton Springers, der die Arbeit zu prüfen hatte, klang impulsiv aus dem Ausruf, mit dem er dem jungen Doktoranden die Hand reichte: »Jetzt ist aus dem Lehrer ein Schüler geworden!« Da Lichtwark nicht den regelmäßigen akademischen Stufenweg hinter sich hatte, übernahmen sein Vorgesetzter, Lessing, und der Generaldirektor der Königlichen Museen, Schoene, die Bürgschaft für seine genügende Vorbildung und Begabung. »Professor Lessing«, heißt es in den Akten, »hat mit glänzendem Lobe ergänzt, was der Kandidat von sich selbst nicht gut sagen konnte.«

Die Welt lag offen vor dem jungen Kunstforscher Dr. Alfred Lichtwark. Eine Professur am Berliner Polytechnikum wurde ihm von Wehrenpfennig angetragen. Auch andre Aussichten lockten. Wohin würde er sich wenden?

Auf ihn selbst paßt das Bild, das er von dem jungen Brinckmann entworfen hat. »Man darf ihn sich vorstellen, wie er in der Zeit der Entwicklung, von innerer Unruhe getrieben und ohne sich dessen bewußt zu sein, nach dem einen unbestellten oder eben in der Rodung begriffenen Neuland auf der Suche ist. Hat er es endlich vor sich, so erkennt er es auf einen Blick als das für ihn bestimmte Reich, ist sofort mit sich im reinen und richtet, ohne sich und andre zu fragen, sein Leben darauf ein.«

Dieses ihm bestimmte Reich fand Lichtwark in seiner geliebten Vaterstadt Hamburg, wohin der noch nicht Vierunddreißigjährige 1886 als Direktor der Kunsthalle berufen wurde.

Mit Ausnahme des Kupferstichkabinetts hatte dieses Museum damals noch kein eignes Gepräge, keine künstlerische Bedeutung und wurde von einem Subalternbeamten verwaltet. Hier war noch alles zu schaffen, hier wartete auf den kraftvollen jungen Herrscher ein weites Feld der Tätigkeit, wie er es sich ersehnt hatte. »Nur das Werdende zieht eine so geartete Seele an,« heißt es in Lichtwarks Brinckmann-Biographie, »das Fertige hat keinen Reiz für ihn, denn er kann die Mächte in seiner Seele nicht daran auslassen: die gestaltenden Kräfte, die nach Betätigung hungern.«

Das also empfand dieser »Trieb- und Willensmensch«, wie Lichtwark den geschilderten Typus nennt, als seine Bestimmung: Organisator auf einem neuen Gebiete zu werden, da, wo es seinem Volke gerade am meisten nottat. Er hätte vielleicht ebensogut Entdecker, Erfinder, politischer Parteiführer oder regierender Fürst werden können, von allen diesen hat er etwas in sich gehabt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elins Liebe

Erzählt von Emil Frithjof Kullberg

II (Schluß)

Tor Stenbrink hatte durch seinen Schwiegersohn endlich erfahren, daß es sich bei Elins Kummer nicht um die drei Musikanten handle, sondern um die Erscheinung Ingvar Chrestensens. Das veranlaßte ihn, nun wirklich wieder zum ersten Male seit langer Zeit an das Hulemännchen zu denken. Freilich verriet er nichts von seiner Begegnung mit Ingvar Chrestensen im verflossenen Sommer. Doch im stillen beschloß er, zu versuchen, den Kleinen irgendwo in der Stadt anzutreffen. Aber das gelang dem Großkaufmann ohne weiteres doch nicht. Er mochte schicken, wen er wollte, er mochte fragen, forschen und schließlich einen ganzen Stab bezahlter Geheimträger anstellen: Chrestensen wußte sich vor allen Nachforschungen zu schützen. Da dämmerte es allmählich dem unglücklichen Vater, daß das Hulemännchen eben ein Wesen sei, dem menschliche Gewalt nichts anhaben konnte.

Nun stellte sich Tor Stenbrink allerlei vor. Er ging zunächst einmal wieder zu Mortensen, dem Juwelier, weil er sich erinnerte, als er damals für Elin den Ring gekauft hatte, da war ihm das Gesicht Mortensens aufgefallen. Ingvar Chrestensen und Mortensen erschienen dem Großkaufmann ein und dieselbe Person vorzustellen. Zu dieser Überlegung brachte ihn die Not.

Doch dieser Besuch im Juwelierladen führte — wie es schien — zuerst keineswegs zu dem Ergebnis, das Stenbrink sich gedacht hatte. Mortensen blieb nämlich, wer Mortensen war. Des Ringes, den Stenbrink damals gekauft hatte, erinnerte sich der Goldschmied genau. Es war ein Stück von erlesener Fassung. Der Rubin allein wog drei Karat. Das waren Steine von seltener Größe. Selbst die kleinen Perlen, eine wie die andere gleich groß, waren nur einmal dagewesen in solcher Fassung.

»Ja, wenn der Herr Großkaufmann den Ring schließlich nicht behalten möchten, lieber ein andres Stück dagegen in Tausch nehmen, ich bin erbötig, das Kleinod zurückzunehmen,« schlug Mortensen vor. »Der Stein ist sowieso nur einmal vorhanden.«

»Woher stammt er denn?« fragte Stenbrink hier.

»Ja, das ist eine lange Geschichte. Der Stein rührt aus dem Nachlaß einer adligen Dame, oben in den Nordmarken, her. Es ist ein einsames Stück geblieben. So wie es damals zum Verkauf ausgeboten wurde, war das Juwel nicht zu gebrauchen. Der Stein war an sich zu groß und klobig, von schlechtem Schliff.«

Tor Stenbrink horchte auf. »Und mehr wissen Sie nicht von der Sache?«

Der Goldschmied tat zuerst ein wenig geheimnisvoll. Jedoch durch den Ankauf von allerhand Schmuck machte ihn der Großkaufmann gefügig. Er brachte dadurch den Goldschmied zum Reden.

»Was die Perlen angeht, so stammen sie ebendorther, Herr Stenbrink. Man fand sie in einem kleinen goldenen Behältnis. Eine war wie die andre so ebenmäßig, daß man vielleicht zuerst gar auf den Verdacht kommen mochte, es handle sich um unechte Perlen. Dazu der Stein. Ich hatte damals, als mir der Kauf angeboten wurde, meinen Gesellen mit dabei, einen geschickten Menschen. Der riet mir dazu: »Herr Mortensen, Sie werden Ihre Freude erleben. Der Rubin ist sicherlich nicht ein zweites Mal so groß zu finden. Er muß wieder angeschliffen werden und alsdann mit den Perlen zusammen in einen Goldreif gefaßt werden.«

»Der Ring ist sehr schön,« betonte der Großkaufmann ohne Absicht. »Ich hätte darum sehr gern einen zweiten, ähnlichen gehabt.«

»Das erscheint ausgeschlossen, Herr Stenbrink.«

»Dennoch, versuchen Sie es, Herr Mortensen, mir den zweiten Ring nach diesem ersten anzufertigen.«

Der Goldschmied, der den Großkaufmann natürlich gern bei Laune erhalten wollte, versprach es, mit seinem Gesellen darüber zu reden.

»Schön,« gab Stenbrink ihm zur Antwort, während er den Laden verließ, »viel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leicht bringt der Gesell mir selbst die Zeichnung.«

Tor Stenbrink glaubte nun bestimmt, seine Falle richtig gestellt zu haben. Jetzt würde niemand anders als Ingvar Chrestensen bei ihm auftauchen, berechnete er.

Richtig. Es dauerte nur wenige Tage, da wurde dem vielbeschäftigten Kaufmann der Geselle des Herrn Mortensen gemeldet. Tor Stenbrink ließ im Augenblick alle Geschäfte stehen und liegen. Er befahl, sofort den Goldschmiedsgesellen vorzulassen.

Da stand das Männchen wahrhaftig ein zweites Mal wieder dem Großkaufmann gegenüber.

»Nun, Sie kommen wegen dem zweiten Ring, den ich bestellte?« sagte Tor Stenbrink ruhig.

»Ich komme im Auftrage von Herrn Mortensen,« antwortete Chrestensen.

»Schön, lassen Sie mich einmal Ihre Zeichnung sehen.«

Anstatt dessen stellte der Kleine ein Behältnis auf den Tisch, und wie es geöffnet war, leuchtete Tor Stenbrink ein außergewöhnlich schön gefaßter Diamant entgegen, umgeben von kleinen Rubinen statt der Perlen.

Der Anblick des Kleinods war überraschend.

»Das wäre so etwas, vielleicht?« fragte der Geselle.

Tor Stenbrink wog den Ring in seiner Hand, nachdem er ihn von allen Seiten mit stummem Staunen lange betrachtet hatte. »Und der Preis?« sagte er dann ohne weiteres.

»Eine Kleinigkeit,« erwiderte Ingvar Chrestensen. »Jedoch —«, nahm er sein Wort zurück.

»Was denn?« fragte Stenbrink ungeduldig.

»Der Ring bleibt unverkäuflich.«

»Weshalb?« fragte der erstaunte Kaufmann.

»Der Ring ist unverkäuflich,« wiederholte das Hulemännchen. »Ich arbeite nicht gerade häufig solche Stücke.«

»Sind Sie schon lange bei Herrn Mortensen tätig?« versuchte Stenbrink jetzt den Kleinen auszuforschen.

»Lange? Ich bin überhaupt nicht für Herrn Mortensen tätig, Herr Stenbrink. Ich komme zu Ihnen lediglich aus Gefälligkeit, da Sie sich lange darum bemüht haben, mich wiederzutreffen.«

»Woher wissen Sie das?« fragte der Kaufmann überrascht.

Ingvar Chrestensen stand und sagte nichts.

Da wurde Tor Stenbrink ungeduldig. »Nennen Sie doch einen Preis, Herr Chrestensen, irgendeinen, einerlei. Ich vermute nämlich, daß dieser Ring unbedingt mit dem Schmuckstück zusammengehört, das meine Tochter Elin besitzt.« Mehr sagte Stenbrink nicht, aber er zog sein Scheckbuch heraus, um eine Anweisung auf seine Bank auszufüllen. Denn er hoffte, diese Bereitwilligkeit würde den Kleinen verlocken.

Ingvar Chrestensen blieb jedoch bei der Behauptung, der Ring wäre unverkäuflich und für kein Geld in der Welt zu haben.

»Nun, denn nicht,« erwiderte der Großkaufmann, äußerlich gelassen. »Was wollen Sie dann noch von mir?« Rein geschäftsmäßig fragte er dies, um seine Unruhe zu verbergen. Dabei zog er wieder seine Uhr, um anzuzeigen, daß er noch andre Sachen in den Kopf zu nehmen hätte.

»Nur ein Tausch wäre schließlich denkbar, Herr Stenbrink,« sagte das Hulemännchen jetzt.

»Ein Tausch? Nun gut, nennen Sie mir den Gegenstand.«

Der Kleine überlegte eine Weile. »Herr Stenbrink, es ist übrigens doch schon zu spät. Der Tausch kann jetzt auch nicht viel mehr nützen. Sie erinnern sich, daß ich schon einmal im vorigen Sommer um Johanni bei Ihnen war, Herr Stenbrink?«

»Ja, gewiß, gewiß,« unterbrach der Großkaufmann den Redenden ungeduldig.

»Herr Stenbrink, Sie haben mir damals nicht geglaubt, als ich Ihnen sagte, daß Ihre Tochter Elin Nils Krog nicht heiraten solle. Nun steht das Unglück vor der Tür. Jetzt kommen Sie und rufen mich wieder.«

»Wie komme ich dazu?« Der Großkaufmann tat einstweilen noch so, als ob es eine Sache ganz für sich war, von der Ingvar Chrestensen jetzt sprach. »Ja, ich entsinne mich sehr wohl, was Sie damals wollten, Herr Chrestensen. Aber Ihr Vorschlag, meine Tochter Elin heiraten zu wollen, war doch nicht anzunehmen, weil sie schon mit dem Kapitänleutnant Nils Krog verlobt war, als Sie um ihre Hand anhielten.«

»Einerlei, Sie hätten Ihre Tochter nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins Unglück bringen sollen. Ich allein hätte das zu verhindern gewußt.«

»Sie? Sie? Na, erlauben Sie mal, Herr Chrestensen. Außerdem ist meine Tochter gar nicht unglücklich durch Nils Krog geworden. Sie irren sich.«

»Nun, wenn Sie das glauben, Herr Stenbrink, da brauchten Sie mich doch ein zweites Mal nicht zu sich zu bitten,« sagte Klein-Ingvar ohne alle Umschweife.

»Der Ring ist daran schuld!« begehrte Tor Stenbrink auf. »Nehmen Sie den Ring wieder zurück!«

»Der Ring, nun ja, in gewissem Sinne mögen Sie recht haben. Sie entdeckten wenigstens die richtige Fährte, Herr Stenbrink. Doch mehr zu wissen, wird Ihnen nicht beschieden sein.«

»Mortensen sagte mir, der Ringstein und die Perlen stammen aus dem Besitz irgendeiner unglücklichen adligen Frau in den Nordmarken,« verriet Stenbrink seine Kenntnisse um die Sache.

»Mortensen weiß davon so wenig wie Sie, Herr Stenbrink,« ließ Ingvar Chrestensen den Großkaufmann kurz ablaufen. »Was er Ihnen da erzählte, ist rein erfunden gewesen.«

»So?« fragte Stenbrink ärgerlich enttäuscht. »So?« wiederholte er noch einmal. »Sie wissen, ich biete Ihnen alles, was Sie fordern könnten, nur helfen Sie mir nun, meine Tochter Elin wieder gesund und glücklich zu machen.«

»Herr Stenbrink, Sie haben auf Gnade verzichtet, trotz allem Reichtum, den Sie besitzen. Ihre Tochter Elin muß an dem kurzen Glück ihres Lebens zugrunde gehen. Ich weiß es nicht zu ändern.«

Ingvar Chrestensen legte eine ernste Betonung in seine Worte. Stenbrink wurde es ungemütlich dabei.

»Sie sollten mir dann sagen, weshalb Sie überhaupt noch wieder zu mir gekommen sind, Herr Chrestensen. Wollen Sie etwa den Rubinring zurücknehmen?«

»Keineswegs. Er gehört zu Elin. Für niemand anders in der Welt ist dieser Ring von Anfang an bestimmt gewesen.«

»Und der Ring da, den Sie mir soeben brachten?«

»Paßt nur an meine Hand.« Der Kleine nahm den Ring aus dem Kästchen und streifte ihn über einen Finger. »Sehen Sie!«

»Ja,« erwiderte Stenbrink betroffen.

»Also, vermöge dieses Ringes werde ich nun Elins Liebe dennoch für mich gewinnen, Herr Stenbrink, trotzdem der Kapitänleutnant Nils Krog Ihr Schwiegersohn wurde. Das Glück ist nur von kurzer Dauer. Sehen Sie, das ist alles, was Sie von der Zukunft zu wissen brauchen.«

Der Großkaufmann verlegte sich nun aufs Bitten. »Zerstören Sie doch nicht mutwillig das Glück zweier Menschen,« sagte er bitter, mit erhobenen Händen.

Ingvar Chrestensen entgegnete nichts darauf.

»Wie manche unruhvolle Stunde habe ich im Leben gehabt, um mein Haus zu stützen und meine Kinder glücklich zu wissen,« klagte der Großkaufmann.

»Das eben. Und nun versinkt ein Teil dessen wieder, was Sie sich aufgebaut hatten, Herr Stenbrink. Das ist der Lauf der Welt,« meinte Chrestensen.

Da wollte Stenbrink alles wagen. »Gut, nehmen Sie dann meine Tochter Elin, Ingvar Chrestensen, doch wenden Sie das Unheil ab.«

Der Kleine schüttelte wieder den Kopf. »Das geht so nicht, wie Sie es sich vorstellen, Herr Stenbrink. Es kommt meine Zeit. Elins Gedanken sind schon bei mir. Ich tue einzig, was ich muß!«

Mit diesen Worten verließ der kleine Gesell den reichen Handelsherrn. Tor Stenbrink saß betroffen da und dachte an nichts weiter als an das Unglück, das nun über sein Haus hereinbrechen sollte.

Lange nach dem Besuch von Ingvar Chrestensen konnte sich der Großkaufmann auf keinen andern Gedanken wieder besinnen als dieses Unglück, dem er entgegengehen mußte. Geistesabwesend stand er endlich auf. Eine furchtbare Angst packte ihn, so daß er schließlich nicht anders konnte, als zum Juwelier zu laufen. »Helfen Sie um alles in der Welt, Mortensen!« fuhr er den Goldschmied an. »Ihr Geselle ist des Teufels. Ingvar Chrestensen ist einer von denen, die es nicht ausstehen können, wenn andre glücklich scheinen.«

»Wie? Ich verstehe Sie nicht recht!« fragte Mortensen betroffen. »Was hat mein Geselle mit Ihnen im Sinn, Herr Stenbrink?« Der Goldschmied lief hinter dem Laden in die Werkkammer. »Kommen Sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einmal heraus, Todsen. Hier ist der Großkaufmann Herr Stenbrink und wünscht Sie zu sprechen.«

Da kam ein junger Nordländer aus der Werkstatt. Es war ein stattlicher Mann mit blauen Augen und schwarzem Haar.

»Was steht dem Herrn Großkaufmann zu Diensten?« fragte Todsen.

»Den da kenne ich nicht,« gab Stenbrink zu. »Wo ist der andre? Der Kleine?«

»Welcher Kleine, Herr Stenbrink?« fragte der Goldschmied.

»Ingvar Chrestensen.«

»Um Gottes willen, Herr Stenbrink. Niemals war Ingvar Chrestensen bei mir!« beteuerte Mortensen, als ob er schon Angst hätte, daß der Name überhaupt nur erwähnt wurde.

»Ich versichere Ihnen aber, Ingvar Chrestensen hat den Rubinring angefertigt,« bestand der Kaufmann auf die Wahrheit.

»Das ist unmöglich! Todsen, sagen Sie dem Herrn Großkaufmann, wer den Stein in den Ring gefaßt hat mit den kleinen Perlen rundum.«

»Sie meinen den mit den Juwelen der Gräfin Almelund?« fragte der Geselle.

Der Goldschmied nickte.

»Nun, Herr Mortensen, das war eine Arbeit halber Nächte. Ich denke noch heute daran.«

Der Großkaufmann blickte mißtrauisch von Todsen zu Mortensen hin. Aber er konnte nicht entdecken, daß sich die beiden irgendwie verschwiegene Zeichen gaben. Er dachte nur: Wenn ich diesen Beweis hätte, dann wäre ich auch beruhigt. »Würden Sie wohl einen zweiten anfertigen können, der diesem ersten gleicht?« fragte er laut.

»Gewiß, wenn Sie die gleichen Steine liefern wollen. Die Zeichnung habe ich noch in meiner Mappe,« antwortete Todsen, bereit, das Blatt zu holen. »Nur die Steine der Gräfin Almelund sind kein zweites Mal zu finden.«

»Todsen, ich biete Ihnen, was Sie fordern, schaffen Sie die gleichen Steine irgendwoher. Es muß gelingen! Irgendein Irrtum liegt da vor mit dem Ring meiner Tochter. Ein andrer sagt, er habe ihn angefertigt, Sie behaupten, er entstand unter Ihren Händen. Todsen, um Gottes willen, versuchen Sie, dieselben Steine zu gewinnen. Es hängt etwas davon ab im Leben.«

Der Goldschmied und sein Geselle überlegten die Sache hin und her.

»Wenn man die Perlen auch schließlich fände durch Kauf im Tausch und Gegentausch, den großen Rubin der Gräfin Almelund gibt es kein zweites Mal.«

»Ingvar Chrestensen besitzt ihn dann!« schrie Stenbrink aufgeregt.

Der Juwelier und sein Geselle schüttelten beide den Kopf.

»Unmöglich, Herr Stenbrink,« sagte Mortensen. »Ingvar Chrestensen kann den Stein der Gräfin Almelund nicht ein zweites Mal besitzen.«

Nun war Tor Stenbrink genau ebenso klug.

Er suchte und suchte nach Gründen, um sich den unheimlichen Besuch des Hulemännchens aus dem Sinn zu schlagen. Schließlich verfiel er auf den Gedanken, seiner Tochter Elin zu sagen: »Gib den Ring her, ich will etwas dran verändern lassen.«

Bei der nächsten Gelegenheit, wo Tor Stenbrink Elin traf, nahm er sie beiseite: »Elin, liebe Tochter, willst du mir den Rubinring zurückgeben?«

»Vater, warum? Ich liebe ihn gerade so sehr. Weißt du noch, an dem Tage, da Nils nach dem Lindhof kam, schenktest du ihn mir. Ich weiß noch so gut, wie überrascht wir beide waren, als Nils und ich oben auf dem Berg standen in der Johannisnacht, und ich da zuerst das Kästchen öffnete.«

»Dennoch, Elin, gib mir das Kleinod zurück. Du sollst es bald, in wenigen Tagen vielleicht schon, genau so wiederhaben.« Tor Stenbrink log in seiner Angst und Not. Er hoffte auch, daß der Juwelier einen ähnlichen Stein zu finden wüßte, um den gefährlichen Rubin der Gräfin Almelund aus dem Ring damit zu vertauschen.

Endlich gab Elin zögernd dem Vater den Ring zurück. Sie weinte bittere Tränen dabei. »Es ist mir gerade so zumute, als ob einer nun mein Glück geraubt hätte,« sagte die junge Frau. »Oh, Nils, nun sind es im ganzen noch zwanzig Tage, dann mußt du segeln.« Zum erstenmal sprach Elin ein Wort über die nahe Abreise.

Der junge Gatte tröstete die arme Elin, und der Vater versuchte es mit ihm. Aber es schien nutzlos, die arme Frau von dem Gedanken abzubringen. Sie wurde ganz schwermütig darüber. —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Frühlingswind brauste durchs Land. Die Fregatte lag abfahrtbereit im Hafen der Flotte. An der Küste schäumten die blauen Wogen des Ozeans. Magische Schatten huschten wie Geister über das Meer hin.

Elin stand oben in ihrem Hause am Fenster und blickte immer nur aufs Wasser hin. Tags war sie dort zu finden, und nachts schlich sie sich aus dem Bett. »O Nils, wie bald, nur noch drei Nächte sind's, da bin ich allein!«

Nils Krog wußte nicht Rat in seinem Schmerz um Elins Trauer. Welch tiefes Heimweh verriet schon ihr Blick! Welch schlimme Vorahnungen befielen ihn dabei! Aber tapfer sollte er sich halten. Seiner Majestät Schiff zu führen über die fremden Meere galt doch als eine besondere Auszeichnung, die nicht jedem zuteil wurde.

Am Tag vor dem Abschied kam Elin kaum mehr zu sich. Frau Mathilda war da, um ihr Kind zu stützen. Svan und Irmin langten an. Der Vater brachte den Ring zurück. Mit vielem Geschick hatte Todsen aus zwei gegeneinandergeschliffenen kostbaren Rubinen den großen Stein ersetzt. Man sah es nicht, daß es halbe Steine waren, so gut war diese Arbeit gelungen. Der Rubin der Gräfin Almelund war verschwunden.

Doch Elin freute sich nicht, als sie den Ring wiedersah. »Legt ihn nur fort, ich brauche ihn nicht mehr zu tragen,« wandte sie traurig ein. Nils mußte ihn an sich nehmen und irgendwohin in ein Fach tun.

Am Morgen, da die Fregatte mit vollen Segeln draußen in der Bucht vor dem Winde lag, das stolzeste Schiff Seiner Majestät auf dem blauen Meer, stand Elin wie geistesabwesend oben am Fenster, nickte immerzu grüßend gegen die weißen Segel und sagte: »Nun gehst du, Nils. Nun schwindest du, mein Glück. Lebe wohl, lebe wohl, du kurzer Traum!«

Niemand vermochte Elin vom Fenster wegzubringen.

Frau Mathilda stand neben ihr und küßte sie. »Elin, mein Kind, grämе dich nicht so. Elin, liebe, liebe Elin,« flüsterten auch Svan und Irmin.

Doch was blieb von Elins Liebe? Nils fuhr dahin, weit in die lockende Ferne hinaus, und die Einsame mußte zurückbleiben. Immerzu waren ihre Gedanken bei ihm. Warum ging er? Warum konnte denn kein andrer die Fregatte befehligen? »Oh, lieber Nils, kehre zurück!«

Nach Tagen war die arme Elin so weit, daß man sie bewachen mußte, damit sie sich und dem Kinde unter ihrem Herzen kein Leid antat.

Die tiefste Schwermut drückte sie herab. Der Weg nach den fernen Inseln lag so klar auf der Welt. Jedoch das dunkle Geheimnis, das Elins Seele umgab, war mit keiner Macht zu bannen.

Der Sommer blühte. Auf dem Lindhof standen wieder weit die Türen und Fenster geöffnet. Svan und Irmin lachten und tollten. Die Brüder zogen ein während der Ferien. Das gab wieder ein lustiges Leben, genau so wie immer, im Boot, auf der Wiese mit all den vielen Freunden rund umher in der Nachbarschaft.

Die Rosen erschlossen die ersten Frühblüten. Ein herrlicher Strauß knospte an Elins Lager. Briefe von Nils waren angekommen. Er beschrieb die Welt. Elins Seele bangte trotzdem in Sorge um ihn.

»Ja, wenn du kämest, wenn ich dich sähe!«

Unten im Garten war ein Mädchen beim Putzen der Gartenwege beschäftigt und sang, während der eiserne Rechen, damit geharkt wurde, einen so eigen tönenden Klingklang gab:

Wenn ich wüßte, daß du mir gestorben wärst,
fern von hier, du einziger Geliebter.
Ahnte ich, daß du nicht bis zuletzt
mein gedacht, wie wär' mir da so bange!

Doch du denkst die Tage ungesäumt an mich,
träumst gewiß die Nächte unter heißen Zonen
immer nur das eine: ja, ich denk' an dich!

Laß die Rosen welken, die zuerst geblüht.
Meine Sehnsucht soll im Wind sich drehn;
einzig nur geheilt im Schmerz verwehn
dieser Liebe letzten stillen Zeichen.

Elin horchte auf das Lied und fühlte dabei eine bange Gewißheit aus den Worten dieses Gesanges. Es war, wie sie selbst dahinging und an Nils dachte. Das Herz des Kindes hing doch sehr am Leben.

Elin weinte.

Da kam Frau Mathilda wieder herein zu ihr ins Zimmer. »Wachst du, Elin?« fragte sie.

Elin blickte die Mutter an.

»Warum weinst du denn, Kind?«

Elin schüttelte leise den Kopf. »Ich weiß es nicht, Mutter.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun setzte sich Frau Mathilda neben sie ans Bett, hielt ihre Hand und sagte: »Du mußt nicht immer wieder traurig werden. Denk' doch, Elin, wieviel Freude du gerade dem Kindlein schuldig bist, das unter deinem Herzen wächst.«

»Ich kann mich nicht mehr freuen,« antwortete Elin. »Nimm die Rosen fort. Ihr Duft betäubt. Ich bin so müde und will schlafen.«

Die Mutter bettete sorgsam die Kissen um Elins schönes Haupt. Sie zog auch die Vorhänge ein wenig zusammen und nahm die Rosen mit hinaus. Nils Briefe jedoch mußten auf der Bettdecke liegenbleiben.

Draußen klang die Harke in den einsamen Gartenwegen. Sonst war es so still wie in der Nacht an diesem Sommernachmittag. Die Lindenkronen bewegten leise die Blätter im leichten Winde, der von der Seeseite herkam. Der Blumen würziger Hauch floß in eins über mit den Gedanken Elins vor dem Schlafengehen. Sie hatte Nils Bild lange angeschaut, das auf einem kleinen Tischchen vor ihrem Bett stand. Nun kam sich die arme Kranke doch so wunderbar geborgen vor in dieser Heimat, diesem Bett auf dem Lindhof, und die Mutter nebenan sitzen wissend.

Als Elin eingeschlummert war, da ging draußen an der Pforte ein kleiner winziger Kerl seinen Weg am Zaun entlang. Er grüßte das Mädchen, das im Garten harkte, und fragte im Vorübergehen: »Das ist doch der Lindhof?«

»Ja, gewiß,« erhielt er zur Antwort.

Nun trat das Männchen zurück, und um die Hunde nicht zu wecken, ging es durch den Wald über die Wiese von der Bucht her über den Altan an der Gartenseite hinein ins Haus. Kein Mensch rührte sich, als Ingvar Chrestensen durch die Stuben schritt. Die Köchin buk Brot in der Scheune, und das Kleinmädchen war bei der Wäsche.

Das Hulemännchen streifte über die Diele die Treppe hinan. Tick tack, sprach die Uhr auf dem Vorplatz. Die leichte Seebrise klappte einen Rollvorhangstock gegen das Fensterkreuz. Es tappte das Hulemännchen vor den Türen und tastete zuletzt an einen Türgriff. Behutsam schloß sich wieder die Tür. Ingvar Chrestensen trat vor Elins Lager hin.

»Kleine Rose, wie du welk im Schatten blühst! Warum hat man dir den Stein aus dem Ring fortgenommen?«

So begann das Traumgespräch, das Ingvar Chrestensen mit Elin führte. Sodann zeigte er ihr wieder den blitzenden Stein, den er selbst in seinem Ring am Mittelfinger der linken Hand trug. »Sieh mal, so hell sieht man darin. Wünschest du vielleicht etwas zu wissen?«

Elin fragte darauf, wo Nils wäre. Ob Nils auch immerwährend an sie dächte.

»Aber gewiß,« gab der kleine Traumgast ihr zur Antwort. »Sorg' dich auch nicht um Nils.«

»Ich weine halbe Nächte um ihn in banger Sehnsucht.«

»Kind, Kind, du mußt das Licht sehen,« tröstete das Hulemännchen. »Schau her, in diesem Ring liegt Gottes Auge, so hell blickt der Stein.«

Elin ließ sich verleiten, furchtlos die kleine Hand Ingvar Chrestensens hinzunehmen und sich den Stein im Ring zu beschauen. Sie entdeckte dabei, daß wohl eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihrem Rubinring und diesem Diamantring bestand. Statt der Perlen um den Rubin waren es hier Rubine um den weißen Stein.

»Ich besitze fast genau denselben Ring,« behauptete Elin drum.

»Ja,« flüsterte das Hulemännchen, »das weiß ich wohl.«

»Nun denn, alle Dinge sind ziemlich gleich auf Erden, wie es scheint?« fragte Elin überrascht.

»Fast ganz gleich,« gab ihr das Männchen zurück. »Aber, sieh mal, deine Hand fühlt sich ganz kalt an. Das geschieht gewiß von den vielen Tränen, die du vergossen hast. Dein Herzblut mußt du schonen.«

»Ich mag nicht leben,« gestand Elin nun.

»Weshalb denn nicht?« fragte Ingvar Chrestensen.

»Weil Nils davonging, vergeh' ich nun vor Sehnsucht.«

»Hör' mal,« sagte der Kleine. »Steig einmal morgen wieder auf den Berg, wo du in der letzten Johannisnacht mit Nils zusammen Ausschau gehalten hast, gerade, wie du den Ring entdecktest, den dein Vater dir schenkte.«

»Warum?«

»Warum? Kind, tu, was ich dir sage!«

Bei diesen Worten streichelte das Hule-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

männchen Elins Hand, hob einmal ein wenig das Deckbett auf und trollte sich nun mit Gekicher heimlich leise, so wie es gekommen war, wieder von dannen.

Als Elin bald darauf erwachte, war ihr zum erstenmal wirklich so zumute wie seit Wochen nicht mehr. Sie hatte erquickend geschlafen und stand darum auf für eine Stunde. Am andern Morgen beabsichtigte sie sogar im Garten zu sitzen.

Die Mutter war glücklich darüber. Tor Stenbrink wollte Elin selbst am andern Morgen die Treppe hinuntertragen, damit sie in einem großen Liegestuhl im Garten sich sonnen konnte. Aber die junge Frau meinte, das wäre nicht nötig. Sie glaubte allein die Treppe hinuntergehen zu können.

Nun lag sie in der Sonne, und die Sonne wärmte sie. Es wurde Elin so wohl unter dem Herzen. Lauter leichte Gedanken kehrten fröhlich wieder.

Von Nils hatte sie geträumt. An Nils dachte sie nun. Sein Auge strahlte. Als er ihre Tränen gesehen, wurde er selbst traurig.

»Du sollst nicht weinen, Elin. Dein Herzblut mußt du schonen.«

Das waren Nils Worte gewesen.

Die Genesende blieb den ganzen Vormittag draußen im Garten. Sie stand bisweilen auf aus ihrem Liegestuhl und ging langsam um die Rosenbeete herum. Es lag auch wieder eine Freude für sie in dem Tag. Elins bleiche Wangen röteten sich, und ihre welken Lippen nahmen wieder Blutfarbe an.

Nachmittags, da die junge Frau wieder auf Anraten der Mutter eine Stunde nach Tisch in ihrem Bett lag, um zu schlafen, trat das Hulemännchen im Traum ein zweites Mal vor sie hin.

»Du, heute nacht!« mahnte Ingvar Chrestensen. »Vergiß es nur nicht. Denk' an den Ring!«

Wieder sah auch Elin den Ring mit dem weißen Gottesauge an der Hand des Kleinen blitzen. Da wandten sich alle ihre Gedanken Nils zu.

Es war ihr, er mußte dabeisein, wenn sie in der erhellten Nacht vor der Sonne den Berg hinankletterte. Eine unheimlich wachsende Sehnsucht lag für Elin in dem Gedanken dieser Wanderung bergan.

Svan und Irmin als auch die Brüder feierten diesmal die Mittsommernacht bei Freunden in der Nachbarschaft. Dadurch, daß Elin lange krank lag, hatte Frau Mathilda keine rechte Freude daran gehabt, wieder solch ein fröhliches Gelage zu veranstalten wie im Vorjahre bei Elins Verlobung.

Tor Stenbrink kam aus der Stadt und brachte für seine Frau und Kinder auch diesmal allerlei Geschenke mit, Elin erhielt ein kostbares weißseidenes Schultertuch. Darin stak, in einer Ecke verborgen, eine feine goldene Spangennadel mit einem köstlichen Saphir. Das war eine Überraschung, wie Elin dies entdeckte.

Da man früh zu Abend aß, weil die Eltern nun, wo Elin besser wurde, doch noch gern eine Stunde bei Bekannten die Sommernacht mitfeiern wollten, wurde es recht still im Gutshause des Lindhofs.

Alle Mägde und Knechte waren ebenfalls unterwegs, unten im Dorfkrug beim Tanz. Die alte halbtaube Mutter Anna hütete allein das Haus. Es kam ja niemand, der als Vagabund die Gegend abstreifte. Dieses Land war so glücklich, Häuser mit offenen Türen zu kennen.

Elin lag, nachdem die Eltern fortgegangen waren zu Enghus, ihren nächsten Nachbarn, oben in ihrem Bett. Sie träumte, daß sie in aller Stille nach Mitternacht das Haus zu verlassen hätte, um den Berg hinan in die Morgenfrühe hinauszuwandern.

Elins Freude und heimliche Sehnsucht war dabei doch mit ein ganz klein wenig Furcht untermischt. Es war die Erwartung, von der sie nicht wußte, was sie ihr bringen sollte. Das junge Blut wurde in fiebernde Erregung versetzt.

Es blieben Elin viele Gedanken, und schließlich keine mehr. Denn sie sah nur Nils vor sich und hatte daher auch die unbestimmte Hoffnung, wenn sie oben auf dem Aussichtspunkt stände, durch irgendein geheimes Zeichen vielleicht den Fernblick in die Welt hinaus zu finden. Nichts wünschte sie sich drum so sehnlichst, als einmal die Fregatte dort unten im fernen Hafen zu sehen, mit Nils an Bord.

Still war's nun in dem Gutshause des Lindhofs. Fern von der Wiese tönte das Gebrüll der Kühe herüber. Die Schwalben flitzten in der Helligkeit des Abends. Nichts begab sich unter Dach da draußen. Selbst die Blumen lebten weiter und schliefen nicht ein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Uhr im Vorplatz tickte. Der kleine Kanarienvogel in Elins Zimmer am Fenster sang mit ganz leisem Schluchzen in der Stimme.

Träumend stand die junge Frau nun wieder auf aus dem Bett. Sie ging einmal durchs Zimmer, hierhin und dorthin. Endlich zog sie sich sorfältig von Kopf bis zu den Füßen frisch an. Im Schrank hing noch das leichte blauseidene Kleid von dem Dreikönigsabend in der Stadt. Das wollte Elin bestimmt wieder anziehen zu Nils Empfang, wenn er einmal zurückkehrte. Es war darum, daß sie es auch heute tragen mußte. Das weiße seidene Tuch, das der Vater ihr eben erst aus der Stadt mitbrachte, legte sie um die Schultern. So ging Elin, wie eine Königin geschmückt, langsam durch das stille Haus.

Mutter Anna saß in der Küche und strickte. Sie sah und hörte nichts. Elin warf einen Blick noch hinein zu ihr, ehe sie in den Garten hinaustrat. Sobald Elin das Haus verlassen hatte, da schien auch plötzlich alle Furcht und Schwäche gänzlich überwunden. Leicht und frei, als ob sie immer gesund gewesen wäre, stand sie eine Weile still vor dem Altan und wandelte sodann über die Wiese hinüber zur Waldbucht, den Berg hinan.

Langsam, schrittweise stieg mit ihrer Erwartung das Glück. Sie hatte den Berg noch nicht vollends erklommen, da trat Ingvar Chrestensen aus einem Seitengebüsch ihr in den Weg, nahm sie bei der Hand und führte sie so den Berg hinan. Elin kannte das Hulemännchen nun schon, sonst hätte sie sich vielleicht erschrocken, wie der Kleine plötzlich aus dem Gebüsch auftauchte. Das Männchen sagte indessen gleich: »Sieh, das ist gut, daß du Wort hältst. Ich habe es auch kaum anders erwartet. Willst du ausruhen?«

Doch Elin war gar nicht müde. Sie ging oben auf der Bergkuppe hin und her, stand ein Weilchen still und beschaute verwundert die Landschaft. Täuschte sie ihre Erinnerung nicht, so war das jetzt ein ganz andres Bild als vordem hier oben. Aber es war doch wohl nur Einbildung. Damals hatte Nils neben ihr gestanden, und nun war Ingvar Chrestensen ihr Begleiter.

Das Hulemännchen tat wirklich freundlich gegen Elin. »Sieh mal,« sagte es, »nun gebe ich dir den wahren Ringstein wieder zurück aus dem Brautschatz der Gräfin Almelund. Vermöge dieses wahren Kleinods wirst du bald allerhand entdecken.«

Elin verstand seine Worte nicht. Erst, da der Rubin in seiner köstlichen Perlenfassung wieder auf ihrer Hand leuchtete, besann sich die junge Frau: »Der Ring gehörte mir doch einmal schon?«

»Ja, und dann hat man ihn dir weggenommen, Elin, aus Furcht vor mir.«

»Wirklich?« fragte Elin, ungläubig lächelnd.

Ingvar Chrestensen nickte ihr still zu und bedeutete der Träumenden sodann: »Schau einmal vor dich nieder, Elin, da siehst du nun die weite Welt liegen. Sobald du diesen Ring an der Hand trägst, kannst du überall sein.«

Elin sah nun fremde Küsten und einen Hafen. In dem Hafen lag die Fregatte mit Nils an Bord.

»Da ist sein Schiff!« jubelte Elin. »Wo ist er? Wo ist er?« fragte sie Klein-Ingvar ungeduldig.

Dieser lachte in stiller Freude und zeigte ihr nun, wie Nils aus der Kajüte über Deck ging. Er sah so stattlich aus in weißem Tropenanzug, sonnverbrannt, aber ernst.

Da fiel Elin Ingvar Chrestensen plötzlich um den Hals, küßte ihn und sagte: »O du, laß mich doch hingehen. Ich will ihn rufen. Nils! Nils!«

Doch Nils Krog war zu weit entfernt und konnte Elin darum nicht hören.

»Laß ihn doch an Land kommen!« bestürmte Elin Ingvar Chrestensen. »Bring' mich hinüber,« bat sie in entzücktem Wahn.

Ingvar Chrestensen legte seine Hand auf Elins Arm und sagte: »Dreißig Wochen mußt Du warten, dann kehrt er heim.«

Da weinte die junge Frau. »So lange kann ich nicht mehr warten.« Dabei drehte sie den Ring an ihrer Hand, so daß der Stein inwendig lag, und klagte über die lange, lange Wartezeit.

Doch dafür hatte das Hulemännchen nun kein Gehör.

Klein-Ingvar führte Elin wieder einmal um den Berg und ging mit ihr durch den Wald zurück, nach der Wiese hinunter. Da ließ er sie sanft hinübergleiten durch den Garten nach Hause.

Wieder war niemand da, als Elin heimkehrte. Als sie über den Vorplatz schritt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach ihrem Zimmer und zu Bett ging, war es totenstill im Hause.

Sie lag nun plötzlich da, hatte die Augen weit offen und sah in den jungen Morgen zwischen 3 und 4 Uhr.

Eben gingen die Knechte und Mägde mit Gelächter am Hause vorüber nach der Scheune. Danach trat wieder diese heilige Stille in der Sommernacht ein.

Was ist es denn gewesen, was du erlebt hast? fragte sich Elin, als sie die Augen aufschlug. Ob Svan und Irmin wohl daheim waren? Oder die Eltern? Die junge Frau fühlte sich plötzlich so allein in ganzer Einsamkeit. Nun hatte sie Nils nicht mehr. Doch ein Sonnenstrahl glitt zu ihr hin und suchte den großen roten Rubin in dem Ring an ihrer linken Hand zu erfassen.

Da wurde ihr wieder bewußt, daß Ingvar Chrestensen bei ihr gewesen war. Er hatte das wahre Kleinod in Verwahrung gehabt und es ihr wiedergebracht. Dabei hatte er sie geküßt und freundlich getan, während er ihr, fern in aller Welt, Nils Fregatte gezeigt hatte.

Unter der Sonne stand sie mit Ingvar Chrestensen allein. Glutrot übergossen von den Strahlen aus dem Ringstein erschien ihr alles in der Umgebung. Darum kehrte Elin auch den Ringstein nach innen.

Tausend Gedanken, die sie dabei hatte, und viele, die sie überhaupt nicht zu erfassen vermochte, wirbelten der Erwachten durch den Sinn. Sie fühlte jetzt ein heißes Brennen auf der Stirn und Durst auf den Lippen.

»Mutter!« rief sie leise, »Mutter! Mutter!«

Da eilte Frau Mathilda aus ihrem Zimmer herbei, denn sie hatte die schwache Stimme im Schlaf vernommen. »Elin, wachst du?«

Aber Elin antwortete nicht. Sie lag im Fieber. Es kroch über sie, als wenn sie nackend durch Brennesselgestrüpp getrieben würde. »Nils! Nils! So kehr' doch wieder!« Ein leiser Zug von Sehnsucht lag in den glänzenden Augen. »Ich habe ihn ja gesehen. Er war mir so nah.« Wieder rang sich ein Schrei von Elins Lippen: »Dann dreißig Wochen noch, o Ingvar, ist das wahr?«

Es wurde still, matt und dumpf, trotzdem es Sommer war und alles blühte. Kein Hauch satter Freude kam mehr daher und ging dahin über Land, wo der Lindhof lag. Gepreßtes Schweigen lag auf den Lippen. Tor Stenbrink verzweifelte, wenn er morgens an die Arbeit gehen sollte und doch mit all seinen Gedanken nur wieder draußen war.

Svan und Irmin lächelten nicht mehr. Die Söhne ließen sich so wenig wie nur möglich in der Umgebung des Hauses blicken. Sie lagen draußen mit ihrem Boot, angelten, segelten und sagten einander zuweilen: »Wie traurig wäre es, wenn Elin sterben sollte!«

»Da haben wir nur Svan und Irmin noch.«

»Wo Nils wohl ist?«

Frau Mathilda kam Nächte hindurch nicht mehr aus den Kleidern. Mit der ruhigen Selbstverständlichkeit der geborenen Göns erfüllte sie ihre Pflicht. Alles, was zur Pflege Elins irgendwie nötig wurde, tat die Mutter immer selbst. Stundenweise saß die alte Anna am Bett. Denn ab und an mußte Frau Stenbrink doch einmal schlafen. Eine Pflegerin wollte die Mutter nicht um Elin dulden. Sie wachte fast eifersüchtig über das Wohl ihres Kindes. Dafür belohnte sie dann Elins Liebe, die gleich »Mutter! Mutter!« rief, wenn sie einmal erwachte.

Sofort war Frau Mathilda dann wieder an Elins Seite. »Was willst du, Kind?«

»Kommt Nils nicht? Sind die dreißig Wochen noch nicht um?«

Die Mutter war ratlos, wie sie Elin zu trösten hätte über Nils Abwesenheit. Aber bis zuletzt dachte Elin nur immer daran, wenn sie einmal zum Bewußtsein kam. In ihren Fieberträumen jedoch ging sie viel mit Ingvar Chrestensen zusammen über die Berge.

Im neunten Tag lag die Entscheidung, ob Elin besser wurde oder nicht.

Der Arzt wußte es und sagte es daher den Eltern gleich. Tor Stenbrink zitterte in Gedanken vor dieser Gewißheit, die der neunte Tag bringen sollte. Er lief den ganzen Morgen in der Stadt umher wie blind. Wenn er doch des kleinen Ingvars hätte gewahr werden können! Doch nirgendwo wußte oder ahnte man etwas von ihm. Nirgendwo stand er unter irgendeinem Namen im Adreßbuch.

Man hatte den Kleinen gesehen. Nun ja. Doch keiner wußte anzugeben, wann, wo und wie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da bot Stenbrink dem Arzt ein Vermögen, wenn er Elin durchbrächte.

Indessen, was nützte dies dem Tod.

Leise sank der Abend über den Ufern. Ebenso leise trat aus der dunklen Ferne die Erinnerung auf an eine Sehnsucht.

»O Nils, Nils, so komm doch!«

Die Worte bebten wie ein Schrei über die Lippen der Sterbenden. Der kleine Kanarienvogel am Fenster schluchzte so rührend: Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen denn, Elin!

Es stieg aus dem Herzen, wie er das sang.

Nur hörte es Elin nicht mehr, weil sie langsam von der steigenden Höhe herab hingesunken war und den ewigen Schlaf schlief.

Ingvar Chrestensen stand und horchte.

Tack — der letzte Atemzug. Draußen begann die Uhr in der Vorhalle gerade laut die siebente Abendstunde zu verkünden. Die Sonne ging langsam nieder.

Immer trauriger klang die Klage um Elin in den wachsenden Abend. Mutter Anna saß in der Ecke, hielt Totenwache und betete dabei leise vernehmlich immer wieder dieselben Strophen. Gott, meinte sie, wäre es wohlgefällig, dies Geplapper anzuhören.

Die Sterne wuchsen allmählich aus dem dunklen Firmament. Die Bäume rauschten auf in der Nacht.

Tor Stenbrink und Frau Mathilda standen am Lager bei Elin.

Nils aber, so fern, so fern, wußte nichts um diese Stunde in der Heimat.

Im Ruhequartier

Krähen fliegen über Frankreichs Feld,
Unter Nebeldecken schläft die Welt.

Kaum daß ab und an aus Feindeswacht,
Antwort fordernd, dumpfes Donnern kracht.

Frisches Scheitholz bringt ein Kanonier,
Warme Dämm'rung flutet durchs Quartier.

Über Nebelbrücken, weit hinaus,
Träumt sich meine Seele jetzt nach Haus,

Wo, ermüdet bei des Tages Rest,
Du die fleißigen Hände feiern läßt.

Aus dem Dunkel hebt der Lampe Schein
Kinderschuhe, Jäckchen, winzig klein,

Und du lächelst, deinen Blick gewandt
In ein märchenschönes Zukunftsland ...

Krähen fliegen über Frankreichs Feld,
Unter Nebeldecken schläft die Welt.

Nebel weht von Land zu Land und weint.
Eines Wunders harrn wir, das uns eint.

Günther Pogge

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Erwin Kurz: Garbenbinderin vom Waitzfelder Brunnen in München

Zu dem Aufsatz »Erwin Kurz, Ein Künstlerleben und -schaffen« von Helene Raff

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Wittelsbacher Brunnen in Zweibrücken

Erwin Kurz

Ein Künstlerleben und -schaffen

Von Helene Raff

Von jeher hat es Bevorzugte gegeben, in deren Stamm und Blüte sich die Fähigkeit, schaffend zu gestalten, vererbte von Geschlecht zu Geschlecht. Bisweilen schritt die künstlerische oder wissenschaftliche Begabung auf der ursprünglichen Bahn fort, bisweilen auch veränderte sie das Gebiet der Betätigung. Bei Hermann Kurz, dem schwäbischen Dichter, dessen hundertster Geburtstag im November 1913 über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus festlich begangen wurde, war dies der Fall. In all seinen Kindern lebte etwas von seinem Poetenblut; zu schöpferischer Eigenart reifte es aus in zweien: der Dichterin Isolde Kurz und dem Künstler, von dem diese Blätter erzählen, dem Bildhauer Erwin Kurz.

Selbstbildnis des Künstlers

Erwin Dietbald Kurz ist geboren am 13. April 1857 im Ludwigsbad bei Stuttgart. Er war seiner Eltern viertes Kind — »das wachsende Häuflein mochte wohl einigen Stoff zum Nachdenken geben,« sagt Isolde Kurz in dem Buche, das ihres Vaters Leben beschreibt. Mit Glücksgütern war der Dichter nicht gesegnet, kein festes Amt oder Einkommen sicherte sein und der Seinigen Dasein. Daß trotzdem das »Nachdenken« über die Lage nicht zu grauer Sorge wurde, lag an zwei Eigenschaften: dem un-

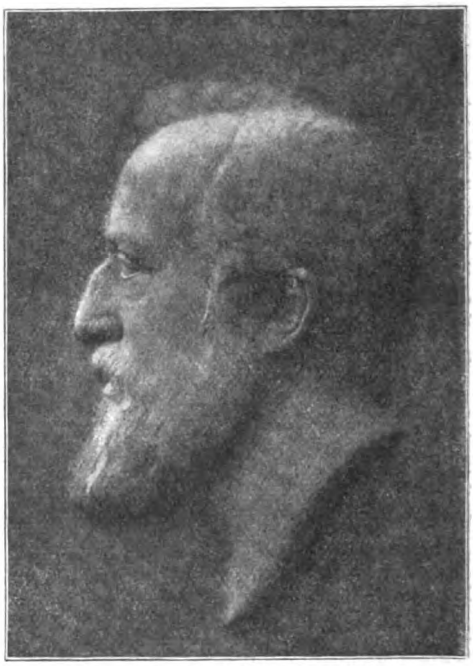
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Heinrich von Brunn, Prof. der Altertumskunde
Marmorrelief am Grabmal

verlierbaren Besitz einer eignen inneren Welt und der souveränen Verachtung alles Äußerlichen. In letzterer Hinsicht übertraf Frau Marie Kurz, geb. Freiin v. Brunnow, noch ihren Gatten, dem sie mit grenzenloser, gläubiger Liebe anhing. Ihre Ahnen waren aus Rußland eingewandert; vielleicht wirkte der Einschlag slawischen Blutes dazu, sie in der etwas spießbürgerlichen Enge der sie umgebenden schwäbischen Kleinwelt fremd zu machen. Sie war eingefleischte Individualistin, ließ ihre Kinder in Freiheit wachsen und wuchern, fügte sich wohlgemut jeder äußeren Beschränkung, solange ihr inneres Wesen unangetastet blieb. Im Jahre 1859 siedelte Hermann Kurz mit den Seinen nach Obereßlingen bei Eßlingen über, später nach Kirchheim u./Teck (Abkürzung für Kirchheim unter Teck); an beiden Orten genossen die Kinder ein ungebundenes Jugendleben. Die drei älteren tummelten sich im Freien, führten mit Vorliebe die Kämpfe der Ilias auf, die in ihrer Phantasie tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Der kleine Erwin mußte zuweilen bei den Spielen mitwirken, bevor er deren Sinn recht verstand. Doch sog er die besondere Atmosphäre des Hauses zeitig ein und hatte es dadurch nachmals in der Schule um so schwerer.

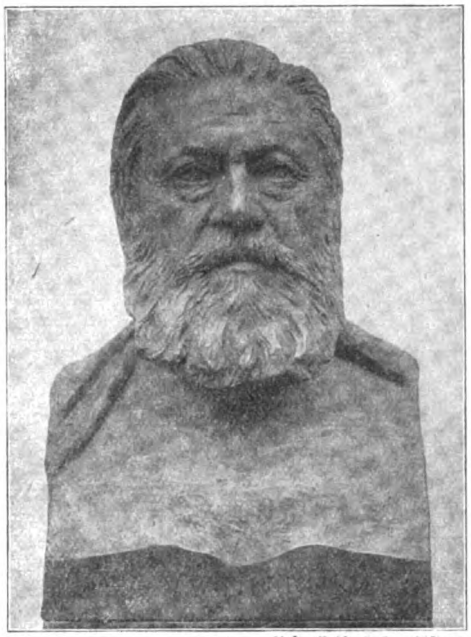
Als 1863 Hermann Kurz die Stellung eines Bibliothekars der Universität in Tübingen annahm, veränderte sich für alle die bisherige Freiluftexistenz zum geregelten Dasein einer württembergischen Kleinstadt. Erwin kam gleich den Brüdern ins dortige Gymnasium: die etwas pedantische Art damaligen Unterrichts taugte wenig für einen Knaben, dem ein gutes Teil Geistigkeit gleichsam spielend, ohne Zwang und ohne Methode beigebracht worden war. Da obendrein die meisten Lehrer ihm keine persönliche Zuneigung einzuflößen verstanden — gegen ihrer einen nährte Erwin einen wirklichen unauslöschlichen Haß —, so lernte er, obzwar nicht schwer, doch höchst unlustig. Desto lieber gab er sich mit Zeichnen ab, modellierte auch bereits, ohne jede Anleitung, vorwiegend Porträtbüsten. Die erste fachmäßige Unterweisung darin empfing er auf der Gewerbeschule des Tübingen benachbarten Städtchens Rottenburg. Seiner Natur nach war er heiter, der geselligste und umgänglichste der Kurzschen Kinderschar, jedoch mit einem Zug ins Ironische und dem Hang zur Kritik, der jeder richtig schwäbischen Begabung anhaftet.

Als Sechzehnjähriger verlor er den Vater, dessen Tod (am 10. Oktober 1873) nicht nur



Hermann Levi (Marmorrelief)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aufn. Nehse & Ko., München
Bronzebüste des Dichters Hermann Kurz

der Familie Licht und Stütze raubte, sondern bald auch ihren Zusammenhang mit der bisherigen Heimat löste. Schon 1877 begab sich Marie Kurz zu dauerndem Aufenthalt nach Florenz, da die Kränklichkeit des jüngsten Sohnes Balde (1861 zu Kirchheim geboren, nach Garibaldi getauft) seine Verpflanzung in ein milderes Klima notwendig machte. Die beiden Ältesten begleiteten sie. Edgar, der Stammhalter, der Medizin studiert hatte, erwarb sich in Florenz mit der Zeit eine bedeutende Praxis als Arzt der gesamten deutschen Kolonie; die Tochter Isolde fand dort den Boden, auf dem ihr eingeborenes Dichtertum sich rasch und stark entwickelte. Erwin Kurz weilte vorerst noch in Deutschland; vor dem Absolutorium vom Gymnasium abgegangen, war er entschlossen, sich der bildenden Kunst zu widmen. Zunächst wollte er Maler werden und besuchte zu diesem Zwecke die Münchner Kunstakademie, wo er Schüler von Prof. Ludwig Löfftz war. Damals knüpfte er manche Freundschaft, die, in reiferen Jahren aufgefrischt, dem Wandel der Dinge standgehalten hat. So die mit Karl Stauffer-Bern, der zur selben Zeit wie Kurz, wenn schon unter einem andern Lehrer, in der Antikenklasse zeichnete.

In den Osterferien besuchte Erwin die Seinigen in Florenz. Das Haus, in dem Mutter und Schwester wohnten, beherbergte auch einen italienischen Bildhauer, der, als Erwin, halb scherzend, vor ihm einiges modellierte, ihm eine vorwiegend plastische Anlage zusprach. Die Mutter gab der Malerei den Vorzug; Erwin selbst hätte vielleicht geschwankt, wenn nicht ein andrer Eindruck entscheidend in sein Leben getreten wäre.

Die Kurzsche Familie unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu Adolf Hildebrand, der seit 1872 in Florenz lebte und das Glück in Gestalt einer anmutreichen Frau sich nachgezogen hatte. Seine Wohnung und Werkstatt war das ehemalige Kloster San Francesco di Paola, das außerhalb der Stadt — erst jetzt erstreckt sich die Vorstadt San Frediano bis dorthin — an der Straße nach Bello Sguardo lag. Dort sah Erwin, als er Hildebrand zu besuchen kam, dessen erste große Marmorschöpfungen: er erhielt den Einblick in eine Kunstanschauung, die sich weit erhob über alles, was eben damals plastische Kunst hieß. Das bestimmte seinen Entschluß, Bildhauer zu werden, und er trat als Hildebrands Schüler in dessen Werkstatt ein.

Viele sind, die mit mehr oder weniger Recht sich den gleichen Namen beilegen; doch ist Kurz wohl der einzige, der wirklich von seinen ersten Anfängen bei Hildebrand ge-

Marie Kurz, die Mutter des Künstlers

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Waitzfelder Brunnen am Thiersch-Platz in München

lernt und »von der Pike auf«, wie man sagt, seine Art sich zu eigen gemacht hat. Die Steinbehandlung, wie sie durch Hildebrand neu belebt worden ist, das Raum- und Liniengefühl, die Reliefauffassung im Sinne alter großer Kunst konnte man zu jener Zeit nirgend antreffen als im einstigen Refektorium von San Francesco, wo Hildebrand ungestört und unbekümmert um herrschende Kunstrichtungen seinen Weg verfolgte. Von ihm geführt, angeregt von den rings umgebenden Gebilden klassischer Kunst, schritt Kurz den gleichen Weg.

Neben dem, was sein Meister ihm künstlerisch gab, boten sich für ihn alle Möglichkeiten einer reichen Entwicklung in dem Kreise hervorragender Eingewanderter, dem das Hildebrandsche Paar wie Marie Kurz und ihre Kinder angehörten. Da waren u. a. Theodor Heyse, der Catullübersetzer, Karl Hillebrand, der Historiker, mit seiner geistvollen Gattin Jessie — bekannt auch aus den Briefen Hans v. Bülows, der sie als seine Maestrona anredete —, dann der Novellist Homberger und der englische Schriftsteller Grant, Hildebrands frühester Jugendfreund. Ihnen allen hat Isolde Kurz in ihren »Florentiner Erinnerungen« ein Denkmal gesetzt. Es liegt auf der Hand, daß sie den Genannten durch Gemeinsamkeit der Lebensziele enger verbunden war als ihr Bruder Erwin, der sich naturgemäß mehr den mitstrebenden bildenden Künstlern anschloß. Hauptsächlich an Arnold Böcklin und — eine Zeitlang — an dessen ältesten Sohn, dann an den ihm schon vertrauten Stauffer-Bern, als diesen sein tragisches Geschick nach Florenz verschlug. Vor allem aber an den Maler Zurhelle, einen Freund Hans von Marées'; von ihm wie von Böcklin wird später noch zu reden sein.

In jenen Florentiner Tagen floß das Dasein wie auf einer seligen Insel dahin. Künstlertum und Menschentum konnten sich in Freiheit entfalten. Dem äußeren Leben und seinen Konventionen, die in deutschen Städten leicht zu störender Vorherrschaft gelangen, stand man mit naiver Unbesorgtheit gegenüber. Es bestand eine Ähnlichkeit mit der Kurzschen Kinderheimat, insofern alle sonstigen Voraussetzungen wegfielen und geistige Werte das allein Bestimmende waren. Gesellschaften im landläufigen Sinne gab es nicht, aber jedes gesellige Beisammensein ward durch die künstlerischen Einfälle der Teilnehmer ein improvisiertes Fest. Lebhafte Wortgefechte über irgendeine ästhetische Frage wechselten mit lustigen Mummereien nach Weise des Cinquecento. Einmal, angeregt durch Hildebrands Relief »Die Bogenschützen«, übten die zu San Francesco Versammelten sich einen Nachmittag lang mit Pfeil und Bogen. Erwin Kurz genoß dergleichen von Grund aus, ebenso die Kneip- und Plauderabende bei einem edlen

Prinzregent Luitpold von Bayern
Relief am Wittelsbacher Brunnen in Zweibrücken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Poseidon im Ausstellungspark zu München

Tropfen — etwa Pomino —, zu denen sich reichlich Gelegenheit bot. Namentlich in der Zeit — gegen Ende der siebziger Jahre —, wo er wie ein Familienmitglied monatelang unter Hildebrands Dache lebte, teilnehmend an allem, was der Tag brachte und verlangte. Gelegentlich, bei Ausführung einer gobelinartigen Wandmalerei, thronten Hildebrand und Kurz nebeneinander auf einem sehr primitiv errichteten Gerüst, das durch seine Unsicherheit den Schrecken der Hausfrau bildete.

Den Sommer verbrachte die Mehrheit der deutschen Kolonie in Forte bei Marmi, einem Strandidyll am Ufer des Tyrrhenischen Meeres. Böcklin, der bei Hildebrand wenig, bei den Geschwistern Kurz desto mehr verkehrte, hielt sich auch hier viel zu ihnen. Er war Edgar Kurz' anhänglicher und vertrauensvoller Patient, bewies Erwin stets einen herzlichen künstlerischen wie menschlichen Anteil. Als dieser sich einen eignen Herd gegründet hatte, kam Böcklin, ihn in Forte zu besuchen, »nur für eine Nacht«. Aus der Nacht wurden acht Tage; danach meinte der Schweizer Meister, wenn man ihn nicht hinauswerfe, bleibe er noch eine Woche — was zu beiderseitigem Vergnügen geschah. Desgleichen fand Freund Zurhelle sich als Hausgast ein und unterstützte die Küchentätigkeit der jungen Frau Kurz mit den Kochkünsten seiner römischen Studienjahre, wodurch er natürlich viel Heiterkeit erregte.

Ottilie Herzfeld, mit der Erwin Kurz den Lebensbund einging, entstammte einer ursprünglich rheinischen, jedoch in München angesiedelten Familie. Ihre Bekanntschaft machte Erwin in Florenz, und sie gewann seine Neigung in solchem Grade, daß prosaische Bedenken dagegen nicht aufkommen konnten. Die Jugend und Arbeitskraft beider, der häusliche Sinn und die Anspruchslosigkeit der jungen Erwählten ermöglichten die Verbindung.

Allmählich, nachdem von des Künstlers ersten Arbeiten einiges in die Heimat gelangt und dort ausgestellt worden war, begannen auch deutsche Kunstfreunde auf ihn aufmerksam zu werden; hier und da wurden ihm Aufträge für Bildnisse und kleinere Plastiken zuteil. Einer der erfreulichsten war, daß, als Kurz schon ehrsamer Familienvater geworden — das älteste seiner zwei Kinder

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

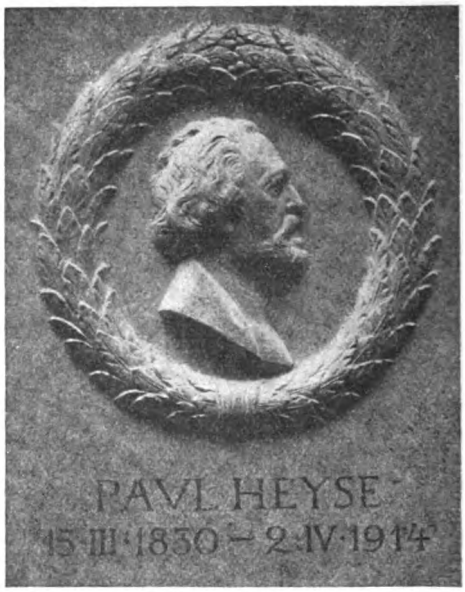
Madonna von der St.-Otto-Kirche in Bamberg

stand im fünften Jahr —, König Karl von Württemberg ihn zu sich nach Friedrichshafen berufen ließ, um seine Büste zu modellieren. Das kleine Söhnchen des Künstlers, das bei den Sitzungen bisweilen anwesend sein durfte, wurde von dem kinderfreundlichen Monarchen besonders ausgezeichnet und mit einer goldenen Uhr beschenkt.

Auch in München wurden häufige Besuche abgestattet, um Verwandte und alte Freunde wiederzusehen. Dort war es vor allem Paul Heyse, der Hermann Kurz' treuester Freund gewesen war und es deshalb als ein Herzenserbe ansah, die Wege des Sohnes ebnen zu helfen. Allmählich gewann in Erwin Kurz ein gewisses Heimverlangen die Oberhand, und im Jahre 1893 siedelte er mit den Seinigen endgültig nach München über. Trotz der Freizügigkeit des Münchner Lebens fehlte es anfänglich nicht an kleinen Erfahrungen, die auf die Neuangekommenen befremdend wirkten. So als dem kleinen Otto Orlando — Tole genannt — der Eintritt in die Kgl. Glyptothek an der Seite seiner Eltern wegen seines zarten Alters verweigert wurde, und das Bübchen, das sie draußen auf den Stufen hockend erwartete, ihnen hernach schluchzend erklärte, er wolle um jeden Preis zurück nach Florenz, denn dort habe er überall mit hingedurft!

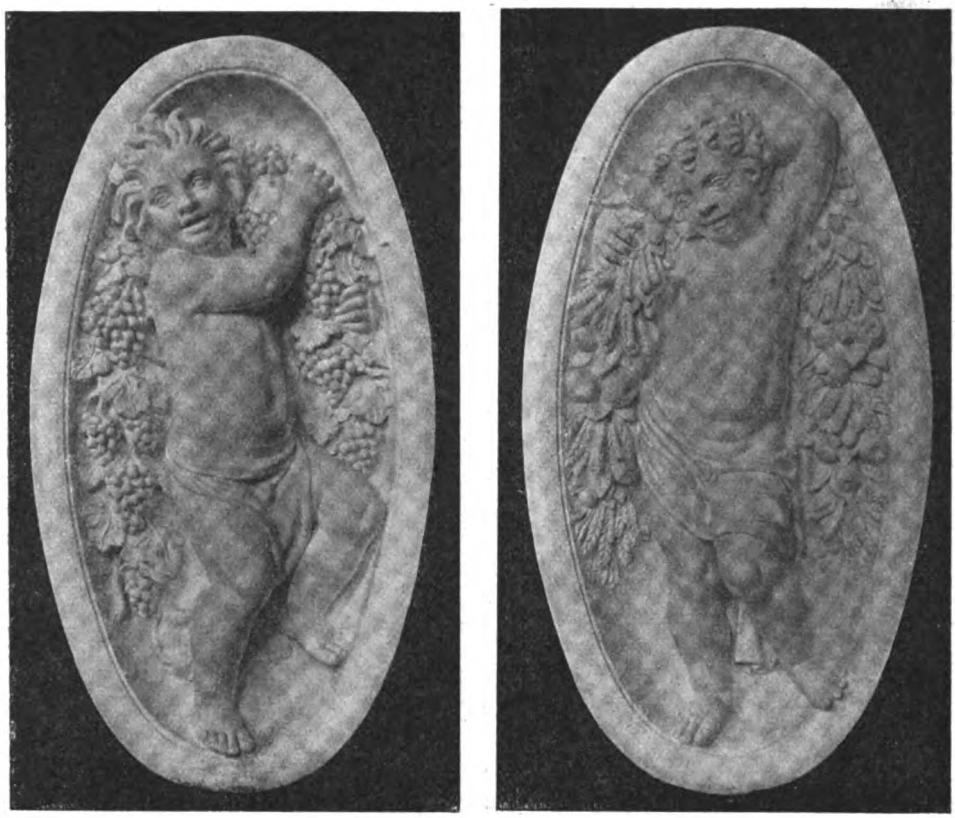
Aber nach und nach ging die Einbürgerung doch vonstatten in dem Maße, wie Erwin Kurz' Kunst ihm verstehende Förderer, Boden und Ansehen erwarb. Zu jenen zählten außer Heyse vornehmlich Hermann Levi, der Kurz schon in Florenz kennengelernt hatte, Richard Weltrich, der Schillerbiograph, der bis an seinen Tod dem Künstler treu verbunden blieb, Wilhelm Jensen, der Dichter, dessen Gattin selbst künstlerisch tätig und eine Schülerin Emil Lugos war. Ihrer aller Bildnisse gehören, wie auch dasjenige der Frau Dr. Falkenheim, das Relief Lugos und das noch zu erwähnende Heinrich v. Brunns, zu den frühesten und reifsten Schöpfungen Kurzens in seiner ersten Münchner Periode. Besonders charakteristisch ist das gemmenartige Marmorprofil Levis und die Büste Marie Jensens, an der deutlich sich der Einfluß florentinischer Kunst offenbart. Auch Jensens Tochter, die Freifrau Katharina von Saalfeld, hat Kurz damals in einem seiner schönsten Reliefbildnisse dargestellt, ebenso ihren Gatten, Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, der, sonst als Maler in München lebend, jetzt als Oberst im Felde steht.

Den vollen Reiz intimer Anschauung besitzt auch das Terrakottarelief von Kurzens



Paul Heyse
Relief am Grabmal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Farbige Majolika aus der Reihe »Die vier Jahreszeiten«

Mutter, Marie Kurz, deren an sich zierlicher Kopf in nonnenartiger Umhüllung doch eine fast männliche selbstige Kraft ausdrückt. Das Bild des Vaters hatte der Sohn schon für dessen Grabmal in Tübingen geformt; würdig schließt sich daran die später entstandene, noch um ein Wesentliches vertiefte Bronzebüste. In Obereßlingen soll sie aufgestellt werden, wenn Friede ist. —

Natürlich kann aus der Fülle dessen, was von 1893 bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts ans Licht trat, nur einiges genannt und nur weniges im Bilde vorgeführt werden. Mit der Sorglosigkeit gegenüber dem fertigen Werk, die den meisten Künstlern eignet, hat Erwin Kurz bei weitem nicht von jeder plastischen Arbeit Abbildung oder Abguß behalten. Zum Beispiel nicht von einzelnen weiblichen Marmorfiguren, die er gleichzeitig mit jenen schon angeführten Bildnissen vollendete, noch auch von einer Reihe später modellierter Tonreliefs mit ganz leichter Farbtönung. Eins der feinsten war »Abendlied« benannt und zeigte eine weibliche Genie über eine Laute geneigt. Auch von der auf der Internationalen Münchner Sezessions-Ausstellung von 1909 mit der goldenen Medaille ausgezeichnete Büste Bernh. Bleekers ist keine Wiedergabe zur Hand.

Die erste Schöpfung großen Maßstabes, die Kurz für München vollendete, war die Kolossalfigur »Schwaben« (1903) auf der Prinzregentenbrücke — allen bekannt, die von der Prinzregentenstraße zum Friedensdenkmal hinaufschreiten. Innerhalb der nächsten Zeit (1905) entstand die reizvolle Figur der »Garbenbinderin« für den Zierbrunnen auf dem Münchner Thierschplatz. Es waren die Werke, die den Künstler sozusagen in Bayerns Hauptstadt volkstümlich machten. Ihnen folgten die beiden großen Figuren des Wittelsbacherbrunnens in Zweibrücken, darstellend »Pfalz« und »Westrich«, gleich der Brückenfigur für München in Muschelkalk ausgeführt. Bei der Architektur dieses Brunnens war der verstorbene Prof. Floßmann (München) beteiligt. Das Relief des Brunnens, Bildnis des Prinzregenten Luit-

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

pold, zu dem der greise Fürst selbst gesessen, ist eine der besten Bildnisschöpfungen von Kurz. Im Auftrage des ihm huldvoll gesinnten Regenten vollendete der Künstler auch die Kolossalbüste Bismarcks für die Walhalla bei Regensburg, wo sie 1908 feierlich ausgestellt wurde. In demselben Jahre ward die große Ausstellung zu München auf der Theresienhöhe hinter der Bavaria eröffnet. Unter den dekorativen Bildwerken, welche die neugeschaffenen Parkanlagen nächst dem großen Springbrunnen

Nymphe mit Schale (Privatbesitz)

schmückten, errangen zwei überlebensgroße Figuren von Erwin Kurz allgemeinen Beifall, der »Wassermann« und die »Wasserfrau«, gleich der »Garbenbinderin« in Euviller Kalkstein ausgeführt. Ihnen als Auffassung und auch in der Behandlungsart verwandt ist die anmutvolle Gestalt einer Nymphe, die, kurz danach entstanden, sich in Privatbesitz befindet.

Aus den jüngstverflossenen Jahren sind namentlich bemerkenswert die Reliefarbeiten des Künstlers an öffentlichen und privaten Denkmälern. Einige davon dienen zum Schmucke kirchlicher Bauten, so die vier Meter hohe »Madonna mit dem Kinde« an der St.-Otto-Kirche zu Bamberg und das 1911 geschaffene Bildnisrelief des Dombaumeisters Denzinger am Dom zu Regensburg. Die Münchner Friedhöfe bergen ein paar besonders schöne Denkmäler von Kurzens Hand, so der Nordfriedhof das schon genannte unendlich feingeistige Relief des Archäologen Heinrich Brunn auf dessen Grabmal. Von hervorragender Wirkung ist auf dem Waldfriedhof das Grabdenkmal Prof. v. Bezolds, des bekannten Arztes und Forschers, mit dem charakteristischen Relief des Entschlafenen und dem der Hygieia im Giebelfelde. Noch eindrucksvoller das Denkmal Paul Heyses, das, 1915 enthüllt, sich in gleichgefühlter Weise dem Waldcharakter der Umgebung und dem inneren Wesen des heimgegangenen Dichters anpaßt. Ein Halbrund antikisierender Säulen umgibt und stützt die Steinplatte, die Heyses Bildnis in einer Lorbeerumrahmung, über einer Lyra, zeigt. Die Architektur stammt von Erwins Sohn, dem hochbegabten, schon mehrfach preisgekrönten Architekten Otto Kurz, der auch die Ottokirche zu Bamberg gebaut und also mehr denn einmal sich in einmütigem Zusammenwirken mit dem Vater bewährt hat. Ein weiteres Beispiel solcher gemeinsamen Arbeit sind die graziösen Puttenreliefs farbiger Majolika — Versinnbildlichungen der vier Jahreszeiten —, mit denen Erwin Kurz 1912 die »Hochmeierbauten« von O. Kurz und Herbert zu München geschmückt hat. Diesen verwandt in Motiv und Ausführung ist das Relief der beiden Putten mit dem Kranz, entworfen 1908 für einen von Prof. Carl Sattler, dem Architekten und Schwiegersohn Hildebrands, geschaffenen Grabstein.

In eines Künstlers Dasein gilt das Schaffen als eigentliches Erleben, doch mag auch des äußeren Geschehens, soweit ihm innerliche Bedeutung zukommt, hier gedacht sein. Mehr und mehr hatte das Band, das alle Kurzens mit Italien verknüpfte, sich gelockert, nachdem Hildebrand gleichfalls in München heimisch geworden, Arnold Böcklin und mancher andre der am meisten hochgehaltenen Freunde gestorben waren. 1901 riß der Tod auch Edgar Kurz, den allgelieb-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erwin Kurz: Katharina von Saalfeld (Marmorrelief)

Zu dem Aufsatz »Erwin Kurz, Ein Künstlerleben und -schaffen« von Helene Raff

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ten Altesten der Familie, aus seiner reichen Wirksamkeit hinweg; bald nach ihm schied Alfred Kurz, der als Arzt in Venedig ansässig war, aus der Mitte seiner Kraft und Tätigkeit. Der junge kränkliche »Balde« war schon lange vorher unter den Zypressen des Friedhofs San Miniato in Florenz zur Ruhe bestattet worden. Die so vielfach beraubte hochbetagte Mutter, die ohnedies alljährlich mit der Tochter Isolde zum Besuch in München geweilt hatte, nahm nun dort für die Hälfte des Jahres ihren Aufenthalt. Nur die Sommermonate bis tief in den Herbst hinein verbrachten beide nach wie vor in Forte dei Marmi, wo auch Erwin, der einzig noch überlebende Mann der Familie, sich häufig mit den Seinigen einfand. Die Lebenskraft der Mutter schien alle Verluste und Prüfungen überdauert zu haben. Die feurige Greisin begann noch das Studium der griechischen Sprache und machte Verse wie in jungen Jahren. Sie genoß die volle Freude an den heranwachsenden Enkeln, und ihr Schwabenherz schwoll vor Stolz, als die Luftschiffe des Grafen Zeppelin ihren Märchenflug begannen. Erst 1911 erlosch die oft flackernde Lebensflamme, und dies heiße Herz hörte zu schlagen auf. Die Urne, die ihre Asche birgt und die Sinnbilder alles dessen zeigt, woran die Tote im Leben gehangen, ist ein Werk ihres Sohnes Erwin.

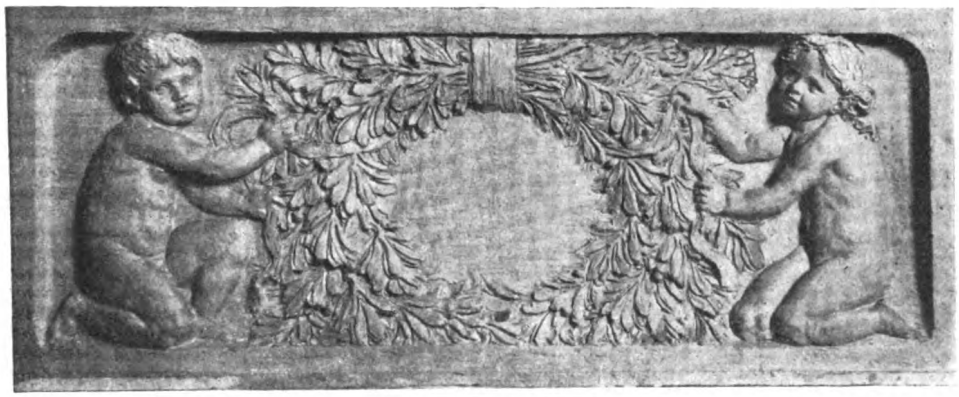
Seit 1906 wirkt dieser an der Münchner Kunstakademie als Leiter einer Bildhauerklasse. Seine Erfolge als Lehrer sind groß: er besitzt die Fähigkeit, Können zu übermitteln, und hat einen glücklichen Ton im Verkehr mit der Jugend. Den Ton, der sein

Irene Gracia Kurz, die Tochter des Künstlers

Verhältnis zu seinen eignen Kindern so schön gestaltet hat.

Von diesen Kindern ward Otto, der Sohn, in dem das schöpferische Vermögen der Kurzens weiterlebt, schon erwähnt. Die einzige liebliche Tochter ist dem Düsseldorfer Architekten Becker vermählt, der es ebenfalls in jungen Jahren zu bedeutenden Leistungen und dementsprechendem Ansehen gebracht hat. Erwin Kurz stellt die Freude, die er als Vater genießt, allem übrigen voran.

Die Zeitereignisse taten mittlerweile das ihrige, um die Kurzsche Familie ganz von dem Boden loszureißen, der ihnen einst die



Engel mit Kranz (Relief)

Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zweite Heimat geboten hatte. Erwin Kurz war der erste gewesen, der von Italien schied; es scheint, als hätte er trotz der Eindrücke, die das gelobte Kunstland ihm beschert, sich doch beobachtender und kritischer dazu verhalten als etwa die völlig darin eingebürgerte Mutter, deren unerfüllter Wunsch es gewesen war, gleich ihren Söhnen dort »unter Zypressen« zu schlummern. Der Ausbruch des Weltkrieges wies jedem den Platz, auf den ihn die Natur gestellt hatte — so auch den beiden letzten Kindern eines deutschen Dichters.

Die Kurzsche Art gehörte nicht zu denen, die an Ausländerei kranken oder um die Einbuße internationalen Verkehrs und sonstiger äußerer Annehmlichkeiten jammern. Beide, der Bildhauer und die Dichterin, waren durch ihre Beschäftigung mit der Antike dem Großlinigen zugewandt; dies und die Freiheit, in der sie aufgewachsen, hatte sie manches Enge daheim störend empfinden lassen. Als nun das von der halben Welt bedrohte Deutschland sich mit einem Aufrecken ins Große und Heroische erhob, gehörten sie ihm allein. Die schönen Kriegslieder, zumal das bezwingende »Schwert aus der Scheide«, von Isolde Kurz sind bekannt, sind mit das Edelste, was die massenhafte Kriegslyrik hervorgebracht hat. Erwin Kurz war in seinem Schaffen längst und allmählich deutscher geworden, je mehr er, losgelöst von dem starken Einfluß der Renaissancekunst, seine eignen Wege ging. Gleichwie an Hunderttausende von Vätern trat an ihn nun die Pflicht heran, seine Nächsten und Liebsten, den Sohn und den Gatten der Tochter, mit hinausziehen zu lassen. Sein erstes Enkeltöchterlein hat als Kriegskind das Licht der Welt erblickt; als die zur Patin gebetene Tante sich wegen eines Patengeschenks erkundigte, bat die junge Mutter, das Geschenk lieber den Soldaten statt dem Kinde zu spenden. Mit der anmutvollen Tonbüste der von des Vaters Hand modellierten Künstlertochter und Kriegsstrohwitwe sei die Reihe unsrer Bilder beschlossen. Möge sich ihnen dereinst ein von Erwin Kurz geschaffenes Sieges- und Friedensdenkmal hinzugesellen!

In tiefster Not

Und nun, da alles wankt und weicht,
Was ich als gut und wahr erkannt,
Hast du voll Liebe mir gereicht,
O Jesus, deine Bruderhand.

Ich fragte bang: „Wozu der Graus?
Ob jetzt die ganze Welt zerbricht?“
Du sagtest tröstend: „Haltet aus!
Durch Kampf zum Sieg — durch Nacht zum Licht!

Ob vieles auch in Trümmer fällt,
Ob groß das Leid und schwer die Not:
Der Schmerz gebiert die neue Welt,
Es wächst das Leben aus dem Tod.“

Da preßt' ich deine Dulderhand,
Mit heißen Zähren netzt' ich sie.
Ich sah im Geist das neue Land
Und beugte dankbar meine Knie.

Wilhelm Kunze

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tondichter Friedrich Klose

Von Prof. Dr. Wilhelm Altmann

Wer ist Friedrich Klose? Diese Frage habe ich schon häufig selbst in recht musikalischen Kreisen aufwerfen hören, wenn zufällig jemand das Gespräch auf diesen Tondichter brachte. Selbst in Berlin, wo doch das Konzertleben in einer üppigen Breite wie sonst nirgend, sogar in der Kriegszeit prangt, ist nur wenig von ihm zur Aufführung gelangt. In den letzten Jahren hat freilich hauptsächlich in Süddeutschland und der Schweiz sein Schaffen mehr und mehr Beachtung gefunden. Wenn man bedenkt, daß er bereits 56 Jahre alt ist und zuerst schon im Jahre 1884 mit der in Genf aufgeführten symphonischen Dichtung »Loreley« Aufsehen erregt hat, so muß man den Kopf darüber schütteln, daß seine Werke, deren Zahl verhältnismäßig nicht groß ist, auch heute noch so wenig in das Bewußtsein der Allgemeinheit eingedrungen sind. Wir Deutsche haben eben zu viele hochbedeutende Werke klassischer Meister, die das Musikleben beherrschen und die seelischen Bedürfnisse der meisten Musikfreunde ausfüllen. Darum ist es für die lebenden Tonsetzer gar zu schwer, durchzudringen, namentlich wenn sie wie Klose durchaus nicht betriebsam sind oder keinen einflußreichen Verleger haben, der für sie die Reklametrommel rührt. Das ist das Große an Klose, daß er stets nur aus innerstem Erleben und Erschauen seine Werke geschaffen hat, und zwar auch ohne daran zu denken, ob er nicht ihrer Verbreitung selbst hinderlich sei, weil er einen zu großen Aufführungsapparat verlange.

Sehr war es ihm zu gönnen, daß im Juni dieses Jahres in München weiteren Kreisen Gelegenheit gegeben worden ist, seine Hauptwerke im Zusammenhange kennenzulernen. Selbst wer seinem Schaffen bis dahin zweifelnd gegenübergestanden hat, muß bei dieser Münchner Klose-Woche, die übrigens auch äußerlich einen glänzenden Erfolg hatte, den Eindruck gehabt haben, daß dieser deutsche Meister es aufs ernsteste mit der Kunst nimmt.

Friedrich Klose ist in Karlsruhe geboren. Schon mit zehn Jahren begann er eigne Melodien zu erfinden, angeregt durch das Klavierspiel und den Gesang seiner (ihm dann früh entrissenen) Mutter. Mächtig wirkte schon auf den Knaben der »Lohengrin« und Bachs »Matthäus-Passion«, dagegen hatte er sehr wenig Vorteil und bald auch sehr wenig Freude an dem Violinunterricht, den er auf eignen Wunsch erhielt. Er war schon Sekundaner, als er zum erstenmal symphonische Musik hörte. Ganz begeistert war er von Berlioz' »Fee Mab« und Liszts »Präludien«. Trotz der Schulzeit und ohne theoretischen Unterricht gehabt zu haben, schrieb er schon damals für sich symphonische Dichtungen und Opernakte. Als er dann endlich in die Geheimnisse der Theorie eingeweiht werden sollte, erkor man leider zu seinem Lehrer den auf seine Bekämpfung Wagners und Liszts besonders stolzen Karlsruher Musikgewaltigen Vincenz Lachner. Natürlich lag sich sein für moderne Musik begeisterter Schüler mit ihm ständig in den Haaren; nach anderthalb Jahren gab er den völlig unfruchtbaren Unterricht auf, zumal da er von Lachner für talentlos erklärt wurde. Dagegen ermutigte ihn Felix Mottl zu weiterem Schaffen.

In Genf, wohin er sich bald darauf begab, wurde er im Klavierspiel und der Theorie hauptsächlich von Adolf Ruthardt gefördert, doch setzte dieser bei ihm zu viel voraus. Der Erfolg der »Loreley«, die er in vierzehn Tagen schrieb, gab ihm die Gewißheit, daß er mit Fug und Recht Musiker geworden sei. Aber immer mehr fühlte er selbst, je weiter sich seine Ziele dehnten und je höheren Flug seine Gedanken nahmen, den Mangel einer gründlichen theoretischen Ausbildung. Auf Mottls Rat ging er 1886 zu dessen Lehrer Anton Bruckner nach Wien und studierte bei diesem aufs eingehendste Harmonielehre und Kontrapunkt; er gehörte nicht zu den Schülern dieses wunderlichen, weltfremden großen Symphonikers, die nur ihre Späße mit ihm trieben, sondern hat wirklich bei ihm sehr viel gelernt. Bruckner war eben, wenn der Schüler danach war, auch als Lehrer hervorragend; er hatte freilich den kaum immer gerechtfertigten Wunsch, daß auch Klose wie alle seine Schüler während ihrer Lehrzeit bei ihm nicht komponieren sollten. Von Wien siedelte Klose wieder nach Genf über, wo er eine Zeitlang am Konservatorium unterrichtete, und lebte dann in seiner Heimatstadt, bis ihn der ehrenvolle Ruf, an der Akademie der Tonkunst Nachfolger Thuilles und damit auch Rheinbergers, zweier hochberühmter Theorielehrer, zu werden, nach München zog.

Seine ersten veröffentlichten Werke waren Lieder für eine Singstimme und Klavier, in denen manche harmonische Feinheiten und kühne Wendungen in der Modulation auffallen, ohne daß man sonst diese Lieder als etwas Besonderes hinstellen kann; merkwürdigerweise hat

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Komponist erst in allerneuester Zeit wieder Lieder geschrieben, die zwar dem Empfinden des Dichters (Giordano Bruno) bis ins kleinste nachgehen, aber zu sehr deklamatorisch gehalten sind, um unsre Sänger anzuziehen.

Das erste größere Werk, das Klose bereits während seines Unterrichts bei Bruckner begann, aber erst 1889 vollendete, war eine »Messe« in D-Moll. Zu ihr wurde er durch das Hinscheiden Liszts angeregt. Der katholische Messetext hat von jeher die Musiker zu immer neuen Vertonungen angelockt. Unter diesen nimmt bekanntlich die des Protestanten Bach eine der ersten Stellen ein; aber auch Klose hat, obwohl er evangelisch ist, eine Messe geschaffen, die zum mindesten im Konzertsaal immer höchst eindrucksvoll wirken wird und auf jeden Fall eine selbständige Auffassung der Textunterlage erkennen läßt. Ganz besonders geraten sind ihm die Stellen, die auf Entfaltung großen Pomps und Prunks hinzielen, aber auch die meisten andern Partien, die mehr Innerlichkeit verlangen und wirklich echte Frömmigkeit zur Voraussetzung haben, erfüllen alle berechtigten Ansprüche. Ganz besonders wertvoll erscheinen mir die drei Einlagen oder Ergänzungen, die Klose 1894 zu dieser Messe gemacht hat. Es sind dies ein höchst dankbares Ave-Maria, auf das sich unsre Sopranistinnen längst hätten stürzen müssen, ein Stück von wirklicher tiefster Inspiration, von wahrhaft überirdischer Zartheit und Schönheit, ferner das Offertorium »O salutaris hostia« für Sopran- und Tenorsolo, dessen flehentliche Bitte um Errettung aus Kriegsnot ein wirklich inbrünstiges Gebet ist, und endlich das Interludium für Orchester, ein auch in klanglicher Hinsicht reizvolles Stück.

In schroffem Gegensatz zu dieser Messe, in der sich Klose unstreitig auf kirchlichen Boden gestellt hat, steht die dreiteilige symphonische Dichtung »Das Leben ein Traum«, die mit dem Calderonschen Drama nur den Namen gemeinsam hat. Eine Verherrlichung des Pessimismus, trägt sie das Motto von Jul. Bahnsen: »Wer von Lebensschmerz zeugen will, der muß sein Herz selber zum Schreibzeug machen.« Es sind ganz offenbar eigne Erlebnisse und Eindrücke, die Klose mit Tönen schildern will. Zwei zur Verarbeitung sich trefflich eignende Themen gehen durch das umfangreiche, 1896 vollendete, aber erst 1899 durch Mottl in Karlsruhe aufgeführte und seitdem leider nur selten an andern Orten erklungene sehr schwierige Werk, das eine recht große Orchesterbesetzung erfordert. Diese beiden Themen sind sehr charakteristisch und eindrucksvoll. Mir ist besonders das zweite, sehr gesangreiche ans Herz gewachsen; es fällt dem Ohr gleich durch seine fallende Oktave auf. In den beiden ersten Teilen schildert der Tondichter die schöne Welt, das Glück, auch seinen Gottesglauben, und zwar bedient er sich dabei in der Hauptsache der bei den Symphonien der Klassiker üblichen Sonatenform. In dem Schlußsatz aber ergeht er sich dann ganz frei, um auch äußerlich den schönen Eindruck der Traumwelt zu zerstören. Nach wildem Toben läßt er die Musik plötzlich schweigen und von einem Sprecher, dem Dysangelisten (dem Gegenfüßler des Evangelisten), seiner Enttäuschung in längeren Worten aus einem Buche Bahnsens Ausdruck geben. Es heißt da u. a.: »Verhallt das gellende Lachen, zerronnen die bunten Gestalten — in tiefem Schweigen schwelgt die Nacht. So waren es Träume, die mich umgaukelten .. Der rauschende Wald ..., der im Golde der Abendsonne auf neue Weisen sinnende See, des Sturmes Brausen ..., der Unschuld weltverklärend Paradies und selbst der Gott, zu dem ich einst gebetet — Träume, alles Träume ... Und wieder ... hervor aus den Trümmern vergangenen, vergeblichen Schaffens erhebt sich die Hoffnung ... Ich folge; jauchzend stürz' ich noch einmal mich in des Kampfes Strudel .. da versagt die Kraft, entschwunden ist die lockende Lüge ... Ich bin am End' ... Tor, der ich war ... Die stolze Hoffnung, ein Traumgesicht nur, nur ein Gebilde meiner Welt ... ich zerstöre sie ... So komm denn, einzig mir teurer Freund, aus des Lebens Traum erweckender Tod ...!« Allmählich gesellt sich melodramatische Musik zu den Worten des Sprechers; zweimal läßt ein Fernorchester die dumpfen Töne eines Trauermarsches hören; nachdem ein Frauenchor, gleichfalls aus der Ferne, fünfmal »Nirwana« gesungen hat, erlischt die Musik mit schauerlich klingendem Akkord. Ergriffen und sogar erschüttert ist man von diesem Schlußteil, aber lange nicht so befriedigt wie von den beiden ersten Sätzen. Auffallen muß auch dem Laien die meisterliche Orchestertechnik Kloses in dieser Symphonie; schon vor ihr hatte er in zwei kleineren Orchesterwerken, »Elfenreigen« und »Festzug«, nicht bloß diese Technik, sondern auch eine feine Formvollendung gezeigt.

Von dem Pessimismus nahm er für immer Abschied, doch zog ihn die Welt des Traumes nochmals sehr an. Sein Vater hatte einen Entwurf zu einer Oper »Ilsebill« auf Grund des durch die Grimmsche Sammlung bekannt gewordenen Märchens von dem »Fischer un sine Fru« verfaßt, den ein gewisser Hugo Hoffmann sehr hübsch zu einer Dichtung ausführte, wobei er sich die von Wagner im »Ring des Nibelungen« angewandte Sprache zum Muster nahm. Auch Klose schuf im Stile dieses Werkes seine Musik, ohne ein sklavischer Nachahmer des Baireuther Zauberers zu werden. Vor allem ist seine Erfindungsgabe ungemein reich und durchaus selbständig. Die Charakteristik der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelnen Personen und Umstände ist vortrefflich; höchst gelungen sind auch die Schilderungen der Natur, die Chöre und die glänzende, eigenartig saftige Farben aufweisende Orchestertechnik, bei der ein von zwei Spielern zu bedienendes Klavier eine wichtige Rolle hat.

Das Werk, das 1902 vollendet und zuerst 1903 unter Mottl in Karlsruhe mit großem Erfolg aufgeführt wurde, leider aber fast nur noch in München gegeben worden ist, spielt sich ohne Unterbrechung in fünf Bildern ab, die etwa 2½ Stunden in Anspruch nehmen. Es ist die Tragödie des immer nach Größerem und Höherem strebenden Menschengeistes oder der menschlichen Unzufriedenheit. Das arme Fischerweib, das im hohlen Baum ein dürftiges Unterkommen hat, träumt dort, wie es immer höher steigt, um dann durch die rauhe Wirklichkeit jäh geweckt zu werden und sein mühseliges Tagewerk wieder beginnen zu müssen. Dichter und Tonsetzer lassen uns diese Träume miterleben. Wenn der Vorhang aufgeht, steigt der Fischer aus dem hohlen Baum, um im See an sein Handwerk zu gehen. Er hat Glück: er fängt einen riesigen Wels. Der (ein Bruder des Wagnerschen Lindwurms) bittet ihn zu seiner größten Verwunderung in beredten Worten wie ein Mensch um sein Leben und verspricht, ihm dankbare Hilfe zu gewähren. Der Fischer läßt ihn schwimmen, muß aber dafür Vorwürfe seiner Frau hören, die an den redenden Fisch überhaupt nicht glauben will. Als sie in der Nähe den Gesang von Landleuten hört, wird in ihr der Wunsch rege, eine reiche Bäuerin zu werden. Ihr Mann muß den Wels rufen; sie will sehen, ob der ihren Wunsch erfüllen wird. Kaum ist er erschienen und hat ihren Wunsch vernommen, so verwandelt sich der hohle Baum in eine stattliche Bauernwirtschaft. Aber sobald eine Fürstin in Frau Ilsebills Gesichtskreis tritt, erwacht in ihr der Wunsch, das gleiche wie diese zu werden. Wieder wird der Wels gerufen, wieder ist er willig. Auf einer herrlichen Burg herrscht Frau Ilsebill mit ihrem Mann; sie muß aber nur zu bald durch das Auftreten eines begeisterten und begeisternden Kreuzzugpredigers die Erfahrung machen, daß auch die Fürsten sich einer höheren Macht, nämlich der Kirche, beugen müssen. Auf ihren Wunsch macht sie der Wels zum Bischof, aber gegen die Macht der plötzlich den Gottesdienst störenden Naturelemente kann sie auch als Bischof nichts ausrichten. In ihrer Vermessenheit will sie nun selbst Gott werden. Wieder sagt der Wels Erfüllung zu. Da ertönt ein gewaltiger Donnerschlag; Frau Ilsebill und ihr Mann sind wieder die armseligen Fischersleute, die im hohlen Baum am See hausen.

Mir ist es ganz unerfindlich, weshalb sich nicht längst jede größere Bühne dieser in jeder Hinsicht wertvollen Oper bemächtigt hat; in deren höchst wirkungsvollem Ritter- und Kreuzzugbilde ist ja auch Gelegenheit zur Entfaltung großen Prunkes geboten. Daß »Ilsebill« in musikalischer und vor allem in szenischer Hinsicht ungemein schwierig ist, sollte doch heutzutage mehr anreizen als abschrecken. Leider ist »Ilsebill« auch die einzige Oper geblieben, mit der Klose bisher an die Öffentlichkeit getreten ist.

Nachdem er 1907 ein langausgedehntes, machtvolles, an ein Brucknersches Thema anknüpfendes, Bachschen Geist atmendes Orgelwerk »Präludium und Doppelfuge« (das seit kurzem in einer wirkungsvollen Klavierübertragung Strabals vorliegt) hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1910 das großangelegte Melodram (Orchester und Chor) »Die Wallfahrt nach Kevelaer«, bei dem das bekannte Heinische Gedicht in drei Szenen (Die Prozession, Im Dom, Die Erfüllung) in lebendigster Weise zu der Erzählung musikalisch vorgeführt wird. Sicherlich wird dieses ernste Werk, in dem der kirchliche Akt den Höhepunkt bezeichnet, immer mehr Beachtung finden.

Auch das 1911 ziemlich gleichzeitig mit dem wertvollen, nur gar zu umfangreichen und für Dilettanten leider kaum ausführbaren Streichquartett in Es-Dur entstandene Chorwerk »Ein Festgesang Neros« (nach einem Texte Viktor Hugos), in dem der Brand Roms und die Christenverfolgung in überzeugenden Tönen geschildert werden, hätte sich sicherlich schon fest eingebürgert, wenn die Ansprüche des Tonsetzers an die Orchesterbesetzung für ein so kleines Werk nicht gar zu groß wären.

Noch größer sind sie zwar in seinem 1917 vollendeten großen Chorwerk »Der Sonngeist«, worin eine Baritonflöte wohl zum ersten Male mit besonderer Wirkung zur Anwendung kommt und neben doppelten Chören sechs Solosänger erforderlich sind. Allein dieses Anfang März 1918 zuerst in Basel aufgeführte Werk, das unstreitig den Höhepunkt der Münchner Klose-Woche bedeutete, ist so wertvoll, so überaus reich an den herrlichsten musikalischen Ideen und auch so großartig aufgebaut, daß kein Chorverein von Bedeutung auf die Dauer daran vorübergehen kann. Ob freilich die Textunterlage, in der der bekannte stark mystische Dichter Alfred Mombert eine recht eigenartige Biographie der Sonne gibt, ebensoviel Anklang wie die Musik Kloses finden wird, möchte ich bezweifeln, trotzdem auch ich sie für eine in ihrer Art herrliche, ja erhabene Dichtung halte. Besonders schön ist auch musikalisch die Gestalt der Himmlischen gezeichnet, unter der wir wohl die ewig schaffende Natur zu verstehen haben. Die musikalischen Hauptmotive sind von großer Plastik und fallen daher auch leicht ins Ohr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Einsiedler

Von Carl Hagen-Thürnau

I

Heilige Morgen! Im Grase die kleinen
Sönnchen sind jedes ein funkelnder Gral,
Und ich, im Königsmantel des Reinen,
Jauchze empor in den jüngenden Strahl.

Denn es geschah, das Frühlingswunder!
Die Welt ist ein einziger Jubelgesang;
Und ich, ein Neuer, ein endlich Gesunder,
Recke die Hand in verzücktem Dank.

Tot ist der Schmerz von Süchten und Brünsten;
Höhenwärts steig' ich, mir selber genug.
Hinter den Horizonten in Dünsten
Der Städte versank der giftige Trug.

Dort ist die Hölle, in der ich gewesen,
Dort hat das Fieber verzehrt meinen Leib
Dort wohnt die Krankheit, von der ich genesen.
Die ewige Geißel, die Knechtschaft — das Weib!

II

Wenn nur nicht die Abende wären,
Und jene Dämmerungen, die blauen, langen,
Wo an den Bäumen, voll vom schweren
Jungen Laub, die Zweige hangen
Regungslos;
Wo in dem großen Maiengarten
Alle Blumen ihren Duft verstreuen
Und alle Dinge sich verströmen wollen
Und stille sind, als ob sie stehn und warten!
Dann ist es ganz, als ob bei mir tief innen
Etwas sein Haupt erhebt,
Das wohl betäubt nur war vom Tag,
Und um sich blickt aus großen Augen,
Wie um sich zu besinnen;
Und dann —
Dann tritt er aus dem stummen Wald,
Der graue Wandrer aus dem Jugendland,
Und legt mir auf das zuckende Herz die Hand,
Und es ist wieder da, ist in mir,
Schmerzend und rätselhaft:
Das Warten!

III

Komm, Schlaf, und schließe undurchdringlich dicht
Die schwarzen Wände her um meine Sinne;
Sei ein Gefängnis, dem ich nicht entrinne,
Sei wieder mächtig wie das Morgenlicht.

Daß ich nicht weiß, wie schwül die Nächte sind
Und wie die Düfte allen Willen brechen,
Und Liebesworte klingen in den Bächen,
Und wie so kosendweich das Mondlicht rinnt.

Sonst schreie ich, noch von Erinnerung wund,
Und meinen Königsmantel reiß' in Fetzen,
Den stolzen, ich, noch einmal nur zu netzen
Mit jenem süßen Gift den gierigen Mund!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der neue Stern

Von Dr. Werner Bloch

Am 9. Juni, morgens um 8 Uhr, meldete der Berliner astronomischen Zentrale ein Telegramm, daß Professor Courvoisier auf der Königlichen Sternwarte in Berlin-Babelsberg in der Nacht vom 8. zum 9. Juni einen neuen Stern von der ersten Größenklasse im Sternbild des Adlers entdeckt habe. Im Laufe der nächsten Tage trafen dann noch einige Nachrichten über Beobachtungen des Neulings ein, darunter auch eine, die es sicherstellt, daß der Stern in der Nacht vom 6. zum 7. noch nicht sichtbar war, und eine aus Genf stammende verstümmelte Depesche, die es wahrscheinlich macht, daß er schon in der Nacht vom 7. zum 8. am Himmel zu sehen war.

Gewiß sind in den nächsten Nächten viele Fernrohre auf jene Gegend des Himmels gerichtet gewesen, in der die Nova Aquilae (sein astronomischer Name) erschienen war, ja, man konnte auf den Dächern mancher Gebäude und auf freien Plätzen Menschen finden, die mit der Sternkarte in der Hand nach dem glänzenden Gestirn suchten und sich ihre Gedanken über dieses Ereignis machten. Sicher wird es zahlreiche Menschen geben, die auch heute noch geneigt sind, die Erscheinungen am Sternenhimmel in engsten Zusammenhang mit dem Tun und Leiden der Menschen zu bringen. Die Astrologie, wie alles Geheimnisvoll-Unverständliche, sitzt zu fest in den Köpfen mancher Menschen, als daß die Fortschritte der Astronomie sie so leicht daraus zu vertreiben vermöchten. So wird wahrscheinlich manche Gedankenbrücke geschlagen werden zwischen diesem Weltereignis und den gegenwärtigen Zuständen auf der Erde, wird sich mancher Friedenswunsch an diesen Hoffnungsstern knüpfen. Mögen die Hoffnungen sich erfüllen, ehe das Licht des Sternes verblaßt!

Denn das wird bald geschehen. Nur ein kurzes Leuchten im vollen Glanze ist diesen neu auftauchenden fernen Weltenkörpern beschieden, schon nach wenigen Monaten vergeht ihr Licht, und man findet nur noch ein ganz schwach leuchtendes Sternlein an der Stelle des Himmels, wo der Neuling stand, oder der Stern entzieht sich sogar den schärfsten Rohren der Astronomen völlig. So ist es mit allen diesen Sternen gewesen, deren gar nicht so wenige im Laufe der Zeit, über die wir durch Aufzeichnungen Kunde haben, aufgetreten sind.

Die älteste Kunde über einen solchen Stern, die wir besitzen, stammt aus chinesischen Quellen. Dort wird über einen »Gaststern« (wie ihn die Chinesen nennen) im Skorpion berichtet, der im Juli 134 vor Beginn unsrer Zeitrechnung zu sehen gewesen sein soll. Vielleicht ist es dieser Stern gewesen, der den griechischen Astronomen Hipparch veranlaßt hat, ein genaues Verzeichnis einer großen Anzahl der helleren Sterne aufzunehmen, mit dem er der Nachwelt die Möglichkeit bieten wollte, sowohl neue Sterne als solche zu erkennen, als etwaigen Bewegungen der Gestirne nachzuspüren. Der berühmteste unter allen neuen Sternen und der erste, über den bestimmte astronomische Angaben vorliegen, ist der Tychonische Stern. Von Jugend auf hatte Tycho de Brahe eine große Vorliebe für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Chemie und die Astronomie gezeigt. Gegen den Willen seines Vaters wurde ihm die Beschäftigung mit diesen werdenden Wissenschaften zum Lebensinhalt. Freilich waren es zunächst wohl auch die Geheimnisse der Alchimie und der Astrologie gewesen, die den Jüngling in ihren Bann gezogen hatten. So hatte er sich nach dem Tode des Vaters ein Laboratorium eingerichtet, in dem er, dem Zuge der Zeit folgend, die Kunst, Gold zu machen, suchte. Aus dieser Beschäftigung riß ihn nun die Erscheinung eines neuen Sternes heraus, den er zuerst beobachtete, als er am Abend des 11. Novembers 1572 aus dem Laboratorium in den Hof heraustrat. Er widmete seine Zeit zunächst einer genauen Beobachtung dieses merkwürdigen Sternes. Der Stern war so hell, daß er alle andern des Himmels weit überstrahlte, ja daß er sogar für scharfe Augen am hellen Mittag sichtbar war, wenn man nur seine Stelle am Himmel aufzufinden wußte. Tycho wandte von jetzt ab seine ganze Liebe der Astronomie zu, und er ist es gewesen, dessen überaus sorgfältige Messungen an Sternen und Planeten Kepler die Grundlage zu seiner Theorie der Planetenbewegung geliefert haben.

Seit jenem Tychonischen Sterne sind etwa zwanzig neue Sterne den Astronomen bekannt geworden, aber nur ganz wenige von ihnen haben eine solche Helligkeit erreicht, daß sie wenigstens zur Zeit ihres höchsten Glanzes den Sternen der ersten Klasse gleichgekommen wären. Der astronomisch wichtigste unter diesen war die Nova Persei, die am Morgen des 22. Februars 1901 als Stern etwa der dritten Größenklasse

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entdeckt wurde und die am 23. alle Sterne des nördlichen Himmels an Helligkeit übertraf, nach wenigen Stunden des höchsten Glanzes aber bereits wieder abnahm und heute nur noch als Stern der elften Größenklasse etwa festzustellen ist. Wichtig war diese Neuerscheinung besonders deshalb, weil sich aus ihrer Beobachtung erhebliche Anhaltspunkte für eine Erklärung des Auftretens solcher neuer Sterne ergaben.

Das ist ja bei weitem die interessanteste Frage, die sich an das Aufleuchten einer Nova knüpft: Woher kommen diese Sterne? Sind es wirkliche Neuschöpfungen in der Sternenwelt, ist es etwa eine Weltkatastrophe, hervorgerufen durch den Zusammenstoß zweier erkalteter Sonnenkörper, deren ferne Zeugen wir sind? Die Astronomen der vergangenen Jahrhunderte waren auf die unbestimmtesten Vermutungen angewiesen. Immerhin, die Annahme, daß die neuen Sterne aus dem Nichts entstünden und ins Nichts wiederum vergingen, ließ sich widerlegen, seitdem man hatte feststellen können, daß manche der neuen Sterne nicht ganz »neu« waren, daß sie vielmehr als Sterne geringerer Helligkeit auch schon vor ihrem helleren Aufleuchten bekannt waren. Gegen die Annahme, daß der Zusammenstoß zweier großer Weltkörper das Aufleuchten verursachte, sprach namentlich die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens, die sich nicht recht mit dem, wie wir sahen, gar nicht so seltenen Auftreten neuer Sterne vereinen ließ. Zudem würde ein solcher Zusammenstoß die beiden Körper dermaßen erhitzen, daß ihr Licht wohl länger anhalten würde als nur wenige Monate. Eine neue Erklärung versuchte in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Astronom Zöllner. Wenn der feurig-flüssige Körper, eine der fernen Sonnen, die wir Fixsterne nennen, sich hinreichend abgekühlt hat, so wird eine feste Schlacke ihn allmählich überziehen und sein Licht verdunkeln. Solcher dunklen Sonnen gibt es zahllose im Weltenraum, und nur von wenigen dieser Körper wissen wir etwas dadurch, daß sie zuweilen, vor andre leuchtende Sterne tretend, deren Licht vorübergehend schwächen. Bei fortschreitender Abkühlung dieser dunklen Körper kann es nun vorkommen, daß die äußere, feste Hülle zerreißt und daß ein Teil des flüssigen Inneren sich wieder über die Oberfläche des Sternes ergießt. Auf diese Weise könnte man sich freilich das plötzliche Aufleuchten und auch das rasche Verschwinden des Sternes erklären. Denn die flüssige Glut, die aus seinem Inneren hervorgebrochen ist, wird natürlich in kurzer Zeit erkaltet und erstarrt sein und nur noch wenig oder gar nicht mehr leuchten.

Die neuere Sternphysik aber hat die Astronomie zu andern Anschauungen über die Entstehung solcher hell aufleuchtender Sterne geführt. Sternphysik? Gibt es denn eine besondere Physik der Sterne? Ja, so etwas gibt es. Es ist heute möglich geworden, mit ganz andern Hilfsmitteln als lediglich denen der rechnenden Mechanik den Bewegungen der Gestirne nachzuforschen, ja, es gibt sogar eine Sternchemie. Wir sind heute imstande, nicht nur anzugeben, ob ein kosmischer Körper sich im festen, flüssigen oder gasförmigen Aggregatzustand befindet, sondern, wenn er gasförmig ist, auch aus welchen Stoffen er besteht. Von Körpern, deren Abstand nicht nach Kilometern, nicht nach Erdbahnhalbmessern, sondern nach Lichtjahren gemessen wird, vermögen wir zu sagen, ob sie Wasserstoff enthalten, ob Eisen auf ihnen zu finden ist und ob etwa Stoffe auf ihnen glühen, die wir auf Erden nicht kennen. Der Teil der Physik, der diese überraschenden Leistungen aufzuweisen hat, ist die Spektralanalyse. Seit Newton wissen wir, daß ein gläsernes Prisma imstande ist, das aus einem engen Spalt auf eine seiner Seitenwände fallende weiße Licht in Farben zu zerlegen. Rührt das Licht z. B. von einer Bogenlampe her, so entsteht an Stelle des Spaltbildes, das man erblickt, solange man den Strahlen freien Lauf läßt, ein Farbenband, seitlich verschoben von der Stelle, an der das weiße Spaltbild zu sehen war. Die Farben folgen aufeinander wie die des Regenbogens, mit dem Rot beginnend und jenseit des Blaus sich im Violett verlierend. Dieses Farbenband nennt man das Spektrum. Das Spektrum sieht immer so, wie eben beschrieben, aus, wenn das Licht von einem festen oder flüssigen glühenden Körper herrührt. In unserm Beispiel war der Körper die Kohle der Bogenlampe. Ein ganz andrer Anblick aber bietet sich, wenn das Licht von einem glühenden und leuchtenden Gase herrührt. Dann tritt an Stelle des Farbenbandes eine Anzahl einzelner bunter Linien, und zwar werden die einzelnen glühenden Gase durch eine oder mehrere Linien ganz bestimmter Farbe charakterisiert, so das Natrium durch eine auffallende Linie im Gelb, das Kalium durch zwei Linien im Rot und eine im Violett. Genau so gut aber, wie man künstliches Licht mit Hilfe des Prismas zerlegen kann, kann man auch das natürliche Licht der Sonne und der Sterne im Spektroskop (so heißt der das Prisma enthaltende Apparat) untersuchen, und der Vergleich des Sternspektrums mit dem Spektrum irdischer Lichtquellen gestattet es dann, einen Schluß auf die Natur der leuchtenden Körper zu ziehen. Nun kommt es aber vor, daß auch in den von glühenden festen oder flüssigen Körpern herrührenden Spektren, z. B. dem der Sonne und vieler Sterne, sich Linien zeigen, zwar nicht helle, sondern dunkle Linien. Es hat sich ergeben, daß diese Linien dadurch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Georg Altheim: Wixhausen

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hervorgerufen werden, daß das von dem festen Körper ausgesandte Licht durch glühende Gase von geringerer Temperatur, als die Lichtquelle sie aufweist, hindurchgegangen ist, und zwar werden gerade diejenigen Linien ausgelöscht, die das Gas in seinem eignen Spektrum hervorrufen würde, wenn es selbst als Lichtquelle dienen würde. So erfährt man also etwas über die Stoffe, welche die Atmosphäre der Sonne und der Fixsterne ausmachen, ohne allerdings über die chemische Beschaffenheit der leuchtenden Körper selbst etwas feststellen zu können.

Aber auch über die Bewegungen der Sterne kann uns ihr Spektrum aufklären. In manchen Spektren hat sich nämlich eine Verschiebung der dunklen Spektrallinien gegen ihre normale Lage gezeigt, und diese freilich nur sehr geringfügige Verrückung erklärt die Physik durch eine Bewegung der Lichtquelle gegen den Beobachter hin oder von ihm fort. Aus der Größe und Richtung der Verschiebung dieser Linien läßt sich auf die Geschwindigkeit und Richtung der Bewegung der Lichtquelle schließen.

Neben der Spektralanalyse hat sich nun als ein zweites mächtiges Hilfsmittel der astronomischen Forschung die Himmelsphotographie entwickelt. Einerseits gestattet es die Photographie, von astronomisch interessanten Gegenständen viel genauere Bilder herzustellen, als das früher durch Zeichnung möglich war, anderseits ist das Auge der Kamera schärfer als das des Menschen. Auf einer stundenlang belichteten Platte lassen sich Sterne nachweisen, die der unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich sind.

Mit diesen beiden Hilfsmitteln ausgerüstet, hat sich die moderne Forschung der Frage nach der Entstehung neuer Sterne zugewandt. Da hat sich nun zunächst gezeigt, daß das Spektrum der neuen Sterne helle und dunkle Linien zugleich enthält, und zwar ein klein wenig gegeneinander verschoben, also die dunklen neben den hellen. Dieser Umstand führte zu der Annahme, daß man es mit zwei Körpern zu tun habe, und der Münchner Astronom Seeliger stellte eine Hypothese auf, die etwa in folgenden Gedanken besteht: Im Weltenraum bewegen sich nicht nur leuchtende und dunkle feste Körper ähnlich unsrer Sonne, sondern außerdem zeigt uns das Fernrohr auch sehr große zusammenhängende Gasmassen, und zwar ist der Raum, der von derartigen kosmischen Nebeln eingenommen wird, viel größer als der, den ein fester Körper einnimmt. Die Wahrscheinlichkeit ist also viel größer, daß ein Weltkörper mit einem solchen Nebel zusammenstößt als mit einem andern festen Körper.

Was wird nun geschehen, wenn in der Tat ein ferner Weltenkörper in einen kosmischen Nebel hineinfährt? Denken wir einmal daran, was geschieht, wenn ein Meteorstein mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit zufällig in die Erdatmosphäre gerät. Der Meteor wird in seinem rasenden Fluge durch den Luftwiderstand gehemmt und gleichzeitig durch die Reibung an der Luft dermaßen erhitzt, daß er hell aufleuchtet. Nun, ähnlich haben wir uns wohl den Vorgang des Eindringens eines dunklen Sternes in einen kosmischen Nebel zu denken. Der Weltkörper wird durch den Nebel gebremst und erhitzt werden und zu heller Glut aufleuchten. Freilich kann diese Erhitzung nur eine oberflächliche sein, und der Stern wird rasch wieder abkühlen und seine Leuchtkraft verlieren.

Allerdings ergeben sich auch für diese Hypothese manche Schwierigkeiten, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, und sie kann keineswegs als endgültig sichergestellt gelten. Ein Umstand spricht aber doch sehr zu ihren Gunsten. Photographische Aufnahmen der neuen Sterne haben solche Nebelmassen, wie sie Seeliger vermutet, rings um den Stern erkennen lassen. Diese Photographien zeigten aber noch eine weitere bemerkenswerte Erscheinung. Die um einen solchen Stern beobachteten Nebelmassen schienen sich nämlich mit der Zeit auszubreiten, und zwar verbreiterten sie sich nach allen Seiten gleichmäßig. In jeder Richtung schritt der Nebel in sechs Wochen scheinbar um eine Bogenminute vorwärts. So langsam eine solche Bewegung auch unsrer Beobachtung vorkommen mag, so entspricht ihr doch eine äußerst rasche Bewegung in der Entfernung, in der wir uns den Stern zu denken haben, ja, die Rechnungen ergaben, daß die Geschwindigkeit ungefähr gleich der sein mußte, mit der das Licht seine Bahn durchmißt. Das Licht durchläuft 300 000 Kilometer in einer Sekunde, d. h. eine Strecke, die mehr als siebenmal so groß ist als der Erdumfang. Den Weg von der Sonne bis zur Erde legt das Licht in etwa acht Minuten zurück. Gleichwohl erscheint uns eine solche ungeheure Geschwindigkeit als eine ganz langsame Bewegung am Himmel infolge der unermeßlichen Entfernungen, in denen sich die Sterne von uns befinden. Es schien also, wie gesagt, als ob sich der Nebel mit Lichtgeschwindigkeit von dem festen Körper fortbewegte. Diese Annahme widersprach aber allen Erfahrungen, die wir sonst über Körpergeschwindigkeiten im Weltenraum besitzen, und so gelangten denn die Astronomen zu der Annahme, daß wir hier nicht eine Ausbreitung des Nebels, sondern geradezu die Ausbreitung des Lichtes selbst beobachteten. Der Nebel, der vorher dunkel war, wird durch das aufstrahlende Licht der Nova nach und nach erhellt, und diese fortschreitende Aufhellung der kosmischen Wolke ist es, die wir wahrnehmen, nicht eine wirkliche Bewegung der Teile. Welch wunderbare Entwicklung! Descartes konnte noch glauben, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Licht überhaupt keiner Zeit zur Ausbreitung bedürfe, daß es im gleichen Augenblick, in dem es an einer Stelle aufflammt, an jeder andern sichtbar wäre, und heute sehen wir das Licht mit einer scheinbaren Geschwindigkeit, viel langsamer als die einer Schnecke, am Himmel entlangkriechen. Und wie sonderbar mutet doch auch wieder der Gedanke an, daß dieses Aufstrahlen des neuen Sternes, das wir im Juni dieses Jahres beobachtet haben, uns Kunde bringt von einem Vorgang, der vielleicht vor fünfzig Jahren, vielleicht auch vor viel längerer Zeit stattgefunden hat, ja, daß der Stern, dessen Licht uns jetzt leuchtet, wahrscheinlich längst wieder dunkel ist.

Als ein bemerkenswerter Umstand darf es wohl auch gelten, daß die meisten neuen Sterne, wie auch dieser kürzlich erschienene wieder, ganz in der Nähe der Milchstraße auftauchen, jener Gegend des Himmels, in der sich die Sterne in überwältigender Menge häufen. Immerhin kann diese Tatsache gerade in der Sterndichte in der Richtung der Milchstraße ihre Erklärung finden. Seltsamer ist es aber, daß häufiger in derselben Himmelsgegend, ja im selben Sternbilde, neue Sterne auftreten. So sind im Sternbild des Skorpions nicht weniger als fünf neue Sterne im Laufe der Zeit beobachtet worden, mehrfach im Sternbild des Schwans und im Perseus, und auch im Sternbild des Adlers, in welchem unsre Nova steht, war bereits im Jahre 1899 ein neuer Stern zu sehen, der freilich nicht sehr hell gewesen ist.

Auch dieser neue Stern wird natürlich Anlaß zu mancherlei Untersuchungen mit dem Spektroskop und dem photographischen Apparat geben, und es steht zu hoffen, daß wir den jetzt anzustellenden Beobachtungen eine weitere Klärung unsrer Vorstellungen über die Entstehungsursachen dieser Gäste am Himmelszelt verdanken werden. Festgestellt ist bereits, daß auch diese Nova kein wirklich neuer Stern ist. Auf photographischen Aufnahmen der Himmelsgegend, in der der Stern aufgeleuchtet ist, die aber aus früherer Zeit stammen, hat sich ein Stern von etwa zwölfter Größe nachweisen lassen, dessen Ort mit dem der Nova übereinstimmt, so daß die Identität der beiden Sterne wohl zu vermuten ist.

Von alters her hat der Sternenhimmel als ein Symbol der Ewigkeit und Unveränderlichkeit gegolten. Freilich wissen wir, daß in Wahrheit die Sterne nicht stillstehen, ja, von manchen können wir ziemlich genau angeben, welchen Weg sie wandeln, wo sie nach zehntausend Jahren zu sehen sein werden. Aber diese langsamen Bewegungen sind nur etwas Gewußtes, nichts Erlebtes. Sie entziehen sich völlig unsrer Beobachtung und sind uns nur in langwierigen Rechnungen auffindbar. Das Auftreten neuer Sterne aber lehrt uns unmittelbarer als jede Rechnung, daß auch das Himmelszelt sogar nicht unveränderlich für Zeit und Ewigkeit gebildet ist, daß es auch für die Sterne Gesetze des Werdens und Vergehens gibt, wie für die kleinen Wesen, die mit der winzigen Erde um die Sonne kreisen und sich mit Stolz Menschen nennen.

Reiterlied

Ich bin ein armer Reiter,
Hab' weder Geld noch Gut,
Doch einen harten Schädel,
Ein Schwert, ein Pferd, ein Mädel
Und einen frohen Mut.
Flieg du, mein Rappe!

Mein Schädel ist von Eisen,
Mein Schwert das ist von Stahl,
Mein Rappe ist so schnelle
Und 's Mädel so lichthelle
Wie Sommersonnenstrahl.
Flieg du, mein Rappe!

Mein Mädel ist die Schönste
Im weiten deutschen Land.
Die andern Dirnen schmähen
Und möchten schier vergehen,
Weil ich ihr zugewandt.
Flieg du, mein Rappe!

Und macht mein Kaiser Frieden,
So wird das Mädel mein,
Ich hab' sie mir erkoren.
Mit klirrenden Klingelsporen
Soll dann die Hochzeit sein.
Flieg du, mein Rappe!

Götz Otto Stoffregen
(im Felde)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Junge Frau

Junges Mädchen

Neue Wiener Miniaturen

Mit zehn Abbildungen nach Miniaturen von Johanna Freund-Campmann (Wien)

Von Ernst Warburg

Wie dieser Krieg auch ausgehen mag, es werden hochbeinige Zeiten ins Land kommen, und wo zuvor der Überfluß und die Verschwendung saßen, wird die Sparsamkeit Platz nehmen müssen. Doch trösten wir uns: das geschieht nicht zum erstenmal in der Welt, und wenn Handel und Wandel auch wohl bitter darunter leiden werden, die Kunst, die ihre eignen Lebensbedingungen hat, braucht nicht gleich schlecht dabei zu fahren. Freilich wird auch sie sich nach der Decke strecken, wird die Luxusgebärden aufgeben müssen, mit denen sie sich vor dem Kriege, oft zu ihrem Schaden, allzu eng befreundet hatte, und zu den kleinen Formen zurückkehren müssen, mit denen sich unsre Großeltern nach den Befreiungskriegen begnügten, ohne deshalb gar so unglücklich zu sein.

Mir scheint, zwei dieser Trostengelchen stehen schon vor der Tür, um hereinzuschlüpfen, sobald nur der Friede den ersten schmalen Spalt öffnet. Sie sind miteinander verwandt, die beiden Kleinkünste, die ich meine, obwohl sie äußerlich ganz anders ausschauen und obwohl sie — aber das kommt ja wohl unter den besten Freundinnen vor? — eifersüchtig miteinander streiten, wer von ihnen die ält—, nein, um Gottes willen: wer von ihnen die jüngere ist. Beide tragen einen fremdländischen Namen, und alle Versuche, ihn zu verdeutschen oder ihn gar durch eine Verdeutschung zu verdrängen, sind bisher fehlgeschlagen. Denn es sind Verliernamen, Namen, die eine Maske tragen, die etwas andres vortäuschen, als dahintersteckt, oder die dem Deuter und Erklärer eine Nase drehen, just wenn er sich am gelehrtesten dünkt.

Brauch' ich das Schwesternpaar, das ich meine, noch zu nennen? Die eine, die dunkle, ernste, strenge, führt ihren Namen von dem Monsieur Etienne de Silhouette, hat aber von ihrem Namengeber nie recht was wissen wollen, da der französische Finanzminister aus der Mitte des 18. Jahrhunderts als Sparhans übel verrufen war; die andre, die schmelzfarbene, zarte, blühende, wehrt sich von vornherein dagegen, als habe sie nur das geringste mit dem ebenso böse verschrienen minus zu schaffen, ein Verdacht, in den sie durch das viel mißbrauchte »en miniature« geraten ist, während sie doch nach dem edlen hispanischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildnis eines jungen Mannes

Wort »minium« (zu deutsch Mennig) getauft ist, womit die Römer verschiedene rote Farben, besonders aber ein schönes Zinnoberrot bezeichneten. Mit diesem Rot zog man die Linien, auf denen geschrieben werden sollte; mit diesem Rot zierte man, auf daß sie sich recht wohlgefällig vor den andern hervortäten, die Anfangsbuchstaben oder die ersten Reihen einer Seite, eines Abschnitts; mit diesem Rot malte man in den Federzeichnungen, die den Text begleiten, das Fleisch, zumal die Wangen und die Lippen, und danach hieß dann zunächst der Schreiber und Maler, später, als die Begabungen und Berufe sich trennten, allein der Handschriftenmaler miniator und seine Werkchen Miniaturen. Aber damit — auch Worte sind keine Lumpe — begnügte sich der Ausdruck nicht lange. So sprengte er seine Begriffsgrenzen, und zumal als Buchdruck und Formschnitt die geschriebenen und mit Handzeichnungen geschmückten Bücher verdrängt hatten, ging er auf zierliche kleine Malereien überhaupt, auf Bildnisse, Genreszenen, Stilleben, Landschaften usw. über, die auf Pergament, Elfenbein und ähnlichem Stoff ausgeführt wurden.

Das, was hinfort eine Miniatur hieß, blickt auf eine glänzende Geschichte zurück, auf eine viel glänzendere als die Silhouette, die eigentlich nur einmal, zur Zeit der weimarischen Klassiker, mit den höheren Gesellschaftskreisen Fühlung gewann, sonst aber ein durchaus bürgerliches Geschöpf blieb. Dagegen die Miniatur! Der war es in den Blütezeiten ihrer Kunst bei den Höchsten und Allerhöchsten gerade nur gut genug, und als die vom Sturm der großen französischen Revolution hinweggefegt waren, wußten die bürgerlichen Nachfolger im Gesellschaftsleben nichts Eiligeres, als sich so malen zu lassen, wie die friedlichen Schönheiten des alten Regimes es getan hatten: in Medaillonform auf Email oder Elfenbein, gleichsam als blütenzartes Trugbild ihres harmlosen Kinderherzens. Daß wir's nur gestehen: in keiner Kunst ist so viel getrogen und gelogen worden wie in der Miniatur. Wer im 18. Jahrhundert das Schmeicheln nicht aus dem Effeff versteht, gehört nicht zur Zunft, ist nur ein elender Stümper. Ginge es nach den Kleinbildnissen jener Zeit, so gab es damals überhaupt keinen häßlichen Menschen, wenigstens entsprechen sie alle, besonders natürlich die Damen, dem gesellschaftlichen Schönheitsideal der Zeit mit ihrer schmachtenden Süßlichkeit und verführerischen Lieblichkeit, für die ich keine bessere Bezeichnung weiß als das Berliner Hätschelwort von 1918: »puppig«. Und je allgemeiner die »Schönheit«, desto allgemeiner die Ähnlichkeit untereinander. Da sind kaum

Knabe mit Buch

Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kleiner Junge

Persönlichkeitsunterschiede zu entdecken; Herren und Damen sehen aus, als wären sie aus einer einzigen Familie Beau oder Joli: die gleiche Augendrehung, dieselben Rosenwangen und Purpurlippen. Frankreich und England wetteifern darin miteinander, und während noch ein Jahrhundert früher die Herkunft von diesseit oder jenseit des Kanals leicht zu bestimmen ist, ganz zu schweigen von den Charakterbildnissen des 16. Jahrhunderts, verwischen sich jetzt alle Ursprungsgrenzen.

Der Schöpfer des neuen veredelten Miniaturbildnisses war ein Deutscher, Hans Holbein d. J., dessen scharf zeichnender Pinsel auch in lebensgroßen Bildnissen mit miniaturhafter Feinheit zu arbeiten liebte; seine Hochblüte aber erlebte es in Frankreich und England. Zumal als um die Mitte oder am Ende des 17. Jahrhunderts Papier und Pergament durch Elfenbein und Emaille verdrängt wurden, wodurch der Fleischton seine zarte natürliche Durchsichtigkeit, die Gesichtsfarbe einen Schimmer von Blut und Leben gewinnt und mit dem Schmelz und Glanz der Farben sich eine dauerhafte Haltbarkeit einstellt. Die Namen Cosway, Smart, Sam. Shelley, Andrew und Nathaniel Plimer in England, die Namen Hall, Rosalba, Carriera, Bestier, Perin, Augustin, Isabey (»der glücklichste und beliebteste aller Miniaturisten«), Guérin, Laurent in Frankreich führen stufenweise auf die Höhe — nicht immer der reinen Kunst, aber doch des Geschmacks und des gesellschaftlichen Erfolges. Das währte ungefähr bis zum Jahre 1850; dann läuteten fast zu gleicher Zeit in England wie in Frankreich der unehrlich, schwächlich und kindisch gewordenen Miniaturkunst die Sterbeglocken.

Ehe es aber so weit kam, im Ausgang des 18. Jahrhunderts, lebt die deutsche Miniaturmalerei noch einmal zu überraschendem Glanze auf. In Berlin war es Daniel Chodowiecki, in Leipzig Heinr. Friedr. Füger, in Dresden J. Grassi, die es zu europäischem Ruf und Ansehen brachten. Füger, von dem Leisching (»Die Bildnisminiatur in Österreich 1750—1850«) mit Nachdruck sagt, daß in England und Frankreich keiner mehr zu leisten imstande war, und Grassi, von dem das berühmte Bildchen der Freiin Henriette Pereira-Arnstein stammt (Monatshefte, Juni 1915), kamen von Wien, das im 18. Jahrhundert als die eigentliche Pflegestätte der deutschen Miniaturkunst gelten kann. Wie die Silhouette, so bringt es in der Biedermeierzeit auch die Miniatur der Waldmüller, Agricola, v. Anreiter und Daffingers, des Malers der spezifischen Wiener Anmut aus dem Vormärz, noch zu einer

Bübchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht anständigen Blüte. Man mag über die etwas dürftige Naturwahrheit jener Zeit lächeln, im Grunde war es doch diese naturgemäße Anspruchslosigkeit, die die Wiener Miniaturmalerei so lange gesund erhielt. Die Grabschrift, die Grillparzer dem von der Cholera dahingerafften Daffinger († 1849) schrieb, gilt für die ganze Gruppe: »Im Menschenantlitz und in der Blumenwelt suchte er einzig die Natur, und er fand sie, aber in ihrem Brautschmuck als Kunst.«

Wenn die Sprache nur ein wenig höflicher wäre, so hätte sie wohl dafür gesorgt, daß der Name dieser kleinen schmelzenden Feingemälde mit dem der heiteren Stadt an der Donau einen zärtlichen Reim ergäbe. Dort haben sie jedenfalls eine neue Weltheimat gefunden, die sie aus ihrer natürlichen kaum etwas von Teilnahme, Rührung, Zärtlichkeit und Vertraulichkeit vermissen ließ. Keine andern Werke der Schmuck- und Kleinkunst, sagt Max von Boehn in seinem Miniaturen-Büchlein, das erst vor kurzem bei Bruckmann erschienen ist, haben so den ganzen Scharm bewahrt, der einst von ihnen ausging, als sie noch Pfänder der Liebe und Freundschaft Lebender waren, als schöne Augen sie feuchten Blickes betrachteten, als sie an klopfenden Herzen ruhten und ein Zeichen dafür waren, daß sich über Raum und Zeiten hinweg die Seelen miteinander verbinden wollten. Für diese weiche, sentimentale Stimmung — wo fand sich für sie ein besseres Echo als in Wien? Hier hat man immer die Kunst verstanden, sich durch den Ernst des Lebens und das Streben nach starken und großen Dingen die Freude am Kleinen und Bescheidenen nicht zerstören zu lassen.

Mit dem Ball

Kind im Lehnstuhl

Diese Doppelkunst übt auch auf die Wiener Künstlerin Johanna Freund-Campmann, von deren Bildnisminiaturen wir hier zehn wenig verkleinerte Wiedergaben bringen. Nur scheinbar zerfällt ihre künstlerische Arbeit in zwei gesonderte Gebiete: einesteils die Figurenmalerei großen Formats mit religiösen oder einfach menschlichen Motiven, in denen sie ihrem Stilstreben gehorcht, »dekorativ-monumentale Arbeiten«, wie die Wiener Kritik sich öfters ausgedrückt hat; andernteils das Bildnis in Pastell und die Bildnisminiatur. Seinen geistigen Generalnenner findet beides in der angeborenen Natur der Schöpferin, die hier wie dort zu behaupten ihr Ehrgeiz ist. »Ich übertrage«, schreibt mir die Künstlerin, »Neigungen und Behandlung vom Großen aufs Kleine und suche im Porträt und in der Miniatur nicht das Momentane, das Huschende in Bewegung und Ausdruck, sondern ich liebe vor allem im Menschen das, was unter der Oberfläche — sei sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch so bestechend und blendend — liegt, das Insichberuhende, das Bleibende, das Einfach-Menschliche, nicht die Maske, sondern das Wesen. Natürlich freue ich mich dann, wenn es mir gegeben wird, ein Gesicht zu malen, in dem das Tiefere über das Oberflächliche Herr geworden ist, ein Gesicht mit innerem Ausdruck.« Von diesem Punkt aus sucht die Künstlerin auch das Kind aufzufassen, das ihr als der Natur noch nicht entfremdetes Geschöpf besonders lieb ist, dessen Reinheit für sie in jeder Linie geschrieben steht.

Für diese Auffassung hat sie sich eine entsprechende Ausdrucksform zu schaffen gewußt. Wie sie in den größeren Arbeiten einfache, aufs Große gehende Behandlung anstrebt, im Beiwerk und im Hintergrund nur das innerlich und organisch Verbundene gelten lassen will, so nimmt sie auch im kleinen den Menschen und den Ausdruck, auf den es ihr ankommt, gern so einfach wie möglich. In der Technik liebt sie dementsprechend Grund und Gewand in deckenden, mit Weiß gemischten Tönen zu malen, so daß das Fleisch allein den warmen durchscheinenden Elfenbeinton behält. Viele Franzosen und von den Wienern Füger haben schon diese Methode der andern, von Daffinger und seinem Kreis gepflegten vorgezogen, die Weißmischungen gänzlich vermeidet. Im übrigen läßt die Künstlerin auch dabei möglichste Einfachheit walten, was freilich immer noch Erfahrung genug voraussetzt, da das Elfenbeinmalen wohl zu den schwierigsten Techniken überhaupt gehört. Da galt es zunächst viele alte gute Miniaturen geduldig zu kopieren und dadurch von selbst auf »Rezepte« zu kommen, wie sie sonst, als »Geheimnis« gehütet, nur von Eingeweihten an Eingeweihte weitergegeben werden. Es laufen darüber allerlei hübsche Anekdoten um, wie Altwiener Maler sich unerkannt von berühmten Kollegen malen ließen, um etwas von den geheiligten Wundermitteln zu erhaschen. Was ihnen ja wohl auch gelungen sein mag; sonst gäbe es schwerlich um jeden Bedeutenderen einen Kranz ähnlich Arbeitender und in jeder Epoche eine sie kennzeichnende Behandlungsart. Gegenwärtig übertreibt man die »Primitivität« wohl manchmal ins Gekünstelte. So, wenn man ein Gesicht und eine Figur auf das blanke Elfenbein setzt, ohne jeden Grundton. Ob das nicht nur ein Verlegenheitsrezept ist, zu dem Zweck erfunden, den Mangel an geschultem Können zu verdecken? Anderseits: die Sammetvorhänge, die Park-

Im roten Kleidchen

Kind mit Puppe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ansichten, die Mauerischen, wie sie mustergültig von den Alten verwendet wurden, sind heute nichts mehr als Requisiten einer versunkenen Zeit, die von unserm Geschmack als unwahr empfunden werden. Man kann ohne sie auskommen, und wenn man einmal den Mut dazu gefaßt hat, entdeckt man schon Vorgänger in der klassischen Zeit, die ebenso dachten und verfuhren. Was das Äußere dabei allenfalls einbüßt, kommt dem Inneren zugute.

Seit die Photographie auf der Lauer liegt, heißt es ohnedies, mehr auf tiefere persönliche Charakteristik auszugehen, in der Zeichnung wie in der Farbengebung. Dabei gerät man dann freilich mit seinem Künstlerstreben nach Stilisierung der Erscheinung in Widerstreit und trifft auf den Punkt, wo sich die höhere typische Verwandtschaft aller Miniaturbildnisse zum Teil aus dem Stoff und Zweck erklärt. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt schon S. M. der Auftraggeber, der nun mal »Ähnlichkeit« will und mit naturalistischen Augen sieht.

Johanna Freund-Campmann hat in Wien und München ernsthaft studiert und ist bei manchem Lehrer in die Schule gegangen. Dabei hat aber auch sie nur die Erfahrung gemacht, daß das Entscheidende und Wertvolle aus eigner Quelle kommen muß, daß der Künstler erst in dem Augenblick geboren wird, wo er den Mut gewinnt, sich auf die eigne Kraft zu verlassen, getreu dem Spruch Herders:

Lerne die Lehren der Schule; doch gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Zweites Gesicht

Als die Granate eingeschlagen,
Brauste vom Himmel ein feuriger Wagen.
Mit federnder Brücke, mit sirrenden Achsen
Jäh aus der dröhnenden Luft entwachsen ...

Das sternhafte Antlitz. Die Gottgebärde.
Wer neigt sich so liebreich auf die Erde?

Die blütenweiße Prophetenhand
Blättert in einem schmalen Band.
Er liest. Ich lausche. „Die frühen Lieder" ...
Alles, was ich gewesen, kehrt wieder.
Tumult der Gedanken, der Sinne Trubel,
Rausch und Qual, Leid und Jubel,
Die Seelen einst verlebter Stunden
Haben den Weg zu mir wieder gefunden.
Der Seher wendet im Buch ein Blatt ...
Gewimmel von Menschen in großer Stadt.
Er blättert die nächste Seite im Buch ...
Von Sommerwiesen weht Heugeruch.
Wir liegen Seite an Seite geschmiegt,
Eine weiße Wolke am Himmel fliegt ...
Die Wolke platzt. Die Erde bebt ...
Ich habe mich rasend doppelt erlebt.

Kein Wagen, kein Seher, kein Buch mehr da!
War ich mir selbst oder war ich dem Himmel zu nah?

Karl Bröger

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Georg Altheim: Tal bei Nieder-Ramstadt

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 1. Schaffhausen: Aus der Arbeiterkolonie der Eisen- und Stahlwerke vorm. Georg Fischer. Die Häuser H. u. J. am öffentlichen Spielplatz Baumeister: Curjel & Moser, Karlsruhe und St. Gallen

Gewissensfragen und Gemütsprobleme deutscher Hausbaukunst

Von Ministerialbaurat Paul Ehmig (Schwerin)

Als Goethe 1770 durch Bern reiste, machte die »bürgerliche Gleichheit und Egalität« der Stadt auf ihn einen tiefen Eindruck. Diese einheitliche Gestaltung der Plätze und Straßen so vieler guter alter Städte war der unbewußte baukünstlerische Ausdruck des bürgerlichen Lebens, das mit seinem Gemeinschaftlichkeitsgeiste alle Stadtbewohner, gleichviel ob arme oder reiche, verband. Die Grundformen der Bauplätze, die Baumassen der Häuser und Dächer, die Größen der Fenster und Türen blieben durch Geschlechterfolgen dieselben, so sehr sich auch ihre architektonische Durchbildung und ihr Schmuck im Wandel dieser Geschlechter verändern mochten. Und doch unterschied sich trotz dieser Einheitlichkeit der Grundformen und der raumumschließenden Elemente jede Siedlung von Gau zu Gau, ja nicht selten schon die kleinste Landstadt von der benachbarten. Hier wirkten die stillen Kräfte des heimatlichen Bodens mit seinen Baustoffen, des Klimas, der väterlichen Sitte und Gewohnheit und bewahrten jene bürgerliche Gleichheit und Einheitlichkeit vor der Gefahr der Einförmigkeit. Dieser heimatlichen und stammlichen Eigenart ordnete sich die im Wechsel der Geschlechterfolgen begreifliche Neuerungsfreude, die Lust an Mannigfaltigkeit und persönlichem Ausdruck immer wieder unter. Gerade diese dem oberflächlichen Blick verborgen bleibenden Regungen des deutschen Stadtbaugeistes führten im deutschen Wohnbau zu Heimatstilen, welche die verschiedenen Formensprachen der Zeitstile harmonisch verbanden. Nur so ist es möglich, daß jede gute alte Stadt uns trotz ihrer stilistischen Mannigfaltigkeit in der Hausbaukunst der einzelnen Geschlechter heute noch als einheitliches Kunstwerk erscheint. Wohl unterscheidet sich natürlich das Patrizierhaus von dem des einfachen Bürgers, nie aber fällt es in eitler Prahlsucht, trotz aller Reichheit, aus dem Gesamtbild der Straßen und Plätze.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellen wir heute diese soziale Gewissensfrage, so zeigt das Durchschnitts-Familienhaus in internationalem Protzentum den schroffsten Standesunterschied, und eine gewinnsüchtige Spekulation maskiert selbst das vielstöckige Massenmiethaus mit den Architekturformen von Hunderten stilistisch verschiedenen Palästen möglichst reklamehaft, um so an den »Avenuen« zahlungsfähige Mieter anzulocken. »Egalität« bis zum ärmlichsten Schema zeigen nur die weiten Gebiete der Arbeitersiedlung mit ihren drei-, vier- und fünffach hintereinandergeschalteten Hinterhäusern.

Nichts kann das Gärende und Unreife unsrer Kulturzustände besser kennzeichnen als dies wilde Durcheinander unsers baukünstlerischen Schaffens. Ein zügelloser Individualismus, der ebenso das wirtschaftliche Leben mit dem Schlagwort vom freien Spiel der Kräfte beherrscht, nimmt auch der architektonischen Gestaltungswelt jeden einheitlichen Charakter.

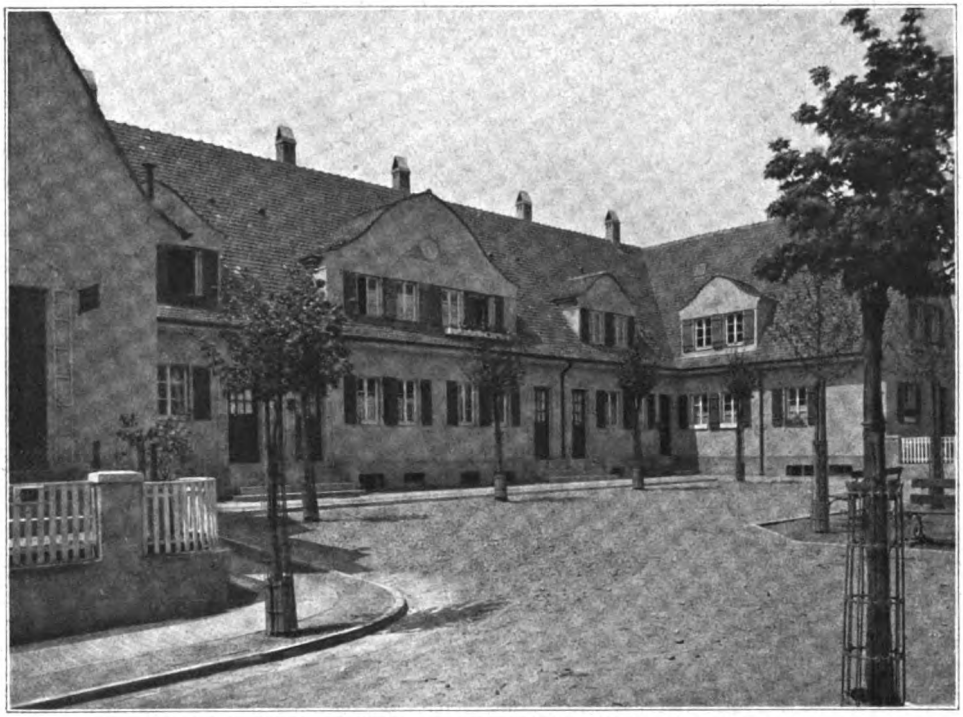
Aus abstrakten Gelehrten und Philosophen sind wir tatkräftig vorwärtsstrebende, klug spekulierende Geschäftsleute geworden, aber die Hoffnung Goethes, daß wir nach einem Jahrhundert aus dem Abstrakten zu jenen Menschheitshöhen emporgestiegen sein möchten, auf denen Kunst und Kultur allgemeines Bedürfnis sei, scheint heute noch auf Geschlechterfolgen eine vergebliche. Mangels dieses allgemeinen Bedürfnisses gingen alle einheitlichen Grundformen verloren. Die ganze Verworrenheit unsers Kulturbildes zeigt auch im Baukünstlerischen den Ausfluß persönlicher Laune und bizarrer oder sentimentaler Ichsucht, und nur vereinzelt findet sich erst ein Streben nach einer künstlerischen Symbolisierung der neu erwachenden Gemeinschaftsgedanken. Gilt doch heute noch alles als reizlos, was nicht auffällt, so daß die meisten vor der stillen, in sich geschlossenen Schönheit einer guten alten Stadt, wie überhaupt vor allen tieferen Wesenszügen baukünstlerischer Kultur, »seelisch ratlos« stehen, wie es der Historiker Karl Lamprecht einmal ausdrückt. An bügerlicher Baukunst interessieren höchstens die Prachtbeispiele reichverzierter Patrizierhäuser, Paläste, Schlösser, für die tieferen Züge des Gesamtbildes blieb man blind, und die zukunftswichtige Bedeutung des einfachen Hauses für Straße und Platzwand wird kaum erkannt. Noch gilt dem Bauherrentum jeder Art der Architekt als genial, der für jede neue Aufgabe eine neue künstlerische Überzeugung hat, dem also jede eigne Kunstüberzeugung fehlt. Man glaubte geistreich zu bauen und tat es bis zur Anekdotenhaftigkeit. Daß gegen diesen Mangel an allgemein anerkannten Bautypen, an gemeinsamem Stilgefühl, daß gegen diese Unausgeglichenheit eine uralte Geschichte der Kunst spricht, dämmert erst wenigen auf.

Abbild. 2. Wohnhaus am Kottbuser Damm in Berlin
Baumeister: Bruno Taut in Berlin

Ich habe an andrer Stelle* ausführlicher darzulegen gesucht, daß heute jedoch schon Unterströmungen festzustellen sind, die zu einem Abwenden von strenger Wissenschaftlichkeit, zur Befreiung von einem äußerlichen geschichtlichen Formalismus hinführen wollen und auch in künstlerischen Dingen die Sehnsucht nach Seele und Gefühl, nach Durchgeistigung im Kampf gegen alles Spezialistentum zu verwirklichen suchen. Und es ist ein Zeichen der Kraft dieses Neuidealismus, dieses Kampfes um die Seele, daß er sich

* »Das deutsche Haus«, vornehmlich Bd. II, 3. und 4. Buch.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Abbild. 3. Kleinwohnsiedlung Falterau bei Stuttgart, Platzumbauung
Baumeister: Klatte & Weigle, B. D. A., in Stuttgart

aus den rein literarischen Gebieten auch bereits den Problemen der materiellen Welt, der sichtbaren Innenkultur zuwendet. Daß das deutsche Wohnhaus an erster Stelle in diese Strömungen einbezogen wird, deutet auf den Beginn großer künstlerischer Umwälzungen, die mit der Abkehr von der Stilnachahmung aller Völker und Zeiten zu dem Erfassen des allgemein Bleibenden der Volkspersönlichkeit, des Menschlichen der Baukunst hinleiten.

Die heutige Unkultur unsrer durchschnittlichen häuslichen Umgebung gibt doch schon manchem zu denken und führt zu der Erkenntnis, daß nicht der wandelbare erborgte Schmuck das Wesen der Sache ausmacht, daß der uralte menschliche Trieb zum Nestbauen, zum Schaffen einer abgeschlossenen Empfindungswelt Gestaltungskräfte des Räumlichen voraussetzt, daß die eigentlichen Probleme tiefer liegen als in der Fassaden- und Flächendekorierung oder der Erfindung eines neuen Ornaments. Dies alles wird zum äußerlichen Formenkram, wenn die Gemeinsamkeitsfragen des Kulturlebens zurückgedrängt werden. Auch im Wohnbau werden heute noch die stilistischen Ideen in den Vordergrund gestellt, die Komposition der Schauseiten, sei es nach historischen Stilrezepten, sei es in persönlichster Künstlerkunst. Selbst das Rauminnere soll sich heute solchen Stilrezepten oder einem neuen raumsymphonischen Künstlerdrange unterordnen, oft ganz unbekümmert um die persönliche Anlage der Bewohner und den Raumzweck. Der gute Hausbau war aber stets Hintergrund der Zeit, Ausdruck des eignen Lebens, gebunden an stammliche und landschaftliche Einflüsse, an gemeinschaftliche Bedürfnisse. Erst im Anschluß an diese wird er lebendige Kunst.

Wer das letzte Jahrtausend deutscher Hausbaukunst ernst durchforscht, wird die überragende Bedeutung der Stadt für den deutschen Wohnhausbau anerkennen müssen. Die Stadt wurde zur Hausbildnerin, d. h. also, die Gemeinschaftsbedürfnisse der Stadt, ihr bürgerlicher Charakter, ihre soziale Zusammensetzung, ihr ganzes ausgeglichenes Kulturleben spiegelt der Hausbau wider. Selbst das hochkünstlerische Wohnhaus des Patriziers war, wie bereits erwähnt, nie schreiende Reklame oder individueller Selbstzweck einer unsozialen Künstlerkunst, sondern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abbild. 4. Kolonie L. Mannstaedt in Troisdorf — Baumeister: D. u. K. Schulze in Dortmund

fügte sich ein und fiel nicht aus dem Rahmen und Hintergrund heraus, zu dem der Hausbau des bürgerlichen Lebens wurde. Die Massen des Hausbaues, die Größe der Fenster und Türen, die Höhe der durchgehenden Gesimse und Dachfirste blieben in den üblichen Abmessungen und ordneten sich den Gesamtverhältnissen ein. Erfolgte hin und wieder hierin eine Steigerung, so drückte sie sich auch in der Stellung des Hauses zu den äußeren Raummaßen der Plätze und Straßen aus, nie aber fiel, selbst im malerischen Mittelalter, wo diese Gesinnungen künstlerisch nur im verborgenen wirkten, ein Haus brutal aus der Straßenzeile oder Platzwand und störte das künstlerische Gleichgewicht, wie heute fast jeder Neubau. Diese Gleichartigkeit, abgestuft nach den wirtschaftlichen Kräften der Bewohner, ruft immer wieder zu der selbstverständlichen staatsbürgerlichen Pflicht, Typen von guten Wohnungen zu schaffen und diese Typen von Neubau zu Neubau zu durchgeistigen und zu verfeinern. Dies ist heute um so wichtiger, als die bedeutsamste deutsche Hausbauaufgabe darin besteht, den breiten Massen und dem Mittelstand gute Wohnungen zu geben. Die Bildbeispiele 1—6 mögen zeigen, wie sehr hier ein gemeinsames Bedürfnis wie von selbst zu einer fast monumentalen Einheitlichkeit, nicht nur beim hohen, vielgeschossigen, sondern auch beim flachen, ein- oder zweigeschossigen Massenwohnhaus führt. Bei der Befriedigung des Wohnbedürfnisses von etwa 90 % der Bevölkerung kann es sich nur um Schaffung und Verfeinerung von Typen handeln, was natürlich auch im Stadtbild wahrheitsgemäß durch Wiederkehr und Einheit der Grundformen zum Ausdruck kommen müßte, wie in allen früheren Blütezeiten.

Ein künstlerisch noch so hoch stehender Bau muß dann als unkünstlerisch wirken, wenn er Harmonie und Haltung des Gesamtbildes zerstört, statt im besten Fall rhythmisch steigert. Die Durchführung des Grundgedankens, daß das Wohnhaus in guten Zeiten nur ein Element, Glied des Stadtganzen war, daß darum ganze Siedlungsbilder Zeichen von Gesinnungstüchtigkeit wurden, bedingt die Notwendigkeit der Mitwirkung der Bauherrschaft. Das Vermeiden alles Zudringlichen, Marktschreierischen und Überlauten in Form und Farbe ist Charakter- und Persönlichkeitssache gleichgestimmter Bauherren und Baukünstler. Freilich die offizielle Kunstgeschichte, die mit der psychologischen Durchforschung unsrer Baukunst kaum begonnen hat, weiß wenig zu berichten über

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Humor und Gemüt, Standesfreude und Volkswitz, Ernst und Lebhaftigkeit der Stammestemperamente des Wohnhausbaues in Nord-, Mittel- und Süddeutschland, über Anmut, Behagen und das Familiär-Intime, über trauliche Stimmung, liebevolle Angeschlossenheit, das Malerisch-Poetische, über Qualitätsgefühl, Materialwahrheit, Eigenwilligkeit, Verinnerlichung und wie die tiefen Gesinnungswerte deutscher Hausbau- und Siedlungskunst heißen mögen.

Von den unter der wechselnden Hülle der äußeren Formen und Schmuckgestaltung bleibenden Werten der Volksseele sei nur noch einiges angedeutet.

Es geht ein tiefsittlicher Grundton durch unser Leben, nicht erst seit dem großen Kriege. Das frühere Vorhandensein solcher Unterströmungen wurde schon gestreift. Die Sehnsucht nach Wahrheit als Ausdruck einer schlicht bürgerlichen Zeit, nach vertiefter sichtbarer Kultur, der Haß gegen Prunk und Schein, Parvenüwesen, verknöcherten Akademismus, gegen Intellektualismus und platte Romantik sind die Früchte dieser Unterströmungen. Dieser neuzeitliche Idealismus tritt in zwei Hauptströmungen zutage, die ich ethisch-aristokratisch und sozial-monumental nennen möchte. Die erstere strebt nach intimer Familienkultur, nach Seßhaftigkeit im offenen Land, nach Verinnerlichung des Glückes des Besitzes, als idealer Besitz der Volksgemeinschaft, als Verklärung menschlicher Unabhängigkeit, im Unterschied zum Protzentum. Sie sucht in der tiefen Ethik des richtigen Gebrauchs des Reichtums den Geist des alten Patriziertums wiederzubeleben und flieht in verfeinerter Subjektivität die Großstadt.

Die sozial-monumentale Unterströmung will in echtem Bürgerstolz das Großstadtproblem bezwingen unter Überführung des individuellen Hausbaues ins Typische, sie will Verinnerlichung und Verfeinerung der immer wiederkehrenden Alltagsaufgaben. Ihr wird die Leuchte der Aufrichtigkeit vorangetragen, denn 95% aller Behausungen müssen für den Klein- und Mittelstand gebaut werden. Darum empfindet man schon in weiteren Kreisen die Unwahrheit unsrer Durchschnittsstadtbilder, die hinter einer theatralischen Palastarchitektur den notwendigen Bedarf an Klein- und Mittelstandswohnungen in abstoßender Nüchternheit ver-

Abbild. 5. Bayr. Eisenstein: Pfarrkirche mit Pfarrhaus — Baumeister: Hans Schurr in München

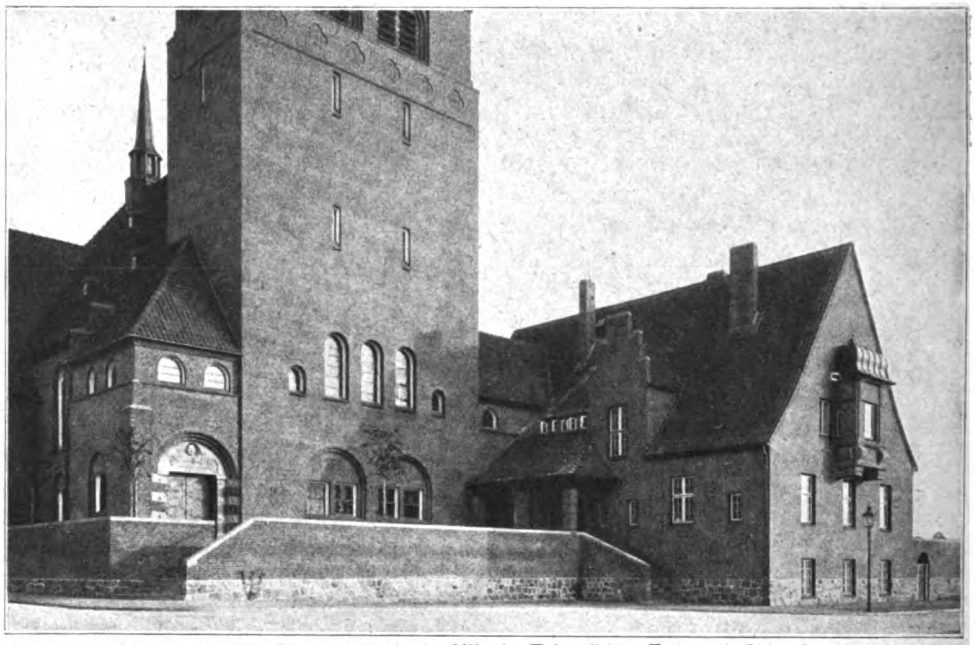
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

birgt und ähnliche oder gleiche soziale Bauaufgaben, die nach Schaffung und Verfeinerung von Typen förmlich schreien, mit den Gestaltungsmitteln der Romantik oder einer aristokratisch-individuellen Künstlerkunst bemäntelt.

Nach Wahrheit, Taktgefühl, Schicklichkeit, Haltung und Einordnung in das Gesamtbild wird fast ebensowenig bei der Gestaltung des doch für das Charakterbild der Siedlung bestimmenden Massenwohnbaues gefragt wie nach den Traditionswerten von Klima, Boden und Stammesart. Mit dem in niedersächsischen Landen zu Tode gehetzten äußerlichen Giebelmotiv der Pferdeköpfe ist freilich auch noch längst kein gesinnungstüchtiges norddeutsches Haus gebaut. Es ist nicht genug, wenn Bauherren und Architekten schon glauben, ein übriges zu tun, wenn sie im Süden barocke Putzbauten, im Norden gotische Rohziegelbauten erstellen. Die echten ortscharakteristischen Unterschiede liegen viel tiefer, sie sprießen aus dem mitteilsamen Leben des heiteren Südens und der oft schweigsamen Schlichtheit des ernsten Nordens, sie wandeln sich von Gau zu Gau viel mehr in der Gesamtauffassung und Stimmung der Bauten und Räume nach bleibenden Heimatstilen als in der wechselnden Formengestaltung der Zeitstile. Man sehe sich hierauf einmal die anmutig belebte und die stillernste Wirkung der neuzeitigen, so echt süd- und norddeutschen Baugruppen der Abbildungen 7 und 8 an.

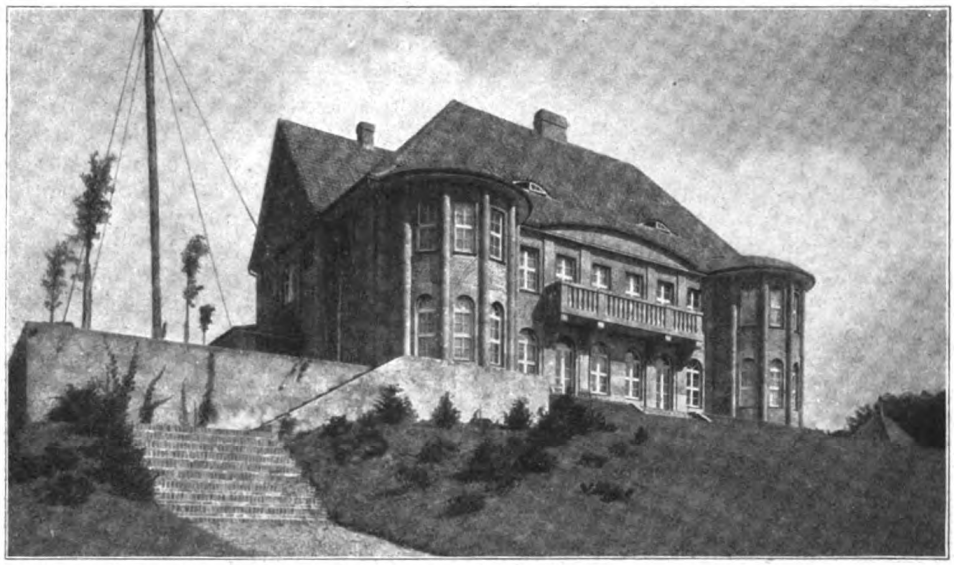
So steht ganz ursächlich die Massigkeit des Backsteinbaues des Nordens der oft so bewegten heiteren Wirkung der südwestdeutschen Werksteinmaterialkunst des Südwestens oder der lebhaften süd- und mitteldeutschen Putz- und Fachwerkskunst gegenüber. Daß es auch Wahlverwandtschaften im Volksleben wie im Wohnbau gibt, hat der alte Riehl schon herausgefunden, so zwischen der Baukultur des Backsteins der oberbayrischen Hochebene und der norddeutschen Tiefebene. Wer Landshut und Lübeck kennt, muß dies empfinden. Und wie wahlverwandt ist die Münchner Frauenkirche in ihrer ernsten Massigkeit mit denen der deutschen Ostseeküstenländer, entsprechend dem zähen konservativen Bauerngeiste, der Sondersucht des oberbayrischen und niedersächsischen Volksstammes!

Wie anmutig heiter und mitteilsam, wie zurückhaltend vornehm und kühl ist dagegen wieder der spätere süd- und norddeutsche Putzbau! Und abgesehen von fürstlichen Liebhabereien war es früher undenkbar, etwa



Abbild. 6. St.-Gertrud-Kirche in Lübeck, Teilansicht. Turm mit Pfarrhaus
Baumeister: Jürgensen & Bachmann in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

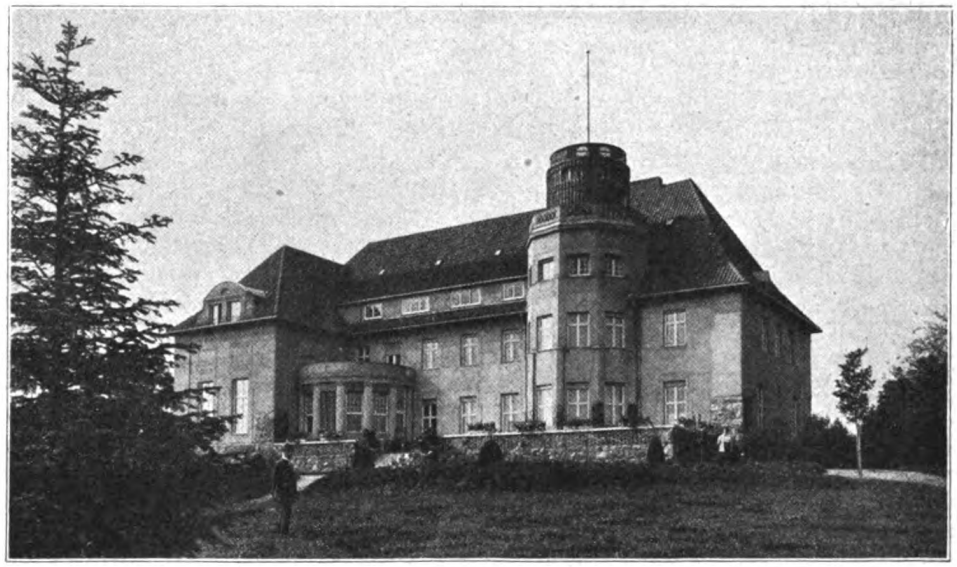


Abbild. 7. Apenrade a. d. Ostsee: Haus Jakob Jebsen. Südseite Baumeister: Anton Huber in Flensburg

ein Schweizerhaus in Norddeutschland aufzubauen; daran verhinderten Stammessprache, Landessitte, Ortsstimmung und das Klimatisch-Zweckmäßige, was alles die Form der Siedlung, der Straßen und Plätze, ja der Einzelbauteile, wie hier Erker, dort Balkone und nicht zuletzt der Dächer, bestimmte.

Die Grundsätze des Wohnbaues waren früher im allgemeinen unveränderlich, während die später im 19. Jahrhundert angewandte Kunstgeschichte der Adligen und reichen Bürger Form, Ornament und persönliche Verschiedenheit in den Vordergrund stellte. Darum wächst für die Weiterentwicklung die künstlerische Bedeutung des Kleinbürger- und Bauernhauses, des kleinen Schloßbaues, der Mittel- und Kleinstadtbilder, an denen die offizielle Kunstgeschichte bisher fast achtlos vorüberging.

Wer aber studiert heute auf Reisen und Wanderungen die selbst im Fachwerk ruhige Flächenwirkung der alten Bauernhaus- und

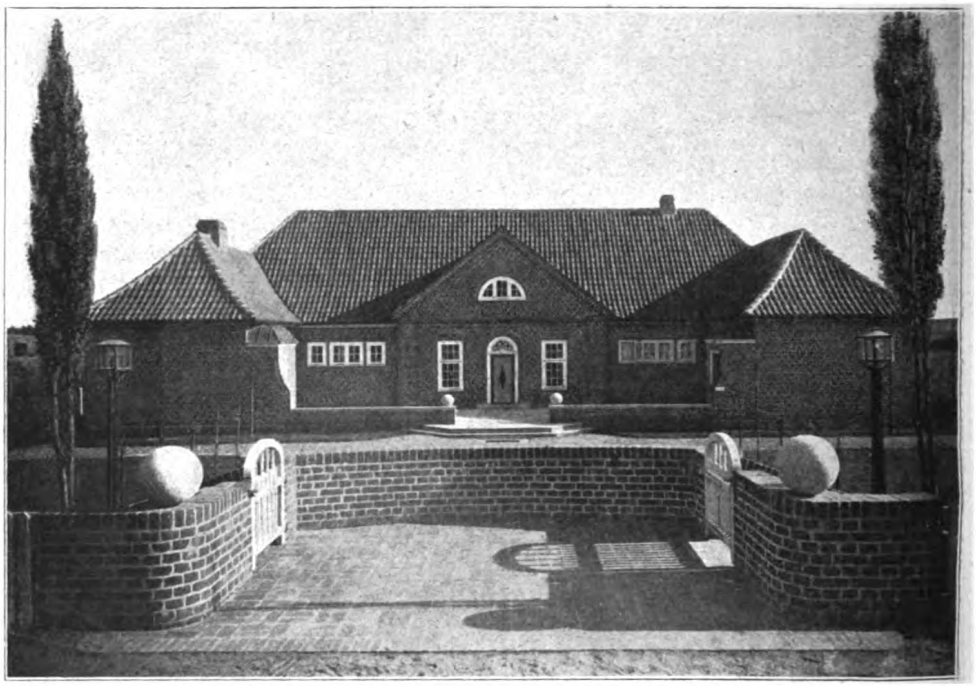


Abbild. 8. Herrenhaus in Groß-Rambin. Gartenseite Baumeister Jürgensen & Bachmann in Berlin

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Stadtkunst, die Ruhe ihrer Dächer, die auch bei mehrgestaltigem Material nie die schreienden Muster moderner Gesinnungslosigkeit zeigen; wer die Sprache der Fenster und Türen, die Zurückhaltung in Schmuck und Ornament, das Unterordnen von Haus, Einzelform und Schmuck unter die ruhige Massenwirkung der Gesamterscheinung? Immer ist das Haus Element, und auch da, wo das Gefühl für Rhythmus eine Steigerung verlangt, erfolgt sie stets ohne Störung der Gesamtstimmung. Die Formen- und Farbenfreudigkeit zerstört nie die Harmonie des Ganzen, der Stammespersönlichkeit, des Nationalen und Bodenwüchsigen. Die natürliche Schmuckfreude wird von den praktischen Erfahrungen des Klimas gezügelt. In rauhen Gebirgsgegenden, im nordischen Nebelland, im Wattenmeer verboten sich ein lautes Ornament, bewegte Baukörper und Dächer. Heute weiß die alles Bauen beherrschende profitgierige Bauindustrie nichts von diesen Gesinnungswerten. Eitle Sensationen und Motivchenhascherei, Mangel an feinerem Empfinden, an echter Bildung bei Baumeister und Bauherrn vernichten den Ortszauber, tragen rohe Mißklänge in die Harmonie des Dachkonzerts, in die Einheit von Material und Farbe, zerstören mit einer Häufung des Kleinlichen, mit falschen Maßstäben die Stimmung. Antiquarische Bauordnungen tragen in alte Siedlungsbilder eine unwahre Poesie und fälschen das Gesicht der Stadterweiterungen mit gutgemeinten historischen Nachahmungen, die doch nichts als Masken sein können.

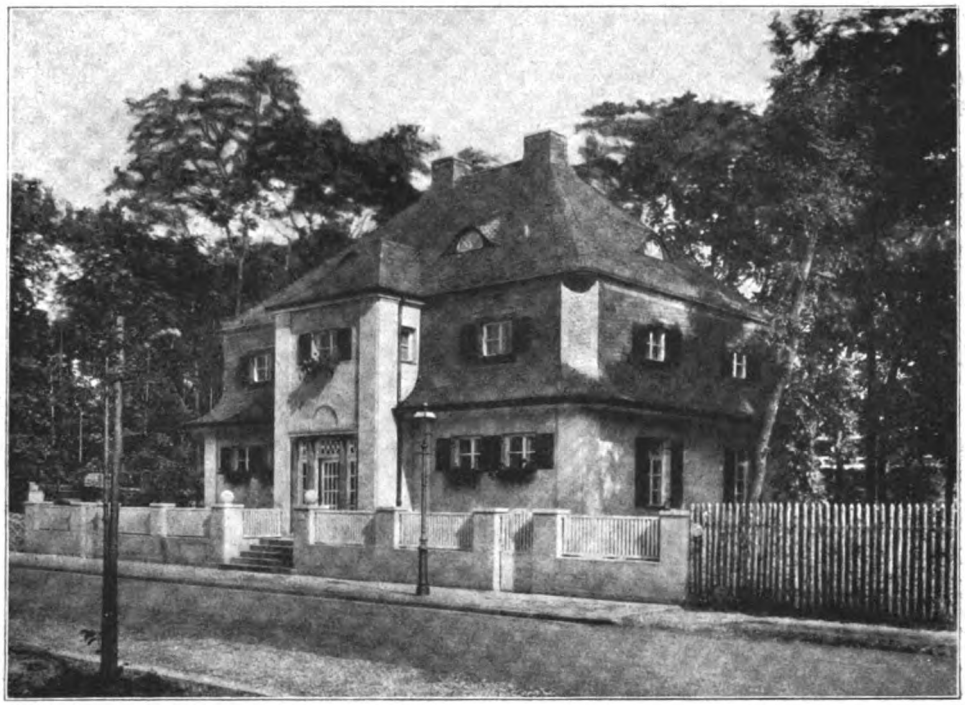
Ist unsre heutige Wohnkultur schon an jenen zeitlosen, nicht formalen Baugesinnungswerten gemessen unbewußt traditionslos, so verleugnen weite Kreise moderner Künstlerkunst jede Überlieferung mit vollem Bewußtsein und verteidigen so die Anarchie der Persönlichkeit. Unbekümmert um die Art der oft alltäglichen Aufgaben sollte in der weltfremden Monumentalitätssucht dieser egoistischen Künstlerkunst jedes Haus zum Dokument, jeder Raum von symphonischer Wirkung werden.



Abbild. 9. Haus Buchholtz in Bordesholm — Baumeister: Dipl.-Ing. Ernst Prinz in Kiel

Man wollte modern sein und gelangte zur wechselnden Mode, man überschätzte die Bedeutung der Mannigfaltigkeit in Detail, Fassade, äußerer Form und Gegenständlichkeit des Ornaments und vergaß immer wieder, daß Architektur viel mehr als dieses ist. Man wurde von dem »Schneiderehrgeiz« gepackt, nur dann geschmackvoll zu sein, wenn man

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



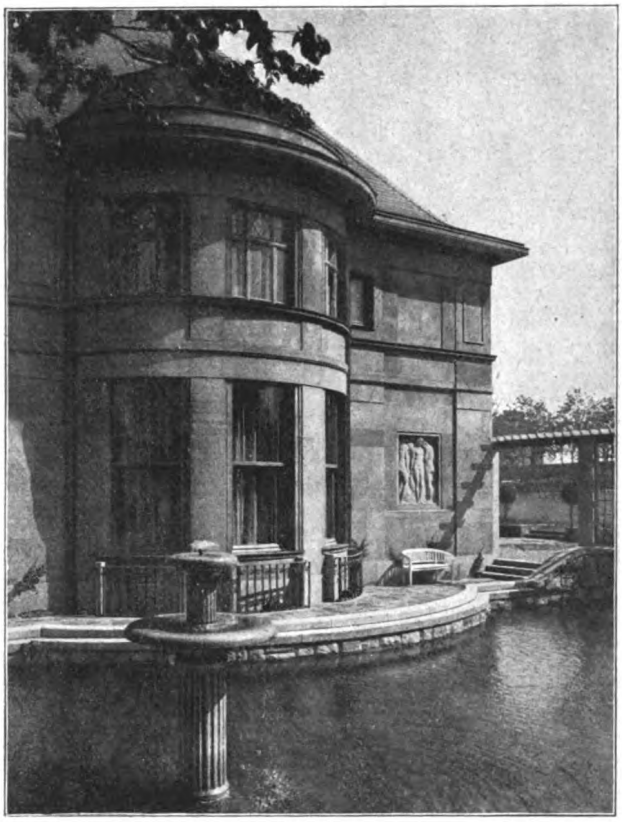
Abbild. 10. Haus Pick-Riecken in München — Baumeister: Th. Veil & G. Herms in München

in rein formeller, lebensfremder Nervenkunst jedesmal Neuestes und Allerneuestes baute.

Nur Einzelbeispiele deuten in Deutschland auf etwas dem Ruhmsinn der romanischen Völker Ähnliches; der alte deutsche Hausbau strebte vor allem nach Verinnerlichung. Die äußere Dekorationssucht der Reichen und Vornehmen, wie sie der große Schloßbau auch in Deutschland oft zeigt, macht bei den bürgerlichen Mittelstandsbauten einer Kunstfreude an praktischen Dingen Platz; so

Abbild. 11. Haus »Sonnenheim« in Bad Reichenhall — Baumeister: D. Böhm in Offenbach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Abbild. 12. Haus »Waldhausen« in Darmstadt
Baumeister: Edmund Körner in Darmstadt

waren z. B. ursprünglich die Wappen, Hauszeichen, die Bemalung der Häuser Vorläufer der Hausnumerierung für den lesensunkundigen Bürger. Alle Prachtentfaltung, wie beim Bauernhaus, war von festfroher Frische und Ursprünglichkeit und wuchs aus unblasierter Freude am Besitz heraus. Ein Vortäuschen von Materialechtheit, wie es wiederum der große Schloßbau oft zeigt, wurde in guten Tagen vermieden. Die bäuerliche Kunstgesinnung nahm immer nur das Beste von der Stadtkunst, immer aber im Gefühl für die Gesetze der landschaftlichen Maßstäbe, nie in dem heutigen bedauerlichen Gesinnungsmangel, das Stadthaus, und noch dazu das schlechte, auf das platte Land zu verpflanzen. Man denke dagegen an die stolzen Bauernhäuser der Vierlande und der Wilstermarsch dicht vor den Toren Hamburgs.

Auch das Malerische wuchs nicht aus spielerischer Phantasie heraus, sondern aus dem praktischen Sinn, alle Vorteile des Bauplatzes und der Lage auszunutzen, der Bauaufgabe das Beste abzugewinnen. Der neue Baugedanke, auf Geschlechter hinaus im Geschmack der eignen Zeit zu bauen, der Stolz und die selbstverständliche Gesinnungstüchtigkeit hierbei, und nicht spielerische Phantastik, führt zur Geburt des Malerischen. Oft sind es auch wohnkulturfeindliche Elemente, wie die Bodennot und der Befestigungszwang beim Burgen- und Städtebau. In diesem Geist, nicht in der jetzt noch so oft wieder aufgebauten malerischen Kulisse, liegt für uns heute die Bedeutung des Burgenbaues und der alten Stadtbilder. Ihm und den Schönheitsmöglichkeiten im Erfassen der vielseitigen Beziehungen von Mensch, Zeit, Umgebung und Haus nachzueifern ist wichtiger als alle Stilgelehrsamkeit. So schuf oft Schaulust und Neugier — von ihrem Zweck als Platz für Hausaltäre abgesehen — die Erker, bewegte die Bauflucht der Straßen und Plätze, wozu natürlich noch allerlei gute Gründe der Lebensklugheit und Notdurft traten, und begegnete der Unruhe doch wieder mit allerlei praktischen Mitteln, seien es ruhige Vorgartenlinien, gleiche Geschoß-, Trauf- und Firsthöhen, Durchschnittsgröße von Fenstern und Türen, so daß Gleichgewicht und bekannte Maßstäbe sich ergaben. Unvergängliches zeigt sich auch im Anschmiegen normaler Bautypen an die jeweiligen Bodenverhältnisse in Stadt und Land. Und wie klar bildet sich wieder aus diesen heimlich wirkenden festen Baugewohnheiten das fein organisierte Stilgefühl der Barockzeit bis um 1800, die einzelnen Teile großer Schloß-, Platz-, Straßen-, ja ganzer Stadtanlagen als gesetzmäßige einheitliche Kunstwerke zusammenzufassen! Hier liegen Anschauungswerte von höchster baukünstlerischer Bedeutung für den sozialmonumentalen Ausdruck einer werdenden großbürgerlichen Zeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erst wenn wir so, nicht formalistisch, unsre ästhetische Verarmung begreifen, erst wenn wir aus dem maßlosen Individualismus, den jeder Bauherr und Architekt in persönlicher Eitelkeit, Liebhaberei oder Laune als sein gutes Recht verficht, herauszukommen suchen, wird diese wachsende Empfindung für die Bedeutung der Einheit des Gesamtbildes die Mutter eines neuen Stils werden.

Gegenüber parvenümäßiger Großmannssucht führt echtes Taktgefühl und feinsinniges Zurücktreten individueller Persönlichkeitskunst hinter die soziale, alles verbindende Gesamtidee des Hausbaues und Siedlungswesens ganz von selbst zum Streben nach Einheit, Ruhe und Schlichtheit im Einzelnen und Ganzen. Überschauen wir den gegebenen Kulturkreis unsers Bürgertums, so liegt für die Taktlosigkeiten individueller Eitelkeit und Originalitätssucht, seien sie nun historisch oder modern romantischer Art, keinerlei Grund vor. Selbst das kostspielige Einzelhaus des Reichbegüterten wird hier in seiner vornehmen Zurückhaltung Prüfstein der im vorstehenden skizzierten tiefinnerlichen Strömungen. Denn auch ein Würdenträger und Reicher ist nur ein Glied des Volksganzen, und schon sein staatsbürgerliches Gewissen sollte ihm verbieten, jedem auf der Straße mit extravaganter Kunst auszuposaunen, daß er sich schrankenlos in einer der echten deutschen Hausbaukunst wesensfremden und wandelbaren Baumode historischer oder selbstherrlich moderner Art ausleben kann, nur weil er dies zu bezahlen vermag.

Freiwillige und freudige Opferwilligkeit gegenüber einem maßlosen Individualismus ist auch hier wie auf allen andern Gebieten deutscher Geisteskultur vorerst das Entscheidende und Bleibende. Soll aber diese taktvolle Zurückhaltung wieder ein lebendiger Hauptgesinnungswert wie in der guten alten deutschen Siedlungskunst werden, die gemeinsame Quelle sozial-monumentaler und ethisch-aristokratischer Unterströmungen, so müssen echte Menschen mit Bürgerstolz, Charakter und Gesinnung bauen, die alles Kleinbürgerliche, alle platte Ausländerei, alles staatsbürgerliche Emporkömmlingstum abgestreift haben, denen die tiefe Sittlichkeit der Familie und des Vaterhauses wieder aufgegangen ist. Man hat gesagt, dieser große Krieg werde für das deutsche Kind geführt. Gedenken wir nur der Millionen Kinder der breiten Massen und des Mittelstandes, dann muß den Suchenden unter den Bauherren, den Führenden unter den Baumeistern dies selbstherrliche Heraustreten, dieser Stilwirrwarr der Baumoden um 1900, diese Verwechslung von Stilarchitektur mit Baukunst ärmlicher Stillstand, das allgemein Menschliche, das hohe Verantwortungsgefühl der Gesamtheit gegenüber auch in der Hausbaukunst dagegen höchstes Ziel sein.

Meer

Doch auch du hast Stunden,
Wo sich das Göttliche hebt,
Über heilenden Wunden
Zärtlicher Schleier schwebt.

Morgenrötliche Meere
Dann durchschiffest du,
Flammenden Brandaltären
Ferner Gebirge zu.

Kommen die Wogen gezogen,
Weiß mit Salzschaum umhüllt,
Vögeln im Wind überflogen,
Wind, der mein Segel füllt.

Rausche du Wind! Du Welle,
Schwinge mich höher kühn!
Über unendliche helle
Wasser, die farbig blühn.

Walther Eidlitz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Klingers Chemnitzer Rathausbild

Von Hildegard Heyne (Leipzig)

Den harmonischen Ausgleich zwischen Arbeit und Genuß, den das moderne hastende Großstadtleben so selten finden läßt, den der Weltkrieg jetzt auf Jahre zerschlug, ihn bietet uns der Künstler in diesem Bilde dar.

Begonnen noch bevor das Völkerringen ausbrach (zwei Jahre Kartonentwurf, drei Jahre gemalt), geschaffen in dieser schweren Zeit als sinnlich sichtbares Zeichen, daß uns kein Spott und Hohn der Feinde das Reich der Ideale rauben kann, daß wir uns als Erben und Träger der hellenischen Kultur fühlen bis zum heutigen Tage, daß Arbeit zwar, aber nicht rasender Materialismus unsre Lebensbasis ist, Aufschwung zur Schönheit, zum edlen Genuß unser Endziel, unsre Sehnsucht bleibt. Sehnsucht aber wirkt schöpferisch. So floß aus dieser Sehnsucht, dem genießenden Feingefühl, das Klinger stets für den Rhythmus des menschlichen, besonders des weiblichen Körpers bewiesen hat, das Schönste des Bildes, die Musengruppe, welche die Schönheit darstellt und den Vordergrund beherrscht. Absichtlich vermied der Künstler eine äußerliche Kennzeichnung der Einzelnen. Er faßte sie nach seiner eignen Aussage nur in ihrer Gesamtheit — wie es auch die Antike häufig getan — als sichtbare Formulierung sinnlicher und innerlicher Schönheit auf. Ihm, dem Künstler, fließen ethische und sinnliche Schönheit in einen Begriff zusammen, wie ehemals den Griechen des klassischen Zeitalters. Seelische Energien werden vom Bildner in formalen und koloristischen Rhythmus umgesetzt.

Besonders die linke Seite löst durch Farbe und Linie solch ein Gefühl des Gelöstseins von irdischer Gebundenheit, berauschender Harmonie aus, daß sie wirklich Verkörperung dessen, was Schönheit ist, gibt, jubelnde Lebensfreude in konkreter Form festhält, wie sie im Schlußchor der Neunten Symphonie fortreißend aufflammt. Wenn man das gebührend würdigen will, was in dieser Gruppe gegeben wurde, so messe man einmal die Lebenswärme, die Pulsschläge des Temperaments hier an denen der Figuren eines Puvis de Chavannes, dessen Wandgemälde in der Pariser Sorbonne, dem Pantheon usw. Klinger in der Ausbildung seines Wandbildstiles manche Anregung gegeben haben. Es ist merkwürdig, wie bei allen Vorzügen der französische Meister kühl, leer, konventionell anmutet.

Der eingehende Vergleich der farbigen Originale würde das Empfinden gewiß noch steigern. Denn farbig hat Klinger hier mit das Beste gegeben, was er geschaffen, was der strahlenden Schönheit des Parisurteils in Wien vom Jahre 1887 völlig gleichwertig ist. Auf goldbronzenem Tuch steht der bläulich rosige Leib der Ersten links mit Gelock im Ton des Gewandes. Das Spiel ihrer Körper- und Gewandlinien ist Musik. Ihr Schwung nach rechts wird aufgenommen und weitergeführt von einer Gestalt in rosa leuchtendem Kleide mit bernsteinfarbenem Haar, die eine mohnrote Maske erhebt, das einzige Attribut fast, das die Auffassung der neun Gestalten als Musen dem Beschauer nach alter Überlieferung vermittelt. Eine Brünette in goldgelbem Schleier, den violetten Schal abwerfend, schließt die Gruppe und leitet zugleich durch ihre Wendung und Armführung zu der Hauptfigur, die man Terpsichore nennen könnte, über, mit dieser und der sich rechts ihr entgegenwerfenden Tänzerin im blauen Schleier wieder einen Dreiklang bildend. Die Terpsichore ist entschieden die Hauptfigur durch die breite Auslegung ihrer bräunlichen Glieder auf der Folie des weichgefältelten, wunderbar reich abgestimmten weißen Gewandes. Der rote Tupf des Bandes im schwarzen Haar betont die Glut der Erscheinung, die von einer federnden kraftvollen Lebensenergie getragen ist durch den starken Kontrapost des Kopfes, der flammenden Augen zum Körper. Eine zweite solche Figur wird man in der Kunst der Vergangenheit und Gegenwart vergeblich suchen. Die mänadenhaft und doch in brünstiger Hingebung ihr entgegenschwingende Mittelfigur mit roten glühenden Reflexen auf dem durch den blauen Schleier schimmernden Körper und ähnlich rötlichem Haar führt die zu stärkster Äußerung angeschwollene Bewegung zur Innerlichkeit über. Die Bewegung ebbt ab: eine rhythmisch Schreitende in goldgrünem Kleide verbindet sich durch ihren bräunlichen Schleier mit dem Linienschwung der Mittelfigur. Mit ihr korrespondiert der Gewandfall und die Geste der preziös über die Schulter Blickenden in golden und rötlich gestreiften Farben, die ein Blumenzweiglein in der Hand hält. Beide schließen eine braungrün (mit rotem Gürtel) gewandete Verhüllte und eine zurücktretende Figur mit einer Doppelflöte ein. Das flammend rote Haar dieser Grüngekleideten ist das Gegenstück zu der roten Maske drüben, die Pointierung der Gruppe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach diesen dunkleren Tönen, gedrängterer Komposition ein Intervall als Überleitung zum Schlußthema: Venus in rotem Gewand auf blauem Sessel betrachtet sinnend den Chor ihrer Jüngerinnen und leitet zu der in Rot, Goldgelb, Violett stark farbigen, formal fest verknoteten Schlußgruppe über. Die Erklärung als Venus geht auf den Künstler zurück, während mir früher die Gestalt als Stadtgöttin erschienen war, die die Entwicklung des Wohlstandes zur Schönheit überschaut.

Äußerst feinsinnig ist die Erklärung von Johannes Rentzsch im Chemnitzer Tageblatt, daß Aphroditens Macht den Funken des Göttlichen im Menschen entzündete, der zur Zeugung der Schönheit führt. Darum leitet sie die Gruppe der Götter ein, die den Wohlstand unter ihrer Schutzherrschaft erblühen ließ, aus dem die Schönheit sprießt. Daß Klinger zu dessen Versinnbildlichung zur griechischen Göttersymbolik greift, nimmt bei dem Künstler, der den Zusammenhang unsrer Kultur mit der antiken inhaltlich und formal immer betonte, nicht wunder. Aber ganz neu aus dem künstlerischen Geist geboren, wie etwa Venus, Homer und die wandelnden Philosophen auf dem Aulabild der Leipziger Universität, muten die Schutzgötter der Stände hier nicht an: Merkur mit Hut und Heroldstab (Handel), Ceres mit der Ährenkrone (Nährstand), Mars mit dem Schwert (Wehrstand), der nackte Hephästos, der Gott der Schmiede, mit seinen Gesellen (als Schutzgeist der Maschinenbauer und des Arbeiterstandes, die für Chemnitz besonders ins Gewicht fallen).

Trotz reizvoller Linienverkettung, wie z. B. Ceres Merkur die Hand reicht, fühlt man ein Ermatten in der Komposition und formalen Einzelgestaltung von der Venus an, ein Nachlassen der überzeugenden Lebenswärme, welche uns die Symbole zu neuer Existenzfähigkeit erweckt, die uns anpackt und vergessen läßt, daß es Symbole sind. Der Vergleich mit der Ausdruckskraft der Musengruppe macht das besonders deutlich. Hinter dem vorderen Figurenplan, dessen Erdboden in fast ornamentalem Rhythmus die Farben der Figuren, Blaugrau und Rosigviolett, variiert, dehnt sich der sonnige Mittel- und Hintergrund. Vorn und vor der Stadt hinten ein lichtblauer, in goldenen Reflexen schimmernder Wasserstreifen, in den die helle Mole des Hafens mit dem Gewimmel der dunkel erscheinenden Silhouetten arbeitender Menschen einschneidet. Hier breitet sich also die Arbeit aus, die die Grundlage für Wohlstand und Schönheit ist. Links soll der weiße Dampfer mit dem rötlich gelben Hafenhaus und dem Stapel der grünen Ballen, die zu ihm emporgezogen werden, die Schlußgruppe des Vordergrundes rechts aufwiegen, was aber nicht völlig gelingt, so daß die beiden Bildhälften

Mit Genehmigung von E. A. Seemann in Leipzig

Max Klinger: Arbeit und Wohlstand. Wandgemälde für das Chemnitzer Rathaus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht in ganz glücklichem Gleichgewicht stehen und vor allem die linke Seite nicht schließt, außer durch die angrenzende Wandvertäfelung, in die das Bild eingelassen werden soll. Man könnte sich links weitere Anreihung von Tänzerinnen denken.

Außerordentlich geschickt und fein berechnet verbindet sich die formale und koloristische Einteilung des Mittel- und Hintergrundes mit dem Vordergrund. Die auf der Mole angelegten Leitern verschieben z. B. die Einschnitte, die wir bei vom Hintergrund losgelöster Betrachtung der Figurengruppe empfinden, und bereichern, komplizieren dadurch den Rhythmus. Durch sie wird die erste links abgetrennt werden, die zwei folgenden zusammengefaßt und Terpsichore mit der Mittelfigur verbunden. Der große weiße und die blau und rot angestrichenen, in starker Verkürzung von vorn gesehenen Dampfer, die grünen Segelboote mit ihren Masten, das rechts entlanggleitende Schiff üben ähnliche Funktionen aus: sie ziehen für das Auge die Vordergrundfiguren in neuen Verbindungen zusammen. Man beachte nur, wie die Segel links zur Verbindung der Mittelfigur mit der den Schleier Abwerfenden zu einer Gruppe mit dem Zentrum der Terpsichore zwingen, wie sie rechts die Tiefenbewegung der Frauengruppe vorn wiederholen. Am rechten Ende führen die Maste den Schlußpunkt zur Höhe hinauf, und eine Eisenbahnbrücke mit Zug schlägt kühn die Verkettung der Vordergrundlinien zum Hintergrund hinüber. Vor allem aber bringt das Auseinandertreten der Segel in der Mitte und die Errichtung eines Turmes im Stadtbild des Hintergrundes die Zäsur der Mitte hervor, die uns im Rhythmus des Ganzen die wohltuende Ruhepause gibt. Daß der Künstler aber in diese betonte Mitte nicht die Hauptfigur, als welche wir die Terpsichore ansprachen, einsetzte, sondern die durch ihre Profilstellung und Gebärde nach links neigende Gestalt der Mänade (wie wir sie der Kürze wegen bezeichnen wollen), ist eine große Feinheit, die das Ganze vor starrer Symmetrie in Zweiteilung bewahrt und ihm die leichte Grazie sichert, die beabsichtigt war bei diesem als festlicher Saalschmuck gedachten Werk. Die Stadt verschmelzt, wie der Hafen, Adria- und Rheinerinnerungen. Die gelben Häuser, roten Dächer vor lichtgrünen Hügeln unter hellblauem Himmel führen den Farbenrhythmus von Vorder- und Mittelgrund in die Tiefe. Warum der Künstler zur Versinnbildlichung von Chemnitz nicht eine dichterische Komposition des in seinem Hügelgelände mit den aufragenden Schloten malerisch sehr starke Reize enthaltenden Chemnitztales wählte und die Stadt der Warenerzeugung mehr durch eine solche der Ausfuhr verkörperte, weiß ich nicht zu sagen.

Merkwürdig ist, daß trotz dem eben dargetanen Farbenrhythmus nach der Tiefe zu, trotz den kompositionellen Bindungen zwischen Vorder- und Hintergrund die Gründe auseinanderfallen. Beim Aulabild der Leipziger Universität ist der in der Entwicklung der Wandmalerei neu dastehende Versuch ganz geglückt, den vorderen Figurenplan mit einer unter wechselndem Licht gegebenen Landschaft in starker Aufsicht als Hintergrund zusammenzuschweißen zu einer dekorativen Fläche. Trotz der Weite des Raumes wird da die Wand nicht aufgehoben als Schließung des wirklichen Raumes (durch Darstellung einer dahinterliegenden vorgetäuschten Welt). Hier suchte nun der sich immer neue Probleme stellende Künstler die Lösung einer weiteren Aufgabe: die Verbindung des vorderen, in der Breitenausdehnung im Sinne der Raumschmückung gegliederten Figurenplanes mit einem in weiter Ferne gedachten Mittel- und Hintergrund. Auch er ist in starker Aufsicht genommen, um die Flächigkeit der raumschließenden Wand zu Gefühl zu bringen. Der Mittelgrund aber fällt eben durch seine gedachte Ferne, die in Wirklichkeit nicht glaubhaft wird, heraus. Perugino hat in seiner Schlüsselübergabe in der Sixtinischen Kapelle eine ähnliche Idee glücklicher durchgeführt.

Ob der Bildgedanke und die Ausführung stark durch den Auftraggeber beeinflußt wurde, ist mir nicht bekannt. Auf jeden Fall ist die Idee und heiter dekorativ wirkende Ausführung außerordentlich glücklich gewählt für die Schmückung des Rathaussaales einer reichen Handelsstadt, die, wie Chemnitz, immer stärker auch die höheren Kulturaufgaben erfaßt. Das Bild ist auf einer fast vierzehn Meter langen und etwa vier Meter hohen Leinwand in Öl im Atelier des Hofes hinter dem Grassimuseum gemalt worden. Daß der Künstler den Malgrund da nur über Ecken hinweg, nie als fortlaufende Fläche vor sich hatte, mag manche kompositionellen Mängel erklären. Freilich wurde auch das Leipziger Aulabild so geschaffen. Wenn das Bild von seiner Ausstellung in der Leipziger Universitätsaula und Berliner Sezession an Ort und Stelle gebracht und in die dunkle Eichenvertäfelung des Chemnitzer Saales eingelassen sein wird, soll wohl auch noch eine kleine Überarbeitung nach den dortigen Lichtverhältnissen stattfinden.

Der Stifter ist der bereits dahingegangene Geheimrat Vogel, der damit edlen Gemeinsinn und Liebe zur Vaterstadt in einer Weise betätigt hat, die in der gegenwärtigen Zeit ein leuchtendes, Anerkennung und Nachfolge heischendes Vorbild zu werden verdient.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Werfel

Von Franz Wegwitz

Will man zu der Kunst Franz Werfels ein Verhältnis gewinnen, so muß man drei ihrer Wesenseigentümlichkeiten erkennen und anerkennen: ihre Mystik, ihre Mythik, ihre Ethik. Werfel ist nicht Lyriker schlechthin, seine Verse enthalten nicht Lyrik im Sinne von Mörike oder Storm. Es wäre verfehlt, mit einer von solchen Nur-Lyrikern bestimmten Ästhetik an Gebilde heranzutreten, wie sie Franz Werfel in seinen Gedichtbüchern gibt. Er bedient sich wohl lyrischer Ausdrucksweise (im Gegensatz zur epischen oder dramatischen), aber er ist mehr als reiner Lyriker: er gehört zum Geschlecht der Mystiker. Es wäre leicht, ihm jahrtausendalte Vorfahren nachzuweisen. Man kann ihn zureihen jenen Verkündern vom Dasein und von der Macht des Unbewußten, vom fernen Lao-Tse an bis zu Alfred Mombert. Brüderlich offenbaren sie alle das Wesen der Mystik. In begnadeter Willenlosigkeit tauchen sie unter in den geheimnisvollen Urgrund alles Seins, und in gotteinigem Schöpfertum tauchen sie auf und bilden am Kosmos. Sie wissen um die Unsagbarkeit der Einheit und Einsamkeit: »Daz eines daz ich da meine daz ist wortelos« (Meister Eckhart). Sie werden aber auch Zeugen und Stimme des Weltsinnes: »Fateor et mihi adventasse verbum« (Bernhard von Clairvaux).

Aufn. Schlosser & Wenisch, Prag

Franz Werfel

Damit, daß Werfel Mystiker ist, verknüpft sich bei ihm eine andre Eigentümlichkeit: seine Mythik. Was ist Mythos? Mythos ist symbolhafte Gestaltwerdung des Ewigen, Unendlichen. Stoff, Inhalt alles Mythos ist: das All, der Kosmos. »Der Wert alles Mythischen ist, daß es einem allzu stoffhaften Geist höhere Welten in glaubhafter Bildlichkeit vertraut, einem allzu denkhaften Geist seine einschichtige Wahrheit mit unendlichfaltigem Gleichnisse vertieft. Der Mythos macht die Hälfte des Daseins bewußt, die das Bewußtsein verdunkelt, er ist der Sternenhimmel zur Sonne.« (Rudolf Pannwitz: »Die Krisis der europäischen Kultur.« Verlag von Hans Carl, Nürnberg 1917.) Die Merkwürdigkeit der neueren Mythiker, daß sie, im Gegensatz zu ihren Vorfahren in älterer Zeit, die Mythen vielfach neu schaffen, teilt auch Werfel. Mit der Mythik hängt auch zusammen, was Esoterik genannt wird: die nicht allgemeine Verständlichkeit, der geheime, nur für Eingedrungene und bildhaft Sehende begreifliche Ton und Sinn. Diese Sonderheit, die Sonderheit aller Mythendichtung, finden wir ebenfalls bei Werfel.

Und als Drittes springt bei eingehender Betrachtung seiner Kunst ungemein ins Auge: ihr Ethos. Ethos heißt: Sinnesart, Sitte. Es handelt sich also um den Anteil des Sittlichen in der Kunst, um etwas nicht aufs Schauen, sondern aufs Wollen und Tun des Menschen Gerichtetes. Am Eingang von Werfels Bild- und Klangwelt steht als Wächter und Richter, düsterem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwertengel gleich, sein Ethos. Aber außer der Predigt von der Schuld und Strafe, vom Wahn und vom Tode, erklingt auch beglückend, jauchzend, ja die Pforten des Himmels aufreißend, in ungeheurer Ekstase, gebunden an die Lichtgestalt Jesu, die länder- und völkerüberfliegende Botschaft vom Urgrund und Sinn alles Daseins: von der Liebe.

Werfels erstes Gedichtbuch heißt: »Der Weltfreund«. Und wie es im Titel schon das unmittelbare Verhältnis zum Ganzen der Welt andeutet, so findet man darin denn auch in allem in die dichterische Gestaltung Einbezogenen, daß der Blick vom Einzelnen bis zum Ganzen, vom Bedingten zum Unbedingten, vom Irdischen bis zum Ewigen durchdringt. In diesen Gedichten kündet sich an, was weitere immer neu bezeugen: daß Werfel religiöser Dichter ist, sofern man Religiosität so weit und befreit auffaßt wie Schleiermacher, dem sie »Sinn und Geschmack fürs Unendliche«, »Anschauung des Universums« bedeutet. Als besonderer Ton, als eigentümliche Bewußtseinslage erscheint in diesem ersten Buche Werfels das, was er in dem sein Wesen und Werk kennzeichnenden Gespräch des Dichters mit Satan und Erzengel (Die Versuchung) an einer Stelle in die bange Frage einschließt: »Was soll mir die Kraft, im Banalen das Ewige zu sehen?« Und wie bei Mombert (in »Tag und Nacht«) bringt schon das erste Gedicht das Motiv, das in tausendfachen Veränderungen, in allen Brechungen und Umkehrungen, in düsterem Moll, in strahlendem Dur, als überirdischer Lichtblitz und Humor wie als starrer, ungeheurer Traumbau Werfels ganzes Schaffen beherrscht. Es stehe hier als Anschauungsprobe:

Das leichte und das schwere Herz

Das leichte Herz

Heute ist der Sonntag wirklich fein.
Daß ich mich unter hübsche Mädel mische,
Steige ich schnell in die Elektrische ein.
Neu angestrichene Wagen! Das frische,
Das feuchte Rot! O kann es schöner sein?

Und draußen! Da werden Herrschaften reiten
Auf weichem Boden, o dumpfer tönende Hufe!
Ich will die schlanken Gestalten mit Blicken begleiten. —
— Dann auf den Wegen das Kinderspiel, o lustige Rufe,
O gute Zeiten, o sorglose Zeiten!

Das schwere Herz

Liebes leichtes Herz, an deiner Seiten
Darf ich ein Stückchen Weges schreiten?
Mein Sonntag ist arm, bist du nicht da. —
Erlaubst du es? Ja?
Zu all deinen fröhlichen Sachen,
Liebstes, leichtes Herz, will ich lachen.
Ach, zu all deinen Worten und Witzen,
Neben dir will ich niedersitzen,
In Himmelsblau und Militärmusik versinken,
Mit dir grüßen, sprechen und trinken,
Gehorchen deinen hüpfenden Launen,
Will mich stygischen schweren
Schatten von deinem rollenden Blute nähren
Und dich nur bewundern und bestaunen. —

Hier finden wir schon vieles von dem beisammen, was Werfels Haltung zur Welt ausmacht. Seine Art, alltäglichste Welt unalltäglich auszusprechen. Eine scheinbar der Sprechsprache gleichende unerhöhte Sprache, in der aber ein feines Ohr sofort den echten lyrischen Klang hört (O dumpfer tönende Hufe!). Eine leichte Wendung ins Ironisch-Humorvolle (Erlaubst du es? Ja?). Die Durchflutung des Geschauten mit Gefühl (O kann es schöner sein, o lustige Rufe, o gute Zeiten, o sorglose Zeiten!). Die Bindung ans gestalthafte Symbol (Das leichte und das schwere Herz). Und als vertiefendes Element alles Dichterischen: das Eindringen des Unendlichen ins Endliche, die Erhöhung des Realen ins traum- und wunderhaft Geschaute (Zu all deinen fröhlichen Sachen ... Und dich nur bewundern und bestaunen).

An vielen Stellen schon dieses ersten Gedichtbuches wird die Entzückung und die Qual von Werfels Weltgefühl sprachbar gemacht: Aufgelöstsein in alle Dinge, Hellsichtigkeit, lust- und leidvolles Hingegebensein und mitfühlendes Brüderlichkeitsgefühl zu allem, was uns umgibt, Untertauchen und Auftauchen des Ich in Welt und Überwelt, in Zeit und Ewigkeit, mystischer Erfahrung gleiches Einswerden mit dem letzten Urgrund alles Seins, daraus alle Größe und Kleinheit, alle Macht und Ohnmacht des Menschlichen quillt und dem Menschen unsrer Tage Unsterblichkeitsgefühl und Ethos erwächst.

Da heißt es in einem Kindheitsgedicht:

Ich trage viel in mir.
Vergangenheit früherer Leben,
Verschüttete Gegenden,
Mit leichten Spuren von Sternenstrahlen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Koch: Hindenburg

Aufn. von Hermann Boll in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Oft bin ich nicht an der Oberfläche,
Hinabgetaucht in die fremdeigenen Gegenden bin ich.

Da bricht Weltfreude übermächtig aus in solchen Zeilen, wie denen aus einem der vielen Sonntagsgedichte (Feierstundengedichte, Gnadenstundengedichte):

O Tanzlokale am Ufer, o Brüder, o Dampfer,
Fährhaus, Erd- und Himmelsgeleit!
Ich bin ein Geschöpf! — Ich bin ein Geschöpf!
Und breite die Arme weit ...

Oder:

Mein Auge bricht von allzuviel Erhelltsein.
Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
O Erde, Abend, Glück, oh auf der Welt sein!!

Aber in diesem Hingegebensein eines hundertfachen Daseins fehlt es auch nicht an Bekenntnissen der Qual, der Einsamkeit und der Verlassenheit vom Dämon, von der Gottesstimme und -kraft. Doch dann wieder singt das Gottesgefühl des Weltschaffenden eine Triumph-Ode und wird Stimme, »Klang des Kosmos«:

Meine Stimme ist gewaltig,
Edel und hoch!
Wie steigt sie schon
Über eure schmutzige Mittellage.
Wie weiße Raubvögel
Über krächzendem Dachvolk
Leuchten meine Es und Ds.

Von der Macht des unbewußten Daseins, von der Unterordnung des menschlichen Ich unter ein übermenschliches, außerzeitliches und -räumliches Etwas kündet mit der Werfel eignen Betonung des Ethischen das Gedicht »Die Instanz«. Sieht man sein Schwergewicht in den beiden letzten Zeilen, so erscheint es als erhellende Analyse der metaphysischen Schaffensart unsrer Jüngsten: des Expressionismus. (Parallelstellen dazu sind: »Schon naht die schmerzliche Geburt, / Da er sich selbst gebiert, der hinfällige Mensch.« Und: »Die Welt fängt im Menschen an.«)

Die Instanz

Ich fühle stets in mir ein hohes Wissen,
Das richtend über alle Handlung schwebt,
Das unbewegt sich ewig überhebt
Und nicht Verstand ist, Seele, noch Gewissen.

Aus meinem Menschlichen emporgerissen,
Das dumpfzweieinig aneinanderklebt,
Schlichtet und ordnet es, was ich erlebt;
Fühllos, doch klug und reinlichkeitsbeflissen.

Dennoch ist dieses Wissen mir kein Schild
Vor sündigem Tun und sündigen Geschicken.
Nein, es betrachtet nur mein Lebensbild.

Zuschauerhaft mit gönnerischem Nicken,
Doch nicht begreifend, daß mein Leben schwillt
Und es verschlingt in vollen Augenblicken.

Nach solchem Schöpferauftakt konnte es nicht wundernehmen, daß alles sich im ersten Versbuch Andeutende (das Mystische, das Mythische, das Ethische) sich im zweiten Werke des Dichters aus mancher Verheißung zu mancher Erfüllung entwickelt hatte. Seine Überschrift »Wir sind« erhält in einem Schlußworte eine Deutung, die uns, nachdem wir sein Wesen schon in seinem Erstlingsbuche erkannten, nur die Bestätigung unsers Urteils bringt. »Trotzdem diese Gedichte noch tief dort unten stehen, wo die Wahrheit eben erst zu atmen beginnt, scheinen sie mir für die Menschen dennoch wichtig zu sein, weil sie Sendung haben. Sie reden in mancherlei Gestalten nur von einem. Von dem permanenten Existenzbewußtsein, das ist Frömmigkeit. Wir, die wir in den Wirrwarr dieser Erdenteleologie, in den Betrieb und die mindere durchsichtige Kausalität gestoßen sind, vergessen nur allzu rasch das unausdenkliche, ungeheure Wort: Wir sind. Ich glaube, daß alles menschlich Hohe, die Güte, die Freude, der Jubel, der Schmerz, die Einsamkeit, das Ideal, bloß aus diesem ewigen, undurchdringlichen Existenzbewußtsein sich erheben kann. Der Mensch, der noch niemals vor den Firmamenten zusammenbrach, ist auch noch niemals gut gewesen. Wenn nur ein von dem fürchterlichsten Fluch Erdenarbeit zerriebenes Herz, durch diese Gedichte hindurch, sich der Welt näherte, bin ich glücklich.« In diesen Worten ist alles gesagt, was den wahrhaft Begnadeten auszeichnet. Und wem etwa die unfehlbare Überzeugung des Dichters von seiner Sendung überheblich erscheint (ein Vorwurf, der oft schon vor alter und neuer Mystik zu Unrecht und in völliger Wesensverkennung erhoben wurde), der lese jenes schon genannte Gespräch »Versuchung«, um Werfels ungeheures Verantwortungsgefühl zu erkennen. Es läßt ihn seine Berufung, hart an der Verzweiflung vorbei, sich erst aus einem Fluche in einen Segen verwandeln. Und bei jedem in dieser Art Dichtung auftauchenden »Ich« handelt es sich nicht ums empirische Ich, es spricht nicht der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mensch Soundso zu uns, sondern es offenbart sich uns »das Gesetz Mensch«. Voll zum Ausdruck kommt in diesem zweiten Buche des Dichters der religiöse Charakter seiner Kunst. Eine zukünftige Frömmigkeit erhält Ausdruck und steigert sich zu so ergreifenden Gebeten wie dem mit der Überschrift »Ich bin ja nur ein Kind«. Als Beispiel für Werfels ethische Beladenheit möge nach dem Hinweis auf die breitflutenden Wellen dieses herzandringenden weltfrommen Gebetes ein zu strengstem Sonett geformtes Gebilde hier stehen. Darin ist, wie oft bei Werfel, symbolhaft ein »Du« mit Unendlichkeit durchleuchtet, sei es die Geliebte oder die Welt:

Als mich dein Dasein tränenwärts entrückte
Und ich durch dich ins Unermeßne schwärmte,
Erlebten diesen Tag nicht Abgehärmte,
Mühselig Millionen Unterdrückte?

Als mich dein Wandeln an den Tod verzückte,
War um uns Arbeit, und die Erde lärmte.
Und Leere gab es, gottlos Unerwärmte,
Es lebten und es starben Niebeglückte!

Da ich von dir geschwellt war zum Entschweben,
So viele waren, die im Dumpfen stampften,
An Pulten schrumpften und vor Kesseln dampften.

Ihr Keuchenden auf Straßen und auf Flüssen!!
Gibt es ein Gleichgewicht in Welt und Leben,
Wie werd' ich diese Schuld bezahlen müssen!?

Wie sehr des Dichters Kraft im mythischen Ausdruck gewachsen ist, das ermesse man etwa an solchen Gedichten wie »Der göttliche Portier« und »Vater und Sohn«. Im ersten wächst Kindheitserlebnis, leise humorvoll überhaucht, ins sternbeglänzte Sphärische. Im zweiten erfährt die alte Kronidenmythe (»von der Feindschaft der geschiedenen Lebensalter«) neuartige, ganz ins Jetztzeitige gewendete Auferstehung, in einer Gewalt und Größe sprachlichen Ausdrucks, die den Vergleich mit Goethes titanischen Gedichten (Ganymed, Prometheus) nicht zu scheuen braucht. Als weiteres Beispiel dafür, an welchen Stücken Werfels Dichtertum zu messen ist, mögen noch folgende Strophen des »Lebensliedes« eingefügt sein, in denen alltäglichste Impressionen expressionistisch zur Unendlichkeit und Ewigkeit ausgedeutet werden. (Man beachte dabei, wie natürlich höchste Künstlichkeit wirkt: die dritte Zeile jeder Strophe gibt die erste der folgenden, und die gleiche erste und letzte rahmen ein, symbolisch andeutend: engste Verkettung alles Daseienden und ewige Wiederkehr.)

Daß einmal mein dies Leben war,
Daß in ihm jene Kiefern standen
Und Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Daß ich in Wäldern aufschrie sonderbar,
Daß einmal mein dies Leben war!

Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Was trug der Fluß mit Schilf und Wolk' davon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton
Von Ruderbooten, wie sie lachend landen,
Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden.

Wo bin ich — und ich höre noch den Ton
Von Equipagen, dicht im Kies verfahren,
Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Worte — doch wo sind sie schon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton?

Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Atem einer breiten Schar.
Und mein war ein Gefühl von Gang und Haaren.
O Ewigkeit! — Und werd' ich es bewahren,
Daß einmal mein dies Leben war!

Von Werfels drittem Buche »Einander« ist festzustellen, daß in manchen Stücken nicht überwunden, sondern verstärkt erscheint, was an der Erhebung aus dem nur Gesagten, Gefühlten, Geprebigten ins Gestaltete auch in den beiden ersten Büchern fehlte. Und man könnte leicht nachweisen, wie frühere Motive erneut auftauchen, aber nicht in reinerer bildhafter Ausprägung, sondern in minderer Formung. Trotzdem enthält auch dieser Band große Gedichte, vor allem auf Wille und Tat hinzielende; dazu Traummythen von hoher Schönheit. In den Fragmenten des Novalis findet sich folgende Stelle: »Erzählungen, ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation, wie Träume. Gedichte, bloß wohlklingend und voll schöner Worte, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang — höchstens einzelne Strophen verständlich — wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Höchstens kann wahre Poesie einen allegorischen Sinn im großen haben und eine indirekte Wirkung, wie Musik, tun.« Daß es solche Dichtung wirklich gibt, wie sie hier Novalis für möglich hält, beweisen z. B. Jean Pauls Träume, jene wundervollen musikalischen Intermezzi in seinen oft allzu stoffhaften Werken, und Alfred Mombert überschreibt das kleine Auswahl-Bändchen im Insel-Verlag mit den Worten: Musik der Welt aus meinem Werk. Die Worte des hell-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichtigen Novalis geben ungemein treffend den ersten Eindruck wieder, den solche musikalische Dichtungen machen. Man beobachte an sich selbst, ob das nachfolgende Gedicht Werfels beim ersten Lesen und Hören nicht wirklich erscheint, als sei es »bloß wohlklingend, voll schöner Worte — aber auch ohne allen Zusammenhang, jedoch mit Assoziation, wie Träume«.

Müdigkeit

Tiefe Schwester der Welt
Weilt auf bewimpeltem Bord,
Schützt ihren Krug vor dem Glanz,
Der schon im Westen zerstürzt.

Mit dem Gelächter des Volks
Löst sich das Schifflein und schäumt.
Aber die Göttin und Gold
Rollt mit den Wellen noch lang.

Herz und Atem versinkt,
Woge, in welchen Schlag?
Mischt schon die Fledermaus
Elemente und Mohn?

Abendgestade und Blick
Schwinden hin. Kiel und Delphin.
Lebt noch über der Bucht
Maulbeer, Limone und Öl?

Versuchen wir einmal, nach erstem Eindruck weiter einzudringen und Sinn und Schönheit auf höherer Stufe neu und völlig zu erleben! Was wird denn in dem Gedicht gestaltet? Doch wohl jenes eigentümliche Körper- und Seelengefühl zwischen Wachen und Schlafen, zwischen »Tagbewußtsein« und »Nachtbewußtsein«. Setzen wir also »Welt« gleich Tag, »tiefe Schwester der Welt« gleich Nacht. Die »tiefe Schwester der Welt«, die Nacht, gestalthaft gesehen wie in Mörikes »Um Mitternacht«, »weilt auf bewimpeltem Bord« vom Traumschiff, vor der Fahrt aus der Taghelle ins Nachtdunkel. »Schützt ihren Krug vor dem Glanz, / Der schon im Westen zerstürzt.« Der Dichter gibt in dieser selbstgeschaffenen, an keine Überlieferung gebundenen Mythe seiner Göttin der Nacht einen Krug in die Hand. Man erinnere sich des Sprachgebrauchs, zu sagen: Die Nacht ergoß sich übers Land. Der Krug, die Dunkelheit bergend, wird geschützt, gehütet vor dem Lichte, »dem Glanz, der schon im Westen zerstürzt«. »Mit dem Gelächter des Volks / Löst sich das Schifflein und schäumt.« Aus der taghellen Freudigkeit fährt das Traumschiff langsam hinein ins Dunkel: »Aber die Göttin und Gold / Rollt mit den Wellen noch lang.« Man beachte die wundervolle musikalische Tongebung der Vokalisation! »Herz und Atem versinkt, / Woge in welchen Schlag?« Das unsichere, bodenverlierende Gefühl des Traumes wird mächtig. Eine Abend-Traumlandschaft taucht auf, schwindet hin. »Mischt schon die Fledermaus / Elemente und Mohn? / Abendgestade und Blick / Schwinden hin.« »Kiel und Delphin.« Drei Worte. Größte Verdichtung des Ausdrucks. »Lebt noch über der Bucht / Maulbeer, Limone und Öl?« Eine Frage. Keine Antwort folgt. Entschwunden sind Bild, Traum, Bewußtsein. Eingefahren in den stillen Nachthafen des Schlafes ist das Traumschiff!

War dies ein Schlaf-Traum-Gedicht, so folge nun ein Erwachens-Traum-Gedicht. Von beider Art gibt es eine ganze Anzahl von Beispielen bei Werfel. Den Zustand zwischen Tag- und Nachtleben der Seele, den Dämmerzustand, in dem das Unterbewußte ins Bewußtsein hineinspielt, hat Werfel meisterhaft sprachbar gemacht. Wundervoll hat er die vom Willen und Verstand nicht gehemmten Eigenbewegungen der Vorstellungen aufgefangen. So fügen sie sich zum Beispiel hier vor unserm inneren Gesicht zu einem Tempel-Traumbau in ägyptischen Maßen.

Tempeltraum

Wenn die Stunde saust
Und die Frühe säumt,
Wacht der Schläfer schwer
Wie Ertrunkner auf.

Schlamm weilt auf der Stirn,
Und ins Haargewirr
Flechten Tang und Gras
Braunen Bettelkranz.

Und es ist ein Haus
Voll von Sang und Hall.
Lampe lebt in Rauch
Über Treppen hin.

Eine Mutter geht ...
Und er weiß nicht wo,
Duft und Stimme wird
In der Höhe süß.

Doch ein Priester ernst
Schreitet in die Fern'
Seinem Stabe nach,
Goldnem Vogelknauf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Vestalin sitzt
Bei dem Flammentier,
Dringt ein Wind herein,
Hütet sie den Schoß.

Wo der Tempelbau
Oben offen ist,
Schwebt ein Adler groß
Unterm Morgenmeer.

Und die Schläferstirn
Löset ein Gesang,
Und das Herze wächst
Mit der Flut des Nils.

Ähnlich vollendete Schöpfungen in dem Buche »Einander« wie die beiden angeführten Traumstücke sind »Mondlied eines Mädchens« und »Zwiesprache an der Mauer des Paradieses«. Man versäume nicht, alle diese Gedichte laut zu lesen, um ihre Klang- und Rhythmusschönheiten auszukosten.

Ein neues, bisher nur in Bruchstücken veröffentlichtes Werk mit der richtunganbeutenden Überschrift »Der Gerichtstag« bringt eine neue Entwicklungsstufe des Dichters zur vollen Ausprägung: die schon in manchen Zeilen und Strophen früherer Gedichte vorbestimmte Wendung zur Skepsis. Werfel nimmt teil an der Skepsis gegenüber dem Worte, die der Philosoph und Sprachforscher empfindet, weil »die feine Wirklichkeit mit den groben Zangen der Sprache nicht zu fassen ist«, die aber auch mit dem mystischen Erlebnis innigst verbunden ist, weil es letzten Grundes unsagbar ist. Vor allem aber wird Werfel der Fluch des Wortes, »der Fluch des Werkes«, darin offenbar, daß sein Geistursprung nicht bis in die Gestalt und Tat hineinwirkt, sondern im reinen Sein, »in der süßen Sphäre des Unaussprechlichen« bleibt. Mit welch schmerzlicher Inbrunst er danach trachtet, vom Worte bis zum Leben durchzudringen, zeigen eine Reihe leidenschaftlich bebender, ja fast verzweifelter Gedichte: »Fluch des Werkes«, »Elegie des poetischen Ich« und »Warum, mein Gott« aus »Einander«, »Gebet gegen Worte«, »Ballade vom Wahn und Tod« und das erste Gedicht des neuen Bandes:

Vorspruch

Sei Wächter, du erstes Wort,
Mit hohem Stabe vor schwarzem Tor!
Sei Türmer, du erstes Wort,
Mit beschwörendem Horn hinab und empor!

Zurück! Das ist ein böses Haus,
Seid auf der Hut vor Fluch!
Flieht den Flur!
Hier pocht verführtes Blut, hier pendelt Irrtum-Uhr.
Die Gänge sind voll Rauch,
Die Feuer gingen aus.
Von huschendem Besuch
Ist Pfeifen da und Schatten, Flattern und Gefauch.

Die Treppe spöttelt, Decke bröckelt, pfiffig tröpfelt was.
Vielleicht blieb wo ein Sarg stehn, und man spürt es fast.
In Modersälen schlecht verklebte Spiegel sind
Vom starren Lächeln eines Eitlen blind.
Aus Bodenkammern pfeifen Peitschen Nacht und Tag.
Ein Lügner fehlt sich selbst. Ist es gespielter Schlag?

Ich weiß nicht.
Nichts weiß ich, auch mein Geheimnis nicht,
Das eures ist.
Es wandert durch die Gänge kleingewürgtes Licht.
Ein Mütterchen — Licht, das kein Wort spricht,
Nur mahnt und weist und kreist wie um Mord ...

Weh, zwischen uns steht Wort,
Masse und Mauer aus dichtem Wort!
Ich kann nicht zu Gott durch Wort.
Fort aus dem Wort,
Fort aus dem hallenden Haus.
Wer eintritt, kann nicht mehr hinaus!
Es späht kein Spalt, es schallt kein Schein — Zurück! Betet!
Wann wird es Leben sein!?!

Es ist kein Zweifel, daß auch in solchen und ähnlichen Gedichten, in denen die Skepsis an der Gegenständlichkeit der Welt bis ins Geistigste, bis ins Wort, getrieben wird, die Wurzel im Mystischen und Ethischen ruht. Und mit einem Blicke darauf und dem Hinweis auf die Gestaltungen, in denen diese Seite von Werfels Kunst gipfelt, seien unsre Betrachtungen geschlossen.

Es liegt in dem dauernden Ernst der gewaltigen Zeit, die wir jetzt durchleben, daß jedes künstlerische Werk, welches um Geltung ringt, es sich gefallen lassen muß, daran gemessen zu werden, ob es (kurz gesagt) vor dem Kriege bestehen kann, womit natürlich nicht gemeint ist, nur kriegsbejahende Schöpfungen hätten diesen Anspruch. Es scheint, daß sich in manchen von den innengezeugten Schaffensäußerungen des jungen Geschlechtes, die unter dem Schlagwort Expressionismus zusammengefaßt werden und unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen die Werfels nicht an letzter Stelle stehen, Maß und Art unsrer zukünftigen Kunst andeutet. Man hat bei Werfel eine kriegsverneinende Gesinnung lebendig finden wollen. Und es ist nicht zu leugnen, daß mit Gedichten wie »Der Krieg«, »Revolutions-Aufruf«, »Die Wortemacher des Krieges« (aus »Einander«) zornflammend die offenen und versteckten Worte- und Profitmacher des Krieges getroffen werden sollen, die die Größe dieses Welterlebnisses ins Gegenteil verkehren.

Auch in den von Werfel dichterisch wiedergeborenen Troerinnen des Euripides ist die Idee vom Unsinn des Daseins am Unsinn des Krieges veranschaulicht und in der ergreifenden Gestalt der Hekuba lebendig gemacht. Dennoch, »obgleich Hekuba in allem den Widersinn erkennt, erkennt sie ihn doch immer nur aus dem einen Sinn heraus, den sie unerbittlich in sich trägt, eben aus der Tugend«. Und mit dem Hinweis aufs Ethos haben wir den Zugang zur tiefsten Bedeutung und Stellung von Werfels Kunst in bezug auf den Krieg. So paradox es klingen mag, nicht der ewige Friede, sondern eben der Krieg bewahrt und fördert die lebens- und liebessteigernden Kräfte der Menschheit. Und in diesem Sinne ist auch das Pathos und Opfer- und Liebesethos zu deuten, das an vielen Stellen in Werfels Gedichten gewaltig Stimme geworden ist.

Dieser Versuch einer Betrachtung und Darstellung von Werfels Wesen ganz nur aus seinem Werk heraus hat seinen Zweck erfüllt, wenn er aktivistische Tendenz genug enthält, zum Werke selber hinzuführen, ja bei tieferem Eindringen beginnt überflüssig zu erscheinen. Dann erst wäre daran zu denken, es sich zur Aufgabe zu machen, den Dichter zu werten, einzuordnen und seine zeitlich-überzeitliche Stellung zu bestimmen.

Aus Franz Werfels deutscher Nachdichtung der Troerinnen des Euripides

(Verlag von Kurt Wolff in Leipzig)

Andromache

Astyanax, mein Lieb, mein einzig Leben,
Nun tragen sie dich fort. — Ich kann nicht mit.
Wieviele schirmte deines Vaters Kraft einst,
Und seine Hoheit war ein Hort wievielen?
Dir aber, seinem Sohn, ist sie der Tod.
Verruchtes Fest, unselige Nacht des Glücks,
Die mich in das Gemach der Liebe führte!
Nicht trug ich freudigen Schmerzes dich im Schoße,
Den ich zum Herrn der großen Asia träumte,
Daß du als armes kleines Opfer stirbst.

Weinst du, mein Lieb, vergießest kleine Tränen,
Und weißt doch nicht, was kläglich deiner wartet!
Hängst dich an Mutters Kleider, streckst die Händchen,
Schlüpfst unter warme Flügel, süßes Vöglein!?
Dein Vater steigt nicht donnernd aus der Erde
Und greift nicht nach der hochgerühmten Lanze.
Kein erzgeschienter Blutsfreund kommt, kein Phryger,
Du mußt erbärmlich, Kind, dein Leben lassen.
Zum Todesturm schleppt dich ein grauer Landsknecht.

O Sohn, in Mutters weichem Arm, Geliebtes,
O kleiner, süßer Atem mir am Munde!
So war vergebens all das traute Leben,
Die traute Freude und die traute Mühe,
Da ich die Brust dir gab und dich betreute
Und mich mit Leinen plagte und dich wiegte.
Kommt her, ihr armen Ärmchen, und umarmt mich,
Zum letztenmal küßt mich, geliebte Lippen!
Hast du mich lieb?

(Sie kann nicht weiter)

O Griechen, Teufel,
In allen Martern Meister, Ungeheure,
Was tut dies Kind, daß ihr es müsset morden?
O Helena, du bist Zeus' Tochter nicht!
Ich nenne dich die Tochter vieler Väter,
Doch sie zu zählen reicht mein Mund nicht aus.
Der böse Geist der Welt, so heißt der eine,
Die andern Neid und Bosheit, Mord und Tod,
Und was an schwarzem Fluch die Erd' erzeugt.
Nein, eines Gottes Tochter bist du nicht,
Die du die Pest aus schönen Händen streust,
Aus schönen Augen ausgießt das Verderben
Und Elends Unmaß duftest durch die Welt.
Fahr hin!

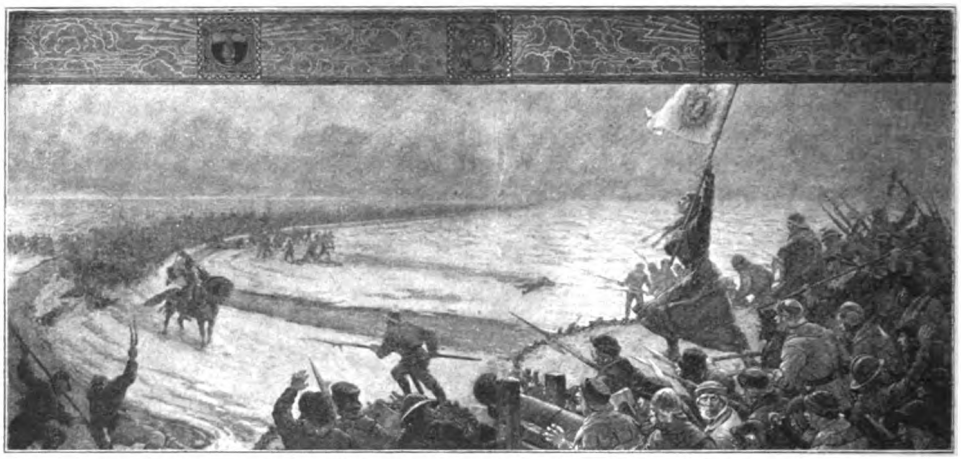
(Sie hält den Knaben fest an sich gepreßt)

Da nehmt ihn, reißt ihn von mir, tragt ihn fort,
Zum Turm mit ihm, und weidet euch, ihr Tiere,
An seinem Blut! Vernichtung ist der Ratschluß,
Vernichtet sind wir, und ich kann Vernichtung
Abhalten nicht von meines Sohnes Haupt.

(Plötzlich gibt sie das Kind dem Talthybios — maßlos:)

Zu Schiff mit mir! Ich will im Dunkel wohnen!
Schlagt Finsternis mir um das Haupt als Schleier,
Die Flut der Nacht ertränke jedes Licht!
Stolz sei die Hochzeit, die ich heute habe ...
Des Sohnes Leben ist die Morgengabe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Max Koch: Der Kampf dithmarsischer Bauern mit der holsteinischen Ritterschaft im Jahre 1500

Von Kunst und Künstlern

Max Koch: Alt-Potsdam; Heilige-Geist-Kirche in Potsdam; Phloxblumen im Babelsberger Hofgarten; Hindenburg-Bildnis — Georg Altheim: Tal bei Nieder-Ramstadt; Wixhausen — Friedrich Pröth: Musikzimmer — Damenbildnis aus der Wiener Werkstatt von H. C. Kosel

Max Koch, von dem dieses Heft sechs Bilder zeigt, vier als besondere Kunstblätter, zwei als Abbildungen im Text (S. 594 und S. 595), gilt bei seinen Fachgenossen und vor der Öffentlichkeit eigentlich als Dekorationsmaler; als solcher verwaltet er sein Lehramt an der Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums, als solcher hat er seine Erfolge in der Öffentlichkeit zu verzeichnen gehabt, vor allem in der Zeit der Schau-Panoramen und als Schöpfer von Deckengemälden im preußischen Herren- und Abgeordnetenhause wie im Sitzungssaal der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in der Buchhändlerbörse und im Festsaal des Reichsgerichts in Leipzig. Aber wie es in der Kunst so geht: sie läßt sich weder Schrauben noch Schranken setzen. So hat sich auch Koch, heute ein Mann in den besten Jahren (geb. 24. November 1859 in Berlin), seitab von dem Sonderfach, auf das er nun mal abgestempelt ist, ein Lieblingsfeld gesucht, um es in freier Natur zu pflegen: das ist die Landschafts-, Architektur- und Blumenmalerei, für die er sich seine Motive am liebsten aus der Umgebung Potsdams holt. Früher hatte er dort sein eignes Landhaus; seitdem er aber die Ungebundenheit des Bootslebens kennen und schätzen gelernt hat, begnügt er sich mit einem schwimmenden Atelier, das ihn bald hier-, bald dorthin trägt und geduldig wartet, bis er auf Pappe oder Leinwand hat, was ihn gerade lockt. Und er hat bald einen eignen Reiz in diesen Ansichten vom Wasser her gefunden: die Luft- und Lichtstimmung ist ganz anders, als wenn man sich den Dingen vom Lande aus nähert, und besonders an den Spiegelungen im Wasser erlebt man immer wieder neue Freude. Erst seitdem er sie so von allen Seiten im Boot umfährt, glaubt Koch all die feinen landschaftlichen Schönheiten der alten Friedrich-Stadt entdeckt zu haben und immer wieder vor neuen überraschenden Aufgaben zu stehen. Oft begnügt sich diese Entdecker- und Erobererfreude mit reinen Landschaftsstudien, die sich dann fast alle durch einen feinen, stumpfgrauen Silberton auszeichnen; manchmal aber, wie in den beiden Altpotsdamer Bildern, die wir zeigen, geht sie weiter, zu den vom Duft des Alters und vom Edelrost der Geschichte überhauchten Gebäuden. Daneben entstehen, gleichsam auf einer stillen, abgeschlossenen Insel der Seele, zu der die Stimmen des Berufs und des Alltags kaum dringen, leuchtende Blumenstücke, auch sie meist unmittelbar der Natur entnommen und dem organischen Rahmen ihrer Umgebung nicht entfremdet. Auch von dieser Art bringen wir in den »Phlox-Blumen im Babelsberger Hofgarten« eine Probe.

Die zwei Textbilder, die Kopfleiste und das Schlußstück erinnern an Kochs dekorative Malereien. Dort eine Szene aus dem Befreiungskampf der dithmarsischen Bauern gegen die holsteinische Ritterschaft im Jahre 1500 (im Kreishaus von Meldorf); hier ein Schmuckstück aus einem Jagdzyklus, der das Speisezimmer des Präsidenten des Herrenhauses ziert.

In die Nachbarschaft dieser dekorativ-monumentalen Wandmalerei gehört auch das erst kürzlich entstandene Hindenburg-Bildnis. Dem Maler lag offenbar daran, das Gewaltige und Überragende dieser Feldherrnerscheinung schon im Äußeren, in der Größe und Wucht der Gestalt zur Anschauung zu bringen. Dabei hat ihm wohl von ferne das mächtige, massige Bildnis des italienischen Feldhaupt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manns Alessandro del Borro im Kaiser-Friedrich-Museum vorgeschwebt, das — freilich nicht ohne Widerspruch — noch immer dem Velasquez zugeschrieben wird.

Durch die beiden hessischen Landschaften Wixhausen und Tal bei Nieder-Ramstadt machen die Leser die Bekanntschaft eines Darmstädter Malers, dessen Kunst nichts Aufdringliches hat, und der daher bis heute, obschon er bereits die Schwelle der Fünfzig überschritten hat, ziemlich unbekannt geblieben ist. Die heimische Ebene in ihrer Einfachheit, in Licht und Luft gebadet, mit ihren ziehenden Ackern und dem Spiel der Linien, ist das Lieblingsthema für die feingestimmten, liebevoll durchgebildeten Landschaftsbilder Georg Altheims. Einen eigentlichen Lehrer hat er kaum je gehabt. Erst als Dreißigjähriger konnte er es den Widerständen des Lebens abzwingen, sich ganz der Malerei zu widmen; Reise der Erfahrung und strenge Selbstkritik halfen ihm, aus eigner Kraft das zu erreichen, was andre auf Kunstschulen leichter, aber auch unselbständiger haben konnten. Sein künstlerisches Leben ist ein einziges beschauliches Sichvertiefen in die umgebende Natur, Freude an frühlingsgrüner Saat, an sommerlichen Feldern, am bunten Herbst und an den weiten ruhigen Schneeflächen des Winters, darüber die weißen Wölkchen schweben und die Luft in der Sonne zittert. So öffnet ihm die Natur ihre geheimen Schränke und läßt ihn ungeahnte Schönheiten sehen, die es nicht leicht haben, gleich zu ihrer Wirkung zu kommen, die aber doch noch immer feine, stille Herzen gefunden haben, verwandt dem, das sie hervorgebracht hat.

Das Musikzimmer von dem Münchner Friedrich Prölß mit seinen zartgedämpften Tönen hätte eine bessere farbige Wiedergabe verdient, als die Kriegszeit mit ihren technischen Nöten sie ihm hat zuteil werden lassen. Doch meinen wir, daß auch aus unserm Druck nicht bloß die leisen Harmonien der Farbentöne klingen, sondern auch — was am Ende noch wichtiger — etwas von der seelischen Musik zu spüren sein wird, die das Bild erfüllt. Denn dies Bild nimmt im Schaffen des Malers eine Art Sonderstellung ein. So viele Innenräume Prölß aus Tirol, namentlich aber aus Mittenwald an der Tiroler und bayrischen Grenze gemalt hat, wo er seit Jahren sein ständiges Atelier hat, seine Innenraumbilder aus der Großstadt sind selten. Unser Blatt stellt das von Wallot entworfene Musikzimmer des vor kurzem verstorbenen Geheimrats Ludo Mayer in Frankfurt a. M. dar, eines alten Freundes des Künstlers. — Prölß (geb. 4. März 1855 in Dresden) studierte an der Dresdner Akademie und später bei Meister Defregger in München. Als Maler und Schilderer des oberbayrischen und Tiroler Volkslebens ist er hauptsächlich bekannt geworden. Sein Bild »Die Dorfschönen« fand wohl die weiteste Verbreitung.

Endlich noch eine künstlerische Aufnahme aus der Werkstatt von H. C. Kosel in Wien: ein Damenbildnis, das sich in Gewand und Haltung an gewisse präraffaelitische Gemälde der englischen Schule anlehnt, aber auch ohne diese Vorbilder ein kleines Meisterstück der Raumverteilung sowie der Abwägung von Licht und Schatten wäre. Den Ton des »Originals« suchen wir in der Wiedergabe festzuhalten. F. D.

Max Koch: Schmuckstück aus dem Speisezimmer des Herrenhauses in Berlin

Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Literarische Rundschau

Unsre Literatur- und Geistesgeschichte ist dank den erfolgreichen Forschungen zweier Frankfurter Gelehrten um das Bild eines neuen, höchst eigenartigen und selbständigen Schriftstellers bereichert worden. Prof. Dr. Ebrard, der Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek, und Dr. Liebmann haben uns die Persönlichkeit, das Leben, Denken und Schaffen des lange verschollenen Johann Konrad Friederich gezeichnet (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening). Wer war das? Ein Zeitgenosse Goethes, ein Mann voll unbändiger, schrankenloser Lebenskraft und Tatenlust. Man hat ihn der Unzahl seiner galanten Abenteuer wegen einen »neuen Casanova« genannt, und in der Tat war, zumal im ersten Drittel seines Lebens, der Zauber seiner Persönlichkeit so bezwingend, daß ihm die Herzen aller Frauen, die ihm, dem französischen Offizier, nahetraten, entgegenflogen wie Eisenfeilsel dem Magneten. Aber auf die Männer seiner Zeit übte er eine kaum geringere Anziehungskraft aus. Murat nannte den Neunzehnjährigen seinen Cäsar, der im Erscheinen schon siege, einen »wahren Hexenmeister«, der jeden Auftrag im Handumdrehen erledige, den Mut eines Löwen und den Anstand eines Gottes habe. Wie man Friederich in napoleonischen Diensten einschätzte, beweist die Tatsache, daß er eine hervorragende Rolle bei einem so heiklen Unternehmen wie der Gefangennahme des Papstes Pius VII. spielte. Im preußischen Militärdienst freilich wurde sein Abenteuerblut weniger geschätzt; so nahm er 1819 als Dreißigjähriger seinen Abschied, um sich hinfort der schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen und darin eine nicht weniger charakteristische Erscheinung auszuprägen als im Militärdienst.

Fast 100 Schriften führt das Ebrard-Liebmannsche Werk von ihm auf: Lust- und Trauerspiele, Singspiele, Ballette, Märsche, Gedichte, historische, geographische und enzyklopädische Werke, Denkwürdigkeiten, Übersetzungen usw. Kritik und Polemik, Gedankenkraft und schöpferische Erfindung hielten sich in ihm fast die Wage. Über den Krämergeist seiner Vaterstadt Frankfurt, über Deutschlands damalige Kleingeisterei überhaupt hat er rücksichtslos die Geißel geschwungen; seine schöpferischen Gedanken kamen hauptsächlich in seinen politischen Schriften zum Ausdruck, Leistungen einer Vaterlands- und Volksliebe von oft prophetischer Bedeutung. Er war ein gemäßigter Liberaler, aber von den »Privilegien des Adels und andern Vorrechten im Staat« wollte er nichts wissen. Seine kritische Gerechtigkeit bewährte sich an Napoleon, der sein oberster Kriegsherr gewesen war: er bewunderte ihn als Feldherrn, hielt den Politiker Napoleon aber für recht mittelmäßig und den Menschen für geradezu klein. Dem alten deutschen Erbübel der Fremdländerei ging er scharf zu Leibe, Deutschlands bedrohte Lage im Herzen Europas gab ihm Anlaß zu eindringlichen Mahnungen an unsre Vorsicht und Wehrkraft. Friederichs Urteil über England, über dessen »eigennützige Krämerpolitik«, die kein mächtiges Deutschland dulden will und die Völker Europas aufeinanderhetzt, besteht noch heute zu Recht. Für seine Ansichten über Rußland, sein Ideal von einer Reichseinheit und Reichseinigkeit, seine Warnungen vor innerem Zwiespalt und Unfrieden gibt das Ebrard-Liebmannsche Werk mancherlei Proben, wie es denn überhaupt seine Aufgabe, diese merkwürdige Persönlichkeit für unsre Tage lebendig zu machen, in doppelter Art erfüllt: kritisch darstellerisch und zugleich durch Mitteilung bezeichnender Stücke und Abschnitte aus Friederichs oft verblüffend »zeitgemäßen« Schriften. Am deutlichsten offenbaren sich seine in die Zukunft schauenden Gedanken und Pläne auf technischem und physikalischem Gebiet. Er war der Vorahner lenkbarer Luftschiffe und gab sich auch über die kriegerischen Folgen dieser Erfindung keiner Täuschung hin. Keine zehn Jahre nach der Erfindung, meinte er, würden Luftschlachten ausgefochten werden, mit großen Kriegsluftschiffen, die mit zwanzig Sturzkanonen und vier Sturzmörsern bestückt sind, ja, er sah eine Luftschlacht zwischen den Vereinigten Staaten und Japan (!) voraus, in der eine kaiserlich-amerikanische Luftflotte die Hauptstadt Yeddo (Tokio) durch einen Feuer-, Bomben- und Raketenregen aus tausend Fuß Höhe im Handumdrehen vernichten würde.

Johann Konrad Friederich ist in Not und Armut gestorben (1. Mai 1858 in Havre). Nach langen Jahrzehnten völliger Verschollenheit drang 1915 die erste Kunde von ihm in weitere Kreise durch Ulrich Rauschers Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten«. Die ganze Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit, die ganze Kühnheit seiner Ideen überblicken wir erst jetzt, dank diesem Werk, das noch dazu mit 18 zeitgenössischen Abbildungen, z. T. mehrfarbigen, erläutert ist.

*

Dieses Heft schildert in einem eignen Aufsatz Alfred Lichtwarks Berliner Studienzeit und deckt schon in diesen Jahren all die fruchtbaren Keime kunsterzieherischer Gedanken und Pläne auf, die sich in dem dreißigjährigen Studenten regten. Will man ihn aber in seiner reifen, praktischen Tätigkeit belauschen, so wüßte ich dafür kein bequemeres Mittel als das Büchlein »Hamburgische Aufsätze« von Alfred Lichtwark, das vor einiger Zeit in der Hamburgischen Hausbibliothek erschienen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist (Hamburg, Alfred Janssen). Was hier aus den Jahrbüchern der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde und aus den Katalogen der Hamburgischen Jahresausstellungen an freilich durchweg nur kleineren Arbeiten gesammelt erscheint, geht oft scheinbar nur hamburgische Kunstbestrebungen und Kunstbetätigungen an. Aber bald spürt man, wie dieser »Lehrmeister deutschen Wesens« aus den Grenzen der hamburgischen Verhältnisse und Bedürfnisse auch bei dem scheinbar sondertümlichsten Anlaß ins Ganze, Allgemeine und Dauernde hinübergreift. Er schreibt eine Einführung zu dem Jahrbuch der Hamburgischen Kunstfreunde und findet unvergängliche Worte über das Wesen und die Aufgaben des Dilettantismus in den bildenden Künsten, der verantwortungsbewußten Liebhaberei überhaupt; er geht von einzelnen heimischen Bemühungen dieser Art aus und zeichnet in flüchtigen, aber klaren und festen Umrissen die künstlerischen Forderungen der Buchausstattung, des Lese- und Bücherzeichens, der Liebhaberbibliothek und der Liebhabereinbände. Manches von dem, was wir in diesen kleinen Aufsätzen lesen, mag uns heute überholt oder selbstverständlich erscheinen, aber auch dann finden wir überall noch eingestreute Anregungen, die auch jetzt noch auf ihre Frucht harren, und selbst wo sie fehlen, übt die Art der Darstellung, die stets aus der unmittelbaren Quelle des Selbsterlebten, Selbsterkannten, Selbsteroberten schöpft, einen unzerstörbaren Reiz aus. Über Klinger und Philipp Otto Runge z. B. glauben wir heute beträchtlich mehr zu wissen als Lichtwark vor zwanzig Jahren, und doch: wieviel Neues, Schönes und Tiefes haben uns seine Aufsätze und Reden über diese beiden Künstler zu sagen! Aber die stolzeste Entdeckung seines Lebens, den hamburgischen Meister Bertram, den Schöpfer des Grabower Altars, den ältesten deutschen Meister überhaupt, dessen Namen, Leben und Werke uns bekannt sind, hat Lichtwark später ein ganzes Buch geschrieben, das manches aus seinen ersten Mitteilungen berichtigt; trotzdem möchten wir diesen ersten Bericht nicht missen, weil in ihm noch die ganze frische Entdeckerfreude pulst und wir beim Lesen zu Teilnehmern dieses Glückes werden. Ein Musterstück liebevoller biographischer Darstellung, wie der Jahrbuch-Aufsatz »Aus Ph. Otto Runges Jugend«, sollte einen Ehrenplatz in unsern Lesebüchern finden; die Lichtwarkschen Gedanken über Städtebau reifen vielleicht jetzt erst ihrer Bedeutung zu, obgleich sie durchaus von heimischen Beobachtungen und Bedürfnissen ausgehen.

Nur ein Schatten — wozu das verhehlen? — fällt auf dies glanzvolle Bild eines unermüdlichen Anregers, Richtweisers und Förderers: für die hamburgischen Künstler, die um ihn herum schaffen, für einen Siebelist, Illies, Eitner u. a., hatte er keinen Blick oder kein Herz. Als es galt, für die Hamburger Kunsthalle eine Sammlung hamburgischer Bildnisse und Städteansichten zu gewinnen, rief er fremde Künstler zu den Aufgaben und mußte dann mehr als einmal erleben, daß eben nur Auftragkunst wurde, was er von bodenständigen Malern aus innerstem Heimats- und Gemeinschaftsgefühl hätte haben können.

*

Bagdad - Babylon - Ninive: es klingt wie ein Märchen aus uralten Zeiten, und doch ist es eins der zeitlebendigsten und -wichtigsten Bücher, die uns Sven Hedin, unser unermüdlicher Bundesgenosse im Weltkriege, unter diesem Titel bietet (Leipzig, Brockhaus; große Ausgabe mit 240 Abbildungen, darunter viele Zeichnungen und 1 Karte; geb. 12 ℳ). Er eröffnet damit sozusagen seine dritte Offensive gegen unsre Feinde. Gleich das erste Kapitel, »Die Türkei im Weltkriege«, ist ein wuchtiger Angriff gegen die schwächste Seite der Entente, ihre angebliche Beschützung der kleinen Nationen. Im sechsten Kapitel widmet Hedin den vielbeschrienen Armeniergreueln eine Untersuchung, die den englischen Schwindlern die Larve vom Gesicht reißt und in der ganzen Welt, soweit sie keine englisch gefärbte Brille mehr trägt, Aufsehen erregen wird. Die Mißhandlung und Ausbeutung Indiens ist das dritte weltgeschichtliche Problem, das Hedin als gründlicher Kenner Asiens ausspielt; auf Schritt und Tritt begegnete er während seiner Reise durch Mesopotamien den Opfern englischer Lüge, und seine Worte wiegen um so schwerer, als er bei seinem häufigen Zusammentreffen mit englischen Gefangenen, nach dem Siege von Kut el Amara, den tüchtigen Vertretern des britischen Volkes die unbefangenste Würdigung angedeihen läßt. Doch stärker als der verneinende ist der bejahende und praktisch fördernde Wert des Buches. Überhaupt ist es ein neues, hoffnungsvolles Bekenntnis zur Sache des deutschen Volkes. Wir begrüßen in ihm einen Vorläufer jener sachlichen und gerechten Schätzung unsrer politischen und weltwirtschaftlichen Arbeit, die einmal kommen muß, die als erster angebahnt zu haben wir aber dem mutigen Schweden dann am wenigsten vergessen wollen, wenn sie so allgemein geworden ist, wie sie heute einsam dasteht. Übrigens kann man das glänzend geschriebene Buch auch losgelöst von aller Tages- und Zukunftspolitik mit Genuß und Freude lesen, denn es ist ein Zauberstab, der überall tausendjährige Wunder und Rätsel aus ihrem Schlummer weckt.

*

Carlyles berühmtes Werk »Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist auch heute noch das, was Goethe darin gesehen hat: eine moralische Macht von großer Bedeutung. Ja, man darf ihm in unsrer Zeit, die gegen so viele überkommene und erprobte Werte Sturm läuft und den deutschen Geist vom Thron stürzen möchte, wieder einen besonderen Beruf und eine erhöhte Notwendigkeit zuschreiben. Heldentum ist ihm Gottverbundenheit, Held für ihn nur der, der mit geistiger Kraft im Geiste Gottes wirkt. Die Verehrung dieses Geistes macht froh; sie erst gibt dem Leben Wert und wahren Sinn. Carlyle schuf sein Werk aus der Anschauung und Bewunderung des deutschen Wesens heraus, weil ihm dieses in den Besten unsers Volkes (Luther, Schiller, Friedrich der Große) als reines Menschentum erschien. So kommt die 5. Auflage, die R. v. Deckers Verlag in Berlin jetzt von dem Werk veranstaltet hat, als ein zeitgemäßer Bote der Gegenwart und Zukunft, und die Verbesserung, die Walter von Molo an der aus dem Jahre 1853 stammenden Übersetzung von Neuberg vorgenommen hat, wird der lebendigen Wirkung förderlich sein. Die Einleitung freilich, die er für die Ausgabe geschrieben hat, könnte gehaltvoller, sprachlich sorgfältiger und der schönen Carlyleschen Klarheit des Stils angemessener sein.

*

Der Abenteuergeist blüht wieder im deutschen Volke. Eiserne Zeiten lieben eisernen Willen; Unerschrockenheit und Kühnheit stehen wieder hoch im Preise, nachdem sich Vorsicht und Tiftelei überlange gütlich getan haben. Da erzählt uns Kurt Faber, ein junger Elsässer, von seinen Eismeerfahrten unter Eskimos und Walfischfängern (Stuttgart, Lutz; gut geb. 7½ *M*). Wäre das Buch im Frieden erschienen, wir hätten für diese »grimme Wirklichkeit« nur schwer den Glauben aufgebracht; jetzt, wo uns der Krieg an Unerhörtes gewöhnt hat, wo jeder Tag uns zeigt, was Menschenkraft ausrichten kann, ohne zu zerbrechen, brauchen wir auch diesen Draufgänger sondergleichen für keinen Münchhausen mehr zu halten. Sein Weg war wunderbar. Buchhändler sollte der Junge werden. Und so stand er wirklich einige Monate zwischen Theke und Regalen. Dann hat er sogar eine Weile Chemie studiert und dann — nun dann ging er nach Amerika, hat dort Mais gehackt und Baumwolle gepflückt, Kühe gehütet und sich mit Maulesseln geärgert. Er hat sein Glück in den mexikanischen Kupferminen versucht und Geschirr gewaschen im Palasthotel von Los Angeles. Dann aber erlebte er seinen Tag von Damaskus ... Und damit beginnt die Geschichte der Erlebnisse und Abenteuer, von denen Faber in diesem Buche voller Seeromantik und Menschlichkeit, voller Kampf und Arbeit erzählt.

Die Teubnersche Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« hat durch einige neue und ein paar neuaufgelegte ältere Bände eine bemerkenswerte Bereicherung ihres Stoffgebietes erfahren. Da schildert uns der Wiener Professor Arthur W. Unger »Wie ein Buch entsteht« und erläutert die Entwicklungsstufen durch kennzeichnende, trotz der Papier- und Farbennot des Krieges gut wiedergegebene Abbildungen (4. Aufl.), Dr. Alfred Einstein gibt auf 123 Seiten eine gedrängte Geschichte der Musik und in einem Ergänzungsbändchen dazu auf noch knapperem Raum eine Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte. Prof. Dr. F. A. Schulze entwirft die Lebens- und Charakterbilder von sechs bahnbrechenden Großen Physikern (Galilei, Huyghens, Newton, Faraday, Helmholtz, Hertz), um auf diesem lebendigen Wege gleich auch die Hauptlinien der physischen Forschung und Wissenschaft zu zeichnen. Zwei weitere Bändchen (geb. je 1½ *M*) verdienen schon durch die besondere Wahl ihres Themas Beachtung: die Geschichte und das Wesen des Sternglaubens und der Sterndeutung stellt (unter Mitwirkung Karl Bezolds) Prof. Dr. Franz Boll dar; die Lehren und Auswirkungen der Mystik im Heidentum und Christentum vergegenwärtigt uns der Kopenhagener Religionsforscher Dr. Edw. Lehmann.

*

Ein echt österreichisches Gewächs ist die Sammlung von Plaudereien oder, wie der Verfasser sie nennt, Gestalten, Bildern und Ergebnissen, die Hans Müller, der Verfasser des Geschichtsdramas »Könige«, unter der Etikette »Die Kunst, sich zu freuen« kredenzt (Stuttgart, Cotta; geb. 6 *M*). Nach solchem Wein der Freude ist heute viel Nachfrage. Wir alle leiden an der »schweren Not der Zeit« und möchten sie bei einem guten Tropfen gern auf eine Weile vergessen. Die Heilkraft der Freude wird überhaupt lange nicht genug geschätzt. »Seit es Menschen gibt,« sagt Nietzsche, »hat der Mensch sich zuwenig gefreut: das allein, meine Brüder, ist unsre Erbsünde. Und lernen wir uns freuen, so verlernen wir am besten, andern wehe zu tun und Wehes auszudenken.« Ob das mit den prikkelnden Mitteln gelingen wird, die Müller aus der Schule des Wiener Feuilletons mitbringt, mag in Norddeutschland zweifelhaft sein: hier wird man in seinen immer anmutigen, zuweilen geistreichen Plaudereien, die uns die Bejahung des Lebens lehren möchten, öfters den Ernst des inneren Erlebnisses und damit die Kraft der Überzeugung vermissen. Doch läßt sich diesem ebenso klugen wie schalkhaften Laienprediger ein paar Stunden lang gut zuhören, ob er nun vom Frühling in Grinzing, vom Semmering oder von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den italienischen Seen, vom Krieg oder vom Frieden, von Tieren oder Menschen erzählt und philosophiert.

*

Aus dem neuen Buche unsers Mitarbeiters Dr. Freih. von Mackay, »Völkerführer und -verführer« (Frankfurt a. M., Rütten & Loening; mit 16 Bildern; geh. 5 ℳ), haben unsre Leser vor einiger Zeit (Dezemberheft 1916) eine Probe erhalten. Diese ungeschminkten englischen Diplomatenbildnisse stehen mit Recht an der Spitze des Bandes, denn in ihnen prägt sich dessen Charakter: sachlich-historische Schilderung mit scharfer politischer Spitze, am deutlichsten aus. Mackay ist alles andre als ein Verächter der Diplomatie; sie hat in ihm sogar einen beredten Anwalt gefunden, der sich auf eigne Erfahrungen stützen konnte. Aber ihm ist dabei die Unterscheidungskraft nicht verlorengegangen für Moralisch und Unmoralisch, für Hinterlist und Klugheit, für realpolitischen Sinn und Schachergeist. Man fühlt sich bei ihm immer in der Gesellschaft eines klugen, aber auch reinen Geistes, wenn man diese dreiundzwanzig Charakterbilder der europäischen Throne, Kabinette und Parlamente an sich vorüberziehen läßt, und hört einen Menschenkenner sprechen, der weit genug in der Welt herumkam, um vor der Gefahr sicher zu sein, Staats- und Weltfragen mit den Augen des bürgerlichen Alltags zu sehen. Wir wären vor manchem Wahn- und Trugschluß behütet worden, hätten wir auf ähnliche Stimmen schon vor dem Kriege gehört. Tun wir's wenigstens jetzt!

*

Es ist eine alte Erfahrung der Geschichte, daß sich in Zeiten starker Erregungen eine Neigung für übersinnliche Dinge einstellt. Nicht zufällig haben die Bücher von Meyrink gerade im Kriege ihre außerordentliche Verbreitung gefunden. Als ein Gefolgsläufer dieser Zeitstimmung muß wohl ein Buch von Dr. Otto Pieper angesehen werden, dem dieses Stoffgebiet aus seinen Burgenforschungen nahelag: eine Sammlung von Geschehnissen oder besser Überlieferungen aus der Welt des Übersinnlichen mit kurzgefaßter verbindender Besprechung. »Spuk« nennt sich diese Sammlung (Köln, J. P. Bachem; geb. 4 ℳ), und Pieper vertritt den Standpunkt, daß ein vielfältiges Vorkommen von Spuk seit ältester Zeit ebenso hinlänglich erwiesen sei, wie es bisher unmöglich geblieben, eine Erklärung dafür zu finden. Es handelt sich beim »Spuk« — sonst verdiente er seinen Namen nicht — eben um außernatürliche Dinge, von denen Goethe gesagt hat: »Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern.«

*

Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte, eine Sammlung von 80 Wiedergaben in Vollbildern (Leipzig, Inselverlag), leitet Emil Waldmann, der Direktor der Bremer Kunsthalle, mit ein paar Aufsätzen ein, die mit lebendigem Gegenwartsgefühl tief und ernst in Dürers geistige Wesensart und seine künstlerische Begabung eindringen und dann die verschiedenen Seiten seiner in den Stichen und Holzschnitten zutage tretenden Kunst erläutern: den Pathetiker (die Apokalypse), den Dramatiker (die Passionen), den Psychologen (die Bildnisse), den Idylliker und den Elegiker (das Marienleben und die Madonnen) und endlich den Phantasten und Träumer (Das Meereswunder; Der Verzweifelnde; Die Entführung auf dem Einhorn; Die Eifersucht; Das große Glück; Ritter, Tod und Teufel; Die Melancholie usw.). So ist aus der Vereinigung von Wort und Bild wieder eins der »Insel-Bücher« geworden, die uns nicht bloß zu »kalt staunendem Besuch« bei der Kunst einladen, sondern uns mit Schöpfer und Werk in persönliche Verbindung setzen.

*

Eine wohlfeile Ausgabe von Albrecht Dürers Zeichnungen gibt uns der Verlag Grethlein & Ko. in Leipzig (eingeleitet von Willib. Franke; geb. 5,20 ℳ). Die Nachbildungen in Mattkunstdruck sind so vollkommen, daß sie nicht nur eine Vorstellung vom Bildinhalt, sondern einen selbständigen künstlerischen Genuß gewähren. In verschiedenen Farbtönungen, die dem Eindruck der Originale nahekommen, sind diese Zeichnungen gedruckt, während sonst solche Nachbildungen in wohlfeilen Büchern nur als Klischeedruck in schwarzen Farben gegeben werden, die allenfalls als Erinnerungsbehelf, nicht als Vergegenwärtigung dienen können. Der Text führt den kunstfrohen Laien in geschickter Weise zum Verständnis Dürerscher Zeichenkunst und geht selbst auf Einzelheiten der nachgebildeten Zeichnungen ein, so daß Dürer selbst gewissermaßen ausdeutend hinter seinen Werken steht.

*

Die Welt Max Klingers. Gemälde und Zeichnungen in 6 mehr- und 20 einfarbigen (Kupfertiefdruck-) Wiedergaben (Berlin, Furche-Verlag).

Die Welt? Nein, es ist nur ein bescheidener Blick, den uns diese Mappe in die Welt eines gedankenreichen, oft allzu geistvollen Künstlers tun läßt, aber was da in guten Wiedergaben zur Schau gestellt wird, zeugt von sicherer Kenntnis des Eigentümlichen und Gelungenen. Die Hauptsaiten des Klingerschen Instrumentes, der ungehemmte Flug seiner Phantasie, seine Traumkraft, seine Glücksehnsucht, sein Schönheitsdurst, sein tiefsinniges Wissen von Schuld und Elend, seine vom Christentum durchdrungene Griechenheiterkeit, sie werden alle wenigstens angeschlagen. Die Einleitung Kirsteins

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versagt sich jeden Bevormundungsversuch, um gerade nur das eigne Verständnis des willigen Betrachters zu entbinden.

*

Der Kleistroman »Die Toten siegen« von Henriette von Meerheimb (Margarete Gräfin von Bünau), zuerst in dieser Zeitschrift erschienen, liegt jetzt bei Westermann als Buch vor, ein 560 Seiten starker Band, dessen Druck und Ausstattung nichts von den Herstellungsnöten ahnen läßt, mit denen er zu kämpfen gehabt hat (geb. 7 *M*). Der Herausgeber dieser Zeitschrift darf heute gestehen, daß er sich nicht ohne eine leise Bangnis für die Annahme dieses Romans entschieden hat. Er konnte sich nicht verhehlen, daß durch Kleistens tragisches Schicksal das Gedächtnis vaterländischer Wunden und Enttäuschungen heraufbeschworen werden würde, die mitten in einem um unser nationales Sein oder Nichtsein geführten Kriege für manche empfindliche Seele doppelt schmerzlich sein mußten, und er wußte zudem aus seiner literarhistorischen Erfahrung, wie selten nur es auch einer tüchtigen schriftstellerischen Begabung gelingt, Leben und Schaffen eines überragenden Genies zur vollen überzeugenden Wirklichkeit wiederzuerwecken. Der Erfolg, den der Roman schon in der Zeitschrift hatte, hat seine Bedenken zerstreut, und so darf nun die Buchausgabe unter dem günstigen Winde der Zeit mit vollen Segeln in die weite Öffentlichkeit hinaussteuern.

*

Ottomar Enkings zuerst in Westermanns Monatsheften erschienener Roman »Groa und Ingerlild« liegt jetzt unter dem Titel »Der Tor vor dem Tore« als Buch vor (Dresden, Carl Reißner). Wir empfehlen ihn für Geschenkzwecke all denen, die eine feinere, aus Menschenkenntnis und Seelenkunde schöpfende Romankunst zu schätzen wissen und auch von einem Unterhaltungsbuche bleibenderen Gewinn erwarten, als die flüchtige Stunde ihn fordert. Als Leitspruch trägt das der Frau des Dichters gewidmete Buch die Verse aus dem Groaliede der Edda: Lang ist der Weg, lange mußt du wandern, länger dauert die Liebe noch.

*

Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer, herausgegeben von Prof. Dr. P. Hildebrandt (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. 3,20 *M*). Infanteristen, Artilleristen und Pioniere kommen hier zu Wort, die Schauplätze wechseln fortwährend, wenn auch die Westfront überwiegt, überall begegnet man dem Bestreben, die Dinge unter höheren Gesichtspunkten zu sehen. Öfters bekennen sich diese Männer als Feinde des Krieges, doch stärker ist ihr Vaterlandsgefühl und Gerechtigkeitswille.

Peter Rosegger und Richard Voß zum Gedächtnis

Der Tod fragt nicht nach Gegensätzen und Unterschieden; er hat für Aristokraten und Bauern, für Phantastiker und Naturmenschen dieselbe Sense und dasselbe Bett: Richard Voß, den durch alle Lande romanhafter Erfindungen schweifenden Pommern, und Peter Rosegger, den fest in seiner grünen Alpenheimat wurzelnden Steiermärker, hat er innerhalb eines Monats gefällt — mögen sie zusehen, wie sie sich dort unten oder dort oben vertragen!

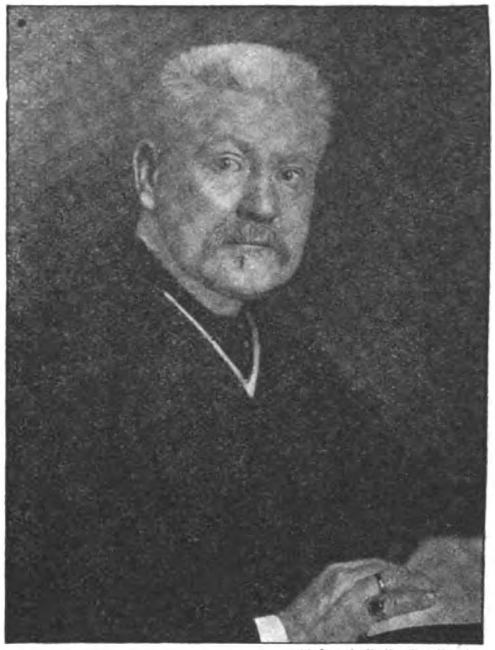
Über beide hat die Literaturgeschichte ihr Urteil längst abgeschlossen, und es hieße die Wahrheit fälschen, wollte man behaupten, daß beider Hinscheiden, das des siebenundsechzigjährigen Voß und das des fünfundsiebzigjährigen Rosegger, eine »empfindliche« oder gar »unausfüllbare Lücke« in unserm lebendigen Schrifttum zurückgelassen hätte. Auch Neues ist über sie beide kaum zu sagen, nachdem wir ihre Art wiederholt geschildert, ihre Verdienste öfters gewürdigt haben, zuletzt bei Roseggers 70. und bei Vossens 60. Geburtstage. Denn selbst ein so von Grund aus aufwühlendes und erschütterndes Ereignis wie der Weltkrieg konnte an ihrem Wuchse nichts Wesentliches mehr ändern. Allenfalls daß es dem »Waldschulmeister« einen neuen Antrieb zum Lehrhaften und Erzieherischen gegeben und mit seiner schmerzlichen Dauer das Gebot der Liebe (anstatt des Hasses) in ihm bekräftigt hat, während der Weltfahrer »Sor Ricardo«, der sich seine Roman-, Novellen- und Dramenstoffe mit Vorliebe aus Italien, zuletzt sogar aus Griechenland, Montenegro und Ägypten geholt hatte, sich durch den jähen Umsturz der Gesinnungen und Stimmungen so aus den Angeln seiner Vorstellungen und Neigungen gehoben fühlte, daß er vergebens nach einem neuen Gesichtspunkt für das veränderte Antlitz der Zeit suchte.

Fragen wir nach ihrem Besten und Dauerhaftesten, so wird uns bei Peter Rosegger immer der Erzähler oder genauer noch der Plauderer obenan stehen. Nicht die Erfindung, nicht die künstlerische Gestaltung und Komposition, geschweige denn das Lehrhafte und Erzieherische, darin sich manchmal der Hochmut des Bauern- und Autodidaktentums nicht verbergen konnte, gibt den vierzig und mehr Bände füllenden Romanen, Novellen, Skizzen, Studien, Betrachtungen und Erinnerungen des unermüdlich bis zuletzt schreibenden Rosegger den Wert, sondern das Nebenbei, die behaglich sich gehenlassende Ausgestaltung der aus der Natur und dem Volksleben gegriffenen Bilder und Gestalten, mochten sie zuweilen auch zuviel von seiner eignen Erfahrung und Lebensweisheit mitbekommen. Da sprudelte seine Heimatliebe, sein war-

Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mes Naturgefühl, sein Kindheitserinnern, als habe er eben erst aus dem frischesten Bergquell geschöpft, und seine menschliche Liebenswürdigkeit, seine köstliche Schalkhaftigkeit, seine frische Natürlichkeit und gesunde Sinnlichkeit, getragen von einer sich stetig verjüngenden Erzählergabe, ließen so leicht keine Ermüdung aufkommen, auch bei dem nicht, der die 40 Bände der Staackmannschen Gesamtausgabe, die ihren Erfolg dem Kriege abgetrotzt hatte, rein zur Unterhaltung einer müßigen Stunde zur Hand nahm ... Viel Rühmendes wäre über den Menschen, über den Tatmenschen Rosegger zu sagen: sein weithinhallender Aufruf für deutsche Schulen in den bedrohten deutschen Sprachgebieten Böhmens soll ihm unvergessen bleiben. »Ein Mann,« heißt es in seinem Heidelberger Ehrendoktordiplom, »der immer auf dem Posten war, wenn es galt, deutsche Sprache, Sitte und Erziehung auf der Grenzwacht tapfer zu verteidigen.«

Richard Voß, so viel und so weit er in der Welt herumgekommen, ist immer ein Mann der Feder und der Phantasie geblieben. Die Hand an das Rad des Zeitwagens zu legen, waren seine Finger zu zart, seine Nerven zu empfindlich. Der »Erdsegen« der Heimat, den

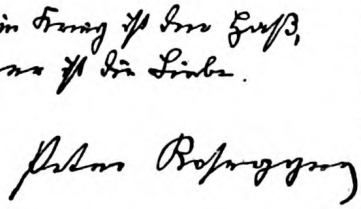


Aufn. R. Perscheid, Berlin

Richard Voß

er aus seinem Pommern nicht weniger kräftig hätte haben können, als Rosegger aus seiner Steiermark, ist ihm nie zuteil geworden, auch wenn er einmal — wie in dem Drama »Die neue Zeit« — den Stoff daher holte. In der Villa Falconieri bei Frascati fühlte er sich heimischer als an der Waterkant, und je höher die Hitze seiner nervösen Einbildungskraft den Luftballon seiner Romanhandlungen emportrieb, desto mehr fühlte er sich in seinem Element. Ein gut Stück Abenteuerromantik stak in ihm, und manchmal war man wohl gar versucht, an die verschollene Räuberromantik gewisser Romane des 18. Jahrhunderts zu denken, wenn sich diese ausschweifende Fremdstoffsucht auch gern mit den Gefühls- und Gedankenmoden des neuesten Tages schmückte. Als der Naturalismus in Nüchternheit zu versinken drohte, hatte ihr geborener und geschworener Widersacher Voß mit seinen romantischen und bewußt poetischen Büchern einen ausgleichenden Beruf zu erfüllen; als dann aber unsre durch die realistische Schule gegangenen Jungen zu freierer, blühenderer und bunterer Gestaltung zurückstrebten, waren wir froh, daß ihn seine exotische Stoffwahl, die jeden Maßstab der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit von vornherein abwehrte, dem Vergleich mit dieser ganz anders gearteten Romantik und Stilkunst enthob. Roseggers Andenken wird noch in uns fortleben mit dem frischen Schmelz und Duft einer bescheidenen Alpenblume, wenn die üppige Treibhausblüte der Richard Vossischen Poesie längst verwelkt und vergessen ist. F. D.

Ein Jugendbildnis Peter Roseggers



Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XLVII

Wandlungen in der Strategie — Vergeblicher Angriff Fochs — Sieg Hutiers — Mißlingen einer österreichisch-ungarischen Offensive

Wenn es auch zu allen Zeiten die Aufgabe des Feldherrn gewesen ist, den Feind wehrlos zu machen, um dadurch seinen Kriegswillen zu brechen, so sind die Mittel und Wege, dies Ziel zu erreichen, in den verschiedenen Epochen der Weltgeschichte doch nicht immer dieselben gewesen. Napoleon und Moltke konnten mit großen Schlägen und durch stürmisches Verfolgen des Geschlagenen bis in seine letzten Kraftquellen die Heeresmacht des Feindes binnen kurzem zertrümmern; Friedrich der Große, Ludwig XIV. und Gustav Adolf konnten ein solches Verfahren nicht einschlagen. Zu einer Kette von Schlachten und der Eroberung des feindlichen Landes waren ihre Heere zu klein und innerlich nicht fest genug zusammengesetzt; jene Feldherren mußten daher suchen, die feindliche Streitmacht nicht in mächtigen Streichen zu zerschlagen, sondern durch allerlei Mittel zu erschöpfen. Wer den Krieg am längsten aushielt, blieb Sieger: daher die lange Dauer jener Kriege im Gegensatz zu denen des 19. Jahrhunderts. Diese historische Bedingtheit der Kriegführung zeigt sich auch in der Gegenwart wieder. Die Mittel der Kriegführenden sind seit 1870 zu groß geworden, um sie in einigen großen Schlachten zu vernichten; Verluste von 100 000 Gefangenen, die vor fünfzig und hundert Jahren den Krieg entschieden oder der Entscheidung nahegebracht hätten, konnten in diesem Kriege mehrfach ersetzt und ertragen werden. Infolgedessen hat die Kriegführung auf das System Friedrichs des Großen zurückgreifen und nicht Niederschlagung, sondern Erschöpfung des Feindes zum Grundsatz erheben müssen. Nicht das feindliche Heer allein, sondern das ganze Volk gelte es zu überwältigen, hat Ludendorff einmal gesagt. Wie sehr in dieser Art des Kämpfens, in der die »Ökonomie der Kräfte« die Hauptrolle spielt, unsre Heeresleitung der feindlichen überlegen ist, lehrt der Augenschein: die uns zu Anfang weit überlegenen Mittel der Entente sind so zusammengeschmolzen, daß die unsrigen sie materiell erreichen, wenn nicht übertreffen. Offenbar hat diese Verringerung der feindlichen Kampfkraft die Strategie abermals verändert. Denn die feindlichen Hilfskräfte sind auf einen solchen Tiefstand gebracht worden, daß sie die Verluste nicht mehr vollwertig ersetzen können, es erscheint also möglich, sie in einigen glücklichen Schlachten so zu schwächen, daß die Entente die Unmöglichkeit des Sieges erkennen muß: das System Napoleons und Moltkes tritt für den letzten Abschnitt des Krieges wieder an die Stelle des friderizianischen.

Die Märzoffensive bezeichnet den Beginn dieser neuen Phase, und der bisherige Verlauf berechtigt zu der Hoffnung auf einen rascheren Gang der Ereignisse. Jeder Angriff hat der feindlichen Heeresmacht unverhältnismäßig mehr Opfer auferlegt als der unsrigen, neue Angriffsmöglichkeiten eröffnet und uns den Punkten, deren Verlust dem Feinde, wenn nicht tödlich, so doch überaus empfindlich ist, nähergebracht. Dem gewaltigen Ruck nach Westen mit der Front nach dem Kanal folgte der Sturm bis zur Marne, der die Verbindung zwischen Paris mit den Truppen an der Somme ebenso wie zwischen Reims und Belfort bedrohte, und in den letzten Wochen ist ein neuer mächtiger Schritt zur Trennung der westlichen Hauptarmee vom Mittelpunkt Paris getan worden.

Wenn wir das letztemal gesagt hatten, daß den Franzosen die Stellung der Armee Böhn zwischen Marne und Aisne wegen ihres Drucks auf jene Verbindung außerordentlich gefährlich erscheinen muß, so haben sie diese Anschauung durch große Gegenangriffe bestätigt. Eine Armee, die in dem Raume Paris—Compiègne versammelt worden war, sollte auf beiden Ufern der Aisne vorgehen, im gewaltigen Druck über Soissons hinauskommen und so den Hauptteil der Armee Böhn abschneiden. Indessen die so oft in Aussicht gestellte Gegenoffensive scheiterte gleich am ersten Tage (31. Mai), und in den folgenden Tagen wurden Fochs Truppen sogar über ihre Ausgangsstellungen zurückgetrieben. Aber damit begnügte sich die deutsche Heeresleitung nicht, bald drohte der angreifenden französischen Armee selbst eine Umgehung durch den rechten Flügel der Armee Hutier, die in den ersten Apriltagen westlich der Oise die Linie Montdidier—Lassigny—Noyon gewonnen hatte. Es war wohl von vornherein nicht beabsichtigt, in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Stellung lange zu verharren. Sie war eine Zufallsstellung, taktisch nicht günstig, da sie vom Feinde eingesehen werden konnte, während die feindliche im durchschnittenen Gelände geschützt lag. Ein Schritt vorwärts war also zwar schwierig, versprach aber eine erhebliche Verbesserung und lockte zugleich durch die Aussicht, einerseits Compiègne, den feindlichen Knotenpunkt für die aktive Verteidigung des Pariser Vorgeländes, unter Feuer zu nehmen und auf die Feinde zwischen Oise und Aisne einen Druck auszuüben.

Ob die Entschlüsse der Heeresleitung durch die französischen Offensivbemühungen auf dem linken Oise-Ufer mitbestimmt worden sind, wissen wir nicht, jedenfalls setzte der Angriff wenige Tage nach dem Stocken des Fochschen Versuchs ein und führte zu großen Erfolgen. Obgleich auf die Überraschung bei den Geländeverhältnissen verzichtet werden mußte, überrannten die Stürmenden dank der Überlegenheit der deutschen Artillerie doch die ersten Stellungen in kurzer Zeit und gewannen in zweitägigen zähen Kämpfen eine neue Linie, die sich von Montdidier über Merry nach der Matz zog und diesem Flüßchen bis zur Mündung in die Oise folgte (9./10. Juni). Dreitägige französische opferreiche Gegenangriffe blieben völlig vergeblich, obgleich sie nach gewaltiger artilleristischer Vorbereitung und unter Verwendung mehrerer hundert Panzerwagen unternommen wurden (12.—14. Juni). Jetzt sah die deutsche Stellung erheblich besser aus. Sie gewährte Einsicht in die französischen Linien, namentlich auf Compiègne, dessen Verkehrsanlagen auf etwa sechs Kilometer Entfernung unter Feuer genommen werden konnten; endlich sahen sich die Franzosen des linken Oise-Ufers in ihrer westlichen Flanke bedroht und gezwungen, ein beträchtliches Stück zurückzugehen (11. Juni). Die Möglichkeit für größere französische Operationen zwischen Oise und Aisne wurde damit aufs neue eingeschränkt, und als unmittelbar darauf die feindliche Linie auch von der Aisne bis in den großen Wald von Villers—Cotterets unter harten Verlusten zurückgedrückt wurde (12./13. Juni), schwand die Möglichkeit für eine große Gegenoffensive im Aisnegebiet immer mehr.

Starke Bruchteile des französischen Heeres waren in diesen Kämpfen schwer geschlagen worden — zwischen Montdidier und der Oise hatten allein 18 Divisionen gefochten — und hatten an 20000 Gefangene eingebüßt, so daß die Gesamtzahl der Gefangenen seit dem 21. März sich auf über 200000 erhob. Wie zwischen Marne und Aisne waren die Franzosen gezwungen, nun auch im Gebiet von Compiègne links der Oise große Streitkräfte bereit zu halten, um einem jeden Augenblick möglichen Vorstoß auf Paris den Weg sperren zu können. Abermals mußte Foch zu diesem Zweck tiefe Griffe in seine Reservearmee tun und andre Frontteile schwächen. Ein großer strategischer Erfolg: wenn die Deutschen hier nicht angreifen wollen, können sie mit einer Minderzahl eine Überzahl festhalten, da die Franzosen die mit einer Schwächung dieser Stellung verbundenen Gefahren nicht auf sich nehmen können. — Vergeblich haben die Franzosen seitdem sich in unaufhörlichen Angriffen von diesem Druck zu befreien gesucht.

An den andern Fronten gab es, wie immer, fast täglich Erkundungsstöße, hier und da, wie bei Chateau-Thierry und an der Somme, führten Franzosen, Engländer und Amerikaner auch größere Massen zu fruchtlosen Angriffen vor. Zur Verminderung der feindlichen Streitmacht haben diese Gefechte gewiß ebenfalls ihren Teil beigetragen.

Noch gewaltigere Kämpfe hat der andre Hauptkriegsschauplatz gesehen. Nachdem wochenlang zahlreiche kleine Gefechte geliefert worden waren, schritten unsre Bundesgenossen an zwei Hauptstellen mit großen Massen zum Angriff (15. Juni): im Berglande beiderseits der Brenta Conrad v. Hötzendorff, am Unterlauf der Piave auf der reichlich fünfzig Kilometer breiten Strecke zwischen Montello und Mündung der Feldmarschall Boroevic. Obgleich, wie die italienische Regierung triumphierend verkündet hat, tschechische Überläufer den bevorstehenden Angriff verraten hatten, hatte er doch guten Erfolg. Conrad bemächtigte sich einiger wichtiger Gebirgsstellungen, kam dann aber vor englisch-französischen Gegenstößen zum Stehen, Boroevic kam mit beträchtlichen Kräften an beiden Flügeln über den Strom und vermochte den Montello sowie die Landschaft zwischen Piave und Fossettakanal zu besetzen. Allen Gegenstößen der Italiener zum Trotz erweiterte er seinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anfangserfolg, und einige Tage lang hatten die Dinge ein günstiges Ansehen. Aber wenn der große Fluß schon das Vorgehen erschwert hatte, so zeigte er sich noch tückischer als Verbindungshindernis: ungeheure Regengüsse ließen ihn anschwellen und machten den regelmäßigen Nachschub unmöglich. Da eine moderne Schlacht beständig gewaltige Zufuhren an Mannschaften, Munition und Lebensmitteln verlangt, so gerieten die übergesetzten Truppen allmählich in eine gefährliche Lage, und Boroevic mußte sich zum Rückzug entschließen, um sie nicht durch die feindliche Übermacht aufreiben zu lassen (21./22. Juni). Auch Conrad mußte einige Tage später in seine Ausgangsstellung zurückgehen. Der Rückzug wurde in guter Ordnung unter geringen Verlusten ausgeführt, so daß man nur von einem durch anscheinend unberechenbare Zufälle mißglückten Versuch, nicht aber von einer Niederlage sprechen kann; um so weniger, da die Italiener weit höhere Verluste (50 000 Gefangene gegen 20 000) erlitten haben. Ein wirkliches Siegesbewußtsein scheint daher in Italien trotz allem Jubel über die vorübergegangene Gefahr nicht aufkommen. Allerdings hat General Diaz nach einer kurzen Pause seinerseits einen Angriff begonnen und namentlich die Flußmündung zum Ziel seiner Anstrengungen gemacht (1. Juli), aber noch keine Erfolge erreicht. Vielleicht ermöglicht die Abweisung dieser Versuche eine neue österreichisch-ungarische Offensive.

Immerhin hat die österreichisch-ungarische Armee die Entsendung weiterer Streitkräfte nach Frankreich wohl verhindert und so die bevorstehenden Kämpfe günstig beeinflußt. Wiederum erwarten Freund und Feind dort täglich neue große Ereignisse, und ihren politischen Schatten werfen sie bereits voraus: Clemenceaus Ansehen sinkt beständig, und englische Wortführer sehen sich veranlaßt, die Nation auf schwere Tage vorzubereiten, Lloyd George mit anscheinender Zuversicht, Asquith mit deutlichem Pessimismus.

Abgeschlossen am 5. Juli 1918

Der neue Jahrgang unsrer Monatshefte,

der 63., beginnt mit dem nächsten Heft, dem Septemberheft 1918, dem 745. der ganzen Reihe seit 1856. Wie alle deutschen Zeitschriften im fünften Kriegsjahr, so wird auch die unsrige sich den wirtschaftlichen Vorschriften, vor allem denen der Papierbeschränkung beugen müssen. Dieser Notwendigkeit den Stachel zu nehmen, gibt es nur eine Möglichkeit, und der wollen wir uns freuen:

doppelt strenge Auswahl in allem, was wir bringen, Erhöhung und Veredlung des geistigen und künstlerischen Inhalts.

Für dies unser Streben mag eine Auslese aus dem Inhalt des nächsten Heftes sprechen. Im Septemberheft werden wir u. a. bringen:

Grüner Rasen — blaue Wellen! Roman von Otto von Gottberg.
Die Insel. Novelle von Josef Ponten.
Der Hofpoet. Eine Geschichte aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Franz Karl Ginzkey.
Gotthardt Kuehl. Ein deutsches Künstlerleben. Von Prof. Dr. Georg Minde-Pouet (farbig illustriert).
Eine U-Boot-Fahrt im englischen Sperrgebiet. Von Dr. Gustav Eberlein (Zürich).
Aus dämmernder Ferne. Lebenserinnerungen von Timm Kröger.
Vom Taunus zum Wannsee. Fahrten eines Malers. Von Prof. Philipp Franck.
Das Stift Melk. Von Thomas West (reich illustriert).
Fremdländische Vögel. Von Dr. O. Heinroth (mit farbigen Abbildungen von Otto Wiedemann).
Girardi, der große Wiener Menschendarsteller. Von Rudolf Holzer.
Das Reich der Frau: Damenbücherzeichen. Plauderei von Richard Braungart (reich illustriert).
Wien-Berlin. Von Dr. Franz Servaes.
Usw.
Von Kunst und Künstlern.
Literarische Rundschau.
Der Weltkrieg. Zeitgenössische Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen).

Diese Beiträge werden, hoffen wir, alle unsre bisherigen Leser, für deren Treue wir danken, zu weiterem Bezuge der Zeitschrift einladen und uns zu den alten viele neue Freunde werben.

Verlag und Schriftleitung von Westermanns Monatsheften
Braunschweig und Berlin, Juli 1918.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

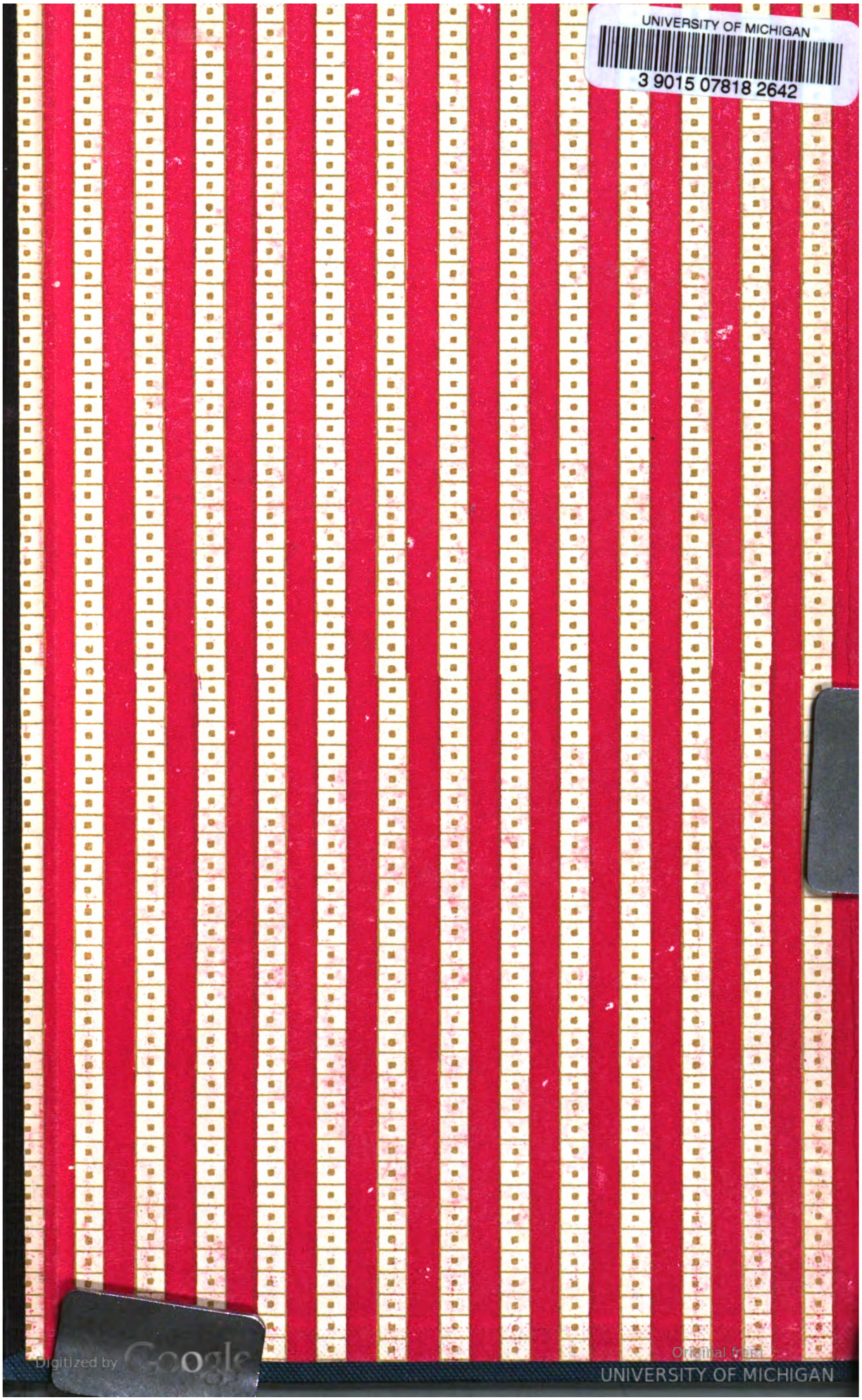
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

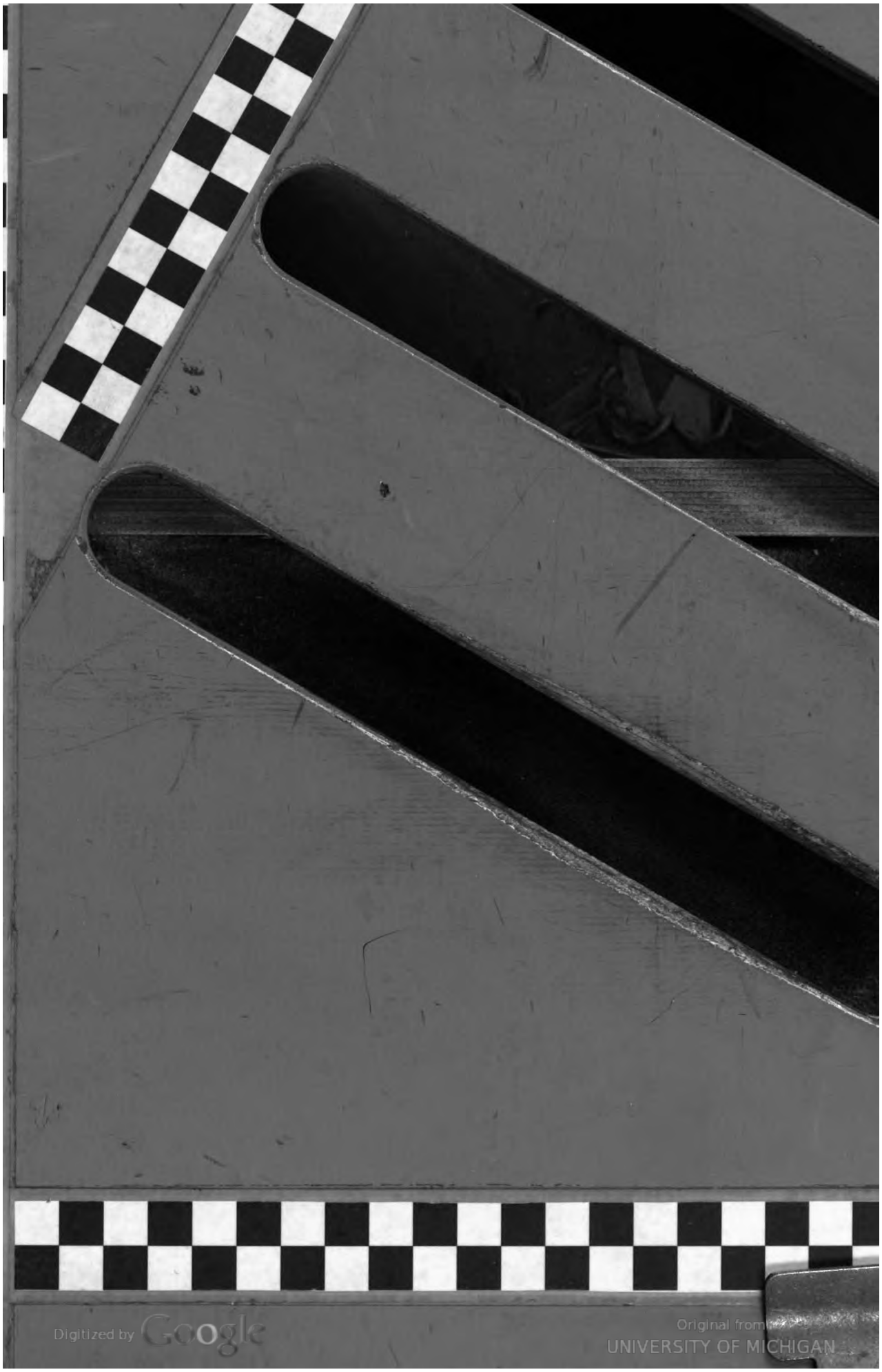
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2642
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

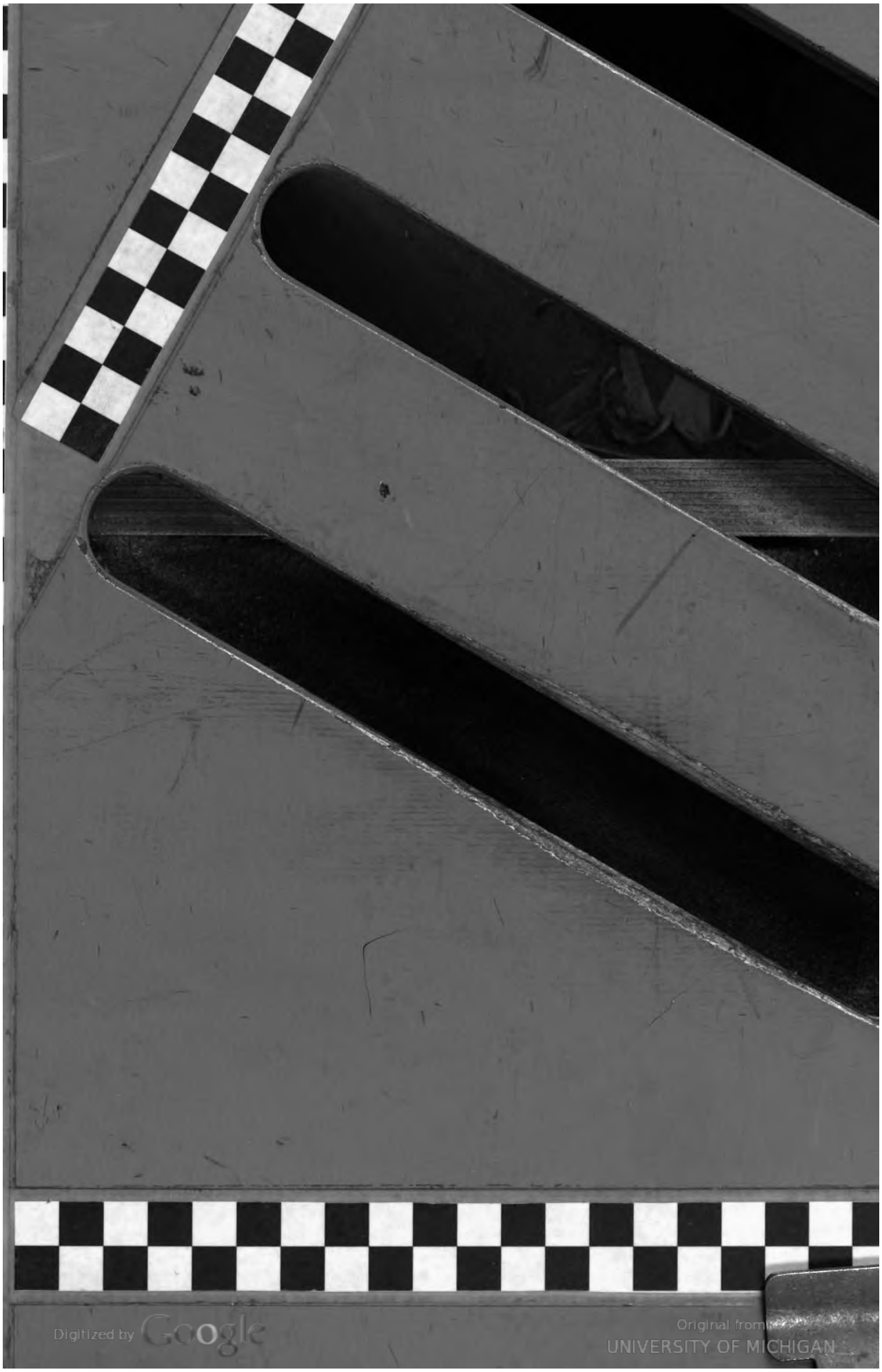
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

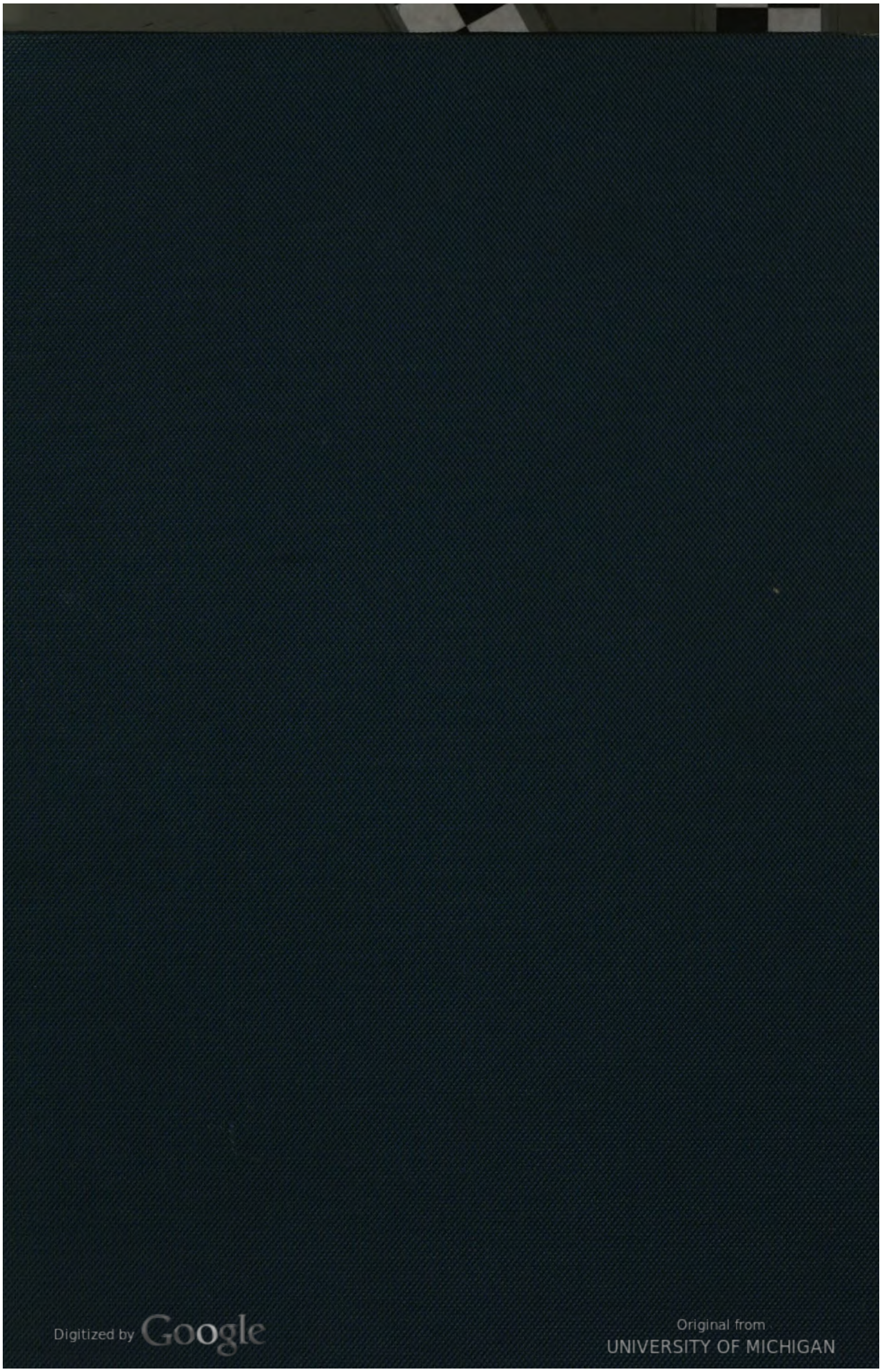


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 00:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182642
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google